



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

E
184
G3
D4
v.7-8



Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter.

„Die Vergangenheit ist die Mutter der Gegenwart.
Wir säen für unsere Nachkommen.“

Vierteljahrsschrift.

Herausgegeben von der

**Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft
von Illinois.**

WISCONSIN
HISTORICAL
SOCIETY

Preis per Jahr \$5.00. — Einzelhefte \$1.00.

Die Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft von Illinois.

No. 1401 Schiller Building, 109 Randolph Str.

Chicago, Ill.

1880
1880
1880

F856

E

184

. 254

155,87-13

63

21

v. 7-8

Inhalts-Verzeichniß

zum siebenten Bande der Deutsch-Amerikanischen Geschichtsblätter.
1907.

	Heft	Seite		Heft	Seite
Vormort zum siebenten Jahrgang	1	1	Ein Vorschlag zur Hebung des Deutschthums in Amerika	2	106
Anfänge des Drogenhandels und der Apothekerei in Chicago	1	2	Die ersten deutschen Einwanderer	2	107
Iowa Journal of History and Politics	1	15	Rev. Joseph Still. (Nachruf.) ..	2	105
Deutsche Nachkommen unter den Eroberern von Illinois ..	1	16	Wilhelm Voße. (Nachruf.) ..	3	117
Die Ermittelung des Volksthums der Einwanderer in die Ver. Staaten	1	17	Zwei kritische Bemerkungen ..	3	123
Der Pennsylvanische Deutsche Geschichte der Deutschen Quincys	1	31	August Russe. (Nachruf.) ...	3	131
do.	2	83	Familien-Geschichten und Stammbäume	3	132
do.	3	125	Die Deutschen im Bürgerkriege	3	134
do.	4	167	Die deutsche Presse in Wisconsin	3	136
Chicago vor 50 Jahren und die damaligen deutschen Architekten	1	37	Auf Aguinaldo's Fährten ..	3	143
Eine Illinois Staatszeitung aus dem Jahre 1852	1	42	do.	4	156
Dr. Albert Gihelbert Gert. (Nachruf.) ..	1	49	Antwort auf Herrn Brunden's Einwände	4	149
Pennsylvanisch-Deutsche Neujahrswünsche	1	51	Goldene Jubelfeier von Grand Island in Nebraska Hermann Heibredner. (Nachruf.)	4	155
Wilhelm Rapp. (Poetischer Nachruf.)	2	57	Eine Streitfrage der Geschichtsforschung und das Bildniß von Michael Hillegas auf dem neuen Zehn-Dollarschein	4	167
Wilhelm Rapp. (Nachruf.) ..	2	58	Die Röggers (Hochzeitsbitter) von Florissant, Mo.	4	175
Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft von Illinois. Siebente Jahresversammlung	2	62	G. Daenell, Geschichte der Ver. Staaten von Amerika Die deutsche Sprache. (Geschicht.)	4	178
Abraham Lincoln und das Deutschthum ..	2	65	Kleine Notizen	4	179
Gustav Körner, a Typical German-American Leader ..	2	76	do.	1	47
Kurzer Lebensabriß eines achtundvierziger politischen Flüchtlings	2	89	do.	1	52
do.	3	139	do.	2	106
do.	4	152	do.	2	113
Michael Hillegas, der erste Schachmeister der Ver. Staaten	2	97	Vom Rühertisch ..	1	52
Das Deutsche Lied. Gedicht. ..	2	105	do.	2	113
			do.	4	180
			Mitglieder-Liste	1	53
			Beilage.		
			Deutsche und deutsche Nachkommen in Illinois und den östlichen Nord-Centralstaaten	3	—
			do.	4	—

31



„Die Vergangenheit ist die Mutter der Gegenwart.
Wir säen für unsere Nachkommen.“

Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter.

Siebenter Jahrgang.

Die „Deutsch-Amerikanischen Geschichtsblätter“ treten mit diesem Hefte ihren siebenten Jahrgang an in der frohen Erwartung, daß ihre bisherigen Gönner und Mitarbeiter ihnen auch ferner ihre Unterstützung nicht versagen werden.

Wie im Oktober-Hefte angekündigt, wird zwar auch fernerhin mit der Veröffentlichung einzelner Momente aus der Geschichte der Deutschen in Illinois und ihrer Bethätigung in einzelnen größeren und kleineren Gemeinwesen fortgefahren werden, doch ist es die Absicht, im Laufe des Jahres mit der Veröffentlichung einer zusammengefaßten Geschichte des Deutschen Elements in Illinois zu beginnen, — so zwar, daß die einzelnen Abschnitte sich nach der Vollendung aus den „Geschichtsblättern“ abtheilen und zu einem Bande werden vereinigen lassen. Doch wird damit erst im Juli-Hefte der Anfang gemacht werden können.

Die Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft von Illinois fühlt sich, nach den vielen ihr von berufener Seite zugegangenen Aussprüchen der Anerkennung, berechtigt, auf das mit den sehr geringen ihr zu Gebote stehenden Mitteln bisher Geleistete mit Genugthuung zurückzublicken, und für die Zukunft nicht nur die bisherige, sondern weitere kräftige Unterstützung ihrer Arbeit zu beanspruchen. — Achtungsvoll,

für die Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft von Illinois:

Der Verwaltungsrath.

Aufänge des Droguen-Handels und der Apothekerei in Chicago.

Aus den Archiven der Chicagoer Apotheker-Veteranen-Gesellschaft, zusammengetragen von deren Historiker
Albert G. Ebert.*)

(Mit Erlaubniß des Verfassers.)

Unter dem Titel "Early History of the Drugtrade of Chicago" hat der kürzlich verstorbene Historiker des Chicagoer Apotheker-Veteranen-Vereins, Herr Dr. Albert G. Ebert, der im J. 1841 als junger Knabe mit seinem Vater, dem Landschaftsgärtner Johann Ebert aus Sachsen, nach Chicago kam, eine hochinteressante historische Abhandlung in englischer Sprache geschrieben, die von der Historischen Gesellschaft des Staates Illinois in ihren Publikationen (VIII., S. 237—274, und X., S. 229 bis 260) veröffentlicht worden ist, und die hier, da sie auch von den ersten deutschen Apothekern Chicagos handelt, und einen höchst werthvollen Beitrag zur anfänglichen Geschichte Chicagos überhaupt liefert, mit Erlaubniß des Verfassers wenigstens theilweise wiedergegeben sei.

Wie Herr Ebert sehr richtig bemerkt, kann man die Geschichte einer Gruppe von Pionieren nicht schreiben, ohne auch die Geschichte anderer Dinge zu berühren, und so berichtet er denn schon in der Einleitung mit verzeihlichem Stolz, daß unter Chicagos ersten Apothekern sehr fortschrittliche Leute gewesen seien, und daß Chicago eigentlich in einer Apotheke geboren sei. Denn in einer solchen sei die erste Versammlung abgehalten, die zur Organisation und Incorporation der Village Chicago führte. Und ein Arzt und Apotheker, Dr. David Brainard, sei es gewesen, auf dessen Rath die über den anderen Figuren auf dem Stadt-Siegel Chicagos schwebende Wolke in die Wiege eines strammen Säuglings verwandelt wurde.

Er erzählt dann weiter, daß der Name Chicago bis zum Jahre 1830 eine etwas unbestimmte Fertlichkeit bezeichnet habe. Denn er habe sowohl dem Fluß und der

ganzen Gegend um ihn herum, wie der kleinen Niederlassung an seinen Ufern gegolten. Im J. 1830 erst habe letztere begonnen, das Wesen eines Ortes anzunehmen. Der Illinois- und Michigan-Canal hatte einige Jahre vorher seine Landsehung erhalten, und kraft ihrer Vollmacht begannen damals die Canal-Commissäre der projektirten Strecke entlang Orte anzulegen, und als einen der ersten darunter Chicago. Am 4. August 1830 wurde der vom Canal-vermesser James Thompson angefertigte Plan öffentlich bekannt gegeben. Die ersten Canal-Commissäre waren Dr. Gershom Jayne, Arzt und Apotheker in Springfield, Edmund Roberts aus Mankaskia, und Charles Dunn.

Wis dahin hatte in der Anlage des Orts nur geringe Ordnung geherrscht. Der Geschäftstheil beschränkte sich hauptsächlich auf die Südseite der Süd-Waterstraße; und die Geschäftshäuser saßen mit ihrer Front auf den Fluß, dessen damals noch reines Wasser langsam dem See zufließt, in welchen er, in der Nähe der heutigen Mußbstraßen-Brücke durch eine Sandbank abgelenkt, am Fuße der Madisonstraße mündete. Die wenigen Wohnhäuser, die nicht an der Süd-Waterstraße standen, lagen in weiten Abständen von einander die Lakestraße und die sie kreuzenden Straßen: Franklin-, Wells-, La Salle-, Clark- und Dearbornstraße entlang. Auf der Nordseite war die Prairie noch fast unberührt, — nur die kleinliche Heimstätte lag dort, und eine oder zwei Hockhütten anderer Pioniere. Auf der Westseite herrschte derielbe Stand der Dinge; nur an dem damals so benannten Wolf's Point, zwischen der Gabel des Flusses und gegenüber der an der Lake- und Süd-Waterstraße belegenen Post Office gab es eine

*) Siehe Todtenichau in diesem Heft.

kleine dichtere Niederlassung. Die Südseite erstreckte sich nur bis zur Madisonstraße, und auf dem Thompson'schen Plan ist die Nordseite nur bis zur Kingiestraße, die Westseite bis zur Desplainesstraße ausgelegt. Die Südseite wurde im Norden und Westen vom Fluß, im Süden von der Madisonstraße, im Osten von der Dearbornstraße begrenzt, von welder letzterer östlich die Fort Dearborn-Reservation lag. Die Madisonstraße war, ebenso wie die State- und die Desplainesstraße, noch unbenannt. Der Ort ging eigentlich, soweit Geschäfts- und Wohnhäuser in Frage kamen, östlich nicht viel über Dearborn- und südlich nicht über die Südseite der Washingtonstraße hinaus. Und noch gegen Ende der dreißiger Jahre hatte die Stadt die ihr in der Originalkarte gesteckten Grenzen nicht ausgefüllt.

Das Geschäft schob sich vom West-Ende der Süd-Waterstraße langsam östlich bis zur Dearbornstraße, von dort herum nach Lakestraße, und wandte sich dieser zu beiden Seiten entlang wieder westlich bis zum Knotenpunkt von Lake-, Süd-Water- und Marketstraße, von wo es ausgegangen war. Während dieser Zeit erhielten die Querstraßen Antheil an den neuen Läden, die sich mit der wachsenden Bevölkerung einstellten, und die bloßen Wohnungen wurden allmählich nach Süden gedrängt. Am Anfang der vierziger Jahre waren sowohl Süd-Waterstraße wie Lakestraße und die sie schneidenden Straßen schon ziemlich dicht mit Läden und hie und da mit Wohnhäusern besetzt. Während des Zeitraumes 1830—1840 gab es eine ziemliche Anzahl von Gast- und Kösthäusern, um die kommende und gehende Bevölkerung aufzunehmen, und in den ersten Jahren jenes Jahrzehnts fanden sich in den Querstraßen (heute würden wir sie Längsstraßen, und die Süd-Water- und Lakestraße Querstraßen nennen. Ann. d. Red.) zerstreut liegend Wohnhäuser, umgeben von großen Gärten und Grasplätzen.

Die Häuser an der Süd-Water- und Lake-

straße dienten, falls sie mehr als ein Stockwerk hoch waren, zugleich als Geschäfts-Lokal und Wohnung, gerade wie heute die Läden vielfach unten und die Wohnungen oben liegen, — nur ohne die heutigen Bequemlichkeiten. Wer außerhalb der unmittelbaren Nachbarschaft von Lake- und Süd-Waterstraße wohnte, hatte meist genügend Grund und Boden, um ein wenig Landwirthschaft zu treiben. Noch im Anfang der vierziger Jahre war der Platz, wo heute das Auditorium-Hotel steht, ein Kartoffelfeld, das als der Stadt erheblich fernliegend angesehen wurde.

Aber diese kleinen Rüchengärten erwiesen sich als ein Glück für das Kind Chicago. Denn, wie der Verfasser bemerkt: Sie halfen über die Finanzkrisis von 1837 und die folgenden trüben Jahre hinweg, als Niemand Geld besaß und Jeder Schulden hatte, und die ganze Ortschaft in sehr erheblichem Maße von dem abhing, was der Boden hervorbrachte.

Herr Philo Carpenter, der erste Apotheker Chicagos, erzählt, daß, als er 1832 nach Chicago kam, die Straßen zum Theil abgesteckt, aber noch nicht eingeebnet gewesen wären, ja daß nicht einmal ein Damm aufgeworfen war. Die Hauptstraße war entlang der heutigen Süd-Waterstraße, und erstreckte sich vom Fort nahe der heutigen Flußmündung westlich bis zu Russell Hancock's Blockhütte an einem tiefen Einschnitt ungefähr da, wo heute die Statestraße den Fluß kreuzt. Herr Hancock hatte einen Baumstamm als Brücke über die Rinne gelegt; aber die öffentliche Straße ging um dieselbe herum und dann nordwestlich bis zur Blockhütte von Geo. W. Dole an Süd-Water- und Clarkstraße und dann westlich bis P. J. W. Beck's Brettergebäude, dem ersten der Art in Chicago, an der Ecke von La Salle- und Süd-Waterstraße. Von hier ging die Straße in gleicher Richtung nach einem der Flußgabel gegenüber liegenden Punkte, wo die Post-Office gelegen war, die sich damals in den Händen von Postmeister

John L. C. Hogan befand. Sie lag am Zusammenstoß von Market-, Lake- und Süd-Waterstraße, und gerade südlich, an der anderen Seite von Lakestraße, an der Ecke von Lake- und Marketstraße stand eine Mark Waubien gehörige kleine Blockhütte, die zeitweilig als Wirthshaus benutzt wurde. Sie war nur 16 Fuß breit und 20 Fuß lang, und von James Kinzie gebaut worden. Als das Town ausgelegt wurde, fand sich, daß diese Hütte mitten in der Straße stand, und sie mußte deshalb auf die Ecke zurück geschoben werden.

Der Geschäfts-Mittelpunkt des Ortes lag zu jener Zeit und auch noch ein paar Jahre später nahe der Flußgabel. Die Straßen waren nichts wie Landwege und noch dazu schlechte. Der Verkehr darauf bestand hauptsächlich aus Farmer-Wagen, die mit landwirthschaftlichen Erzeugnissen beladen waren. Ein häufig wiederkehrendes Bild waren in den Dreck gesteckte Warnungstafeln mit der Aufschrift: „Kein Grund hier.“

A. Sprout, der damals der Schulmeister in Chicago war, beschrieb vor einigen Jahren in einem Briefe an die „Chicago Tribune“ die damaligen Straßen in Chicago in folgender Weise:

„Die Straßen des Dorfes bedeckten sich im Herbst bald mit Schlamme. Er war stellenweise mehr als anderthalb Fuß tief, und reichte in der Mitte der Straße den Wagen bis an die Achsen. Als Fußweg diente eine einzige von einem Hause zum andern gelegte Planke. Ich pflegte die kleineren Schüler nach und von der Schule auf meinem Rücken zu tragen, weil ich nicht wagte, sie der schlüpfrigen Planke anzuvertrauen. Einmal glitt ich aus und fiel mit dem Kleinen in den Armen in den tiefen Dreck. Nur mit Mühe arbeitete ich mich, mit Hinterlassung beider Ueberdruhe, wieder heraus.“

Ueber den Eindruck, den Chicago 1833 machte, schrieb der „Rambler“, ein englischer Reisechriftsteller:

„Dieser kleine Ort-Pilz liegt in einem völlig ebenen, meist aus Wiesenland beste-

hendem Landstrich an einem Punkte, wo ein kleiner Fluß, dessen Quellen in der nassen Jahreszeit mit denen des Illinois-Flusses zusammenfließen, in den Michigansee mündet. Die kleine Ortschaft liegt hauptsächlich auf dem rechten Ufer des Flusses, oberhalb des Forts. Als den Offizieren und Commissären im Range nächststehend sind gewisse ansässige Ladenbesitzer und Kaufleute zu verzeichnen, die Kundschaft und Gewinn von neuen Ansiedlern in der Nachbarschaft oder noch weiter westlich strebenden Durchzügeln erwarten. Dazu ein oder zwei Doktoren, zwei oder drei Advokaten, ein Land-agent und fünf bis sechs Hotelbesitzer.“

Zum Jahre 1833 wurde die jetzige Flußmündung durchgestochen. Das machte einen Schiffs-Hafen möglich, denn zu beiden Seiten der Sandbank war das Wasser tief genug dafür. Es war deshalb für's Erste nur nöthig, die Sandbank an der Stelle der jetzigen Flußmündung zu durchstechen, und den Kanal vor nachträglicher Verlandung zu sichern. Diese Anlage war für die Zukunft der Stadt von der höchsten Bedeutung.

Zum J. 1831 bestand die Bevölkerung Chicagos, die Indianer und Halb-Indianer nicht eingerechnet, aus 60 Personen; 1832 gab es schon fünf Läden und 250 Einwohner, und 1833 hatte die Bevölkerung sich zur Höhe von 350 aufgeschwungen. Von den fünf Läden waren zwei Droguenhandlungen, aber wie die andern führten sie Waaren aller Art. Alle fünf verkauften Grocer's Droguen und Farbstoffe.

Den ersten Zeitungen verdanken wir ein gut Theil der Auskunfts, die sich über die Pioniere unter den Apothekern und die ersten Apotheken hat erlangen lassen. Denn diese Kaufleute waren die Hauptstützen der Zeitungen als Anzeigekunden, Mitarbeiter und Leser. Das Erscheinen der ersten Zeitung in Chicago war deshalb ein Ereigniß von großer Bedeutung. Das war der „Chicago Democrat“, der am 26. November 1833 von John Calhoun herausgegeben wurde. Es war ein Wochenblatt, und seine

erste Office war an der Ecke von Clark- und Süd-Waterstraße. Es ging 1836 in die Hände von „Yong“ John Wentworth über. Die zweite Zeitung in Chicago war der „Chicago Weekly American“; sie wurde im Sommer 1835 als Mundstück der Whigs von T. C. Davis gegründet. Interessant ist, daß der „Democrat“ sein Erscheinen vom 1. Januar bis zum 20. Mai 1835 einstellen mußte, weil er kein Papier hatte. Der von ihm bestellte Vorrath war vor Schluß der Schifffahrt nicht eingetroffen.

Die erste öffentlich fähre wurde im September 1833 am Fuße der Dearbornstraße installiert. Vor jener Zeit hatte Mark Beaubien eine Privatfähre an der Lakestraße. Clarkstraße und Lakestraße erhielten später Fähren. Erst 1844 wurde — an der Dearbornstraße — die erste Zugbrücke gebaut.

Am 3. 1834 begann die große Landblase, die 1837 schrecklich plakte. Die Abtretung der Indianer-Ländereien, die Entfernung der Indianer, das Illinois-Michigan-Canal-Projekt, und die Fluth von Papiergeld, das von der Bank von Illinois und ihrer Chicagoer Filiale ausgegeben worden war, wie das Papiergeld östlicher und südlicher Banken hatten eine waghalsige Spekulation hervorgerufen, die das Land in und um Chicago auf für die Zeit geradezu verrückte Preise steigerte. Baustellen brachten \$1000 bis \$15,000, und die ganze Umgegend von Chicago wurde auf dem Papier in Town-Lots ausgelegt. Die Kenntniß von dem fruchtbaren Gebiet im Westen, der beständige Durchzug von Emigranten nach diesen Ländereien, die von Chicago aus versorgt werden mußten, halfen die Spekulation schüren. Nachdem die Blase geplatzt war, wurden die Baustellen verkauft für was man geben wollte, und häufig brachten sie nichts. Wer den zehnten Theil dessen erhielt, was er bezahlt hatte, wurde als besonders glücklich betrachtet.

Peter Prunne & Co., Dr. Valentin Poyer u. A. waren Contractoren und Lieferanten für den Illinois- und Michigan-

Canal. Dies Unternehmen verursachte ihren Bankrott, wie den fast aller Anderen, die sich damit eingelassen hatten.

Das erste Chicagoer Hotel war Mark Beaubien's schon erwähnte Blockhütte. Dicht daneben wurde Anfangs der dreißiger Jahre das Sauganash-Hotel errichtet. Auch das Tremont-House, an der Lake und Dearbornstraße, aber an der Nordwest-Ecke, wurde 1833 errichtet, und bald nachher von der Familie Couch angekauft. Es brannte 1839 ab, wurde 1840 schräg gegenüber, auf der Südost-Ecke, neu errichtet, brannte 1849 ab, wurde auf derselben Stelle 1850 wieder aufgebaut, brannte wieder 1871 ab und wurde wieder aufgebaut.

Die erste Volkszählung in Chicago wurde 1837 vorgenommen, und ergab eine Bevölkerung von 4170, 398 Wohnhäuser, vier Waarenspeicher, 29 Drygoodsläden, 5 Droguenhandlungen, 10 Trinkstuben, 26 Grocerielläden, 5 Kirchen und 2 Buchhandlungen, 20 Doktoren, 17 Advokaten, 25 Werkstätten, 1 Brauerei, 1 Sägmühle und eine Mahlmühle. Man brauchte 20—30 Tage, um von Chicago nach New York zu kommen, und die regulären Frachtpreise zwischen beiden Orten betrugen \$1.50 pro 100 Pfund über die Seen, den Erie-Canal und den Hudson-Fluß.

Wann die ersten medizinischen Vorräthe in Chicago anlangten, ist nicht genau bekannt. Wahrscheinlich aber brachte sie Dr. John Cooper, der im 3. 1810 Gehülfe des Wundarztes in Fort Dearborn war. Dr. Cooper verließ das Fort im folgenden Jahre, und erhielt zum Nachfolger Dr. Isaac van Voorhis, der zu den Opfern des Gemebels am 15. August 1812 gehörte. Der nächste Arzt, der auf dem Schauplatz erschien, war Dr. Alexander Wolcott, der 1820 zum Indianer-Agenten in Fort Dearborn ernannt worden war. Er hatte unter seinen Vorräthen auch einen kleinen von Arzneien, und dispensirte sie selbst, wenn erforderlich. Er behielt den Posten bis zu seinem 1830 erfolgten Tode. Drei andere

Ärzte waren während seiner Amtszeit im Fort angestellt. Im J. 1820 war Dr. Thomas F. Hall Hülfсарzt, blieb aber nur ein Jahr. Vom 3. October 1828 bis 14. December 1830 war Dr. C. A. Finley Hülfсарzt, der für die neu einzurichtenden und wieder zu besetzenden Posten geeignete Hospital-Einrichtungen mitbrachte. Im Mai 1830 kam aus eigenem Antriebe Dr. Elijah Dewey Harmon nach Chicago, ohne von der Regierung gesandt zu sein. Am 15. Juli 1831 langte F. J. W. Peck an, und eröffnete einen Laden für Alles. Unter den von ihm zum Verkauf ausgetretenen Waaren befanden sich Aloe, Alaun, Borax, Eisenvitriol, Glauber- und Epsom-Salz, Schwefel und Farbstoffe. Am 17. Juni 1832 traf der Hülfсарzt G. F. de Camp mit zwei Compagnien Soldaten ein, und am 10. Juli darauf kam auf dem Schooner „Sheldon Thompson“ General Scott mit seinen Truppen.

Dann begann, wie der Verfasser sagt, die eigentliche pharmaceutische Geschichte von Chicago. Denn General Scott's Truppen hatten die Cholera mitgebracht.

Die schon im Fort befindlichen Soldaten wurden sofort isolirt und unter Aufsicht von Dr. Harmon gestellt, der seinen Erfolg in der Behandlung der wenigen Fälle, die unter den ihm zugewiesenen Truppen vorkamen, der Thatfache zuschrieb, daß er kein Calomel verwendete.

Acht Tage nach Ankunft General Scott's kam Philo Carpenter, ein junger Neu-Engländer, der vorher einen Drug-Store in Troy gehabt und denselben verkauft und einen Vorrath von Arzneien nach Fort Dearborn zu Schiff voraus geschickt hatte. Er selbst reiste mit der Bahn nach Schenectady, auf dem Erie-Canal bis Buffalo, mit Dampfer nach Detroit, auf einem Wagnerswagen nach Niles, von dort auf einem Ewer nach St. Joseph, und fuhr von dort auf einem Ruderboot mit einem Begleiter, Namens George W. Snow, um die Spitze des Sees herum nach Chicago, wo er nach einer aben-

tenerlichen Fahrt am 17. Juli 1832 eintraf. Er stellte sich sofort zum Beistande in der Verpflegung der Kranken, hatte das Glück, gleich am ersten Tage einen schon als todt erachteten Soldaten vor verfrühter Beerdigung zu bewahren, und erwarb sich in dieser bösen Zeit als Krankenpfleger und Apotheker großes Verdienst.

Nachdem im August seine Kisten angekommen waren, eröffnete Philo Carpenter in Mark Vambien's Blockhütte an der Nordost-Ecke von Lake- und Marktstraße, das einzige Gebäude, das zur Zeit leer stand, die erste wirkliche Apotheke in Chicago. Sie dorthin zu legen, kostete Herrn Carpenter keine geringe Ueberwindung. Denn dicht daran stieß das Schauffzimmer des Sangamash-Hotels, in dem es Tag und Nacht lustig und laut herging, und — Carpenter war strift enthalten und ein heftiger Feind aller Spirituosen. Aber Noth bricht Eisen. Indessen verlegte er das Geschäft schon Ende 1832 oder am 1. Januar 1833 nach einer Geo. W. Dole gehörigen Blockhütte an der Süd-Water- und Clarkstraße, worin vorher Newberry und Dole ein Commissionsgeschäft betrieben hatten, und blieb dort bis zum Herbst 1833, d. h. bis zur Fertigstellung des von ihm an der Süd-Waterstraße, 80 Fuß östlich von Wellsstraße errichteten, 40 Fuß breiten und zwei Stockwerke hohen Gebäudes, für das er das Bauholz mit Ochsenfuhr von Indiana hatte kommen lassen müssen. Für den Grund und Boden hatte er \$75.00 bezahlt. Das Gebäude war für zwei Läden eingerichtet. Er selber behielt den westlichen, und vermietete den östlichen an die Buchhandlung von Russell & Clift.

Die Buchhändler der damaligen Zeit waren die bevollmächtigten Agenten einer großen Anzahl von Patent-Medikinen. So kündigt Stephen F. Wall, einer der ersten Buchhändler, in seinen Anzeigen an, daß er der alleinige Agent für Brandreth's Pillen sei, und daß Apothekern deren Verkauf nicht anvertraut würde. Russell & Clift waren

die Agenten für „Morrijons Vegetable Pills“. Die Buchhandlungen verkauften damals auch Zahnbürsten, Rämme und ziemlich alles das, was man heute vorzugsweise in den Apotheken kauft.

Carpenter's ursprüngliche Absicht war, ausschließlich Apotheker zu sein. Aber die zur Zeit obwaltenden Verhältnisse zwangen ihn, das Feld seines Geschäfts zu erweitern. Gründe dafür gab es verschiedene. Ein zweiter Droguen- und allgemeiner Laden, der von Peter Pruyne & Co. — war im J. 1833 eröffnet worden, und der Ort war noch nicht groß genug, um zwei Läden durchzuhalten, die nur dem Verkauf von Medicinen oblagen, ja nicht einmal groß genug, um nur einen davon gebührend zu unterstützen. Der Schätzung zufolge betrug die Bevölkerung Chicagos im J. 1833 nur 350, so daß die Droguisten, um über den Nothbedarf zu verdienen, andere Waaren führen mußten. Außerdem führten die anderen Läden Grocer's Droguen und Farbstoffe, und in Folge der großen Seltenheit von Baargeld wurde ein großer Theil des Geschäfts nach dem „Store-pay“ (Ladenzahlung) benannten System gemacht. Die Farmer und wer sonst was zu verkaufen hatte, tauschten ihre Waare in den Läden für ihre Bedürfnisse ein. Der betreffende Ladenbesitzer mußte dann die auf diese Weise eingehandelten Waaren in für ihn möglichst vortheilhafter Weise abzugeben suchen. Dadurch war ein jeder Geschäftsmann, der sich nicht ausschließlich auf ein Creditgeschäft einlassen wollte oder konnte, in kurzer Zeit geradezu gezwungen, mit allem und jedem zu handeln.

Welcher Art das Lager war, das die ersten Droguisten führten, erhellt aus einer im „Chicago Democrat“ vom 26. November 1833 von Carpenter erlassenen Anzeige. Danach führte er eine allgemeine Auswahl von Droguen, Arzneien, Oelen, Farben und Farbstoffen; sowie von trockenen Materialwaaren, Fensterglas, Nägeln, Eisenwaaren, Schuhen und Stiefeln, fertigen Kleidern,

Leder und Allem, was sonst in einem Laden für Alles zu haben sei. Das Concurrrenzgeschäft führte ungefähr dieselben Waaren.

Der schon früher erwähnte Mangel an Baargeld war für dies System gleichfalls mit verantwortlich. In der Zeit, von welcher wir sprechen, war sehr wenig amerikanisches Gold im Umlauf. Das Goldgeld, das es gab, waren englische ganze und halbe Sovereigns, und der französische Louis d'Or. Das Silbergeld bestand hauptsächlich aus mexikanischen Münzen, und wurden das New Yorker Sixpence-, Schilling- und Zweischillingstück genannt. Waren die Stücke sehr abgenutzt, so wurde ein X darüber gefrast, und dann galten die Halb-, die Schilling- und Zwei-Schillingstücke 5, 10 und 20 Cents, statt 6, 12½ und 25 Cents.

Thompson's „Banknote Reporter“ war die Autorität für den Werth und die Echtheit allen Geldes, des metallenen wie papiernen. Vor 1835 bestand das Umlaufgeld aus so gut wie nichts anderem, als dem eben erwähnten Silber und den Traders Slips, für die man Waaren kaufen konnte. Im J. 1834 indeffen, als die Landblase begann, machte sich die Nothwendigkeit von mehr Umlaufgeld schärfer geltend, und die Banken begannen Papiergeld auszugeben. Die Staatsbank von Illinois gab Papiergeld aus, und eröffnete eine Filiale in Chicago, deren einer Direktor Peter Pruyne war. Die Banken im Süden und Osten gaben Papiergeld aus, das seinen Weg nach dem Westen fand. Das Town stellte Scheine (scrip) aus, mit denen man Steuern bezahlen konnte; die Kaufleute gaben Zettel aus, gut für ungefähr Alles — von einem Nachlogis bis zu einem Schluck Whisken. Canal-Anweisungen waren viel im Umlauf, und Anweisungen des Staats-Auditeurs sehr beliebt. Von all' diesem Gelde war einiges gut, — der Rest mehr oder weniger schlecht oder völlig werthlos.

Die Chicagoer Filiale der Staatsbank wurde im December 1835 eröffnet, und

machte, wie die Staatsbank und alle ihre Filialen, 1837 total Bankrott. Dies einige der Uebelstände, mit denen die ersten Geschäftsleute, die Droguisten sowohl, wie die andern, zu kämpfen hatten.

Von einschneidender Bedeutung war die Fracht- und Transportfrage. Eisenbahnen gab es noch nicht, und der Seeverkehr wurde fast ausschließlich durch Segelschiffe vermittelt. Unter guten Bedingungen brauchte ein Brief 14 Tage nach New York; Fracht von New York nach Chicago viel längere Zeit, und ihre Ankunft ließ sich nie berechnen.

Die erste Sendung westlicher Produkte nach dem Osten — sie bestand aus Ochsenfett, Säuten und 210¼ Pfd. Wachs — ging am 17. April 1833 auf dem Schooner „Napoleon“ ab. Der Versender war Geo. W. Dole, der noch in demselben Herbst eine Partie Ginfeng und Leinsamen abschiedte. Vierzehn Jahre später — 1847 — wurden aus dem Chicagoer Hafen ausgeführt 5390 Pfund Wachs, 2262 Bushel Leinsaat, 520 Bushel Senfsamen und 3625 Pfund Ginfeng, und die Einfuhr an Droguen und Arzneien nach Chicago hatte in jenem Jahre einen deklarirten Werth von \$92,081.41. Die stehende Anzeige eines Chicagoer Großhändlers in Droguen in jenem Jahre lautete: „Verlangt: 1000 Pfd. Wachs, 1000 Pfd. Ginfeng-Wurzel, 500 Pfd. Safran, 1000 Pfd. Senega-Schlangenzwurzel.“

Im Juli 1833 wurde im Drugstore von Peter Prunne & Co. eine öffentliche Versammlung abgehalten, um zu entscheiden, ob das Town incorporirt werden solle. Dr. Edward S. Kimberly, der Apotheker der Firma und ihr Hauptpartner — er durfte aber als solcher nicht erscheinen, weil er auch die ärztliche Praxis ausübte, war der Sekretär. Es fielen 12 Stimmen für Incorporirung und eine dagegen. Bei der im folgenden Monat stattfindenden Wahl stellte sich heraus, daß Chicago 28 stimmberechtigte Wähler zählte, wovon 13 Candidaten waren. Gewählt wurden T. A. W. Owen,

Geo. W. Dole, Madore B. Beaubien, John Miller und E. S. Kimberly. Philo Carpenter erhielt nur eine Stimme.

Von den vier Drugstores — der Reihe ihrer Eröffnung nach: Philo Carpenter, Peter Prunne & Co., W. S. u. S. F. Clarke, und Frederick Thomas, — die vor 1837 in Chicago waren, überstanden nur Carpenter und Clarke & Co. die Krisis; in den Jahren 1838 und 1839 kamen wieder zwei weitere Drugstores — die von L. M. Voyer und Sidney Sawyer hinzu. Auch sie verkauften alles Mögliche.

Der erste Versuch, ein ausschließliches Droguen-Geschäft zu führen, wurde im J. 1845 von Stebbins & Rand gemacht. Ihnen folgten während der nächsten Jahre auf demselben Felde Brinkerhoff & Benton, F. Scammon, Sears & Bay, Lewis Warlick, Hy. Bowman & Co., Friedrich Rosenmerkel und George Vormann.

Unter diesen stoßen wir auf die ersten deutschen Apotheker.

Die Ehre, deren Pionier gewesen zu sein, gebührt Herrn Friedrich Rosenmerkel.

Von Interesse, wenigstens für die jüngere Generation der Apotheker dürfte sein, was Herr Ebert von dem Inhalt der Apotheken und deren Verkäufen zu berichten weiß. Darnach hielten dieselben mehr Droguen, Chemikalien, Malerfarben, Oele, Lacke und Färbstoffe auf Lager, als heutzutage, denn die Leute suchten in der Apotheke Alles, was nicht im Schnitt- oder Materialwaarenladen zu haben war.

Die Apotheken hatten nicht nur die Landärzte mit Arzneien zu versorgen, sondern auch an die Kaufleute im Lande und die Holzschlägereien Dinge wie Ricinusöl, Olivenöl, Citronen-, Pfefferminz-, Kaneel- und Wintergreen-Essenz; Britisches Oel, Waterman's Tropfen, Turlington's Balsam, Godfrey's Cordial, „Condition“-Pulver, Seidlitz-Pulver, Soda-Pulver, Chinin, Calomel, „Blue Mass“, Aloe, Opium, und die allgemein angewandten Wurzeln und Kräuter, wie Wasserhanf, Audora, nicht zu ver-

geffen die damals bekannten Patentmedizinen, und die sogenannten Grocer's Droguen, wie Borax, Opium- und Glaubersalz, Eisenvitriol, Soda, Alaun etc. zu liefern. Die Farmer zahlten statt mit Geld mit Wachs, Ginieng-Wurzel, Glachs- und Hanfsamen etc. Groß war in jenen Zeiten die Nachfrage nach englischen und französischen Droguen und Chemikalien, namentlich nach englischem Calomel und französischem Chinin, obgleich dieses Calomel nicht immer frei von Sublimat war; während der sechziger Jahre wurden mehrere Leute damit vergiftet.

Auch Patent-Medizinen spielten in den Verkäufen der Apotheken damals bereits eine große Rolle, obgleich die Buchhandlungen einen Theil derselben monopolisirten. Es gab schon damals sehr viele Patent-Medizinen, wie Bristol's Sarsaparilla, Sawyer's Rinden-Extrakt, Morrison's Gesundheitspillen, Lee's Englische Vegetabilische Pillen, Deven's Chelera-Elisir, Doctor Egan's Sarsaparilla u. s. w., u. s. w.

Ein viel begehrter Artikel war *Alaperyschlangen-Öl*, das in Fässern kam, und als das beste Mittel gegen Rheumatismus galt. Elephanten-Öl genoß den Ruf, ein besonders helles und ebenso gutes Licht zu geben, wie Sperma-Öl, und kostete ein Drittel weniger, als dieses. Im Februar 1841 zeigte Sidney Sawyer an, daß er soeben sechs Faß *Aloröl* erhalten habe. Was war das? Im Jahre 1852 zeigte John Sears *Seeeschlangenöl* als ein von der britischen, der schottischen und der amerikanischen Pharmakopoe als Mittel gegen Husten, Erkältung etc. bestens empfohlenes Mittel an. Etwa Leberthran?

Vetreffs der Lehrlinge schreibt der Verfasser: „Wenn es auch nicht üblich war, schriftliche Lehrbriefe anzustellen, so war doch immer ein mündliches oder schriftliches Uebereinkommen da, daß die Lehrzeit vier Jahre währen solle. Der übliche Lohn war \$100 im ersten Jahre und stieg mit jedem weiteren Jahr um ebenso viel. Apotheker-

lehrling zu sein, war in jener Zeit durchaus keine beneidenswerthe Stellung. Thatsächlich veranlaßte die damit verbundene schwere Arbeit viele, das Ende der Lehrzeit nicht abzuwarten, und zu andern Verufen überzugehen. Nur wenige der Apotheken hatten einen Hausknecht, und der Lehrling hatte dessen Arbeit zu thun. Er mußte den Laden fegen, täglich die Regale und Flaschen abstäuben, die Tische schrubben, die Fenster und die Flaschen waschen, die Droguen, Wurzeln und Rinden in der Mühle oder im Mörser pulverisiren etc., und sich der mühseligen Mischung der Quecksilber-Salben unterziehen. In den kalten Wintertagen pulverisirte er die Sarze; er besorgte alle Ausgänge, und mußte sich Allen nützlich zu machen suchen. Kam der Abend, so wurde von ihm erwartet, daß er die Pharmakopoe von Anfang bis Ende durchstudirte, und als die Sodaquelle eingeführt wurde, fiel ihm auch deren Bedienung zu.

Für die wissenschaftliche Ausbildung der Apotheker wurde in Chicago erst seit 1843 im Rush Medical College etwas gesorgt, nachdem schon im Winter 1840 Dr. John T. Temple öffentliche Vorlesungen über Chemie eingeführt hatte. Erst 1859 wurde die Pharmazeutische Schule durch Dr. F. Maäla u. A. gegründet.

Ueber den damaligen Ertrag der Apothekerei bemerkt Dr. Ebert, daß, wenn auch die ersten Versuche, diese allein zu betreiben, fehlgeschlagen seien, so folge daraus durchaus nicht, daß die Geschäfte schlecht gegangen seien. Er entnimmt dem Tagebuch eines der ersten Chicagoer Apotheker, der sein Geschäft im October 1838 mit einem Lager im Werthe von \$2000 eröffnete, die folgende Stelle:

„Es gelang mir ohne Mühe, während des Winters fast Alles mit großem Gewinn für Geld zu verkaufen. Im December 1838 oder Januar 1839 kaufte ich eine Parthie Droguen und Medizinen, die spät im Herbst noch angekommen waren, für ungefähr \$300. Auch die verkaufte ich während des

Winters mit gutem Profit, obgleich sie theuer eingekauft waren. Ende Januar bestellte ich in Boston eine Parthie Waaren, die ich über New Orleans schicken ließ. Sie langte ungefähr am 20. April hier an, und war Mitte des folgenden Monats fast ganz verkauft.“

Ueber die allgemeinen Geschäftsbedingungen in den fünfziger Jahren findet sich Folgendes:

Im J. 1852 erreichte die erste Eisenbahn vom Osten Chicago. Sie wurde von Miles in Michigan hierher gebaut und nannte sich die Michigan Southern und Northern Indiana-Bahn. Die nächste war die Michigan Central. Nachdem diese Bahnen in Betrieb waren, ließ sich natürlich die Waare von den östlichen Märkten leichter und schneller erlangen. Aber die Frachtpreise waren hoch, und die schweren Güter mußten deshalb über den Hudsonfluß, den Erie-Canal und die Seen gesandt werden; nur die leichten Waaren kamen per Bahn. Die Engros Händler und die größeren Kleinhändler pflegten im Herbst und bei Beginn des Frühjahr nach dem Osten zu reisen und dort persönlich ihre Einkäufe zu machen.

Die Waaren kamen hauptsächlich von New York und von Boston — die Droguen von New York, die fabrizirten Artikel von Boston. In New York wurde der Dollar in 8 Schilling, in Boston in 6 Schilling getheilt. Anfangs wurden auch viel Geschäfte mit St. Louis gethan, das damals die Metropole des Westens war.

Die Geldklemme, welche die verschiedenen Finanzkrisen zu Wege brachte, veranlaßte die Chicagoer Kaufleute zur Ergreifung verschiedener Mittel, um der hohen Wechselrate zu entgehen, welche die Banken im Osten berechneten. Eins derselben war, in den Chicagoer Brennereien Alkohol, der für 17—20 Cents und Syriet, der für 7—8 Cents die Gallone zu haben war, an Zahlungstatt nach dem Osten zu senden; ebenso natürlich andere Produkte, wie Wachs, Cin-

seng und Senega Snake-Wurzel, Safran etc. Bemerkenswerth ist, daß bis zu Anfang der fünfziger Jahre der Alkohol im Westen noch nicht raffinirt wurde; reinen Alkohol mußte man von New York beziehen.

Die erste chemische Fabrik in Chicago, die reinen Alkohol herstellte, wurde Anfangs der fünfziger Jahre von Dr. F. B. J. Blaney, Professor der Chemie am Rush Medical College und Dr. Gerhard Christian Paoli gegründet, welcher letzterer ein Verfahren besaß, das ihm mehrfache Medaillen eintrug. Er trat aber schon 1856 aus der Fabrik aus, um sich ganz der medizinischen Praxis zu widmen. Seine Stelle wurde von einem Apotheker aus Dresden, Herrn A. Benno Hoffmann eingenommen, welcher das Feld der Fabrik erweiterte. Diese lag an der Chicago Avenue und der Ostseite des Flusses. Herr Hoffmann eröffnete später eine Apotheke und betrieb sie bis zu seinem nach dem Feuer erfolgten Tode. Während der sechziger Jahre gab es schon mehr chemische Fabriken, oder Geschäfte, die sich auch mit Herstellung chemischer Präparate befaßten: Mahla & Chappell, J. Roemheld & Co., Diebich, Moadi & Co., Henry Viroth u. A.

Während der vierziger Jahre zogen die meisten Droguenhandlungen von der Süd-Waterstraße nach der Lakestraße. Aber es gab drei deutsche Apotheken in anderer Lage — eine an Nord-Clarkstraße (Warlich), eine an Ost-Mandolphstraße (Vormann), und eine an Süd-Wellstraße (Rosenmerkel).

Während des ersten Jahrzehnts der Geschichte der Stadt stellten die Aerzte nur in sehr seltenen Fällen Recepte aus. Sie kauften die Medizin in den Apotheken ein und verabfolgten sie eigenhändig. Das Publikum erhielt von den Apotheken nur die Hausarzneien und Patentmedizinen. Erst nachdem im J. 1845 Stebbins & Reed sich mehr ausschließlich auf die Apothekerei geworfen hatten, erfolgte darin eine Aenderung. Die Recepturbücher dieser Firma, beginnend mit Mai 1845, sind aus dem gro-

ßen Feuer gerettet worden. Sie thun dar, daß in den ersten Jahren die Zahl der Recepte zwei oder drei täglich nicht überstieg. Der Preis unterschied sich nur unwesentlich vom heutigen, nur daß er in Shillings und Pence ausgedrückt wurde. In der Regel waren die Recepte einfacher Natur und enthielten selten mehr als ein oder zwei Zuthaten. Chinin kommt am häufigsten vor, Calomel und Blau Maß (auch ein Quecksilber-Präparat. Die Red.) folgen gleich hinterher. Verschreiben von Patent-Medizinen kommt nicht vor. Veraltete Bezeichnungen, wie James' Powders, Separ Sulpharin, Saccharum Saturni und Iris Nitrate Bismuth, Tr. Lotta, Emplastrum Epitastrium finden sich vor. Lupulin wurde häufig an Stelle von Opium als schmerzstillendes Mittel verschrieben, und phosphorsaures Ammoniak kommt viel vor. Natrium wurde oft als „hyd. potassa“ bezeichnet. Zu den Ausstellern der Recepte gehört Dr. Boone, ein Enkel von Daniel Boone und einmal Bürgermeister von Chicago; Dr. Chas. R. Dyer, einer der Haupt-Abolitionisten; der Chemiker Dr. B. J. Planey, Dr. Brainerd, Dr. Herrick, Dr. Knapp und Dr. Kimberley. Sie Alle waren an der Gründung des Rush Medical College theilhaftig. Ferner die Doctoren A. A. Stewart, Egan, Duf, Backs, Bird, May Meyers, Maxwell, Marshall, Eldredge, Beardsley.

Schon Ende der dreißiger Jahre fand der Verkauf von Sodawasser in den Apotheken Eingang. Sidney Sawyer und Clark & Co. zeigten es 1839 an. Die Beschaffenheit des Apparates war freilich anders als heutzutage. Die Mühler und Gefäße standen unter dem Vudentisch, und der Hahn ging durch diesen nach oben. Der Syrup stand in Flaschen auf dem Vudentisch. So viele Sorten, wie heute, gab es freilich nicht. Am 15. Juli 1851 zeigt A. A. Miller an, daß er in seiner Apotheke an West-Lakestraße großen Absatz von Sodawasser erziele, und daß sein Wasser mit Kohlensäure bis zu

578 Pfund auf den Quadratzoll oder 40 Atmosphären gesättigt ist (!) — — Erst in den fünfziger Jahren kam Gas als Beleuchtungsmittel in allgemeinen Gebrauch. Die erste Probe damit wurde im Laden von A. S. Reed & Co. am Mittwoch, den 4. September 1850, 144 Lakestraße, und in der Buchhandlung von Wm. A. Keene & Co., 140 Lakestraße, gemacht, und zwar während des Tages. Am Abend wurde das Gas in der ganzen Stadt angedreht, und gab, den Zeitungen zufolge, ein Licht wie die Sonne und wandelte die Nacht zum Tage. Wer freilich noch keine Gasleitung hatte, mußte sich mit den früheren Beleuchtungsmitteln behelfen, die vom Dreiertalglühlicht und qualmenden Rüb- oder Schmalzöl-Lampen der dreißiger Jahre bis hinauf zu den allerbesten Sorten von Camphine oder Brennstoffigkeit gingen. Camphine war gereinigtes Terpentin; Brennstoffigkeit bestand aus einem Theil Camphine und vier Theilen Alkohol. Beide explodirten sehr leicht, und führten bei unvorsichtiger Handhabung viele Unglücksfälle herbei. Talglühlichter, Schmalzöl, Spermaöl, Elephantenöl, Camphine und Brennstoffigkeit blieben bis 1858 in Gebrauch; dann wurden sie zum größten Theil durch Kerosene ersetzt, das aus Kohle destillirt war. Daher der Name Kohlenöl. Das erste kam aus Maysville in Kentucky. Das Wort „Kerosene“ war ursprünglich ein Patent-Name. Im Jahre 1858 gab es Kerosene für \$1.50 die Gallone im Kleinhandel. Nachdem man in Pennsylvania Steinöl in größerer Menge entdeckt und gefunden hatte, daß es sich reinigen ließ und billiger zu stehen kam, als das patentirte Öl, erhielt ersteres die Oberhand.

Bei dieser Gelegenheit mag angeführt werden, daß in früheren Zeiten rohes Petroleum unter den Namen Seneca-Öl, Steinöl, Felsöl etc. ging. Die erstere Benennung rührte davon her, daß es zuerst von den Seneca-Indianern an der Oberfläche der Flüsse und Pöche in den Oelbezirken gesammelt wurde, und zwar, indem sie auf

der Oberfläche der östragenden Ströme ihre wollenen Decken ausbreiteten, die, nachdem sie mit Del gesättigt waren, ausgewrungen wurden. Das so gewonnene Del wurde an die Weißen als Medizin verkauft. Erst mit der Entdeckung der Petroleum-Quellen nahm dieser Handel ein Ende.

Während der fünfziger Jahre verbreitete sich der Geschäftstheil südlich an State-, Clark-, Wells- und Canalstraße bis zur 12. Straße, westlich an Lake-, Madison-, Van Buren- und Harrisonstraße bis zur Halstedstraße, und nördlich an Clark- und Wellsstraße bis zur Divisionstraße.

Während dieses Jahrzehnts gab's in Chicago elf Großhandlungen in Droguen: J. S. Reed & Co., D. F. Fuller & Co., J. Scammon & Co., Ray & Baldwin, Sears-Smith & Vockie, James & Co., Surton & Harris, Parcelan Bros., Penten & Robinson, Sawyer, Paige & Co., Shipman & Goodrich.

Ende der fünfziger Jahre waren in Chicago 10 Engros- und 73 Kleinändler in Apothekewaren. Das von der Panik in 1857 betroffene und niedergedrückte Geschäft hatte begonnen sich zu beleben und die Aussichten erschienen glänzend, als die Verbote des Bürgerkrieges kamen, und Alles änderten. Bei dessen Ausbruch eilten viele Apotheker zu den Waffen, darunter die Deutschen John W. Ehrmann, Heinrich Wiroth, Wm. F. Block, T. F. Bluthardt, C. F. Pfannstiel, C. Louis Diehl und J. C. Vorderdt. Die Meisten von ihnen waren damals noch Gehülfen, und ihr Fortgang zur Armee machte es damals sehr schwierig, sowohl eine Apotheke zu führen, wie eine zu verkaufen. Auch von den Besitzern der Apotheken hätten viele sich zum Dienst für's Vaterland gemeldet, wären sie im Stande gewesen, ihre Apotheken zu verkaufen, oder Jemand zu finden, der sie während ihrer Abwesenheit hätte verwalten können.

Während des Krieges stiegen in Folge der Entwerthung des Papiergeldes, des Speculationsfiebers, des großen Bedarfs

an Arzneien in der Armee, dem Aufhören der Zufuhr der sogenannten Naval Stores aus dem mit Krieg überzogenen Gebiet, die Preise einiger Waaren in's Enorme, — so Terpentinöl von 50 Cents auf \$3 und \$4 die Gallone, Harz von \$1 auf \$50 und \$60 das Faß, Nrecacuanha auf \$6, Jalappa auf \$3.50, Opium auf \$15, Rhabarber auf \$3.50 das Pfund. Chinin kostete \$3.50, Morphinum \$11 die Unze.

Aber trotzdem brachte der Krieg den Chicagoern Großhändlern in Apothekewaren großen Gewinn. Denn Chicago hatte die sämtlichen Armeen im Westen und Südwesten mit Arzneien und sonstigen medizinischen und wundärztlichen Bedürfnissen zu versorgen.

Nach dem Kriege wurde die Pharmaceutische Schule, die während desselben einge-schlafen war, reorganisiert, und mit der Veröffentlichung der Monatschrift „The Pharmacist“ begannen. Die Zahl der Apotheken nahm gleich nach dem Kriege sehr bedeutend zu; da eine große Anzahl von jungen Leuten, die in der Armee in den Apotheken der Feldlazarette verwendet worden waren, dort genug gelernt zu haben glaubten, um eine Apotheke führen zu können, und es damals noch kein Apotheker-Gezetz in Illinois gab. Schon 1865 gab es in Chicago 30 Apotheken mehr als bei Beginn des Krieges.

Das große Feuer vernichtete 50 Apotheken, darunter die von Heinrich Wiroth, Thomas Braun, Heinrich Bronfeld, J. F. Christian, C. F. Claß, Victor Erich, Ludwig Fernow, Greenewold & Hoffmann, S. W. Heuermann, A. Benno Hoffmann, Anton Hottinger, A. C. Knoelke, Roench & Reinhold, W. S. Müller, Henry Reuter, M. Rhode & Co., E. T. Schleever, R. Schröder, E. Q. Stahl, C. M. Weinberger & Co.

Die ersten „deutschen“ Apotheken.

Friedrich Rosenmerkel.

Gegen Ende 1846 wurde die erste „Deutsche Apotheke“ in Chicago von Friedrich Ro-

fenmerkel eröffnet, der im Frühjahr — aus Bayern — eingewandert war, und zwar an der Nordseite der Lakestraße (No. 197), etwa westlich von Wellsstraße, in einem Elias B. Cobb gehörigen, zweistöckigen Holzhaus. Der Vordertheil diente als Apotheke, der hintere als Wohnung für Herrn Rosenmerkel und seine Familie.

Wir hören, daß das Geschäft anfangs sehr flau ging. Der Winter war besonders kalt; das Frühjahr 1847 spät und naß, die Landwege in Folge davon ausnehmend schlecht, so daß die Farmer nicht zur Stadt kommen konnten, und die Stadt mit den County-Behörden Hand in Hand gehen mußte, um die Straßen etwa 10 Meilen weit auszubessern.

Das, was über Herrn Rosenmerkel's Apotheke in der Lakestraße berichtet ist, läßt den Eindruck zurück, daß seine Erfahrung als Apotheker in Fishkoven in Bayern ihm nicht besonders von Vortheil für die Führung eines Apothekergeschäfts hier war. Er richtete seinen Laden strikt nach den in der Heilmath obwaltenden Grundfätzen ein. Nur die zur Herstellung von Arzneien nöthigen Artikel waren darin zu finden.

Nun muß man in Betracht ziehen, daß die Stadt damals nur eine geringe Zahl von deutschen Bewohnern — nach dem Census von 1845 etwa 1000 — und nur sehr wenige deutsche Ärzte befaß. Nur sehr wenige deutsche Familien wohnten in der Nähe von Rosenmerkel's Laden an Lake-, Wells- und Franklinstraße, der Rest war über die Stadt zerstreut. Eine kleine deutsche Niederlassung befand sich an der Statestraße, eine andere an der Shermanstraße südlich von Van Buren; einige Deutsche wohnten auf der Westseite zerstreut an Canal-, Clinton- und Desplainesstraße, zwischen Lake- und Adamsstraße, der größere Rest auf der Nordseite westlich von Clarkstraße. Daraus ist leicht zu verstehen, daß Dr. Rosenmerkel mit Arbeit nicht überhäuft war, und daß er den ersten Winter mehr mit Lesen und nach-

barlichen Besuchen verbrachte, als mit Receptur.

Dr. Ebert nimmt diese Gelegenheit wahr, die Namen einiger der prominenteren der deutschen Ansiedler aus den vierziger Jahren zu verzeichnen. Er nennt: Amberg, Baumgarten, Berdel, Berg, Best, Bischoff, Bläsh, Bormann, Boyce, Busch, Dieden, Di-
versen, Dector, Ebert, Espert, Eich, Falsch, Gebler, Groß, Hans, Hahn, Hagemann, Sand, Hartmann, Höttinger, Hoeffgen, Huber, Jung, Käßler, Kohn, Landgraff, Leb, Malzacher, Mattern, Ribus, Otto, Periolat, Petri, Pfeiffer, Pfund, Raber, Reis, Rosenberg, Rosenmerkel, Rue, Sauter, Schall, Schaller, Schmur, Schüttler, Schirra (?), Spahn, Strehl, Stumpf, Uhlich, Warlich, Weibel und Wehrli. Die deutschen Ärzte waren Voening, Voyer, Wellmuth, Lange, Max Meyers und Parges. Keiner davon wohnte Rosenmerkel's Apotheke nahe genug, um zu deren Aufblühen wesentlich beitragen zu können.

Diese widrigen Umstände veranlaßten ihn Anfangs 1848, seine Apotheke nach 94 Wellsstraße nahe Washingtonstraße, an der Westseite der Straße, zu verlegen. Er hatte das Gebäude selbst bauen lassen; der Laden nahm 40 bei 20 Fuß ein; dahinter waren Receptur und Lagerraum. Die Familie wohnte oben. Gewißigt durch Erfahrung, richtete er die neue Apotheke nicht mehr ganz nach deutschem Muster ein, wenn auch sein Lager nicht völlig so viele heterogene Dinge aufwies, als die der anderen Drugstores. Jedenfalls bemühte er sich, seine Kunden mit Allem zu versorgen, was verlangt wurde. Dr. Henry Temboeken, der längere Zeit Rosenmerkel's Gehülfe war, erzählt, daß dieser einmal holländische Seringe, die in Chicago nicht zu haben waren, für einen kranken Kunden aus New York bestellte. Die Umgebung der neuen Lage war sehr viel besser, als die frühere, da die deutschen Katholiken ihre erste Kirche, die St. Peterskirche, an der Washingtonstraße, etwas weit-

lich von Wellsstraße, errichtet hatten, und die Nachbarschaft dadurch zu einem Sammelplatz der gerade dann in Folge der Revolution in Deutschland zahlreich zuströmenden Deutschen wurde.

Dazu kam noch in den Jahren 1848 und 1849 die Cholera, die dem Rosenmerkel'schen Geschäft, wie allen anderen Apotheken sehr aufhalf.

Kurz vor seinem 1854 an der Cholera erfolgten Tode hatte er noch auf dem Grundstück 130 Süd-Wellsstraße, eine Thür nördlich von Madisonstraße, ein besonders für Apothekerzwecke eingerichtetes vierstöckiges Backsteingebäude aufführen lassen und sehr elegant und mit den besten Geräthen ausgestattet. Die Laden-Einrichtung war aus Mahagoni, die Flaschen und Kruden aus Porzellan und böhmischem Glas, mit emailirten eingebrannten Schildern. Als Alles fertig, war es sicher die vollkommenste „Deutsche Apotheke“ im Lande.

Der Apotheker Philipp S. Mathei übernahm die Führung der Apotheke für die Wittve, bis er im J. 1857 zur ärztlichen Praxis überging, und erhielt zum Nachfolger Herrn W. S. Müller, der die Wittve bald darauf heirathete, und das Geschäft unter seinem Namen bis zu seinem 1870 erfolgten Tode führte. Die Wittve führte dann das Geschäft wieder mit Hilfe ihres Sohnes Adolph Rosenmerkel bis zum großen Feuer, dem es zum Opfer fiel. Sie ist noch am Leben und wohnt bei ihrer Tochter, Frau Emma Feldkamp, Lehrerin an der Hochschule.

Von den Gehülften, die unter Rosenmerkel und Müller gearbeitet haben, erinnert sich Ebert der Herren Adolph Rosenmerkel (jetzt in New York), Friedrich Süßner (Bruder von Frau Rosenmerkel), Hn. Tombecke, Jos. Keilmeyer, Ferdinand Rogler, Vincenz Haife, August Schaefer, Joseph Steinfeller, Adolph Zettheimer, Wilhelm Hasselbach, Albrecht Meyer, Denks, Doepf, Gelhaar, Maxwell und Wittstein.

Louis Warlich.

Die nächste Apotheke in chronologischer Folge war gleichfalls eine „deutsche“, und wurde im J. 1849 No. 42 Franklinstraße, zwischen Lake- und Randolphstraße, unter dem Namen Warlich's Deutsche Apotheke von Louis Warlich und Dr. Louis Voening eröffnet. Dort blieb sie ein Jahr, und wurde dann nach der Nord-Clark- und Kinziestraße verlegt. Dr. Voening trat nach einigen Jahren aus, um sich ganz der ärztlichen Praxis zu widmen, in der er sehr erfolgreich war. Er war einer der ersten regulären deutschen Ärzte in Chicago. Herr Warlich, der wie Rosenmerkel ein gründlich gebildeter deutscher Apotheker war, brachte das Geschäft bald zu solcher Blüthe, daß er schon nach einem Jahrzehnt genug erworben hatte, und es an einen seiner Gehülften, Hrn. Jul. Roembeld, verkaufte, der es seinerseits im J. 1865 für \$50,000 an Diebich, Block & Co. überließ. Diebich (Emil) Antheil ging 1867 an Herrn Hn. Viroth über, der eben vor dem großen Feuer auch die andern Partner auskaufte. Er eröffnete gleich nachher eine Apotheke an der Archer Ave. zwischen 21. und 22. Straße, wo er sehr bald die großen Verluste, die ihm das Feuer gebracht, einholte. Seit Jahren widmet er sich ausschließlich der Fabrikation von chemischen und medicinischen Präparaten.

Die erste Apotheke auf der Nordseite war die von Dr. F. C. Sagemann; sie konnte aber auf den Namen „Deutsche“ keinen Anspruch machen, ebenso wenig wie ihr Begründer auf den eines deutschen Arztes. Sagemann war einer von drei Brüdern, die Anfangs der vierziger Jahre nach Chicago gekommen waren, und die, während die Schiffsahrt offen war, auf den zwischen Chicago und Detroit verkehrenden Dampfern als Barbieri arbeiteten. Von Friedrich C. Sagemann weiß man, daß er 1843 Barbier auf dem Dampfer Madison war, und daß er im J. 1847 sich als Doctor der Medizin ankündigte und einen Drugstore an der Nord-Waterstraße, nahe Clarkstraße, eröffnete,

in welchem sein Bruder Christoph, der vorher ein Grocers-Gehülfe gewesen, als Provisor fungirte.

Im J. 1848 wurde das Geschäft nach 16 Nord-Clarkstraße verlegt. Im J. 1849 erhielt Hagemann, der kurz zuvor zum Countyarzt erwählt worden war, einen Partner in der Person eines englischen Apothekers Namens W. S. Pearce, der ihn im J. 1852 auskaufte. 1855 ging das Geschäft in die Hände eines Wm. Lowrie aus Kapstadt über, und wechselte bis zum Feuer, dem es natürlich erlag, noch mehrfach den Besitzer.

[Ganz so unvorbereitet auf die ärztliche Praxis, wie man nach Ebert's Angaben schließen müßte, scheint Hagemann doch nicht gewesen zu sein. Er war im J. 1817 in Preußisch Minden als Sohn eines Arztes oder Wundarztes geboren, im J. 1833 kam er nach Amerika, und fuhr allerdings zehn Jahre lang, seiner Biographie in der County-History von Du Page County zufolge, als Matrose auf den Binnenseen. Im J. 1843 ließ er sich in Chicago nieder, wurde sofort Schüler des Rush Medical College, und gehörte den ersten Fünf an, die im J. 1847 das Examen bestanden und die Doktorwürde erlangten. Daß er schon im Jahre darauf zum Mitglied der Gesundheitsbehörde ernannt wurde, und 1849 zum Countyarzt, läßt doch wohl die Annahme zu, daß er nicht ganz unfähig war. Wir finden ihn 1848 unter den Ärzten, welche sich beim Ausbruch der Cholera erbieten, die Armen umsonst zu impfen, und 1849 als Direktor des damals an der 18. Straße, nahe dem Fluß erbauten Cholera-Hospitals. In den Jahren 1849 bis 1852 war er Al-

derman der 9. Ward, und siedelte dann nach Du Page County über, wo er sich in Winfield ankaufte, und das ihn verschiedene Male zum Coroner erwählte. Als solcher starb er 1869.]

Georg Bormann.

Der dritte deutsche Apotheker, der sich in Chicago niederließ, war Dr. F. Bormann, ein Braunschweiger, der 1847 kam und 1848 in dem von den Eltern der Gebrüder Gale errichteten Backsteingebäude 184 Randolphstraße (später 202 Randolphstr.) eine Apotheke eröffnete.

Dr. Bormann war gleichfalls ein gründlich gebildeter Apotheker, und obwohl er nur Apothekergeschäfte that, hatte er, da er die Kundschaft der deutschen Ärzte und des deutschen Publikums der Süd- und Westseite erhielt, großen Erfolg und konnte sich schon nach ungefähr 10 Jahren zurückziehen. Er verkaufte an die Brüder Edwin D. und Wm. S. Gale aus, von denen der Letztere bei ihm gelernt hatte; ging aber doch noch in demselben Jahre — 1848 — mit Friedrich Fühling wieder in's Geschäft, mit dem zusammen er die Apotheke von C. Schlemm auskaufte. Erst 1860 zog er sich dann wirklich zurück und zog auf's Land. Er starb in den siebziger Jahren. — Er war einer der Gründer der Deutschen Gesellschaft und mehrere Jahre deren Präsident. Unter den Gehülfen, die bei Bormann arbeiteten, nennt Ebert Wilhelm Schäfer, Friedrich Ziese, Constantin Schlemm, Dr. Spiegelhalter und Dr. Lampe.

Damit schließen Ebert's Erinnerungen über die Zeit vor dem Kriege.

Iowa Journal of History and Politics,

vierteljährlich herausgegeben von der State Historical Society in Iowa City, liegt im Oktoberheft vor, womit der 4. Band schließt, der auf 700 Seiten eine große Fülle interessanter historischer Aufsätze verschiedener Art aus berühmten Federn enthält. Das Oktoberheft enthält einen Beitrag von Louis Pelzer über Ursprung und Organisation der republikanischen Partei in Iowa; Ursprung, Grundzüge

und Geschichte der American Party (Know-nothings) von Jra Groß; Bundes- und Staatshülfe für Erziehungszwecke in Iowa von Hugh S. Pujium, sowie viele kürzere Beiträge und Notizen historischer Art. Redakteur der Vierteljahrschrift ist der emiment Historiker Professor Ben A. Shambaugh. Der Subskriptionspreis ist \$2.00 jährlich. Einzelhefte können zu 50 Cents bezogen werden.

Deutsche Nachkommen unter den Eroberern von Illinois.

Daß unter der kühnen Schaar von kaum Zweihundert, die unter Oberst George Rogers Clark nach einem verwegenen, gefährvollen und mühseligem Marsche von elf bis zwölf Hundert Meilen durch die Wildniß am 4. Juli 1778 die Stadt Maskaskia und später Vincennes, und damit das Nordwestgebiet eroberten, eine beträchtliche Anzahl deutscher Nachkommen waren, ja nach der Zusammenlegung der damaligen Bevölkerung von Virginien und Maryland, von woher sie hauptsächlich kam, gewesen sein mußten, — hat uns nie einem Zweifel unterlegen.

Bestätigt wird diese Voraussetzung jetzt durch die Veröffentlichung der Namensliste der Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten des „Illinois Regiment of Volunteers“, das in den Jahren 1778 und 1779 von George Rogers Clark befehligt wurde, und der Namensliste der Compagnie von Hauptmann Joseph Bowman, die 5 Wochen nach der Einnahme von Maskaskia ausgemustert und nach Hause geschickt wurde, sowie die Liste einer in Maskaskia für den Zug nach Vincennes rekrutierten französischen Compagnie, unter Capt. Charleville.

Denn von Bowman's Compagnie tragen nicht nur alle Offiziere (Capt. Joseph Bowman, 1. Lieutenant Isaac Bowman, 2. Lieutenant Abraham Keller), und einer der Unteroffiziere, Isaac Keller, unzweifelhaft deutsche Namen; auch die beiden anderen Unteroffiziere: Daniel Duff (oder nach einer anderen Liste Duff) und Jacob Speers dürften deutscher Herkunft gewesen sein. Bei letzterem deutet darauf der Vorname. Und von den 48 Gemeinen tragen 31 unzweifelhaft deutsche Namen, und nur 17 andere. Von diesen sieben anderen desertierten vier schon vier Tage nach der Einnahme und fünf im Laufe des Feldzuges — von den Deutschen kein Einziger.

Wie groß der Antheil der deutschen Nachkommen an dem Rest der ursprünglichen Schaar Clark's gewesen, läßt sich leider nicht bestimmt ermitteln, denn in dem „Illinois Regiment of Volunteers“, dessen Liste vorliegt, befand sich nur die Hälfte der von Clark mitgebrachten Truppen, also etwa 100 von den 676, welche aufgeführt sind.

Unter diesen 676 Namen befinden sich unter den Offizieren neben Hauptmann Abraham Keller, der nach der Ausmusterung als Lieutenant in Bowman's Compagnie von Neuem eingetreten war, und dem Indianer-Agenten Leonard Helm, noch mehrere, die dem Namen nach wohl deutscher Abkunft gewesen sein können, nämlich der Major Georg Wallis (Walz?), der Oberstlieutenant Georg Slaughter (Schlächter?) und die Lieutenants Joseph und James Slaughter, sowie der Fähnrich William Nisber (Nischer). Von den Unteroffizieren und Gemeinen tragen 64 Namen unzweifelhaft deutscher Herkunft, 38 solche, die darauf hindeuten.

Daß ein Theil dieser 64 und 38 Mann bereits mit Clark nach Illinois kamen, läßt sich, wenn auch nicht beweisen, so doch annehmen. Der größere Theil wird wohl, wie der der 600 überhaupt, erst durch die Nachricht von Clark's Erfolgen und das versprochene Pacht (200 Acres Land) nach Illinois gelockt worden sein, denn aus der vorgefundenen weißen Bevölkerung, die hauptsächlich aus Franzosen und Canadiern bestand, und schwerlich mehr als — mit Frauen und Kindern — 2000 zählte, konnte er nur zum kleinen Theil rekrutiert werden.

Aber, wie dem auch sei, jedenfalls ist der dokumentarische Beweis geliefert, daß die deutschen Nachkommen in dem kühnen Eroberungszuge Clark's, unter Offizieren wie Mannschaft, gebührend vertreten waren.

Die Ermittlung des Volkstums der Einwanderer in die Vereinigten Staaten.

(Aus „Deutsche Erde“. Heft 3, 1906.)

Ein Beitrag zur Kenntniß des Antheils der Deutschen.

Von Richard Böckh (Berlin.)

(Schluß.)

Sinngemäß der Vollständigkeit der Einwanderungsnachweise ist voranzuschicken, daß bis einschließlich 1855 ein Unterschied zwischen den eigentlichen Einwanderern (Who came here to settle) und den einfach Reisenden nicht gemacht wurde. Bis 1881-85 enthielten die Nachweisungen auch die Einwanderer aus der englischen Provinzen in Nordamerika und aus Mexiko; diese fehlen in den folgenden Jahren ganz, und erst vom Fiskaljahr 1894 ab sind die in Kanada landenden, für die Vereinigten Staaten bestimmten Einwanderer wieder eingerechnet.¹⁾ Die Zahl der für das erste Jahrzehnt (Oktober 1819—1829) ermittelten Einwanderer, 143,439, gilt überhaupt für unvollständig, und für einen großen Teil, etwa 23 v. H. dieser Fälle, ist das Herkunftsland nicht angegeben. Bei den 599,125 Einwanderern der 10¼ Jahre bis Ende 1840 fehlt noch für 11,7 v. H. das Herkunftsland, bei den 1,713,251 bis Ende 1850 für 3,18, bei den 2,598,211 bis Ende 1860 für 1, bei den 2,314,824 bis Mitte 1870 für 0,65 v. H.; bei den 2,812,191 bzw. 5,246,613 Einwanderern der beiden folgenden Jahrzehnte ist die Zahl der fehlenden Angaben minimal, und für die nächsten acht Jahre mit 2,927,277 Einwanderern sind nur bei den Finanzjahren auf 1892 und 1893 die Auszählungen des Geburtslandes etwas mangelhaft. Mit dem 1. Juli 1898 beginnen also die kombinierten Aufzählungen der Einwanderer nach Rasse und Volkstum, dem die Ein-

wanderer angehören, und nach den Herkunftsländern; sie begreifen in den sechs bisher behandelten Finanzjahren 311,715; 448,572; 487,918; 648,743; 857,046; 812,870; zusammen 3,566,864 Personen, also etwa ein Sechstel der bisher ermittelten Einwanderung in die Ver. Staaten — eine Zahl, groß genug, um mehr als einen bloß vorübergehenden Einblick in die dermalige Verteilung der den Vereinigten Staaten zufließenden Bevölkerung zu geben. Die am Schlusse folgende Tabelle ergibt die Summen der in den sechs Jahren zugewanderten nach den sechs Jahresberichten, wobei die Unterscheidung der Staaten hier auf die europäischen (unter Zusammenfassung der drei Skandinavischen Reiche) beschränkt worden ist, während von den unterschiedenen 40 Volksstämmen die Nord- und Süditaliener, die Völker des spanischen Amerika nebst Westindien, die Russen und die Ruthenen, ferner die einzelnen südslawischen Völkerschaften zusammengefaßt und die in Europa nur vereinzelt vorkommenden Völker auf einer Zeile verbunden sind.

In diesen sechs Jahren hat, wie die Tabelle zeigt, die italienische Einwanderung mit 928,308 oder 26,03 v. H., dann die hebräische (396,404) mit einem vollen Neuntel und die polnische (338,741) mit 9,48 v. H. am meisten zur Verstärkung der amerikanischen Bevölkerung beigetragen; dann erst folgen die Nationen, welche die eigentlichen Grundbestandteile dersel-

¹⁾ General Statistics of Immigration, S. 267; Annual Report of the Comm. general of Immigration for fisc. Year 1900, S. 34, 35.

ben bildeten, die drei germanischen Nationen einschließlich der Kelten von den Britischen Inseln: Auf die Deutschen kamen 8,85, die Skandinavier 8,20, die in den Verichten unterschiedenen vier Völker des Britischen Inselreichs 9,89 v. H., von denen jedoch die Mehrzahl (5,60 v. H.) aus Iren bestand. Die letzteren abgerechnet kommt die Summe der Germanen (die Schotten und Walliser mit zu den Engländern gerechnet) nicht ganz der der zugewanderten Slawen gleich, unter denen die Tschechen — die hier, wie gesagt, unter dem wenig zutreffenden Namen der Bohemians and Moravians aufgeführt sind — durch die hier mit begriffenen Slowaken 5,89 v. H. der Einwanderer enthalten, die Südslawen 4,16, die Russen nur 1,38 (darunter die Ruthenen 1,02) v. H. Abgesehen von den Italienern sind die romanischen Nationen nur schwach vertreten: die Spanier und Portugiesen mit 1,95, die Griechen mit 1,32, die Franzosen mit 0,88, die Rumänen mit 0,35 v. H. der Eingewanderten. Auf die Litauer kommen 1,82 v. H., auf alle übrigen Völker 8,71 v. H., worunter die Madjaren mit 3,01, die baltischen Finnen mit 2,01, die Japaner mit 1,97 v. H. vertreten sind.

Die Verteilung der aus den einzelnen Ländern Zugewanderten auf die in denselben verbundenen Völkerschaften ist hauptsächlich insofern von Bedeutung, als sie in der Regel nicht den Anteilen derselben unter der ganzen Bevölkerung der betreffenden Länder entspricht, indem die größere oder geringere Beteiligung an der Einwanderung teils von der geographischen und maritimen Lage der Wohnsitze abhängt, teils durch das Einwirken der Institutionen des Landes auf die freiere Bewegung und Förderung oder auf die Hemmung und Unterdrückung einzelner Volksstämme bestimmt wird, auch der Wandertrieb sich bei den einzelnen Völkern je nach den vorwiegenden Arten ihrer Tätigkeit

in verschiedenem Grade geltend macht. Die Verschiedenheit dieser Beteiligung an der nordamerikanischen Einwanderung wird am deutlichsten, wenn man die Zahlen mit dem um das Ende des Jahrhunderts ermittelten Bestand der einzelnen Völkerschaften vergleicht, dessen ziffermäßige Feststellung allerdings je nach den besonderen Verhältnissen — und namentlich je nach der Art der Anwendung des ethnographischen Moments der Muttersprache — eine mehr oder weniger vollkommene gewesen ist. Vergleicht man die Zahl der aus dem Deutschen Reiche Eingewanderten der sechs Jahre mit der entsprechenden Sprachenzählung, so blieb die Wanderung der Deutschen mit 2,91 v. T. hinter dem Durchschnitt des Deutschen Reiches von 3,06 v. T. etwas zurück, während die polnische 5,47, die hebräische 4,00 v. T. betrug. Wenn anderseits die Zahl der aus dem Deutschen Reiche eingewanderten Franzosen, Skandinavier und Litauer eine weit unter durchschnittliche war, so ist zu berücksichtigen, daß es sich hier eben nur um die überseeische Wanderung nach Nordamerika handelt. Daß die Zahl der eingewanderten Polen gerade in letzter Zeit gestiegen ist, zeigen die Zahlen für die einzelnen sechs Jahre: in den ersten beiden Jahren (also vor der letzten Zählung) machten die Polen unter den Einwanderern aus dem Reiche 81 v. T. aus, in den beiden folgenden 103, in den beiden letzten 117. Auch der Umstand, daß bei der neuesten Zählung neben 2,666,990 aus dem Reiche gebürtigen Deutschen 150,232 im Deutschen Reiche geborene Polen gezählt wurden, also 53,3 v. T., bestätigt, daß dieser Anteil sich niedriger stellte. Dabei scheinen die Auffassungen des Zensusamtes in diesem Punkte von denen der Einwanderungskommission kaum abzuweichen. Denn es heißt zwar in dem Zensusbericht, S. CLXX: Nehulich (wie bei der Unterscheidung der aus Kanada Gebürtigen in solche englischer und französischer

Abstammung „Extraction“) „hat bei dem letzten Zensus eine Sonderung stattgefunden unter den Personen, die im vormaligen Polen geboren waren, in die Zahlen derjenigen, geboren in den Landesteilen, welche jetzt als Deutsch-Polen, Oesterreichisch-Polen und Russisch-Polen bekannt sind“. In der Zählerinstruktion aber heißt es: „Wenn eine Person polnisch spricht, so fragen Sie, ob der Geburtsort liegt in dem, was jetzt als Deutsch-Polen, Oesterreichisch-Polen oder Russisch-Polen bekannt ist“. Offenbar war hierbei nicht die Absicht innerhalb des Deutschen Reiches eine Geburtslandgrenze zu ziehen und die betreffende Angabe auf den preussischen Anteil an Groß-Polen oder auf irgendwelche besondere Landesteile zu beschränken. — Unter den Einwanderern aus der Schweiz entspricht der Anteil der Deutschen annähernd dem der deutschen Bevölkerung des Heimatlandes, früher war er größer, bis die alten eidgenössischen Vogteien südlich des Gotthards von der immer zunehmenden italienischen Auswanderung in Mitleidenchaft gezogen worden sind; in den letzten sechs Jahren machte die Zahl der deutschen Einwanderer 5,04, die der Franzosen nur 2,68, der Italiener 8,64 v. T. der dortigen Volksgehoßen aus.

Der Gegensatz der Franzosen und Deutschen in der Stärke der Einwanderung nach Nordamerika zeigt sich auch bei Belgien. Das genaue Verhältnis beider Volksstämme ist freilich nicht bekannt, da grundsätzlich bei den belgischen Zählungen nur nach der Kenntnis der drei anerkannten Landessprachen gefragt wird; aber man kann doch annehmen, daß der wallonisch-französische Anteil nicht über drei Siebentel beträgt: es würde dann dem Verhältnis der wallonischen Wanderung mit 1,35 v. T. Einwohner ein solches der Niederdeutschen mit

2,49 v. T. gegenüberstehen. Uebrigens ist nicht zu ersehen, unter welche Rubrik in Luxemburg geborene Einwanderer gerechnet sind, deren 3041 bei dem Zensus von 1900 gezählt wurden, ob unter Germany, Netherlands oder Belgium — vielleicht bald hier, bald dorthin. Immerhin ist das Einwanderungs-Verhältnis der belgischen Wallonen noch doppelt so stark als das der Einwanderung aus Frankreich, welches letztere in den drei Dezennien seit Abtrennung des Elsasses bedeutend abgenommen hat; vor derselben stammte eben der größere Teil der Einwanderer mit französischem Geburtslande aus dem Elsass.

Von den Einwanderern aus österreichisch-ungarischen Ländern kamen in den sechs Jahren über fünf Achtel auf slawische Völkerschaften, unter dieser stehen die Slowaken mit 205 Tausendstel obenan, neben welchen 43 Tausendstel als Böhmen und Mährer aufgeführt sind, die freilich ebenso wohl Deutsche wie Tschechen oder auch Zigeuner sein können, 184 Tausendstel sind als Polen, 167 mit südslawischen Länder- und Volksnamen, 43 als Ruthenen bezeichnet. Ein Achtel der Einwanderer stehen als Madjaren (einschließlich der im ersten Jahre noch vorkommenden unbestimmten Bezeichnung „Ungarn“), 110 Tausendstel als Hebräer, nur 97 als Deutsche, je 12 als Rumänen bzw. als Italiener und 2 als Litauer. Bei der Angabe der 1653 Litauer im Jahre 1901—02 liegt wohl ein Mißverständnis vor, und bei der Neigung das Kronland der Geburt als Volksnamen zu gebrauchen, liegt die Vermutung nahe, daß es sich hier um Einwanderer aus dem Küstenlande (Litorale) handelt.¹⁾ Jedenfalls weist die rätselhafte Beteiligung des entlegenen Volksstammes darauf hin, mit welcher Vorsicht diese sehr dankenswerten Zusammenstellungen aufgenommen werden müssen, und da, wie oben gesagt auch

¹⁾ Von Zeiten der k. k. Statistischen Zentralkommission wird es für wahrscheinlich gehalten, daß es sich um Auswanderer aus Krain, Bezirkshauptmannschaft V i t a i handle.

eine Verwechslung von Slawonien und Slowenien nicht ausgeschlossen ist, so ist um so mehr zu bedauern, daß man nicht versucht hat, die beiden Reichshälften, in deren jeder die Stellung der einzelnen Völker eine ganz verschiedene ist, unter den Countries getrennt zu halten¹⁾, wodurch besonders die so charakteristische Vergleichung der Einwanderer mit dem Volks = Bestand im Heimatlande erleichtert worden wäre. In dieser Richtung sind allerdings die Erhebungen in beiden Reichshälften auch nicht einwandfrei, da die diesseit der Leitha gestellte Frage nach der Umgangssprache notorisch an verschiedenen Stellen zu Zahlen geführt hat, die weniger dem Volkstum der Einwohner als der in der Lokalverwaltung herrschenden politischen Stimmung entsprechen, in der ungarischen Hälfte aber beharrlich und mit steigendem Drucke darauf hingearbeitet wird, die Frage nach der Muttersprache der Madjarisierung dienstbar zu machen, so daß z. B. bei der letzten Zählung die scheinbar harmlose Erklärung, daß als Muttersprache die zu bezeichnen sei, die jeder am liebsten spreche, in den Augen der Fanatiker einfach die Bedeutung erhielt daß es nunmehr einen Mangel an Patriotismus beweise, wenn eine andere der sieben Landesprachen Ungarns als Muttersprache angegeben werde. Welche Ermächtigungen heutzutage bei der Beantwortung dieser Frage Platz greifen, zeigte die Zählung von 1900 sogar in Vertin; ein Einwohner, der drei Muttersprachen angegeben hatte, gab auf die schrift-

liche Anfrage, welche davon die richtige sei, die treffende Antwort: „Meine Muttersprache ist polnisch, auch jüdisch, auch deutsch — wie jeder verlangt“. — Wenn es sich behufs der Vergleichung mit den amerikanischen Einwanderungsziffern um die Auscheidung der Hebräer aus den Zahlen der österreichischen Umgangssprache und der ungarischen Muttersprache handelt, so liegen für Ungarn nur Ermittlungen bei früherer Zählung vor, für Oesterreich aber und insbesondere für Galizien ist man lediglich auf Schätzung angewiesen. Beide Reichshälften zusammengenommen, ist das Verhältnis der Bewegung nach Nordamerika ein sehr hohes, 44,3 v. T. der letzten Volkszählung in den Heimatländern, so hoch, daß angenommen werden muß, daß auch die 850,000 Hebräer in Ungarn an dieser Bewegung in erheblichem Umfang mitbeteiligt sind.

Dagegen liegt bei dem größten slawischen Stamme Oesterreichs, den Tschecho-Slawen, der Gegensatz beider Reichshälften klar zutage. Denn selbst, wenn alle als Bohemians and Moravians gerechneten Einwanderer Tschechen wären, was bei der bevorzugten Stellung dieses Volksstammes doppelt unwahrscheinlich ist, so würde die Zahl derselben nur 6 v. T. ausmachen, während sie sich bei den ungarischen Slowaken auf 80 v. T. ihrer allerdings wohl zu niedrig ausgefallenen Zahl aus der Zählung von 1900 erhebt. Das Verhältnis der eingewanderten Südslawen ist 24 v. T. ihrer heimischen Bevölkerung; es ist bedeutend höher, als das der Madjaren, welches

1) In dem inzwischen erschienenen Einwanderungsberichte für das Fiskaljahr 1904/05 ist diesem Mangel bereits abgeholfen. Es zeigt sich nun, daß in dem genannten Jahre von tausend österreichisch-ungarischen Einwanderern 594 aus den ungarischen Kronländern kamen, 406 aus der anderen Reichshälfte mit Bosnien. Unterscheidet man die Nationen, so kamen von tausend Deutschen 766 aus Ungarn, von tausend Südslawen 610, Hebräern 360, Ruthenen 230. Vergt man für den Vergleich mit der heimischen Bevölkerung diesen Maßstab zugrunde, so würde das Verhältnis der aus Ungarn eingewanderten Deutschen das Dreizehnfache derjenigen aus Galizien gewesen sein (27,6 gegen 2,13 v. T. der Bewohner), der eingewanderten Südslawen das 1,8 fache (31,1 gegen 17,3), der Ruthenen das Doppelte, der Rumänen das Siebenfache; nur für die Hebräer würde sich das Einwanderungsverhältnis der aus Ungarn kommenden, und zwar um ein Fünftel, niedriger stellen als aus Galizien (39,3 gegen 47,6 v. T.).

nach den vorliegenden Zahlen auf etwa 13,6 v. T. (höchstens 14,6) anzunehmen wäre. Daß die Zahl der nach Nordamerika eingewanderten Rumänen sehr gering, nur 3,4 v. T., ist, kann bei der nahen Grenze ihres nationalen Königreichs nicht auffallen. Das mäßige Verhältnis der nach Nordamerika gewanderten Deutschen, 7,35 Tausendstel (oder bei Zurechnung eines Drittels der Böhmen 8,33), wird von dem der wanderlustigen Italiener, 11,9 Tausendstel, erheblich überritten. Auffallend ist der Gegensatz der slawischen Volksstämme, welche Galizien bewohnen, deren Bevölkerungszahl sich allerdings wegen der Einrechnung der Hebräer nicht sicher ersehen läßt; bei Zurechnung der ungarischen Ruthenen wird indes die Volkszahl beider Stämme nur um wenige Prozent verschieden sein und man wird bei den Ruthenen etwas über 10 v. T. und bei den Polen über 41, also das vierfache, rechnen können. Dies führt zu der Vermutung, daß unter den aus Oesterreich eingewanderten Polen auch solche aus dem russischen Reiche mit begriffen sind, welche noch dadurch unterstützt wird, daß von den sechs Einwanderungsjahren die ersten beiden 34,462, die nächsten 52,717, die letzten 67,742 österr. Polen angeben, während die Gesamtzahl derselben bei der Volkszählung nur auf 58,503, also noch nicht das Doppelte der beiden vorausgegangenen Jahre, ermittelt worden ist.

Die 625,000 Einwanderer aus dem russischen Reiche gehören nur zu 20 Tausendsteln der russischen Nation an, 419 Tausendstel sind Hebräer, 265 Polen, 114 Finnen, 101 Litauer, 68 Deutsche, 13 Skandinavier. Vergleicht man die Zahl der Eingewanderten mit der Bewohnerzahl des europäischen Rußland (einschließlich Polen und Finnland), wie sie sich bei der Zählung von 1897 für die einzelnen Volksstämme (nach der Muttersprache) gestellt hat, so weisen die Hebräer das Maximum mit 52,6

v. T. der Gezählten auf, dann folgen die Deutschen mit 24,7, die Skandinavier mit 21,7, die Polen mit 21,0, die Litauer (einschließlich der Letten) mit 20,4, die Finnen (nur die baltischen Stämme gerechnet) mit 19,1, die Tschechen und Slowaken mit 7,2 v. T., bei den Russen stellt sich das Verhältnis auf 0,16 gegen Tausend, noch niedriger bei den Rumänen. Die Zahlen geben eine sprechende Skala unterjochter und mißhandelter Volksstämme. Die aus Rumänien kommenden Einwanderer sind zu 929 Tausendstel Hebräer, nur 44 Rumänen und 27 Deutsche; hier findet sich jedenfalls der höchste Verhältnissatz hebräischer Wanderung, aber auch der der Deutschen ist auffällig hoch. Die Zahl der aus dem kleinen Königreich eingewanderten Griechen (20 v. T. Einwohner) hat von Jahr zu Jahr zugenommen, die einstweilen noch niedrige Zahl der Griechen aus der Türkei ist erst in den letzten beiden Jahren hinzugetreten.

Nahst man die Einwanderung aus Europa nach den Vereinigten Staaten zusammen, so haben die Völker Europas in den genannten Jahren von den 393 Millionen Bewohnern 8,6 Tausendstel dorthin abgegeben, am meisten die etwa 8,4 Millionen Hebräer, nämlich 47,2 Tausendstel, dann folgen die Skandinavier mit 27,8, die Italiener mit 27,4, die Slowaken bzw. Tschechen mit 25,4, Polen 22,4, Letten 20,2, Baltische Finnen 18,9, Donau-Finnen (Madjaren) 13,2, Südslawen 11,6 v. T.; die englisch-schottisch-irische Einwanderung hat mit 8,2 v. T. etwas weniger als das Durchschnittsverhältnis; von 76,825,000 Deutschen in Europa (einschließlich Niederdeutsche) wanderte nur 4,1 Tausendstel in die Vereinigten Staaten ein, von Spaniern und Portugiesen nur 1,7, Rumänen nur 1,2, Franzosen nur 0,7, Russen nur 0,6 Tausendstel.

Die Einwanderung aus den anderen Erdteilen begreift kaum 5 Hundertstel der

gesamnten Einwanderung, zwei Drittel derselben, 118,914, kommen auf asiatische Länder, nur 47,938 auf die verschiedenen anderen Staaten Amerikas. Hier besteht eben die große Lücke, daß die Einwanderung aus den beiden zu Lande angrenzenden Staaten, dem Dominion of Canada und der Mexikanischen Republik, seit dem Finanzjahr 1885-86 zunächst acht Jahre lang überhaupt nicht, dann nur mit ganz kleinen Summen notirt worden ist; die hier behandelten sechs Einwanderungsjahre führen nur 6789 Einwanderer aus Britisch-Nordamerika und 2991 aus Mexiko an, aber die zahlreichen mit der Bestimmung nach den Vereinigten Staaten in den Kanadischen Häfen angekommenen Einwanderer sind ausdrücklich in den hier vorliegenden Nachweisungen mit enthalten. Wie bedeutend der hierdurch entstehende Ausfall ist, läßt sich schon daraus schließen, daß in den Einwanderungsberichten für die zehn Finanzjahre 1870-80 die Einwanderung aus Britisch-Nordamerika auf 383,269, für die fünf folgenden auf 392,802 angegeben war, und nach einer späteren aus kanadischer Quelle entnommenen Angabe würden in den folgenden Jahren bis 1893 weitere 565,154 in die Vereinigten Staaten übergesiedelt sein. Den Mindestbetrag dieses Ausfalls kann man auch indirekt schätzen. Sind nämlich die Ergebnisse der Volkszählungen richtig, so wurden 1890 in den Vereinigten Staaten 980,938 aus Kanada Gebürtige gezählt (darunter 302,496 französischer Abstammung), 1900 1,181,255 (einschließlich 395,297 französischer Abstammung). Nimmt man an, daß zwischen beiden Zählungen ein Siebentel der 1890 Gezählten gestorben wären (ein Verhältnis, das in dem betreffenden Jahr-

zehnt bei den auswärts geborenen Berlinern ermittelt worden ist¹⁾, so würden hierunter 340,420 (einschließlich 136,016 französischer Abstammung) erst in den letzten zehn Jahren Zugezogene enthalten sein. Gleicherweise würde eine solche Rechnung für Mexiko, welches 1890 als Geburtsland von 77,853, 1900 von 103,410 Einwanderern aufgeführt war, ergeben, daß von den 1900 Gezählten 36,700 in den letzten zehn Jahren zugezogen waren. Und auch diese Zahlen sind zu niedrig, nicht bloß insofern, als auch unter den neu Zugezogenen schon Sterbefälle eingetreten sind, sondern weil die Zahlen keineswegs alle Zugezogenen sondern nur die mehr Zu- als Fortgezogenen enthalten, mithin außerdem der zeitweise sehr beträchtliche Abzug nach Kanada noch hinzuzurechnen sein würde.

Eine der Einwanderungsstatistik entsprechende Auswanderungsstatistik besteht in den Vereinigten Staaten nicht; bei der ersteren bleiben, wie oben gesagt, andere ankommende Ausländer unberücksichtigt, die Zahl der letzteren wurde für 1901 auf 74950 neben 487918 Einwanderern angegeben. Unter den Abreisenden werden die Auswanderer nicht unterschieden, eine frühere Ermittlung führte zu der Schätzung, daß die Zahl der Auswanderer ungefähr einem Fünftel der Einwandernden gleichkomme. Werden die Einwanderungslisten und die Ergebnisse der Volkszählungen als vollständig angesehen und rechnet man die zehnjährige Sterblichkeit der Zugezogenen auf ein Siebentel, so würde man für die letzte zehnjährige Periode 1072300, für die vorige 1451600, für die drittletzte 756400, also im Vergleich mit der Zahl der gleichzeitig Eingewanderten 291,277 und 266 v. J. erhalten, aber die Sterb-

¹⁾ Dieses Verhältnis stimmt mit den Angaben H. M. Kuczynskis in seiner *Fecundity of the native and foreign born Population of Massachusetts* (im *Quarterly Journal of Economics*, Febr. 1902, S. 177) gut überein, da sein aus Vergleichung der Sterblichkeit der Jahre 1853 bis 1897 mit der Volkszählung von 1895 gewonnener Koeffizient 16,78 einer zehnjährigen Abnahme um 115,7 Tausendstel entsprechen würde.

lichkeit könnte auch größer gewesen sein. Die bei der Volkszählung von 1900 erhobene Angabe der Dauer des Aufenthalts in den Vereinigten Staaten bei allen auswärtig Geborenen gibt für die letzte Periode einen allgemeineren Einblick, indem in einer Tabelle des Zensusberichts (Population, vol. I, p. CCXIX) die Zahl der seit 10 Jahren, vor 11 bis 20 Jahren und der vor längerer Zeit Eingewanderten auf 2609173, 3503042 und 4229061 angegeben wird. Diese Zahlen entsprechen zwar nicht denen der Zählungen, denn wie sich aus den Zählungsbogen ergibt, sind die Dauerjahre so gerechnet, daß sie die Kalenderjahre begreifen; sie sind also um sieben Monate verschoben, die entsprechende Zahl der Eingewanderten darf also weder die 54408 im Juni des Zählungsjahres Eingewanderten (welche hier ganz ausfallen) noch die in den letzten sieben Monaten des Jahres 1890 Eingewanderten enthalten. Die Zahl der Eingewanderten, von denen bei der Zählung noch 2609000 vorgefunden wurden, reduziert sich damit auf 3379000, von denen also 770000 teils durch die Sterblichkeit, teils durch Wiederfortzug abgegangen wären: hier läge also eine Verminderung um 22,27, v. H., nach Jahren gerechnet 4,28, v. H. vor, während die Sterblichkeit allein auf gegen 1,6, v. H., also der Wiederabzug auf 2,7, v. H. zu veranschlagen wäre. — Ganz anders bei den vor der 1890er Zählung Eingewanderten: Zwischen den beiden Zählungen 1880 und 1890 waren etwa 5198000 eingewandert, von denen nun, also nach 10 bis 20 Jahren, noch 3503000 lebend vorgefunden wurden, was für den durchschnittlich dazwischen liegenden Zeitraum eine Verminderung auf 679 v. H. oder jährlich um 2,74 Hundertstel ergibt. Noch etwas geringer stellt sich die Verminderung bei den über 20 Jahre Anwesenden, indem von den damals gezählten 6688000 noch 4229000 vorgefunden wurden, die Verminderung also 366,8 v. H. oder auf eine Jährlichkeit reduziert 2,26 Hundertstel betragen hatte. Beide Teile zu-

sammengenommen betrug die Verminderung in den letzten zehn Jahren nur 164 v. H., gleich eine Jährlichkeit von 1,75 Hundertstel.

Leider sind die Angaben der Aufenthaltszeit nur für die ganze Bevölkerung (bzw. die der einzelnen Vereinigten Staaten) und nicht nach den einzelnen Geburtsländern ausgezählt. Aber daß die Gegensätze gerade in Ansehung des Wegzugsverhältnisses oder auch der Verminderung überhaupt für die einzelnen Volksstämme sehr abweichend sind, ergibt sich schon aus den Gesamtzahlen für die Geburtsländer: Aus dem Königreich Italien Gebürtige wurden 1890: 182580, 1900: 484207 gezählt, die Einwanderungslisten der zwischen den Zählungen liegenden Jahre (um einen Monat später abschließend) ergaben 651893 Eingewanderte, so daß der Abgang 350266 betrug. Vergleicht man diesen Abgang mit der Zahl derjenigen, welche im Anfang vorhanden und dann hinzugekommen sind, so daß diese nach der Zeit ihrer Anwesenheit in Rechnung gestellt werden, so ergibt sich für die ganze zehnjährige Periode ein Abgangsverhältnis von 715 v. H. Stellt man dagegen die gleiche Rechnung für die aus dem Deutschen Reiche Eingewanderten auf, welche bei einem Bestand von 2784894 durch Zuwanderung von 505152 nur auf 2817220 gewachsen sind (einschließlich der im Jahre 1900 ermittelten im Deutschen Reiche geborenen Polen), so betrug der Abgang 472926, d. h. gegenüber der Zahl der 1890 vorhandenen mit anteiliger Zurechnung der inzwischen Eingewanderten rund 150 v. H., und selbst, wenn in dem Bestand von 1890 von dorthier gebürtige Polen nicht mitgerechnet sein sollten, würde für die Differenz nur ein Spielraum bis auf 168 v. H. vorhanden sein. Führt man die entsprechende Rechnung auch für die anderen Staaten aus, so betrug das Abgangsverhältnis der Einwanderer aus Österreich-Ungarn 440, aus Spanien und Portugal 407, aus Rußland 400, Frankreich 321, Irland 307, Belgien 286, Großbritannien 247, Skandinavien 209, aus der

Schweiz 153, aus Niederland 35, so daß es bei diesen nur etwa ein Viertel der vermutlichen Sterblichkeit ausmachte — überhaupt aus Europa 257 v. H. Offenbar weisen die germanischen Völkerschaften ein bedeutend geringeres Abgangsverhältnis und insbesondere Wiederabzugsverhältnis auf als die in der letzten Zeit hinzutretenden Völkerschaften, die Italiener und die verschiedenen Slawenstämme, die Hebräer und die Finnen aus den Ländern der russischen und der ungarischen Krone; mit den Trägern derselben ist der ganze Charakter der Einwanderung nach Nordamerika in der Veränderung begriffen.

Ist ein so hohes Abzugsverhältnis, wie es aus der Vergleichung der Zählungen mit den Einwanderungsnachrichten folgt, als ein bleibendes anzunehmen, so würde andererseits der Einfluß des Zufließens der neuen Bevölkerungquellen nicht von so großer Tragweite sein, wie es zunächst nach der oben angeführten Verteilung der sechsjährigen Einwanderung auf die Volksstämme den Anschein hat; auf die Einwanderung aus Europa beschränkt, kommen nämlich von den 3392600 Einwanderern nur 27,87, v. H. auf die germanischen Völker einschließlich der 5,87 Irländer (4,12 v. H. auf Engländer, Schotten, Walliser, 9,27 auf Deutsche, 8,61 auf Skandinavier), 31,19 v. H. auf romanische Völker (darunter 27,35 auf Italiener), 40,94 v. H. auf die übrigen, darunter 22,03 auf Slawen, 11,66 auf Hebräer, 5,25 auf Finnen, 1,86 auf Letten.

Dagegen läßt sich aus den Geburtslandzahlen der Volkszählung annähernd schätzen, daß von den 8896000 aus europäischen Ländern Gebürtige 78,34 v. H. der germanischen Gruppe angehörten (davon 35,00 v. H. Deutsche, 12,07 Skandinavier, 13,10 Engländer usw., 18,17 Iren), ferner 7,81 v. H. der romanischen Gruppe (5,61 v. H. Italiener, 1,48 Franzosen, 0,54 Spanier und Portugiesen), 13,85 v. H. der osteuropäischen Gruppe (7,04 v. H. Slawen, 4,60 Hebräer, 1,33 Finnen usw., 0,86

Letten). Diese Summen begreifen bereits die Einwanderer der beiden ersten der hier behandelten sechs Jahre; rechnet man die in den folgenden vier Jahren Eingewanderten (2670600) dazu, so sinkt der Anteil der ersten Gruppe innerhalb der Gesamtheit auf 66,78, (der Deutschen auf 29,23), während der der zweiten Gruppe auf 13,44 (insbesondere der Italiener auf 10,78), der der dritten auf 19,78 (der Slawen auf 10,31) steigt. Aber in diesen vier Jahren ist eine Verminderung durch Sterblichkeit und Wegzug eingetreten, und nimmt man an, daß dieselbe bei den verschiedenen Volksstämmen derjenigen entprochen habe, auf welche sich für die letzte Zählungsperiode schließen ließ, so ermäßigt sich die Zahl der 1904 vorhandenen Einwanderer etwa auf 10400000, welche sich auf die Volksstämme so verteilen würden, daß 48,45 v. H. auf die erste Gruppe kämen (30,75 v. H. auf Deutsche, 11,70 Skandinavier, 11,17 Engländer usw., 14,83 Iren), 12,31 v. H. auf die romanische Gruppe (9,66 v. H. auf Italiener, 1,36 Franzosen, 0,67 Spanier und Portugiesen, 0,50 Griechen), 19,23 v. H. auf die osteuropäische Gruppe (10,08 v. H. Slawen, 5,98 Hebräer, 1,03 Letten, 2,09 Finnen und Madjaren). Immerhin ist die vermutlich eingetretene Minderung schon eine sehr beträchtliche, und wenn diese Strömung in den folgenden sechs Jahren fort dauert, so wird die nächste Zählung eine Verteilung der außerhalb Geborenen aufweisen, welche der älteren dort geborenen Generation wenig erwünscht sein dürfte.

Von der Gesamtbevölkerung der Vereinigten Staaten machen die Fremdbürtigen nur einen mäßigen Teil aus, der, die Richtigkeit der Zählungen vorausgesetzt, sich seit 1860 zwischen 13 und 15 v. H. bewegen würde; im Vergleich mit den Zählungen von 1850 ab war ihr Anteil, 9,62, 13,16, 14,44, 13,44, 14,77, und im Säcularjahr 13,60. Aber schon von 1870 an wurden die Fragen der Zählung auf das Geburtsland der Eltern ausgedehnt und die

Beantwortung dieser Frage hat einen erheblichen Teil des neuen Zählungswerkes gebildet. 344,5 auf 1000 Einwohner waren ganz oder halb von auswärts geborenen Eltern, 277,1 von beiden Seiten, 45,1 vonseiten des Vaters, 22,3 vonseiten der Mutter; die 136,0 auswärts Geborenen abgerechnet, verbleiben für die im Lande Geborenen mit auswärts geborenem Vater 186,2 v. T. der Einwohner. Beschränkt man diese Unterscheidung auf die sogenannte weiße Bevölkerung, also bei Ausschluß der Neger (einschl. Mischung) sowie der Indianer, Chinesen und Japaner, so erhöht sich der Anteil der ganz oder teilweise von auswärtigen Eltern Stammenden auf 387,6 v. T. (311,5 beiderseits, 50,9 von väterlicher, 25,2 von mütterlicher Seite), und zieht man die 153,1 selbst Auswärtsgeborenen ab, so würden für die erste Generation der Nachkommen 209,3 Tausendstel der weißen Bevölkerung verbleiben; das Verhältnis der Zahl der Eingewanderten zu denjenigen mit auswärts geborenem Vater würde wie 1 zu 2,367 sein. Vergleicht man in derselben Weise die Zahlen für die einzelnen Geburtsländer, so weisen diese sehr verschiedene Verhältnisse auf: das Maximum ist bei den Irländern mit 1 zu 2,99, dann folgt Frankreich mit 2,91, Deutschland mit 2,87, Großbritannien mit 2,58, die Schweiz mit 2,38, Skandinavien mit 2,08, Oesterreich 1,87, Polen 1,83, Kanada 1,60 (die französische Bevölkerung Kanadas aber 1,95), Ungarn 1,54, Rußland 1,53, Italien 1,53, alles übrige 1,52. Man sieht hier, wie die Zeit der Einwanderung, d. h. die Zeit, in welcher die Einwanderer am zahlreichsten gekommen sind, von bestimmendem Einfluß ist: der Höhepunkt der Irischen liegt weiter zurück als der der Deutschen, dieser weiter zurück als der Skandinavier, und lägen solche Ermittlungen noch für eine zweite Generation, also für die Enkel der Einwanderer, vor, so würde sich die im Laufe des letzten Jahrhunderts eingetretene Milderung in den Anteilen der einzelnen Völker noch deutlicher zeigen. Die heutige Bevölkerung setzt sich eben aus mindestens zwölf Generationen der seit drei Jahrhunderten Eingewanderten zusammen, wobei die geringe Zahl der früheren Einwanderer teils durch die längere Zeitdauer seit derselben, teils durch das stärkere Maß der Fortpflanzung, welches sogar noch in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts die alte Höhe germanischer An-

siedlung bewährte, einigermaßen ausgeglichen worden ist. Die Zusammenfassung dieser einzelnen Generationen zu zeigen, wird keiner Statistik gelingen, wohl aber ist es nicht unmöglich, die Summen der Nachkommen der einzelnen Volksstämme wenigstens annähernd zu ermitteln. In Kanada wird schon seit 1871 bei den Volkszählungen die Herkunft, the Origin, der ganzen Bevölkerung erhoben, und zwar auch so, daß die Bezeichnung des Volkstums im popular sense genommen und der Angabe des Geburtslandes ein gewisser Spielraum gegeben wird, zugleich, was bei Zählung der eingeborenen Bevölkerung besonders wichtig wäre, mit Unterscheidung des Halbbluts. Sollte, was in der kanadischen Statistik längst und anscheinend mit gutem Erfolg durchgeführt ist, sich in den Vereinigten Staaten nicht auch ins Werk setzen lassen?

Wie im Eingang gesagt, war bei der Gliederung der Einwanderer nach dem Volkstum zugleich ins Auge gefaßt, die Verschiedenheiten in der Tätigkeit der einzelnen Volksstämme nachzuweisen; dies ist in den inzwischen erschienenen Berichten durchgeführt, in dem die 40 Rubriken der Volksstämme in etwa 60 Rubriken der Erwerbstätigkeit (Occupation) zerlegt worden sind; trotz des starken Vorwiegens unbestimmter Bezeichnungen und Sammelgruppen weisen sie schon manches Charakteristische auf. In bezug auf ihre Bewertung darf indeß nicht übersehen werden, daß die anzugebende Art der Tätigkeit nur diejenige sein konnte, welche der Einwanderer im Heimatlande ausgeübt hat, und daß der Wechsel der Erwerbsart, der ja überhaupt immer häufiger wird, gerade in den Vereinigten Staaten vielfach durch die veränderte Erwerbs Gelegenheit bedingt wird. Dies weist darauf hin, daß die in den Vereinigten Staaten schon seit 1870 bei den Volkszählungen durchgeführte Kombination der Beschäftigungsart mit dem Geburtslande gleichfalls für die in den Einwanderungsberichten angenommene Unterscheidung des Volkstums durchgeführt werden sollte. Mit einer solchen Erweiterung der schon jetzt sehr lehrreichen Volkszählungstabellen über die Erwerbstätigkeit würde auch dem bei der Einwanderung gewonnenen Stoffe eine größere Bedeutung gegeben und das in den Berichten der Einwanderungskommissäre Erstrebte der Verwirklichung näher gerückt werden.

Einwanderer nach Rasse und Volkstum in den 6 Jahren 1898-1904	überhaupt (6 Jahre)	aus dem Deutschen Reiche	aus Österreich- Ungarn	aus der Schweiz	aus Belgien	aus Nieder- land	Dänemark, Norwegen, Schweden	dem Vereinigten Königreich
Deutsche (Germ.)	289438	151088	81785	11677	172	67	57	214
Niederdeutsche								
Dutch and Flemish . . .	26306	30	12	28	9635	16120	5	29
Skandinavier (Dänen, Nor- weger, Schweden)	292634	196	3	9	7	10	283887	51
Engländer . . .	120135	20	13	7	5	4	17	107712
Walliser . . .	6653	—	—	—	2	—	—	6634
Schotten . . .	25642	1	4	—	—	—	22	25229
Iren . . .	199799	2	2	2	1	—	—	199320
Franzosen . . .	31254	256	24	1953	3981	16	1	61
Italiener, Nord- und Süd=	928308	13	9669	2246	5	—	2	62
Portugiesen . . .	30593	—	4	1	—	—	—	16
Spanier . . .	13222	2	8	1	1	1	—	51
Span.-Amerik., Mexik., Cuban., Westindier . . .	25777	3	1	3	—	8	47	180
Griechen . . .	47203	7	9	1	1	—	—	9
Rumänen . . .	12392	3	10520	2	—	—	—	1
Litauer . . .	64825	50	1716	—	1	4	3	8
(Böhm. u. Mähr. . .	36444	57	36208	—	—	—	—	2
) Slowaken . . .	173725	16	173471	1	6	—	—	1
Polen . . .	338741	18214	154921	—	4	1	—	31
Bulgaren, Serben, Montenegr., Kroat., Slowen., Dalm., Bosn.	147932	39	141298	2	10	5	1	—
Russen, Ruthenen, Rußniaken . . .	49272	21	36393	—	—	—	1	6
Armenier . . .	8172	—	6	—	5	—	—	15
Hebräer . . .	396404	2342	92815	48	19	67	34	1709
Ehrer . . .	24889	—	3	—	2	—	—	28
Finnen . . .	71597	—	—	—	5	1	278	6
Madjaren . . .	107405 ¹⁾	24	107316 ¹⁾	—	13	—	—	3
Türken . . .	2444	1	6	41	—	—	—	2
Ostindier, Chinesen, Japan., Korean., Pazifik-Insul. . .	87661 ²⁾	—	—	—	—	—	—	18 ³⁾
Neger, Afrikaner . . .	7112	—	1	—	1	4	2	59
Ohne Angabe . . .	985	19	26	7	3	3	1	22
Überhaupt	3566864	172404	845884	16029	13879	16311	284358	341279

1) Darunter 800 (784, 3, 13) Ungarn. 2) Darunter 469 Ostindier, 13490 Chinesen, 70750 Japaner.

aus Frankreich	aus Italien	aus Portugal mit Azoren	aus Spanien mit Canarien	aus Griechen- land	aus Rumanien	Bul- garien. Monte- negro. Serbien	der Euro- päischen Türkei	dem Russischen Reiche	aus ander- euro- päischen Ländern	Volk
103	28	8	3	—	1043	35	11	42530	917	Deutsche
16	1	1	—	—	—	2	—	18	409	Niederdeutsche
—	1	1	3	2	—	1	1	8065	397	Scandinavier
16	18	5	17	1	1	—	9	21	12169	Engländer
—	—	—	—	—	—	—	—	—	17	Walliser
1	1	—	1	—	—	—	1	1	381	Schotten
1	—	2	—	—	—	—	—	1	468	Iren
24240	53	2	30	3	4	8	4	5	613	Franzosen
89	915634	—	15	16	—	—	7	1	549	Italiener
—	1	30382	—	—	—	—	1	1	187	Portugiesen
35	21	3	8101	—	—	—	25	—	4973	Spanier
14	3	8	135	—	—	1	2	—	25372	Sp.-Amerikaner
1	7	—	14	45453	24	—	1537	6	134	Griechen
—	1	—	—	1	1685	47	104	12	16	Rumanen
—	—	—	—	—	1	—	—	63042	—	Litauer
—	1	—	—	—	1	—	—	163	12	Böhmen
—	—	—	—	—	2	83	14	176	5	Slowaken
1	—	—	—	2	34	6	—	165476	51	Polen
1	22	—	2	9	24	4471	1933	54	61	Südflawen
—	—	—	—	—	16	—	3	12723	109	Russen
3	3	1	4	2	1	4	533	18	7577	Armenier
98	15	5	8	11	35950	59	520	262025	679	Hebräer
22	1	—	33	5	—	4	164	—	24627	Syrer
—	1	—	—	—	—	—	—	71236	70	Finnen
—	1	—	—	—	14	2	—	14 ¹⁾	21 ¹⁾	Madjaren
2	1	—	—	45	11	6	1808	2	519	Türken
Jap.1	—	Chin.1	—	—	—	—	—	Ostind.4	87637 ¹⁾	Anderer Völker
6	—	1373	4	—	—	—	—	—	5662	Neger
34	29	—	13	1	2	25	135	13	652	Ohne Angabe
24684	915843	31792	8383	45551	38831	4754	6812	625607	174281	Uebershaupt

2639 Koreaner, 913 Pazif.-Insulaner. 3) 15 Hindier, 3 Pazif.-Insulaner. 4) Darunter 450 Hindier.

Der „Pennsylvanische Deutsche“.

Die ersten Gemüsegärten in Amerika gab's in Pennsylvanien; sie waren von den deutschen Ansiedlern angelegt.

Das reichste landwirthschaftliche County in den Ver. Staaten ist Lancaster in Pennsylvanien, das hauptsächlich von Nachkommen der Deutschen bewohnt wird.

Die bestgepflegten Farmen und die schönsten Farmgebäude, nicht nur in Pennsylvanien, sondern im ganzen Lande, gehören pennsylvanischen Deutschen und werden von ihnen bewirthschaftet; das ist das allgemeine Zeugniß der Reisenden.

Die ersten Wasserwerke in den Ver. Staaten wurden 1754 in der von deutschen Währißchen Brüdern gegründeten Stadt Bethlehem, Pa., angelegt. Dieselbe Stadt besaß auch die erste Hand-Feuerspritze in den Ver. Staaten, die sie 1678 von London kommen ließ.

In John Gait's „Life of West“, (erschieden 1816), wird der Stadt Lancaster als eines Ortes Erwähnung gethan, der im Jahre 1750 durch seinen Reichthum bemerkenswerth war und den Ruf besaß, die beste und intelligenteste Bevölkerung zu haben. Er war hauptsächlich von Deutschen bewohnt, etc.

In Gewerbe, Kunst und Wissenschaft.

Am 17. des neunten Monats 1686 kam vor dem Provinzialrath von Pennsylvanien die Petition von Abraham op. den Graeff zur Verlesung, um der Gouverneure Versprechen einer Belohnung an den, der das erste und beste Stück Leinwand machen werde.

Die erste Papiermühle wurde 1690 von William Rittinghousen am Wissahickon errichtet.

Der erste Mathematiker und Astronom von Bedeutung in Amerika war David Rittenhousen, ein Urenkel des ersten Papiermüllers. Er war der Erste, der mit annä-

hernder Genauigkeit die Entfernung der Sonne von der Erde berechnete, und der Erste, welcher Spinnenlinien in die Beobachtungs-Instrumente einführte. Er war der erste Beobachter eines Venus-Durchganges in Amerika. Thomas Jefferson sagte von ihm: „Wohl hat er die Welt nicht gemacht, aber er ist ihrem Schöpfer näher gekommen, wie irgend Jemand, der von der Schöpfung an bis heute gelebt hat.“

Die erste Uhr und die ersten Orgeln in Amerika wurden von Dr. Christopher Witt in Germantown hergestellt, der auch die ersten Selbstbilder in diesem Lande malte. Die ersten botanischen Gärten in Amerika waren die von Dr. Witt in Germantown und Portram's bei Greys Ferry in Philadelphia.

Das erste amerikanische Buch über Insektenkunde wurde 1806 von Frederic W. Melsheimer, den Thomas Say den Vater der Entomologie in diesem Lande nennt, in Hannover, Pa., veröffentlicht.

Von den beiden größten Fernröhren der Welt wurde das eine in Californien von James Vick aus Lebanon und das andere bei Chicago von Charles T. Yerkes aus Philadelphia errichtet.

In Literatur und Buchdruckerei.

Im Jahre 1662 legte Peter Cornelius Blochoy, der in Germantown starb, den Grund zu unserer Literatur und Geschichte, durch Herausgabe des ersten Buches eines Bewohners über das Land am Zuydt- (jetzt Delaware-Fluß).

Im Jahre 1692 veröffentlichte Franz Daniel Pastorius seine vier Abhandlungen, das erste amerikanische wissenschaftliche Originalwerk. Die hervorragendsten Gelehrten unter den frühen Auswanderern nach Amerika waren Pastorius, der in acht Sprachen fließend schrieb, und Heinrich Bernhardt Koster, der die Bibel direkt aus dem

Griechischen übersezte; beide wohnhaft in Germantown.

Den ersten Versuch in Bibliographie machten 1740 die Schwendfelder von Pennsylvania.

Im Jahre 1743 veröffentlichte Christoph Saur's Vater, seine deutsche Quart-Bibel, die erste, die in Amerika in einer europäischen Sprache erschien. 1744 gab er das erste Neue Testament heraus. Saur war auch der erste Typengießer in Amerika.

Die erste amerikanische Original-Abhandlung über Musik ist in der Vorrede zur „Turteltaube“ enthalten, einem 1747 in Ephrata gedrucktem Choralbuch. Von derselben Presse kam 1748 „Van Braght's Märtyrer-Spiegel“, übersetzt aus dem Holländischen, das umfangreichste literarische Werk während der Kolonialzeit.

Im Jahre 1764 begann der jüngere Saur sein „Geistliches Magazin“, die erste religiöse Zeitschrift in Amerika.

Johann Peter Müller, ein Pennsylvanisch-Deutscher, übersezte für den Continental-Congreß die Unabhängigkeitserklärung in sieben lebende Sprachen. Man hält ihn für den einzigen damaligen Amerikaner, der dazu im Stande war.

Vor der Revolution hatten die Pennsylvanisch-Deutschen mehr Bücher gedruckt, als ganz New York und New England zusammen.

„Tench Core's View of the United Staetes“, 1794, enthält die Nachricht, daß der erste Preis für Vorzüglichkeit in Drucksachen von der Pennsylvania Manufacturing Society den Herausgebern eines in deutscher Sprache gedruckten Buches in der Binnenstadt Lancaster zuerkannt wurde.

Die erste genealogische Arbeit in Amerika wurde von den Mährischen Brüdern gethan. Unsere Kenntniß der Sprache, Sitten und Gebräuche der Ureinwohner Pennsylvaniens verdanken wir hauptsächlich den Missionaren Zeisberger und Seiwelder von dieser Gesellschaft.

Die erste pennsylvanische Geschichte der Revolution wurde von Oberst Bernhard Gutten geschrieben und 1806 in Northumberland veröffentlicht.

Im Jahre 1814 wurde die erste Bibel westlich von den Alleghenies von Frederic Goeb, aus Somerset, Pa., in deutscher Sprache gedruckt.

Hayard Taylor, einer der berühmtesten amerikanischen Schriftsteller, war zum Theil deutsch-pennsylvanischer Abkunft.

Im Schulleben.

Das erste pennsylvanische Original-Schulbuch war die 1690 erschienene Bibel von Franz Daniel Pastorius.

Das erste amerikanische Werk über „Erziehungsweise“ war Christopher Dock's „Schul-Ordnung“, geschrieben 1754, erschienen 1770.

Payne's Universal Geography von 1798 sagt: „Die Schulen für junge Männer und Mädchen in Bethlehem und Nazareth, unter Leitung der Mährischen Brüder, stehen von allen Schulen in Amerika auf dem besten Grunde.“

Das erste Seminar für junge Damen wurde 1749 in Bethlehem von den Mährischen Brüdern gegründet. Erst 1793 wurde eine solche Anstalt für Plymouth in Massachusetts vorgeschlagen, der Antrag aber niedergestimmt, weil durch eine solche Schule Mädchen kenntnißreicher werden könnten, als ihre zukünftigen Männer.“

Lehrerinnen wurden zuerst in den pennsylvanischen höheren Schulen der Mährischen Brüder angestellt.

Die erste Seminar-Abtheilung für Lehrer in Amerika wurde 1807 in Nazareth Hall, einer Anstalt der Mährischen Brüder, eingeführt.

Die Schwendfelder unterbielten Sonntagschulen seit ihrer Ankunft 1734. Sonntagschulkarten in rother und blauer Farbe und mit Bibelsprüchen wurden zuerst 1744 in Germantown gedruckt. (Ungefähr 1781

eröffnete Raikes eine Sonntagschule in Gloucester, England.)

In Sittsamkeit und Religion.

Die erste amerikanische Abhandlung über Tenehmen war Dock's „Hundert Sitten-Regeln“, erschienen 1764.

Die Bistar-Gesellschaften, die bekanntesten der anfänglichen gesellschaftlichen Ereignisse in Philadelphia, wurden von dem Deutschen Dr. Caspar Bistar in's Leben gerufen.

Zwei Tage nach ihrer Ankunft — am 24. September 1734 — setzten die Schwendfelder ihren Gedächtnistag ein, einen Dankagungsdienst, der seitdem ohne Unterlaß jährlich wiederholt worden ist — ein Vorkommniß, wovon sich kein zweites Beispiel findet.

Ein im J. 1755 veröffentlichtes Pamphlet meldet: „Die Deutschen haben in fast jedem Township in der Provinz Schulen und Versammlungshäuser und haben mehr prächtige Kirchen und sonstige Gotteshäuser in der Stadt Philadelphia selbst, wie die aller andern Confectionen zusammengenommen.“

In Nächstenliebe, Patriotismus und öffentlicher Dienstleistung

Die erste amerikanische Kolonie, die öffentlich erklärte, daß innerhalb ihrer Grenzen Menschen-Sklaverei nicht bestehen könne, war die des Holländers Peter Cornelius Blokhoy in Pennsylvanien 1662.

Am J. 1688 machten Pastorius, Dick und Abraham op den Graeff und Gerhard Hendricks durch öffentlichen Protest den ersten Versuch in Amerika, die Sklaverei zu vertreiben.

Das erste Geschenk von Grundeigenthum für das Pennsylvania Hospital kam von Matthias Koplin von Perkiomen.

Die Indianer, welche 1755 Braddock schlugen, wurden 1764 von dem Deutsch-Schweizer Bouquet überwunden.

Die erste Truppe, welche 1775 in Cambridge in Massachusetts zu George Washington stieß, nachdem er den Befehl über die Continental-Truppen übernommen hatte, war eine Compagnie aus York County, Pa., unter Lieutenant Henry Miller, die über 500 Meilen marschirt war. Die „Ersten Vertheidiger“, die 1861 zu Präsident Lincoln nach Washington eilten, waren fünf Compagnien aus Reading, Allentown, Pottsville und Lewistown in Pennsylvanien.

Im Thermopylae der Amerikanischen Revolution, der Schlacht auf Long Island, wurde die amerikanische Armee durch die pennsylvanischen Schützen unter Oberst John Peter Miller, einem Deutschen, gerettet. Diese Leute standen fest, bis in einer einzigen Compagnie 79 Mann getödtet waren und der Rest der Armee seinen Rückzug bewerkstelligt hatte.

„Water des Vaterlandes“ wurde George Washington zuerst in einem deutschen, 1779 in Lancaster gedruckten Almanach genannt.

Als Thomas W. Read schrieb:

Dann, seiner Zunge flammend Wort
Von „F r e i h e i t“ — mächtig klang es fort
Und fest in aufgereater Hand
Schwang zündend er den Schlachtenbrand,
Und rief, trotz schwerem Todesbann,
(Zur Hefde König und Thronn.¹⁾)

meinte er General Johann Peter Mühlenthalberg.

Der erste Continental-Schatzmeister war Michael Hillegas.

Der erste Schritt in Pennsylvanien zwecks Annahme einer Bundesverfassung war eine Petition von zweihundert und fünfzig Bewohnern von Germantown. Von den neunzehn Mitgliedern der Pennsylvania Assembly, die gegen Unterbreitung jener Verfassung unter die Volksabstimmung stimmten, war kein einziger ein Deutscher: von

1) Uebersetzt von Herrn Georg Wiegold.

den 43, die dafür stimmten, waren 12 Deutsche.

Der erste Präsident des Nationalabgeordnetenhauses war Friedrich August Mühlenberg.

Als Whittier schrieb:

„Gott Dank für die Kugel! Ein Freier sich zeigt,
 Des' Geiſt unerſchüttert, deſ' Muth ſich nicht
 beugt;
 Wo Verräther an Freiheit und Ehre und Gott
 Sich beugen dem blut'gen Idole zum Spott;
 Wo der treuloſe Norden vergeſſen den Eid
 Und das Wort ſeiner Ehr' tief im Staube zur
 Zeit —
 Dank Gott, daß doch einer die Kette gebrochen!
 Dank Gott, daß noch einer als Freier geipro-
 chen!“¹⁾

nahm er auf Gouverneur Joſeph Ritner Bezug, welcher im Jahre 1838 der einzige Gouverneur eines freien Staates war, der in ſeiner Jahresbotſchaft ſich kühn gegen Sklaverei ausſprach.

* * *

Der „Pennſylvania German“, dem das Vorhergehende entnommen, iſt eine ſeit 7 Jahren erſcheinende, deutſch-pennſylvaniſcher Geſchichte, Literatur, Biographie und Genealogie gewidmete Zeiſchrift, die in Caſt Greenville, Pennſylvanien, herausgegeben wird.

Gefchichte der Deutſchen Quincy's.

Von Heinrich Bornmann.

XXIII.

Im Jahre 1838 wanderte Adam Stuckert mit ſeiner Gattin Eva Marie, geb. Stork, welche am 1. Januar 1802 zu Rheinheim im Großherzogthum Heſſen geboren war, nach den Ver. Staaten aus, zunächſt nach New Orleans, wo ſie ſich niederließen. Dort wurde der Mann im Jahre 1839 vom Gelben Fieber befallen und ſtarb. Die Frau kam im November des nämlichen Jahres mit ihrer am 25. Januar 1839 zu New Orleans geborenen Tochter Marie Margarethe nach Quincy, wo ſie ſich niederließ und ſpäter mit dem ebenfalls aus dem Großherzogthum Heſſen gebürtigen Wittwer Ludwig Rapp in die Ehe trat, deſſen erſte Frau eine geb. Stuckert geweſen. Nachdem ſie eine Zeit lang in der Stadt gewohnt, zogen ſie auf's Land nach der Mill Creek, wo Rapp viele Jahre dem Ackerbau nachging. Die Frau ſtarb am 15. Oktober 1862, der Mann ſchied am 15. Juli 1868 aus dem Leben.

Gottfried Scllermann, geboren am 15. Februar 1797 zu Langula bei Mühlhauſen, Thüringen, kam im Jahre

1847 mit ſeiner Frau Marie nach Quincy; die Frau hatte im Jahre 1790 zu Langula das Licht der Welt erblickt. Der Mann ſtarb im Jahre 1849, am 9. Juli, an der Cholera, welche um jene Zeit hier herrſchte. Die Wittve, allgemein unter dem Namen „Großmutter Scllermann“ bekannt, lebte noch viele Jahre und machte ſich beſonders nützlich, indem ſie mit dem Klapperſtorch auf gutem Fuße ſtand und artigen Kindern ſowohl wie unartigen Brüderchen und Schweſterlein brachte. Am 2. Juni 1868 ſchied ſie aus dem Leben. Das Ehepaar hatte einen Sohn, Wilhelm Scllermann, welcher hier die Alchemie erlernte, doch weißt derſelbe nicht mehr unter den Lebenden.

Der im Jahre 1811 zu Boof, Kreis Oſterburg in der Altmark, Provinz Sachſen, Königreich Preußen, geborene Chriſtian Bander war im Jahre 1839 in der alten Heimath mit Anna Dorothea Albrecht in die Ehe getreten; die Frau war am 27. Juni 1816 ebenfalls zu Boof geboren. Im Jahre 1817 kam die Familie

¹⁾ Ueberſetzt von Herrn Georg Siegold.

nach diesem Bande, sich zunächst in St. Louis niederlassend. Vier Jahre später, im Jahre 1851 kamen sie nach Quincy, wo der Mann im Jahre 1889 starb, während die Frau im Jahre 1901 aus dem Leben schied. Hier lebende Söhne sind Louis Zander, der Ofenformer; Heinrich Zander, in Miller's Kutschenfabrik thätig; und Eduard Zander, ein Ofenformer.

Friedrich Wilhelm Döringh, geboren am 21. September 1817 zu Grimmitzhan, Sachsen, trat mit Marie Führ aus Mühlhausen, Thüringen, in die Ehe und kam im Jahre 1854 nach diesem County, wo er sich nahe Coatsburg niederließ und viele Jahre dem Ackerbau und der Viehzucht nachging. Beide weilen nicht mehr unter den Lebenden. Drei Söhne und drei Töchter wohnen in diesem County.

Der im Jahre 1821 in Detmold, der Haupt- und Residenzstadt des Fürstenthums Lippe geborene Ernst Sanke, erlernte in seiner Heimath zuerst die Bäckerei; da die Nacharbeit seiner Gesundheit nicht zuträglich war, so lernte er später in Bremen das Cigarrenmacher-Handwerk. Im Jahre 1847 kam er über New Orleans nach St. Louis, wo er im Jahre 1850 mit Doris Hoppmeyer in die Ehe trat; die Frau war im Jahre 1826 in Blinde, Westfalen, geboren. Im Jahre 1854 kam das Ehepaar nach Quincy, wo Ernst Sanke sich der Cigarrenfabrikation widmete und das Geschäft bis zu seinem am 1. April 1876 erfolgten Tode betrieb. Die Frau starb am 29. Januar 1893. Noch lebende Kinder sind: Ernst Sanke, geboren im Jahre 1851, Reisender für S. A. Williamson's Delhandlung in dieser Stadt; Carl Sanke, geboren 1867, Reisender für eine Großhandlung in Omaha, Nebr.; Frau Emma Respehl, Wittve von Karl Respehl, in Quincy; Frau Louise Mönnins, in Hannibal, Mo., und Frau Amalie Evers, Wittve von Wilhelm Evers, in Quincy.

Johann Altmir, geboren im Jahre 1825 in Warendori, Regierungsbezirk

Münster, Westfalen, erlernte in der alten Heimath das Schneiderhandwerk und kam im Jahre 1852 nach den Ver. Staaten, zunächst nach Cincinnati, O. Im Jahre 1853 zog er nach Indianapolis, Ind., und im Jahre 1854 nach Quincy, wo er bis an sein Lebensende blieb; hier trat er mit Katherine Kettler in die Ehe; die Frau war im Jahre 1832 in Hannover geboren. Johann Altmir war ein Mann von energischem, positivem Charakter; viele Jahre war er geschäftlich thätig, diente eine Reihe von Jahren im Rathe der Supervisoren und war auch eine Zeit lang Lehrer der Schule der St. Bonifazius-Gemeinde; der Mann sowohl wie die Frau weilen nicht mehr unter den Lebenden.

Der am 29. November 1830 auf der Theerhütte bei Vöslingen, Kreis Gardelegen, Regierungsbezirk Magdeburg, Preußen, geborene Johann Heinrich Michelmann erlernte in der alten Heimath das Handwerk eines Grobschmiedes. Im Jahre 1853 kam er nach Amerika, zunächst nach Evansville, Ind., wo er bei dem aus Württemberg gebürtigen Valentin Stegmüller eintrat, um die Dampfkessel-Fabrikation zu erlernen. Später zog er mit dem Genannten nach Quincy, da Stegmüller sein Geschäft hierher verlegte, und ließ sich am 24. Dezember 1855 hier nieder. Mit der Zeit eröffnete Johann Heinrich Michelmann hier ein eigenes Geschäft, zuerst die Fabrikation von Dampfkesseln betreibend, dem er später noch andere Zweige hinzufügte, nämlich: den Bau von Brücken, die Herstellung von Rettungsvorrichtungen bei Feuersgefahr, sowie die Ausführung von Eisen- und Stahlarbeiten jeder Art. Johann Heinrich Michelmann trat hier mit Marie Margarethe Studert in die Ehe, geboren am 25. Januar 1839 in New Orleans. Heinrich L. Michelmann, der am 13. Februar 1865 geborene Sohn des Ehepaares, ist mit an dem großen Geschäft theilhaft. Wilhelmine, eine Tochter des Ehepaares, ist mit Pastor Carl E.

Wiche verehelicht, welcher als Seelsorger einer Gemeinde zu Oakville, Ill., thätig ist. Andere Kinder sind: Emilie, die Frau des Schuhhändlers Carl F. A. Behrensmeyer; Clara, die Frau von Wilhelm Gerdes, welcher Vormann in der Michelmann'schen Werkstatt ist; und Albert Michelmann, Apotheker in Chicago.

Johann Heinrich Wilms wurde geboren am 13. Februar 1806 zu Laichlingen in der Rheinprovinz; sein Vater war Peter Johann Wilms und die Mutter Katharine, geb. Schäfer. Am 8. April 1833 trat Johann Heinrich Wilms zu Neufkirchen, im Kreise Solingen, mit Katharine Hamacher in die Ehe. Die Frau war am 30. Mai 1815 in Neufkirchen geboren; ihre Eltern waren Johann Andreas Hamacher und dessen Ehefrau Anna Elisabeth, geb. Wirt. Johann Heinrich Wilms erlernte in der alten Heimath, zusammen mit Friedrich Wilhelm Janzen, die Möbelschreinerei. Im Jahre 1855 kam Wilms nach diesem Lande, zunächst nach Wheeling, Virginia, und im Herbst des nämlichen Jahres auf besonderes Erjuchen seines Schulkameraden Janzen nach Quincy. Janzen betrieb hier eine Möbelfabrik, in welcher Wilms viele Jahre arbeitete. Der Mann starb am 22. September 1872, die Frau am 7. Januar 1878.

Friedrich Wilms, ein Sohn des vorgenannten Ehepaars, geboren am 25. Oktober 1842 in der alten Heimath und mit den Eltern nach Quincy gekommen, war viele Jahre im Kohlengeschäft thätig und sehr erfolgreich; derselbe ist Präsident der Wabash Coal Company, und Präsident der Mercantile Trust & Savings Bank in dieser Stadt; seine Frau Anna, geb. Dickhut, ist eine Tochter des alten Pioniers Wilhelm Dickhut, welcher schon im Jahre 1835 nach Quincy kam. Wilhelm Wilms, der Zwilling Bruder des Vorgenannten, war Jahre lang Sekretär der Wabash Coal Company und wohnt in Springfield, Ill. Henriette, eine

Schwester der genannten Brüder Wilms, erblickte am 10. März 1845 in der alten Heimath das Licht der Welt, kam mit den Eltern nach Quincy, und ist mit Carl Maag in Atchison, Kansas, verheirathet. Rudolph Wilms, der jüngste der Brüder, geboren am 17. April 1850, in der alten Heimath, steht über 30 Jahre mit der Salbach-Schröder Dry Goods Company in Verbindung und ist Sekretär der Gesellschaft. Seine Frau ist Helene, geb. Magaret, eine Tochter von Pastor Ernst C. Magaret, Seelsorger an der 1. Deutschen Methodistengemeinde in Peoria, Ill.

Der am 21. Februar 1845 in der Ortschaft Zofingen, in der Schweiz, geborene Jacob Rudolph Urech, kam im Jahre 1854 mit seinen Eltern nach diesem Lande, indem der Vater Friedrich Urech nebst seiner Frau Elisabeth und zwei Söhnen, Friedrich und Jacob, am 3. August des genannten Jahres die alte Heimath verließen. Die Familie kam zunächst nach Portsmouth, Ohio, zog jedoch zwei Monate später nach Louisville, Kentucky, und im Sommer des Jahres 1855 nach Quincy. Hier erlernte Jacob Rudolph Urech in der Office der „Quincy Tribune“ das Schriftsetzen; später erlernte er das Handwerk eines Sattlers und Geschirrmachers. Im Februar des Jahres 1865 traten Friedrich und Jacob Urech in das 151. Illinois Infanterie-Regiment und dienten ein Jahr, worauf sie ihren Abschied erhielten. Im Jahre 1868 zogen die beiden Brüder nach Payson in diesem County, wo sie eine Sattlerei eröffneten und fünf Jahre lang betrieben. Dann siedelte Jacob nach Mendon in diesem County über, wo er sich dem Ackerbau widmete. Im Jahre 1877 erwarb er die nöthige Ausrüstung und begann mit der Herausgabe eines englischen Wochenblattes, „Mendon Dispatch“, das er heute noch in Gemeinschaft mit seinem Sohne Carl herausgibt. Am 3. Oktober 1869 war Jacob Rudolph Urech in Payson mit Ann E. Wharton in die Ehe getreten.

Bernard Averkamp wurde am 6. Oktober 1849 zu Coesfeld, Westfalen, geboren, als Sohn von Franz Averkamp und dessen Ehefrau Therese, geb. Grasmeier. Der Vater, welcher Tischler war, starb im Jahre 1851 in der alten Heimath. Im Jahre 1854 wanderte die Wittve mit ihren beiden Söhnen, Wilhelm und Bernard, nach den Ver. Staaten aus, über New Orleans nach St. Louis reisend. Im Frühjahr 1855 kamen sie nach Quincy. Wilhelm erlernte die Schriftsetzerei, weilt aber nicht mehr unter den Lebenden. Bernard verließ schon im Alter von 12 Jahren die Schule und kam in die Office der „Quincy Tribune“, welche Zeitung zu jener Zeit von Carl Rottke herausgegeben wurde. Später als Clerk in verschiedenen Geschäften thätig, kam er schließlich im Dezember des Jahres 1869 in die Bank von S. F. S. Ricker und stieg von Stufe zu Stufe, bis er im Jahre 1881 bei der Organisation der Ricker Nationalbank zum Hülfskassierer derselben erwählt wurde, welche Stelle er bis auf den heutigen Tag verwaltet. Am 9. Mai 1876 war Bernard Averkamp mit Louise Diefenbach in die Ehe getreten, einer Tochter von Capt. Michael Diefenbach, welcher vor vielen Jahren als Capitän auf Flußdampfern thätig war. Das Ehepaar hat 6 Söhne und eine Tochter.

Der am 22. Sept. 1838 in Wetterburg, Fürstenthum Waldeck, geborene Christian Fink, kam im Jahre 1850 mit seiner Mutter und seinem älteren Bruder nach Buffalo, im Staate New York. Der Vater war in der alten Heimath gestorben. In Buffalo erhielt Christian Fink eine Anstellung bei Philip Becker, welcher später Mayor der Stadt war. Dann zog Fink nach Chicago und trat in die Dienste von John P. Rice, dem späteren Mayor der Stadt. Im Jahre 1856 kam er nach Quincy, wo er als Clerk in das Geschäft von F. E. Van Buren eintrat, einem Vetter des Präsidenten Martin Van Buren, und später als Clerk bei verschiedenen anderen

Firmen thätig war. Beim Ausbruch des rebellionskrieges trat Christian Fink in Company A, 27. Illinois Infanterie-Regiment, und brachte es im Laufe des Krieges zum 1. Lieutenant. Nach dem Kriege heirathete er Lizette Romeiser, eine Tochter des alten Pioniers Johann Romeiser, gebürtig aus Steinau, Kurfürstenthum Hessen, welcher schon im Jahre 1834 nach Quincy gekommen war. Christian Fink zog später von Quincy nach Utica, Missouri, wo er viele Jahre geschäftlich thätig war und es zu Ansehen und Wohlstand brachte. In der Staatsmiliz von Missouri erhielt er den Capitänsrang. Gegenwärtig lebt er in Hale, Mo., in Ruhestand.

Carl Friedrich Adolph Behrensmeyer, geboren am 22. September 1835 in Dornhausen, Regierungsbezirk Minden, Westfalen, erlernte in der alten Heimath die Bauschreinerei. Im Jahre 1856 wanderte er mit seiner Schwester Charlotte nach den Ver. Staaten aus und kam am 23. November nach Quincy, wo er 10 Jahre lang seinem Handwerk nachging und 7 Jahre lang als Baukontraktor thätig war. Jahre lang betrieb er einen General Store, und dann einen Schuhladen, der nun von seinem Sohn geführt wird. C. F. Behrensmeyer trat hier mit Marie Weistein in die Ehe, einer Tochter des alten Pioniers Philip Weistein; am 13. November 1890 starb die Frau, und später heirathete Behrensmeyer die Wittve Auguste Wehner geb. Rohwinkel, die aus Elberfeld gebürtig war. Söhne sind: C. F. Behrensmeyer, Jr., der einen Schuhladen betreibt; Georg Philip Behrensmeyer, welcher auf der Universität von Illinois zu Urbana die Baukunst studierte und seit dem Jahre 1893 in Quincy als Architekt thätig ist; und Ednard Behrensmeyer, im Geschäft des Architekten angestellt.

Der im Jahre 1793 in Westerkappeln, Kreis Tecklenburg, Regierungsbezirk Münster, Westfalen, geborene Philip Arnold Merken erlernte in der alten

Heimath das Schneiderhandwerk. Im Jahre 1813 half er schon Napoleon aus Deutschland zu vertreiben. Er heirathete die im Jahre 1797 geborene Katharine Margarethe Briggemeyer. Im Jahre 1833, kurz vor Weihnachten, kam das Ehepaar über New Orleans nach diesem Lande und ließ sich zu St. Charles, Missouri, auf dem Lande nieder, wo der Mann bis zu seinem im Jahre 1863 erfolgten Tode dem Ackerbau nachging; die Frau war ihm schon im Jahre 1850 im Tode vorausgegangen.

Hermann Heinrich Merten, ein Sohn des vorgenannten Ehepaares, geboren am 9. Juli 1823 in Weiertappeln, war dem Vater zunächst beim Ackerbau behilflich, und begab sich dann nach St. Louis, wo er das Wagenmachen erlernte, welchem Handwerk er 10 Jahre lang nachging. Im Jahre 1856 kam er nach Quincy, wo er eine Bauhelzhandlung eröffnete und 23 Jahre lang mit großem Erfolge betrieb, bis er sie im Jahre 1879 an seinen Schwiegerjohn Wilhelm Seidemann übertrug. Hermann Heinrich Merten war drei Mal verheirathet: die erste Frau, Caroline, geb. Meyer, starb 1866; die zweite Frau, Anna, geb. Verten, schied 1892 aus dem Leben; die dritte Frau Christian, geb. Nicolai, weilt noch zusammen mit dem Gatten unter den Lebenden. Zwei Söhne, Hermann Merten und Johann Heinrich Merten, wohnen in Clay Centre, Kansas; eine Tochter, Frau Margarethe Ruchmann, lebt in Quincy.

Im Jahre 1847 waren Joseph Damhorst und Gattin mit ihren Kindern aus Westfalen nach St. Louis gekommen, wo sie zehn Jahre lang wohnten und dann im Jahre 1857 nach Quincy übersiedelten, wo sie beide vor vielen Jahren aus dem Leben schieden. Stephan Damhorst, ein am 8. August 1826 geborener Sohn des vorgenannten Ehepaares, hatte in St. Louis die Backsteinbrennerei gelernt und eröffnete nach der Ankunft in Quincy eine

Backsteinbrennerei, welche er bis 1897, also 40 Jahre lang betrieb. Stephan Damhorst war in St. Louis mit Anna Maria Heskamp in die Ehe getreten; die Frau starb im Frühjahr 1904, der Mann folgte ihr am 9. Januar 1905 im Tode. Zwei Brüder, Georg, Damhorst in Quincy, der viele Jahre mit in der Backsteinbrennerei thätig war, und Peter Damhorst, der in Ellington-Township dem Ackerbau nachging, weilen noch unter den Lebenden. Söhne von Stephan Damhorst sind: Bernard, Musiker; Heinrich, in der Quincy National Bank; und Johann, Buchführer in der Eisenhandlung von Georg Fischer.

Johann Sanftleben, geboren am 10. März 1830 in Cuxhaven, an der Mündung der Elbe, erlernte in Hamburg die Buchbinderei und kam im Jahre 1851 über New Orleans nach St. Louis, wo er seinem Handwerk nachging, bis er im Jahre 1857 anlässlich des damals hier stattfindenden Sängersfestes nach Quincy kam. Stadt und Bewohner gefielen ihm so gut, daß er sich hier dauernd niederließ. Hier eröffnete Johann Sanftleben zunächst ein Geschäft mit Bilderrahmen, trat dann bei Gustav Utgenant ein, der einen Buchladen und eine Handlung mit Bilderrahmen betrieb, und besorgte auch Tapezierarbeiten. Als im Frühjahr 1861 der rebellionskrieg ausbrach, trat Johann Sanftleben in Company H, des 16. Illinois Regiments, zuerst für drei Monate im Staatsdienst und dann für 3 Jahre im Bundesdienst, ein. Nach seiner Entlassung und Heimkehr im Jahre 1864 trat Johann Sanftleben mit Bertha Schleich in die Ehe, letztere eine Tochter des alten Pioniers Franz Schleich. Im Jahre 1865 war er ein Jahr lang Berichterstatter an der „Quincy Tribune“. Dann gründete er zusammen mit Martin Seiderich, Rudolph Welfsohn und Isaac Underwood eine Tabakfabrik. Später arbeitete er ein Jahr lang in Gardner's Buchbinderei; zwei Jahre lang führte er einen Zeitungsstand im Postamt, und zehn Jahre lang be-

trieb er ein photographisches Atelier, während der Zeit unter Anderem eine Menge stereoskopischer Ansichten von Quincy fertigend. Die letzten 25 Jahre stand Johann Sanftleben in Diensten seines Schwagers Johann W. Schott, in der Fabrik der J. W. Schott Saddlery and Harness Co.

Der am 17. August 1837 in Coesfeld, Westfalen, geborene Johann Heinrich Steinkamp kam im Jahre 1858 über New York nach diesem Lande, wo er sich in Quincy niederließ. Hier erlernte er bei dem Sattler Johann Bernard Koch die Sattlerei und das Geschirrmachen. Im Jahre 1862 eröffnete er ein eigenes Geschäft, das er heute noch betreibt. Im Jahre 1863 trat Johann Heinrich Steinkamp mit Marie Anna Terliesner in die Ehe; das Paar hat zwei Söhne, Bernard Heinrich und Wilhelm Mloys Steinkamp, und eine Tochter, Frau Anna Dopheide. Johann Heinrich Steinkamp diente viele Jahre lang in der Freiwilligen Feuerwehr, war Obmann der Handsprike No. 3, und später an der Handsprike No. 5; einige Jahre war er auch Gehülfen-Ingenieur der Feuerwehr. Ein Jahr diente er als Stadt-Marshal, ein Jahr lang als Steuerkollektor der Stadt und ein Jahr als Steuerkollektor des Town Quincy. Im Jahre 1880 wurde er zum Steuerabshäger des Town Quincy gewählt und seit jener Zeit bei jeder Wahl wiedergewählt, so daß er das Amt heute noch innehat.

Dr. Carl E. Conrad erblickte am 16. Mai 1820 in Hartmannsdorf, Kreis Bunzlau, Schlesien, das Licht der Welt. Seine Ausbildung erhielt er in Bunzlau und Berlin. Frühzeitig entschloß er sich, seine Dienste der Heidenmission zu widmen. Von der durch Johannes Gohner gegründeten und geleiteten Missions-Anstalt zu Berlin wurde Dr. Conrad im Jahre 1818 nach Britisch-Ostindien gesandt, wo er 10 Jahre lang thätig war; die Thatfache, daß Dr. Conrad auch gründliche medizinische Kenntnisse besaß, kam ihm sehr zu statten,

und hatte er nicht selten Erfolg in der Gewinnung des Vertrauens der Indier, wo Andere Fehlschläge zu verzeichnen hatten. Während des Sepoy-Aufstandes in 1857 leitete Dr. Conrad eine Gemeinde in Calcutta. Bald nachher erhielt er einen Ruf nach Amerika, und da seine Gesundheit unter dem indischen Klima sehr gelitten hatte, nahm er diesen Ruf an. Mit dem Segelschiffe „John Haven“ kam er nach Boston und begab sich von dort nach New York, wo er acht Wochen lang Vorträge über seine Erlebnisse in Indien hielt. Im Februar 1858 kam er nach Quincy, wo er die Zions-Gemeinde gründete, welche sich dem Verbande der Congregationalisten angeschlossen. Außerdem gründete er Gemeinden in Fowler und Fall Creek in unserem County. Die Zions-Gemeinde in Quincy bestand von 1858 bis 1890, also 32 Jahre; zeitweilig war mit dieser Gemeinde auch eine Schule verbunden, die unter der Leitung des Lehrers Ludwig Raabe stand, und mitunter von 60 Schülern besucht wurde. Die Gemeinde in Fall Creek, deren Kirche 9 Meilen südlich von Quincy gelegen ist, wurde von Dr. Conrad nahezu 40 Jahre lang bedient. Welch eine fernhafte Natur der Genannte war, bewies er im Dienste der Gemeinde in Fall Creek. Im Winter sowohl wie im Sommer, mochte es regnen oder schneien, mochte das Quecksilber über 100 Grad im Schatten andeuten, oder 20 Grad unter Null stehen, Dr. Conrad fuhr mit seinem Einspänner in's Land, um seine dortige Gemeinde zu bedienen, ja, wenn die Landstraße so bodenlos war, daß an ein Durchkommen mit dem Fuhrwerk nicht zu denken war, ging er zu Fuß hinaus. Während seines Lebens in Quincy widmete sich Dr. Conrad auch dem ärztlichen Berufe und war außerdem schriftstellerisch thätig, indem er unter Anderem aus seinen Erlebnissen in Indien Mittheilungen machte, die dann in Pamphletform erschienen, unter den Titeln „Ostindische Todes-schatten“, „Die Bibel vor einem heidnischen

Gerichtshofe“ usw. Doch machte sich mit der Zeit das Alter bemerklich, und am 21. Januar 1901 starb er nach einem langen, thätigen Leben. Im Jahre 1860 war Dr.

Conrad mit Frä. Marie Bode in die Ehe getreten; die Wittve lebt noch hier; außerdem leben zwei Söhne, beide als Ärzte thätig, und eine Tochter.

Chicago vor 50 Jahren und die damaligen deutschen Architekten.

Vortrag gehalten am 19. Oktober 1903

vor dem Illinoiser Kapitel des American Institute of Architects vom Architekten Otto S. Maß
nebst Anmerkungen von Emil Mannheim.

Ein interessanter Beitrag zur Geschichte eines wesentlichen Zeitabschnitts in Chicagos Wachstum, ist in einem Vortrage enthalten, den der seit dem Jahre 1854 hier thätige Architekt, Herr Otto S. Maß, vor einigen Jahren vor dem hiesigen Architekten-Verein in Folge der an ihn und andere ältere Ansiedler ergangenen Aufforderung gehalten hat, seine persönlichen Erinnerungen betreffs des Bauwesens und der Architektur in Chicagos Jugendjahren mitzutheilen.

Dem den „Geschichtsblättern“ freundschaftlich zur Verfügung gestellten Manuskript dieses Vortrags ist das Nachstehende entnommen:

Vortrag von Herrn Otto S. Maß.

Kommt die Rede auf die Jugendzeit Chicagos, so reicht meine Erinnerung etwa fünfzig Jahre weit zurück. Sehr lebhaft steht vor meinen Augen das so oft erwähnte alte Kinzie-Haus jenseits des Flusses. Denn Frä. Nellie Kinzie, jetzt Frau General Gordon in Savannah, die Tochter von J. S. Kinzie und seiner lebenswürdigen Gattin, der Verfasserin von „Waubun“, und meine Frau waren von Kind auf eng befreundet, und sind es auch nach ihrer vor 46 Jahren ungefähr gleichzeitig erfolgten Verheirathung bis zum heutigen Tage geblieben. Und gingen wir in die alte St. Jameskirche zum Gottesdienst, so führte uns der Weg, nachdem die Fähre da, wo jetzt die Rushstraßen-Brücke ist, uns über den Fluß

geleitet hatte, stets an dem gastfreien Hause der Kinzies vorüber.

Nachdem ich zwei Jahre lang als Civil-Ingenieur der Illinois-Centralbahn an dem Bau von deren Strecke durch die Klebezirke von Freeport nach Galena und Dubuque beschäftigt gewesen war, erhielt ich vom Ober-Ingenieur, Oberst R. S. Majon, die Anweisung, mich nach Chicago zu begeben, um die Pläne für den neuen Bahnhof in Chicago anfertigen zu helfen. Das war 1854. Das Leben als Ingenieur in der freien Luft und im Feld, während ich auf die Gelegenheit wartete, zu meinem eigentlichen Beruf zurückzukehren, sobald die Gesellschaft so weit wäre, mit dem Bau ihres großen Bahnhofs zu beginnen, hatte mir sehr zugesagt. Ich fand das große Bureau an der Laforeststraße, gegenüber dem Tremont-Haus unter der Leitung des Architekten Herrn Jean Perriere, eines Franzosen von der alten Schule, und unter ihm ungefähr zehn Zeichner. Der Winter von 1854 auf 1855 war ungewöhnlich streng; alle Bahnen waren verschneit. Die Legislatur wurde auf dem Rückwege von einem Chicago abgestatteten Besuche einen ganzen Tag lang in der Nähe von Bloomington festgehalten. Herr Perriere, ich und ein Kettenträger waren an einem sehr stürmischen Tage ausgegangen, um den Platz für einen Frachtdampfen östlich von dem damals im Bau begriffenen Wellenbrecher abzustechen. Der alte Herr glitt von einem der eisüberzogenen Balken ab in den See. Mit großer Mühe

suchten wir ihn heraus und brachten ihn in einer Kutsche nach dem Tremont-Hause, wo er wohnte. Der Unfall war für den 72jährigen zu viel gewesen. Nach vier Wochen schweren Leidens starb er.

Mir brachte das traurige Ereigniß die Erfüllung meiner Hoffnung. Wenige Tage nach seinem Tode erhielt ich die Ernennung zum Architekten der Illinois Centralbahn, mit dem Auftrage, die Pläne für die Chicagoer Bauten anzufertigen, und nach dem Bau von Bahnhöfen, Frachtschuppen, Werkstätten, Hotels, Restaurationen etc. entlang der damals 705 Meilen langen Bahn in Urbana, Wapella, Centralia, Mendota und anderen Orten zu gehen. Das gab mehr als genug Arbeit. Sektographen und Blue-Prints waren noch unbekannte Dinge, gute Zeichner eine große Seltenheit. Die Lücke wurde meist von Einwanderern ausgefüllt, welche durch die 1848er Revolution in Deutschland und Oesterreich in dieses Land getrieben waren, und die durchweg der Erfahrung in den hier herrschenden Bauretheden mangelten. Technische Schulen gab es im Westen noch nicht, und eine Lehrlingszeit in einem Architekten-Bureau bot die einzige Gelegenheit zur Erwerbung der nöthigen Kenntnisse. — Und betreffs der nöthigen Kenntnisse herrschte große Unwissenheit. Viele glaubten, wenn ein Junge nur ein wenig Anlage zum Zeichnen entwickelt hatte, so sei das genügend, ein Architekt zu werden.

Unsere großen Gebäude südlich vom Fluß und die großen Werkstätten und Lokomotiv-Schuppen wurden bald in Angriff genommen, und auf Pfahlrosten aufgeführt. Für den 180 Fuß breiten und 508 Fuß langen Haupt-Passagier-Bahnhof wurden 5000 etwa 24 Fuß lange Pfähle eingetrieben. Die Mauern über dem Boden waren aus hartem Backstein mit Steinbekleidung. Auch bei kältestem Wetter ruhte die Arbeit nicht einen Tag. Salz und heißes Wasser in Menge wurden verwandt, um den Mörtel flüssig zu erhalten. Der Brand von 1871

zerstörte den Passagier-Bahnhof. Er war damals der größte im Lande westlich vom alten Postener Bahnhof, und rief nicht geringes Aufsehen hervor, als er sich über den See zu erheben begann. An Sonntagen pilgerten Tausende die Water-, Lake- und Randolphstraße hinaus und blickten voll Staunen auf seine Größe und die jetzt veralteten hölzernen Howe'schen Dachträger. Die großen Frachtschuppen wurden bald nach dem Feuer ausgebaut und sind heute noch im Gebrauch.

Bei meiner Ankunft in Chicago fand ich im Mittelpunkt der Stadt bereits eine große Zahl schöner und solider Gebäude vor — große Geschäftshäuser und Hotels an der Lake-, Randolph- und Waterstraße und auch in den sie schneidenden Straßen; Ziegel- und Stein-Wohnhäuser um den Dearborn-Park herum, auf dem heute die Stadt-Bibliothek steht. Ferner geräumige Wohnungen südlich vom Fluß und dort Dearborn zerstreut an der Michigan und Wabash Avenue und an der Statestraße, und viele auf der Nordseite, zwar meist aus Holz, aber von recht geschmackvollem Aussehen und umgeben von Ulmen und Ahornbäumen. Ein würdiger Kirchenbau war die Zweite Presbyterianerkirche — des Alten Dr. Patterson Kirche, wie sie gewöhnlich genannt wurde — an der Ecke von Wabash Avenue und Washingtonstraße. Ich glaube, Remond hatte die Pläne geliefert.

Nach meiner Ankunft hier ging es im Lauf sehr lebhaft her, und viele solide Gebäude nach Entwürfen und unter Leitung von Van Osdel, Wurling, Carter, Bauer, Baumann, Boyington, dem älteren Wheelock, Wadskier, Nicholson, Elmsied und Robert Schmid, dem Vater von Richard G. Schmid, von Hübl und Schmid, gingen in die Höhe. Darunter das Eads-Exchange-Gebäude, die Marine-Bank, der Portland-Block, der Freimaurer-Tempel, die Hotels McCordel und Richmond und viele andere. Sie waren sämmtlich mit Maquiesia-Kalkstein aus den Steinbrüchen bei Athens in

Illinois bekleidet, und übertrafen in künstlerischem Entwurf viele der heutigen Bauten. Da es noch keine Aufzüge gab, waren sie selten mehr als vier Stockwerk hoch. Den Illinoiser Kalkstein hat man in Folge seiner schnellen Zerklebung an der Luft (Beispiel: das Chicagoer Courthouse) als Bekleidungsmaterial fallen gelassen. Er wird nur noch für die Fundamente verwendet, und bald gänzlich durch Cementmasse ersetzt werden. Bei nicht mit Stein bekleideten Bauten kam rother Preßziegelstein und gelber und rahmfarbener Ziegelstein von Milwaukee, Oshkosh, Racine und Sheboygan zur Verwendung, und gelegentlich auch für sehr feine Arbeit Philadelphiaer und Baltimoreer Ziegelstein; er war aber sehr kostspielig — ungefähr \$50 pro Tausend. Die oben angeführten Sorten waren die einzigen damals im Handel befindlichen. Welch' eines Vorzugs erfreut sich der Architekt von heute, der seinen Klienten in die hübsch eingerichteten und wohlversehenen Musterräume der verschiedenen Ziegelfabrikereien im „Chamber of Commerce“ mitnehmen und ihn selbst sich jede mögliche Farbe und Form von Ziegeln aus unserem eigenen oder einem angrenzenden Staate, besonders aus Ohio, aussuchen lassen kann. Er findet Ziegel in allen den verschiedenen Farben auf einander gelegt vor, und kann sich so einen guten Begriff davon machen, wie sein Gebäude aussehen wird.

Aber während die oben erwähnten vielen Bauten in die Höhe gingen, war der Geschäftstheil der Stadt noch ein großes Schlammloch. Zahlrelang zerbrachen sich die Stadtbäuer die Köpfe, wie dem Nebel abzuleiten sei. Der Oberflächen-Entwässerung mußte ein Ende gemacht werden. Man entschloß sich endlich zu einem Entwässerungssystem, das trockene Straßen und Keller ermöglichen würde. Dazu war es nöthig, das Niveau der Stadt um durchschnittlich sechs Fuß zu erhöhen, und den gesammten Mittelpunkt der Stadt auf dieses Niveau zu bringen. Was damals Niveau (grade)

genannt wurde, war die natürliche Bodenhöhe, und lag etwa 6 Fuß über dem Durchschnittsstande des Flusses. — Es war ein Riesen-Unternehmen, das gewaltige Ausgaben verursachte und dem Verkehr große Hindernisse bereitete. Aber Chicago sprach: „Ich will!“, und es geschah. Das Auffüllen der Straßen und der Bau von Abzugscanälen begann 1856 unter der Leitung des Chef-Ingenieurs E. S. Chesborough und seines fähigen Gehilfen W. S. Clark. Sand und Schlamm wurden aus dem Fluß und dessen Ufern gebaggert, und dadurch zugleich der Fluß vertieft und verbreitert und in den Stand gesetzt, dem vermehrten Schiffsverkehr zu genügen.

Ich erinnere mich noch wohl der Zeit, wo jede der Brücken über den Fluß, deren es allerdings nicht so viele wie heute gab, vor jedem Schlepper aufgedreht werden mußte, weil deren Schornsteine zu hoch waren. Einem alten Herrn und Aldermann, — „old plug“ genannt, weil er stets einen alten Cylinder trug, — blieb es vorbehalten, die wundervolle Entdeckung zu machen, daß der obere Theil des Rauchfangs mit Scharnieren versehen und beim Durchgang unter den Brücken herabgelassen werden könne. Das ging vortrefflich, und die Leute meinten, nur das Ei Columbus' komme der Erfindung einigermaßen gleich. Des alten Herrn Name war Elihu Granger, er war Eigenthümer einer Schmiede und Maschinenrie-Werkstätte auf der Nordseite.

Aber um wieder auf das Höherlegen der Straßen zu kommen. Das Heben der größeren und solideren Gebäude erforderte nicht geringe Geschicklichkeit und wurde zum einträglichen Geschäft. Der erste Häuserheber war Herr James Hollingsworth. Er starb vor etwa zehn Jahren, aber die Firma Hollingsworth & Coughlan besteht noch. Wilbur F. Story von der alten „Chicago Times“ pflegte ihn stets „Doctor“ Hollingsworth zu nennen, weil sein Rath und Beistand stets angerufen wurde, wenn unvorhergesehene Fälle eintraten, oder einer oder

der andere unserer Herren Collegen sich verrechnet hatte und fand, daß das Gebäude für das Gerüst und Fundament zu schwer war. Bald nachher machte Herr G. W. Pullman sein Erscheinen, eröffnete eine kleine Office nebst Bauhof an der Ecke von Washington- und Franklinstraße, und machte sich auch an's Häuserheben; in seinen Mußestunden vervollkommnete er seinen Schlafwagen. Man verwendete Hebe-Schrauben und an Stelle der heute gebräuchlichen und festeren eisernen — hölzerne Balken.

Eins der ersten gehobenen Gebäude war der Tremont-House Block; 5000 Schrauben waren für diese Arbeit nöthig. Um ungefähr dieselbe Zeit hatte ich die Hebung eines vierstöckigen Backsteingebäudes an der Süd-Waterstraße zwischen Fifth Ave. und Franklinstraße zu leiten. Es waren damals in Chicago nicht Schrauben genug aufzutreiben, um das ganze Gebäude auf einmal zu heben. Wir schnitten es deshalb in der Mitte durch und hoben erst die eine und dann die andere Hälfte. Hollingsworth und Pullman mußten ihre Kräfte zu dieser Arbeit vereinigen.

Selbstverständlich gab es viel Zetern und Klagen seitens der Eigenthümer der besseren Gebäude, wenn sie entdeckten, daß die erhöhten Straßen ihre ersten Stockwerke in Kellergeschosse verwandelten. Aber das Vorgehen der Stadtverwaltung wurde von Richter Caton vom Circuit-Gericht aufrecht erhalten, und Chicago erlangte hohen Ruf, weil es sich selbst aus dem Dreck gehoben hatte. Die östlichen sowohl wie europäischen Zeitungen waren voll von Beschreibungen der berühmten und wundervollen neuen Stadt und ihrer großen Leistung. Ich theilte damals meine Erfahrungen einer Zeitung meiner Geburtsstadt, Berlin, mit. Aber die dortigen Architekten schüttelten dazu die Köpfe; sie konnten nicht glauben, was ich da erzählt hatte.

Chicagos Geschichte läßt sich mit Recht in vier Abschnitte theilen: „Die Erhebung zur Stadt im Jahre 1837; die Höherlegung der

Stadt, beginnend 1856; der Brand von 1871, und die Columbiische Ausstellung im Jahre 1893. Was wird der fünfte Abschnitt bringen, um sie noch berühmter zu machen?

Von geselligem Verkehr war zur Zeit, von der ich spreche, unter uns Collegen nur wenig die Rede. Der einzige, mit dem ich häufiger in Verührung kam, war August Paue. Wir waren beide eifrige Freunde der Musik und hatten beide, vor unserer Verheirathung, in unsern Junggesellenwohnungen ein Klavier, das wir bei unsern gegenseitigen Besuchen viel benutzten. Es gab damals etwa zehn Architekten in Chicago, welche beanspruchten, so genannt zu werden. Es gab keinen Raum für gesellige Zusammenkünfte, wie Sie ihn in diesem Saal besitzen, und die ersten Architekten hatten keine solche Gelegenheit zu freundschaftlichem Verkehr. Diese Vortheile werden von den jüngeren Collegen nicht in dem Maße gewürdigt, wie von den älteren, die hier gewirkt und gearbeitet haben, ehe dies Kapitel organisiert wurde. — — — —

Der Rest des Vortrages wurde von Herrn May mit einer kurzen Skizze seiner Thätigkeit als Architekt ausgefüllt, nachdem er im J. 1857 seine Stelle bei der Illinois Centralbahn niedergelegt hatte. Sie wurde sehr bald durch den Krieg unterbrochen, in dem er drei Jahre lang als Ingenieur-Major im Stabe der Generale Fremont, Halleck und Grant, namentlich auch in der Vicksburg-Campagne mit — von ihm nicht erwähnter — Auszeichnung diente. Zurückgekehrt, nahm er die Praxis sofort wieder auf, war 1870—71 Architekt des Schulraths, und nahm nach dem Feuer, welches seine ganze Habe verbrannte (von \$18,000 Versicherung erhielt er nur \$200), an der Concurrenz um das neue Courthouse theil, in welcher sein Plan den ersten Preis (\$5000) erhielt. Dieser Plan wurde aber nicht bei dem Bau befolgt, sondern dieser dem Architekten Cogan übergeben. Herr May hat die Genugthuung gehabt, das Niederreißen dieses Hauses zu erleben, eben-

so wie das des in den Jahren 1873—74 errichteten Criminalgerichtsgebäudes, für welches Anfangs gleichfalls seine Plätze angenommen waren. Das jetzige Criminalgerichtsgebäude aber ist von ihm im J. 1898 erbaut worden.

Anmerkungen des Sekretärs.

Unter den von Herrn Nag im J. 1854 angetroffenen deutschen Architekten haben besonders August Bauer und Fritz Baumann, von denen Letzterer noch lebt, im Baugeschichte der Stadt eine sehr bedeutende Rolle gespielt.

August Bauer wurde im J. 1827 in Friedberg, im Großherzogthum Hessen-Darmstadt als Sohn eines Lehrers geboren, und war, nachdem er die Kunst- und Gewerbeschule in Darmstadt mit Auszeichnung absolvirt hatte, Ende 1850 oder Anfangs 1851 nach New York gekommen, wo er Anstellung in dem Bureau des Architekten E. Snook fand, und den Entwurf für den Crystal-Palace anfertigte — das erste in Amerika aus Glas und Eisen hergestellte Ausstellungsgebäude, welches damals große Bewunderung erregte. Im J. 1853 kam er nach Chicago, und verband er sich zuerst mit Herrn E. Carter zur Firma Carter & Bauer, welche viele der vorseuerlichen Geschäftsgebäude errichtete; ebenso viele der besseren Wohngebäude, von denen einige noch an der Michigan Avenue stehen, wie z. B. die von E. T. Dunham an der Michigan Ave. und Harrisonstraße, von C. Blair, Eke Peck Court, von Jacob Friedmann, nahe 18. Straße, u. a. m.

Nach Aufhebung der Firma Carter & Bauer entstand die Firma Bauer & Loebnitz, welche u. a. folgende Gebäude aufgeführt hat: Das Illinois Staatszeitungsgebäude, die katholische St. Peterskirche, die evangelische St. Paulskirche an La Salle Ave. und Ohiostraße, Rosenfeld's und Rosenbergs Geschäftsgebäude an der Madisonstraße, das Lafayette Office-Gebäude an La Salle- und Randolphstraße, das Oxford

Office-Gebäude, 84 La Sallestraße, Rosenfeld's Waarenhaus an der Lakestraße, Henry W. King's Villa an Rushstraße, Peter Schüttler's Villa an West-Adamsstraße, A. C. und Washington Gering's Doppel-Wohnhaus an Rush- und Huronstraße, die Nordseite Turnhalle, Ulich's Waisenhaus, Heinrich Schoellkopf's Waarenhaus an der Randolphstraße, ein erstklassiges Apartment-Gebäude an der Eriestraße für Frau Lee L. Brown, Laden und Apartment-Gebäude an der Clark- und Superiorstraße, Ulich's Block an Clark- und Kinziestraße, Lambert Tree Block an Clark- und Michiganstraße, und ungefähr dreißig unserer öffentlichen Schulen. Wegen Erkrankung des Herrn Loebnitz wurde die Firma 1875 aufgelöst; Herr Bauer machte eine längere europäische Reise, und verband sich im März 1881 mit dem Architekten Henry W. Hill zur Firma Bauer & Hill, von der u. a. die nachstehenden Gebäude aufgeführt sind:

Das St. Elizabeth-Hospital, Claremont Ave.; das Josephinum, Oakley Ave.; St. Louis-Kirche, Claremont Ave.; das St. Stanislaus-Schulgebäude; das Polnische Waisenhaus an Division- und Goldstraße; das Deutsche Altenheim in Harlem, das „Haus der Vorsehung“, Elm- und Orleansstraße, das St. Vede College bei Peru, Ill., und zehn oder mehr große Waarenhäuser, Läden und Apartment-Gebäude und große Wohnhäuser in verschiedenen Theilen der Stadt. — Das hohe Ansehen, welches Herr Bauer unter seinen Berufs-Collegen genoß, erhellt aus der Thatfache, daß er längere Jahre hindurch Präsident des Chicagoer Rathes des Illinoiser Institute of Architects war. Er starb im J. 1894.

Nach der August Bauer kam Fritz Baumann nach Chicago. Er ist am 6. Januar 1826 in Angermünde in Pommern geboren, besuchte bis zum 15. Jahre die Stadtschule, dann in Berlin die Klöden'sche Gewerbeschule; arbeitete nach deren Absolvierung bei seinem Oheim, dem königl. Bau-

Ingenieur Kienitz in Bromberg, bezog darauf das Polytechnikum und später die Bau-Akademie in Berlin, und landete, mit Kenntnissen vorzüglich ausgerüstet, am 7. Juli 1850 in New York, von wo er sich sofort auf den Weg nach Chicago machte, in das er am 14. August 1850 den ersten Fuß setzte. Er verband sich im J. 1852 mit dem Bau-Unternehmer E. Burling, mit dem gemeinsam und später allein er eine große Anzahl bedeutender Geschäfts-Gebäude und Wohnhäuser aufgeführt hat. Unter den vorseuerlichen nennen wir das erste siebenstöckige Gebäude, 40 Fuß bei 80 Fuß, wo jetzt das „Egden Building“ steht, ganz mit Stein bekleidet aus den damals neuen Steinbrüchen zu Athens (20 Meilen südlich von Chicago), die Marine-Bank und den Masonic Temple; von den nachseuerlichen den Metropolitan-Block, den Logan-Block, den Island-Block; daneben unzählige minder bedeutende Bauten. An allen öffentlichen allgemeinen, wie deutschen, namentlich geistigen, Bestrebungen hat Herr Baumann regen und fördernden Antheil genommen. Er war Mitglied des ersten und zweiten Schulraths der Stadt Chicago (1857 bis 1859) und ein eifriger Förderer des „Mechanics Institute“.

Herr Robert Schmid aus Zirke in Posen, geb. am 27. April 1827, hatte das Baufach in Berlin studirt, und war 1853 nach Chicago gekommen. Er arbeitete erst für Van Osdel & Olmsted, später für Olmsted allein, und war dann ungefähr ein Jahr Partner von Edw. Burling; 1857 begab er sich nach Dubuque, und nach einjährigem Aufenthalte dort nach St. Louis. Im Jahre 1860 nach Chicago zurückgekehrt, führte er selbständig zahlreiche Bauten auf, u. A. den Portland-Block, und war besonders als Brauerei-Architekt gesucht. Die Schönhofen'sche, die Gottfried'sche, die Gooß'sche Brauerei, und die Brauereien von Bartholomae & Leicht, vor und nach dem Feuer, sind von ihm gebaut. Er starb im Jahre 1876. Seine Wittve, geb. Krüger, die einige Jahre vor ihm eingewandert war, lebt heute noch, hochbetagt doch rüstig. Sein Sohn R. W. Schmid ist Mitglied der Architekten-Firma Hühl & Schmid.

Im Geschäfts-Adreßbuch von 1855 wird unter den damaligen Architekten auch ein Herr H. Ehrlich aufgeführt. Es hat sich über denselben aber nichts erfahren lassen. Weder Otto May noch Fritz Baumann wissen etwas von ihm.

Eine Illinois Staatszeitung aus dem Jahre 1852.

Von Emil Mannhardt, Sekretär.

Illinois Staatszeitungen aus den Jahren vor dem Feuer gehören, eben dieses Feuers wegen, zu den allergrößten Seltenheiten. Und das ist aus einer Reihe von Gründen, besonders aber vom Standpunkte der historischen Forschung aus, in hohem Grade zu bedauern. Denn die Zeitungen sind die Verzeichner der Zeitgeschichte.

Eine jede Nummer, die von dieser Zeitung dem Geschichtsforscher in die Hände fällt, hat für diesen einen ganz besonderen Werth, der mit dem Alter der Nummer wächst.

Die Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft von Illinois schätzt sich deshalb besonders glücklich, daß ihr — von Herrn Otto G. Schneider — eine solche Nummer zur Verfügung gestellt ist. Sie ist vom Freitag, 22. Oktober 1852, Nummer 252, aus dem 5. Jahrgang. Als Herausgeber ist aufgeführt W. R. Höffen, als Redakteur W. Schneider.

Was zunächst auffällt, ist, daß die Zeitung, die das gleiche Format hat, wie die Illinois Staatszeitung in späteren Jahren, solange sie nur vierseitig erschien, auf der ersten Seite,

die, wie die übrigen drei in sechs breite Spalten getheilt ist, und ebenso auf der letzten, nur Anzeigen enthält, welche auch über fünf Spalten der dritten Seite einnehmen, und daß unter den Anzeigen die amerikanischen Geschäftsleute sehr stark vertreten sind, ein Beweis, wie hoch von diesen schon damals der Werth der deutschen Rundschau angeschlagen wurde.

Solche amerikanischen Anzeiger sind: A. W. Newkirk, Arzt, Augenarzt und Augen-Operateur; Seth Paine & Co., Bank- und Wechselgeschäft; R. B. Russell, Real Estate, Auktion- und Commissions-Office; C. J. Rose, Schuhfabrikant u., bei welchem Herr Karl Stein die Geschäfte mit den Deutschen besorgt; Cleaver & Bruder, Huthändler; Calvert & Warston, Hut- und Kappen-Fabrik; Commercial-Exchange Company, Bank- und Wechsel-Office; die Galena u. Chicago Union Eisenbahn, aus deren Anzeige hervorgeht, daß die Bahn damals noch nicht weiter als bis nach Cherry Valley, 7 Meilen östlich von Rockford ging, und das zu erreichen $5\frac{1}{2}$ Stunden in Anspruch nahm (Aurora durchschnittlich $3\frac{1}{2}$ Stunden, Elgin 4 bis 5 Stunden); A. J. Burley, Porzellan- und Glaswaaren, Wm. Kennedy & Sohn, Pennsylvania Hardware; Stiles Burton, Wein und Branntwein; Sherwood & Whately, Juweliere; E. McVeran, Crystal-Fountain-Restaurant; B. F. Sherman & Co., Real Estate; H. C. Wilson, Marmor-Arbeiten; Bradley, Curtiß & Co., City Bank; Andrew McClure, Leichenbestatter; Murray's Cheap Store, (mit zwei deutschen Verkäufern); R. R. Swift, Banquier; Allgemeine Sparkasse, (J. W. Scammon, Präj., Edw. J. Zinham, Sekr.); W. J. Woodson, Todtengräber und Leichenbestatter; J. E. Sherman & Co., deutsche Ellenwaarenhandlung im Großen und Kleinen (mehrere Anzeigen); Scammon & Haven, Müller; W. E. Johnson jr., mehrere Anzeigen, Real

Estate; die Chicago und Rock Island Eisenbahn, welche damals nur bis Joliet ging, Zeit 2 Stunden; Field & Benedict, Buchladen; die Michigan Central Eisenbahnlinie (in Verbindung mit Dampfern nach Sandusky 18 Stunden, nach New York 48, nach Boston 50 Stunden); die Michigan südliche Linie (nach Buffalo 27 Stunden); R. P. Iglehart & Co., Real Estate, mehrere Anzeigen; die Farmers Feuer-Versicherungs-Gesellschaft von Oneida County, N. Y., C. H. W. Lull, Agent; H. H. Husted, Buch- und Kleiderladen; James H. Kees, Real Estate; Kelly & Wadburn, neuer Leder Store; Grubb & Co., Auktionäre und Commissionsausleute u. a. mehr. Auch amtliche Anzeigen von gerichtlichen Verkäufen finden sich vor.

In der ersten Spalte der ersten Seite stehen oben die deutschen Aerzte, von denen sich vorfinden Dr. Helmuth, Dr. Lorenz Bruckmeyer, Dr. Max Meyers, Dr. L. Böning, Dr. Barges, J. B. Braun, Dr. Th. Wernigt, Dr. Gozon (ungarischer Arzt). Von diesen haben nur Helmuth, Meyers und Barges es unseres Wissens zu Ruf und Ansehen gebracht. Helmuth war gerade damals unabhängiger demokratischer Candidat für das Coroners-Amt, wurde aber nicht gewählt.

Es folgen die Advokaten: Adolph F. G. Müller, John Pearson (in dessen Office deutsch und französisch gesprochen wird); Arno Voß und Fred & Franz, A.) Hoffmann, und als Friedensrichter und öffentlicher Notar W. M. Boyer, die deutschen Apotheker Friedrich Rosenmeyer, 94 Wells Str., und George Vorrmann, 184 Randolph Str., der Schlosser F. Leß, Wells Str., zwischen Lake und Randolph Str., die Hebammen Wilhelmine Sack, und Henriette Bender, vorm. Heim, die sich beide auch zum Schröpfen empfehlen, an anderer Stelle auch der Thierarzt J. Klüffendorf, und der Apotheker Karl Henlmann, der

anzeigt, daß er infolge des Feuers vom 28. Juli seine Apotheke nach Kanal- und Lake Straße verlegt habe.

Mehrere Spalten werden von Gasthaus- und Saloon-Anzeigen eingenommen. Wir finden, das Washington Haus von John Pfund, an Randolph Straße, zwischen Franklin- und Market Straße; das Rio Grande Hotel von Friedrich Kurth, La Salle Str., zwischen Lake- und Randolph Str.; L. Hettich's deutsches Gasthaus an Clark Str., nahe bei der Brücke, — es wird in der gleichen Nummer mit allem Zubehör zum Verkauf angeboten, da der Eigentümer auf's Land zu ziehen wünscht; Philadelphia Haus, deutsches Gast- und Kosthaus von Franz Koss, Ede Washington- und Franklin Str.; Konrad Seipp's Gastwirthschaft und Kosthaus, Ede Wells- und Washington Str., M. Schäffer's Gastwirthschaft und Boardinghaus, 144 Randolph Str.; Gasthaus zur Deutschen Republik, von Ludwig Ziegler, früher American Saloon, Ede Randolph- und Market Str.; das Nord Clark Street Haus von Bernhard Nietschmann, der Republican Saloon von Chas. Bittenbring an Nordwest Ede v. Randolph- u. La Salle Str., also den Vorgänger des heutigen Quincy No. 9; Hermann's Hall, deutsches Kosthaus und Gastwirthschaft von Johann Schneider, 33 E. Water Str.; Hugo Neuberger's Saloon, 46 Wells Str., zwischen Lake- und Randolph Straße; das Milwaukee Haus von Christoph Müller, an Ohio, zwischen Clark und La Salle Str., das Deutsche Privat Boardinghaus von Frau Kellermann, 182 Randolph Str., die Nachmittags von 1—2 Uhr auch Kaffee auskchenkt; und das Gasthaus zum Löwen, 135 Randolph Str., welches am 6. Mai 1852 aus den Händen von Nikolaus Parth in die von Franz Mayer übergegangen war; Johann Weinmann's Deut-

sche Weinstube, 49 La Salle Str., in der neben den gelesensten Blättern der Vereinigten Staaten die Kölnische Zeitung und der Courier des Etats Unis ausliegen, und in der für jeden Samstag Abend musikalische Abend-Unterhaltungen angekündigt werden; der Washington Saloon von Mif. Verdel (dem ersten deutschen Musiker in Chicago, s. Heft 3, Bd. 2) 22 Washington Str.; das Jefferson Haus von Michael Korn und Jacob M. Weber, 225 Washington Str.; das Home Boardinghaus, 67 State Str.; das Randolph Street Haus von George Braun, 162 Randolph Str. Nur eine einzige Chicaguer Bierbrauerei hat angezeigt, die Lake Brauerei von M. und G. H. Müller, die den Muschant untergährigen bayrischen Bieres in ihrer Halle in der Randolph Str. ankündigt, doch zeigt Franz Vinz, Ede S. Water- und State Str., den Empfang der ersten Sendung von Chebogan Lagerbier aus der Brauerei von Muth & Vinz in Chebogan an. Und M. Blaz verkündet, daß er in seiner Halle, 61 Randolph Str., beständig gutes Milwaukee Lagerbier hält; Vill & Diversy erscheinen nicht als Brauer, sondern empfehlen ihren Essig. Der Musiker G. Schäfer, 179 Lake Str., zeigt Markgräfler zu 50 Cents, und rothe und weiße französische Weine zu 25 Cents die Flasche an.

Von andern deutschen Geschäftsleuten finden sich außer den bereits erwähnten von F. Leß und von J. Tobias, solche von John Runt, Maler (er liefert Schilder, Fahnen, Rouleaux, Transparente, Standarten und ertheilt täglich Unterricht in schneller Landschaftsmalerei); G. Strehl, Möbelschreiner, 49 Franklin Str.; H. W. Kinder, Messing- und Glodengießer, Canal Str. zwischen Adams- und Monroe Str.; Stephani & Köffler, Essigfabrikanten, 85 Clark Str., gegenüber dem neuerbauten Courthouse; M. Schaller, Grocerie- und Provisionsstore, 217 Washington Str., zwischen Franklin und Market-

Str.; Charles Leß, Schuhmacher, 51 La Salle Str.; E. A. Müller, Kupferschmied, 27 Nord Clark Str.; Michael Grünebaum, deutscher Blechwaarenladen, West Randolph und Union Str.; Rudolph Trüb, mechanische Werkstätte und Schlosserei, 190 Randolph Str.; Braunhold & Sonne, deutsche Buchhandlung, 96 Wells Str. und deutsche Buchbinderei 98 Lake Str.; Moriz Lind, feines Etablißement von Gold und Haararbeiten, 41 Nord Clark Str.; J. Schwarz, Hemden, 149 1/2 Lake Str.; Uhrlaub, Sattler & Co., Importeure und Commissionskaufleute, 231 Lake Str. (Vorgänger von Bergho, Mühling & Co.), Louis Stabe, deutscher Landagent; F. A. Bruns, fertige Hemden, 147 Lake Str.; Kaspar Pfeiffer, Schuhe und Stiefel, 293 Randolph Str.; Charles G. E. Prüssing, Essigfabrik (als größte Fabrik des Nordwestens angezeigt); Louis Horn, Dekorations-, Transparent- und Schildermaler, Chicago Kupferschmied-Werkstätte und Gießerei von Thomas George, 201 Lake Str.; Emilie Link, Putzgeschäft, 41 Nord Clark Str.; M. Geßler, 127 Lake Str., deutscher Kürschner- und Hutladen und Wein- und Brantweinhandlung (er zeigt das Faß [62 Gallonen] Sauternes und Graves für \$30 an); Geo. P. Hansen, Daguerrotypist, 75 Lake Str. (wir wissen nicht ob er ein Deutscher oder Däne war); Gustav Leberenz, 21 Market Str., Sattler; W. Mehrle, Dekorations-, Haus-, Wagen- und Schildermaler; Jacob Groß & (unleserlich), Leihstall, Madison Str., zwischen Clinton- u. Canal-Str.; Karl F. Grey & Co., deutsche Lederhandlung, 181 Lake Str., Gerberei an der Nordbranch, jetzt Grey, Clark & Engle. Grey war ein Deutscher, hieß eigentlich Kreh, kam aus Käfels in Württemberg, hatte mit Heinrich Schöllkopf zusammen in Buffalo als Clerk gedient und war kurz vor diesem nach Chicago gekommen.

E. Prüssing, doch wahrscheinlich

Ernst Prüssing, der nachmalige Grundeigenthumshändler, scheint damals Clerk in der Eisenwaarenhandlung von J. Beeman, 203 Lake Str. gewesen zu sein. Wenigstens ladet er in Beeman's Namen die deutschen Käufer zum Besuch dieses Ladens, und zum Kauf des Kochofens „Neue Welt“ ein, von dem das Geschäft in zehn Monaten 800 Stück verkauft, und 2000 vorrätig habe.

Friedrich Burckhardt zeigt seine am 11. August auf der Nordseite in der State Str. neben dem billigen Volksladen No. 359, eröffnete neue deutsche Bäckerei, Louis Wunderle 106 Lake Str., sein Schneider- und Tuchgeschäft, John Werner seinen deutschen Barbiershop, und E. Frankenthal sein deutsches Tabak- und Cigarren-Importations u. Fabrikationsgeschäft, 62 Clark Str. an. Daß es der damaligen deutschen Bevölkerung nicht ganz an geselliger Unterhaltung gefehlt hat, beweisen außer der erwähnten allsamtäglichen großen musikalischen Abend-Unterhaltung in Johann Weinmanns deutscher Weinstube; ein für den 24. Oktober im Chicago Haus, 196 Randolph Str., von Nikolaus Barth; ein für den 25. Oktober im Markthaus, Südseite, von M. Limberg, und ein für den 1. November veranstaltet vom Deutschen Leseverein (einen solchen gab es also auch schon), angekündigter Ball; J. Sauer mann auf der Westseite, zeigt Tanzmusik jeden Samstag Abend an, und W. Rietschmann kündigt einen weiteren Ball für den 25. Oktober in seinem Hause in der Nord Clark Str. an.

Leopold Mayer, der spätere Banquier, ladet zum Besuch seiner am 10. Mai 1852, 136 Madison, nahe Clark Str., eröffneten Anstalt zum Unterricht in der englischen Sprache und Literatur, und M. Schmitt zum Besuch seiner Deutsch-Englischen Tag- und Abendschule, an der Ecke von Franklin- und Indiana Str. ein, die am 5. September das zwölfte Quartal begonnen hat, und in welcher deutsche und englische Sprache und die Elemente der

nöthigen Wissenschaften frei von jeden Seiteneinflüssen gelehrt werden. Darnach wäre diese Schule, die u. a. von Peter Schüttler, Louis C. Hud, und wenn wir nicht irren auch von Frau Clara Hud, geb. Kunkel, sowie von vielen amerikanischen Kindern besucht wurde, Anfangs 1850 gegründet worden.

Dr. Phil. F. Moleschott (Heinrich Bornmann hat in seiner Geschichte der deutschen Quincy's über ihn berichtet) empfiehlt sich als Lehrer der französischen, holländischen, lateinischen und griechischen Sprache, und erteilt Unterricht auf der Guitarre und Violine. Er wohnt beim Gastwirth A. Schäffer, 144 Randolph Str.

Aus den Real-Estate-Anzeigen geht hervor, daß damals Baustellen von 25 Fuß Breite und 100 Fuß Tiefe auf der Nordseite an Market- und Franklin Str. und Chicago Avenue und am Fluß \$150, auf der Westseite in ungefähr gleicher Lage \$100 kosteten, bei nur \$10 Anzahlung und jahrelangem Credit für den Rest.

Auch auswärtige Anzeigen finden sich: so von C. H. H. Papendick, tgl. hannoverschem Consul in Milwaukee; von der Volks-Gesundheits-Association in St. Louis (Krankheits- und Unfall-Versicherung); von J. F. Meline in Cincinnati, belgischem Vice-Consul und Consular-Agent der französischen Republik; von Karl Adae in Cincinnati, Consul für die Königreiche Hannover, Württemberg und Bayern; von F. G. Schulz & Sohn, Wechsel-, Commissions- und Expeditionsgeschäft, Stuttgart und New York; von C. G. Grey, Geldgeschäft in Buffalo, N. Y., u. a. m.

Die Liste der unabgeholten deutschen Briefe vom 22. Oktober scheint die erste derartige veröffentlichte Briefliste zu sein, denn sie trägt die Nummer 1. Es finden sich darin eine große Anzahl später wohlbekannter Namen, und wir lassen sie hier folgen:

Muer, Albert,	Barthin, M. A.,
Mul, Joseph,	Bläsu, Jacob,

Blüß, Karl,
Bredtschneider, L.,
Barnickel, M. B.,
Bartl, J. (Tanner),
Barth, Ern.,
Corpen, Diedrich,
Ermedage, D.,
Fahrland, care of F.

Lehmann,
Fischbach, Jacob,
Gauger, Friedr.,
Gelpke, Theodor,
Hörner, Leopold,
Heimstret & Co.,
Heinz, Ludwig,
Heid, Meichel,
Houd, G.,
Hordekopf, Ch.,
Ketter, Joh.,
Kraul, Heinrich,
Kreisinger, Georg,
Landwer, H. G., care
of J. G. Elting,

Mayers, Christ.,
Meego, Wilh.,
Melcher, Chas.,
Mener, Christoph,
Noll, Friedrich,
Roos, Franz,
Ruds, Peter,
Rühling, A.,
Schleiser, Ch.,
Schurz, Karl,
Schäffer, Andreas,
Schuhmacher, Ph.,
Stemm, Chas.,
Schwarz, D., care
of C. Geiskler,
Stemmeyer, H.,
Sanderhoff, Ch.,
Steinhoff, Aug.,
Trüb, Cath., care of
N. Trüb,
Täpel, Johann,
Vogel, Jacob,
Zittle, Isaac.

Eine weitere Liste von damaligen deutschen Bewohnern Chicagos erhalten wir aus der Anzeige der Farmer Feuerversicherungs-Gesellschaft von Oneida County, N. Y., welche sich auf die Nachstehenden beruft:

Christoph Weber,	Jacob Schwarz,
Bernh. Nietschmann,	Bernhard Barbe,
Jakob Füller,	Heinrich Cobe,
Johann Kuh,	Johann D. Weber,
Heinrich Luhl,	Heinrich Apfel,
Nikolaus Barth,	L. u. F. Prange,
Georg Behr,	Valentin Busch,
Christoph Müller,	H. Hoffmann,
Fr. Wilh. Kolvers,	Adolph Müller,
Barth & Runds,	Joseph Schmalz,
Karl Klein,	Johann Kaither,
Anton Jten,	Ulrich Vochbichler,
Johann Eisenbeiß,	Friedr. Rauß,
Ludwig Ziegler,	Johann Pfund,
Leopold Meiers,	Adam Baierle.

N. E. Kastler, Louis Apfel, Georg Braun, Jacob Schmitt und Matthias Krier zeigen an, daß sich unter dem Namen „Chicago Lodge“

eine Loge des Ordens der Hermannsöhne gebildet hat, und daß sie bereit sind, Anmeldungen von Mitgliedern entgegen zu nehmen.

Es finden sich auch zwei oder drei „Gesucht“= und „Verlangt“-Anzeigen, aus welch' letzteren hervorgeht, daß deutsche Gehülfen in amerikanischen Geschäften schon damals gesucht waren; zwei persönliche Wahl-Anzeigen, und die Anzeigen zweier deutscher Konstabler: John C. Weber und Georg Kommeiß.

Was den Lesestoff der Nummer betrifft, so nimmt er ein wenig über sechs Spalten ein. Der editorielle Theil enthält als ersten Artikel einen aus der „Köln. Ztg.“ über Australien, der eine Spalte einnimmt, einen nicht vollendeten Artikel über die Tarifffrage, aus welchem hervorgeht, daß die „Illinois Staatszeitung“ sich damals sehr entschieden zu freihändlerischen Grundsätzen bekannte (wie sie denn überhaupt damals noch demokratisch war; sie druckt das demokratische National-, Staats- und County-Ticket an der Spitze der editoriiellen Seite); ferner einen Artikel über die bevorstehende Expedition gegen Japan; und einen dem Kommunisten in Nauvoo, Ill. entnommenen Bericht über die Kolonie „Flarrien“, und den nachstehenden aus der Londoner „Times“ augenscheinlich nicht immer sehr glücklich übersehten Artikel über den Charakter der Deutschen:

„Die Deutschen sind zu passivem Gehorsam und zum Geschundenwerden geboren, aber sie wollen mit offenen Augen und nach allen Regeln der Philosophie geschunden werden; denn auch das Schinden, wenn es auch Wahnsinn ist, muß Methode haben. Die Deutschen, wie die meisten Nationen des Kontinents, sind für die Autorität geschaffen. Ueberall sieht man Bauern, Bürger, Geistliche und Soldaten, aber keine unabhängige Mittelklasse, gleich der, welche die Grundlage

der Wohlfahrt und das Bollwerk der Freiheit in England bildet. Unsere deutschen Vettern verrathen schon in Blick und Geberden ihre wunderbare Gelehrigkeit und Entsaugung.

„Solchen Lämmern kann es kaum an Wölfen fehlen. Der erste beste Mann mit dem geringsten Fegen Autorität am Leibe, und wäre es nur der Kondukteur eines Postwagens, könnte einen jungen Deutschen lebendig schinden; sein Opfer wehrt sich nicht und klagt kaum. Sie behalten sich wohl die Freiheit vor, ihren wissenschaftlichen Charakter zu erörtern; sie bitten vielleicht, daß man sie auf wissenschaftliche Weise schinde und erbitten sich eine pedantische Unterdrückung; sie wollen Herrn in der Uniform des Tages, anstatt falscher Barone aus den Karitätenläden; aber daß sie gemacht sind, auf die eine oder andere Weise geschoren und gehudelt zu werden, kann Niemand bezweifeln, der dies sanfte und sinnige Volk im Geringsten kennt. Viele Philosophen sind es gern zufrieden, daß man sie lebendig schinde, aber sie wollen in ihrer Todespein fortphilosophiren und dem Marterprozeß allen antiquarischen (?) Vorwand abstreifen. Zur Unterwerfung sind sie bereit, aber nicht obendrein zur Leichtgläubigkeit. Wenn man sie ausraubt oder mordet, wollen sie sich wenigstens nicht die Augen verbinden lassen.“

Alles das nimmt wenig mehr als zwei und eine halbe Spalte ein. Es folgen dann drei kleine Lokal-Nachrichten — daß am Abend vorher im Hamilton Haus eine stark besuchte demokratische Versammlung stattgefunden hat; daß der Feuer-Compagnie Nr. 4 von irländischen Damen ein Banner überreicht wurde, und daß die Freesoiler am zweiten Tage vorher ein County-Ticket aufgestellt haben; eine gute Spalte auswärtige Wahl-Nachrichten; eine halbe Spalte auswärtigen Zeitungen entnommene, bis zum 18. Oktober gehende sonstige inländische Nachrichten, und anderthalb Spalten Feuilleton.

Kleine Notizen.

— Eine vorzügliche Würdigung des verstorbenen Carl Schurz ist die am 6. Oktober 1906 bei der Feier des Deutschen Tages in Philadelphia gehaltene Rede von Dr. A. Späth, die im September-Oktober-Hefte der Germ.-American Annals veröffentlicht ist.

— In New York ist zu Neujahr, als „Organ der deutsch sprechenden Gruppen der New Immigrants Protective League“, unter Redaktion von Louis Bierck ein Monatsblatt unter dem Titel „Der deutsche Vorkämpfer“ erschienen.

Editorielles.

Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter.

Jahrgang VII. Heft 1. Das vorliegende Heft ist zum größeren Theile der Jugendzeit Chicagos und einigen seiner deutschen Pioniere im Apotheker- und Bau-fach gewidmet, und zwar hauptsächlich nach Mittheilungen solcher Pioniere selbst, — des Herrn Albert E. Ebert, der kürzlich verstorben ist, und des Herrn Otto S. May. Ferner enthält es eine Besprechung einer in den Besitz der Gesellschaft gelangten Nummer der „Illinois Staatszeitung“ vom 23. October 1852. Außerdem findet sich darin eine Fortsetzung der Geschichte der Deutschen Einw. von Herrn Heinrich Bornmann, und eine Unter-suchung des Antheils deutscher Nachkommen an der Eroberung des Gebietes von Illinois durch Oberst Clark, sowie Fortsetzung und Schluß der im Oktoberhefte begonnenen Untersuchung des deutschen Statistikers Professor Richard Bösch über die Einw. derung in Amerika während der Jahre 1899 bis 1904 (incl.). — Die Deutsch-Amerikanischen Geschichtsblätter sind für \$3.00 per Jahr (Einzelhefte \$1.00) durch den Sekretär der Gesellschaft, Emil Mannhardt, 401 Schiller Building, Chicago, Ill., und durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Deutsch-Amerikanisches in der New Yorker öffentlichen Bibliothek. Wie aus dem neuesten Jahresberichte der Öffentlichen Bibliothek der Stadt New York ersichtlich, hat deren Deutsch-Amerikanische Sammlung auch im verflossenen Jahre unter der Leitung ihres unermüdetlich thätigen Bibliothekars, Herrn Richard E. Selbig, gute Fortschritte gemacht. Sie umfaßt Geschichte, Biographie und Genealogie des deutschen Bevölkerungs-theils in Amerika, literarische und wissenschaftliche Werke von Deutsch-Amerikanern in deutscher und englischer Sprache, deutsche Werke über die Ver. Staaten, und was immer auf die verschiedenartigen Beziehungen

zwischen Deutschland und den Ver. Staaten Bezug hat. Bis zum Jahre 1903 war diese Sammlung nur klein, da Alles gekauft wurde und ein besonderer Fonds für diesen Zweck nicht vorhanden war. Seitdem hat die Leitung der Bibliothek mit Erfolg den Weg des Erbittens freiwilliger Beiträge eingeschlagen, und einen Zuwachs von 1604 Titeln und 372 Zeitungen erzielt; die Sammlung zählt jetzt mit den Ankäufen über 2000 Titel.

Von besonderem Werthe darin sind die erste, zweite und dritte Ausgabe der von Christopher Saur in Germantown gedruckten deutschen Bibel (aus den Jahren 1743, 1763 und 1776), Rattermann's Pionier (vollständig), und nahezu einhundert genealogische Werke.

Die Vereinigung alles dessen, was von Deutschen und deutschen Nachkommen oder über sie geschrieben ist und wird, in einer öffentlichen Bibliothek, ist selbstverständlich von großem Werthe. Um sie einigermaßen vollständig zu erhalten, wird allerdings eine besondere Stiftung nöthig sein, und wir wollen mit Herrn Selbig hoffen, daß die reichen New Yorker Deutschen, oder ein reicher deutscher Nachkomme, z. B. Herr Charles Schwab, sich zu solcher Stiftung entschließen werden. Einen sehr werthvollen Zuwachs würde die Sammlung durch H. A. Rattermann's Bibliothek erhalten, die sicher die vollständigste vorhandene Sammlung von Deutsch-Amerikanas ist. Deren etwaiger späterer Zerplitterung sollte vor allen Dingen vorgebeugt werden.

Wer hat die dazu nöthigen zehn- oder zwölftausend Dollars übrig?

* * *

Zum Anschluß hieran geben wir einer besondern Bitte des Herrn Selbig Raum. Die Sammlung hat von dem derzeitigen Herausgeber des „Veletristijischen Journal“, Herrn Dr. Heinrich Emil Schneider in Ho-

boken, die sämmtlichen in seinem Besitz befindlichen Jahrgänge dieses Blattes erhalten. Es fehlen aber die Jahrgänge 2, 12, 34, 38, 39, 40, 41, 48, 49, 50, 52 und 53, und vom Jahrgang 51 die Nummern 1, 4, 7, 12, 16, 22 und 24, vom Jahrgang 54 die Nummern 1, 51 und 52. Da das „Veltetristische Journal“ (zuerst 1852 unter dem

Titel „New Yorker Criminalzeitung“ herausgegeben) auch im „Westen“ früher eine große Leserzahl gehabt hat, wäre es möglich, daß sich die fehlenden Jahrgänge und Nummern noch irgendwo vorfinden. Die Ueberlassung derselben an die New Yorker Bibliothek würde die beste Verwendung sein, die die Besitzer davon machen könnten.

Todtenschan.

Dr. Albert Ethelbert Ebert.

Unter den während es letzten Vierteljahres dahingegangenen Deutsch-Amerikanern ist einer, dessen Abtreten vom Felde der Thätigkeit einen ganz besonderen Verlust sowohl für den großen Kreis seiner Berufsgenossen in Chicago und im ganzen Lande, wie für die Allgemeinheit bedeutet, und dessen Wirken eine Würdigung in diesen Blättern aus dem doppelten Grunde beanspruchen darf, daß er ein Mann war, der deutsche Ideale hoch hielt und durch sein ganzes Wirken deutschem Zielbewußtsein und ausdauernden Streben ein Denkmal gesetzt hat, und daß er, wie die an anderer Stelle mitgetheilte Arbeit beweist, auf historischem Felde thätig gewesen ist.

Dieser Mann ist der am 20. November 1906 im St. Luke's Hospital in Chicago einer Operation erlegene, allen Pharmazenten des Landes und vielen des Auslandes bekannte und von eriteren als Patriarch verehrte Apotheker Dr. Albert Ethelbert Ebert.

Als Sohn eines Kunstgärtners am 23. December 1840 in Sachsen geboren, kam er mit seinen Eltern 1841 nach Chicago. Sie kauften sich in der Gegend, wo er 27 Jahre später eine Apotheke eröffnete, an der State-straße, südlich von Congressstraße an. Der Vater besuchte die öffentlichen Schulen und trat mit 12 Jahren als Lehrling in das Droguengeschäft von J. Scammon & Co.

ein, — damals das bedeutendste der Stadt, und nach vier Jahren zu weiterer Ausbildung als Apotheker in die deutsche Apotheke von Heinrich Bronold. Im J. 1858 wurde er von Sargent & Alslan, welche das Geschäft von J. Scammon & Co. angekauft hatten, an die Spitze ihres Detailgeschäftes gestellt und im J. 1861 Gehülfe von Dr. J. Mahla in dessen chemischer Fabrik.

Nebenbei besuchte er seit 1858 das damals gegründete pharmazeutische College bis zu dessen zeitweiliger Unterbrechung im J. 1861 (durch den Krieg). Ende 1862 bezog er das pharmazeutische College in Philadelphia, wo er drei Jahre als Student und, in der letzten Zeit, theilweise als Hülfsslehrer an der von Professor Parriß eröffneten pharmazeutischen Schule für Mediziner zubrachte. Nach glänzend bestandnem Examen als Magister der Pharmazie nach Chicago zurückgekehrt, wurde er Provisor und Chemiker in dem Droguengeschäft von Sargent & Co. (Nachfolger von Sargent & Alslan), welches neben der Apotheke und einem bedeutenden Großhandel auch die Fabrikation chemischer und medizinischer Präparate betrieb, gab diese Stelle aber nach zwei Jahren auf, um seine Studien an deutschen Universitäten fortzusetzen. Er ging zunächst nach München, wo er zwei Jahre in den Laboratorien von Liebig und von Wittstein arbeitete, und durch seinen Eifer und seine Tüchtigkeit namentlich des Ersteren Wohlwollen und Freundschaft ge-

wann, was durch dessen Herrn Ebert später mit eigenhändiger Widmung übersandte große Photographie bezeugt wird. Nach Erwerbung des Doktorhutes war er 1867 einer der amerikanischen Vertreter auf dem Internationalen Pharmazeuten-Congress in Paris; machte von dort aus mit Professor Proctor, einem anderen Vertreter der Ver. Staaten, eine größere Reise durch Europa, wohnte in Dundee in Schottland als Vertreter der amerikanischen einer Sitzung der britischen Pharmazeutischen Vereinigung bei; wurde zu deren Ehrenmitglied ernannt, und kehrte, nach längerem Verweilen in Großbritannien, während dessen er die Bekanntschaft der dortigen hervorragenden Pharmazeuten und Chemiker suchte und fand, 1868 nach Chicago zurück, wo er im gleichen Jahre, an der Ecke von Volk- und State-Straße, eine Apotheke eröffnete.

Noch in demselben Jahre wurde er zum Vice-Präsidenten, 1872 zum Präsidenten der Amerikanischen Pharmazeutischen Vereinigung gewählt, welcher er bis an sein Ende als Executiv-Beamter und Mitglied der wichtigsten Ausschüsse seine beste Kraft gewidmet, und in deren Versammlungen er fast nie gefehlt hat.

Selbstverständlich war Dr. Ebert auch Mitglied der Pharmazeuten-Vereinigung von Illinois; er war der Gründer des Veteranen-Vereins der Chicagoer Droguisten und wurde zu deren amtlichen Geschichtsschreiber erwählt, war Gründer des Studenten-Vereins der Pharmazeuten-Schule von Chicago; war fünf Jahre lang Mitglied der pharmazeutischen Prüfungsbehörde des Staates Illinois, im J. 1870 Mitglied des Comites für die Umarbeitung der Pharmakopöe der Ver. Staaten, Vice-Präsident des behufs erneuter Umarbeitung derselben berufenen National-Convents von 1890, einer der Direktoren des botanischen Gartens in Chicago und Mitglied der Chicagoer Academy of Sciences.

(Gleich nach seiner Rückkehr nach Chicago

im J. 1868 übernahm Dr. Ebert auch einen Lehrstuhl an der Chicagoer Pharmazeuten-Schule, und die Redaktion des von dieser herausgegebenen Fachblattes „The Pharmacist“, welche erstere Stellung er viele Jahre, letztere bis zum Uebergang des Blattes in Privathände bekleidete. Der Apothekerwelt des ganzen Landes ist er bekannt und wird er bekannt bleiben durch das von ihm in Gemeinschaft mit Herrn M. E. Seß ausgearbeitete und im J. 1896 herausgegebene „Standard Formulary“, eine Sammlung von mehreren Tausend pharmazeutischen Vorschriften.

Es ist schmerzlich, berichten zu müssen, daß ein so unentwegt dem öffentlichen Wohle gewidmetes Streben nicht mit dem wohlverdienten materiellen Erfolge gekrönt wurde. Was so Vielen die Grundlage zu mächtigem Aufschwunge bot — das ungeheure Wachstum Chicagos und die dadurch herbeigeführte Verschiebung der engeren lokalen Bedingungen, — wirkte ihm entgegen. Während anfänglich seine Apotheke glänzend ging und den Zuspruch der darum herumwohnenden wohlhabendsten Klasse der Bevölkerung hatte, sah sie sich seit dem Feuer in stets zunehmendem Maße auf ein wenig kaufkräftiges und vom Apothekerstandpunkte betrachtet, bedürfnisloses Element angewiesen. Wir wissen nicht, ob es Stolz war, der ihn verhinderte, den geänderten Verhältnissen Rechnung zu tragen und mit seiner Apotheke der Verschiebung der Bevölkerung zu folgen, oder das Bedürfnis, auf oder nahe ererbter väterlicher Scholle zu bleiben; wohl aber wissen wir, daß einer der schwersten Schläge ihn traf, als er vor mehreren Jahren durch den Cigarrentruist aus seinem alten Lokal verdrängt und gezwungen wurde, es mehrere Thüren westlich zu verlegen.

Indessen, seine geschäftlichen Mißerfolge vermochten nicht, ihn auch nur einen Augenblick von seinem der Hebung der Apothekerei und dadurch dem öffentlichen Wohle gewid-

meten Streben abzulenken. Sein Name wird fortleben als der eines selbstlosen Wohlthäters der Menschheit.

Das hohe Ansehen, in welchem Dr. Ebert bei seinen Collegen stand, drückt sich in den Trauerbeschlüssen aus, die anlässlich seines Todes vom Veteranen-Verein der Chicagoer Apotheker gefaßt wurden. Sie lauteten:

„Durch das Hinscheiden Herrn Ebert's verliert der Chicagoer Apotheker-Veteranen-Verein einen seiner hochgeehrtesten Gründer, einen Ex-Präsidenten und seinen Geschichtsschreiber, einen Mann, dessen unermüdlischem Eifer und Fleiß wir die Sammlung geschichtlicher Daten über die Apothekerei in Chicago verdanken. Seiner Anregung folgend, wurden die alten Apotheker Chicagos am 21. Juni 1898, dem Geburtstag unseres Vereins, zusammengerufen. Zu Herrn Ebert verlieren wir einen von Chicagos bestens bekannten Apothekern, einen Mann, der stets bereit stand, bis zur Grenze seines Vermögens zu gehen, um einem in Noth befindlichen Collegen zu hel-

fen, und dem keine Arbeit zu schwer war, wenn es galt, das Apothekerwesen vor Schanden zu wahren.

„Der Chicagoer Apotheker-Veteranen-Verein, in regelmäßiger vierteljährlicher Versammlung vereint, bekennt sich hierdurch als den Hauptleidträger an seiner Bähre. Wir, die wir ihn am besten kannten, wissen seinen Werth am besten zu schätzen, und ehren uns selbst, indem wir seiner ehrend gedenken. Der Name Ebert ist unauslöschbar mit der Geschichte der Pharmazie in Amerika verknüpft, aber uns gehörte er in besonderer Weise an, denn wir liebten und achteten ihn seines unermüdlischen Strebens halber, das brüderliche Gefühl unter den Apothekern der alten Zeit zu nähren, welche Geschichte machten und deren Geschichte er schrieb.“

Es wurde ferner beschlossen, dem dahingegangenen Collegen ein würdiges Grabdenkmal zu setzen, wofür der Verein \$500 bewilligte, und zur Sammlung weiterer Beiträge ein Comité ernannte.

Pennsylvanisch-Deutsche Neujahrswünsche.

(Aus dem „Pennsylvania German“.)

Ich wünsch dir en glidfeliges neies Johr,
Un en Wartscht so dick wie'n Ofsaroehr.

Ich wünsch dir en glidfeliges neies Johr,
En Schißel voll Sauerkraut un en Seioehr.

Ich wünsch dir en glidfeliges neies Johr,
Unser Freindschaft is sima Ruchschwänz ee
hoor.

Der Hausfrau:

Ich wünsch dir en glidliches Neijohr
Vun do bis naus an's Scheierdohr,
En Kop voll Leis, en Bart voll Grind,
Un alla Johr en kleenes Kind.

Dem Hausvater:

Draam nix Beeses in deinem Schloß;
Krieg dir Rih un schlacht die Schoß;
Schmeiß da Hund zum Fenschter naus,
Un krieg en gute Maad in's Haus.

Den Mädchen:

Halt eich vun da Buma frei,
Und nemmt sie net in's Zimmer nei.
Wolla sie eich tareffira,
Macht sie plezlich fort marschira.

Den Buben.

Die Meed sin wie die beesja Schlanga;
Sie wollen all die Buma fanga.
Duht net oft zu ihna renna,
Und wenn ihr duht, dann loßt's Licht brenna.

Kleine Notizen.

Jahres-Versammlung.

In der am 12. Februar d. J. bevorstehenden Jahres-Versammlung der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois werden Herr Dr. Everts B. Green, Professor der Geschichte an der Universität von Illinois, und Hr. Otto C. Schneider Vorträge halten; Ersterer über Gustav Körner, als typischen deutsch-amerikanischen Staatsmann, Letzterer über „Lincoln und seine Wahl durch die Deutschen“. Jedes Mitglied ist aufgefordert, zu erscheinen und Freunde mitzubringen.

— Das Januar-Heft des „Pennsylvania German“ enthält unter dem allgemeinen Titel „German Migrations in the United States and Canada“ werthvolle Beiträge von H. W. Kriebel (Settlement of the Counties of Pennsylvania), mit Karte, eine höchst mühselige Arbeit; von F. A. Walter, von der öffentlichen Bibliothek in

Brooklyn, N. Y. (The Germans in Eastern New York); von Stach D. Behe, Lockport, N. Y. (The Pennsylvania Germans in Western New York); von Emil Mannhardt, Chicago, (The Pennsylvania Germans in Illinois); ferner einen interessanten Beitrag vom Redakteur Kriebel über die pennsylvanische deutsche Sitte des Neujahrs-Einschießens, Fortsetzung der Geschichte der York Riflemen, von Dr. J. H. Deß in York, Pa.

— In Houston in Texas ist im November im Anschluß an die New Immigrants Protective League eine Deutsch-Texanische Einwanderungs-Gesellschaft gegründet worden, deren Zweck es ist, die deutsche Einwanderung nach texanischen Häfen zu lenken, und bereits in den nördlichen Staaten ansässige Farmer, Handwerker und Gewerbetreibende zu veranlassen, sich in Texas niederzulassen, sowie den Einwanderern wirksamen Schutz angedeihen zu lassen.

Vom Büchertisch.

Rattermann, Gesammelte Werke. Band I. Erster Theil. Eden und Lieder und Gedichte vermischten Inhalts. Von H. A. Rattermann (Hugo Reimmund). Cincinnati. 1906. Im Selbstverlag des Verfassers. — Ein Band von 394 Seiten, in ganz vorzüglicher Ausstattung, der in die Bücher: Eden und Klagen, Jugend und Liebe, Jahreszeiten, Der Auswanderer, Vermischte Lieder und Gedichte, und Gesellige und Gelegenheits-Gedichte, nebst Anmerkungen zerfällt.

Es ist dies der erste von, soviel wir wissen, 14 Bänden, welche die Gesamtzahl der von diesem fruchtbaren, mit wunderbarer Arbeitskraft und Ausdauer begabten deutsch-amerikanischen Dichter, Schriftsteller und Geschichtsforscher der Verdienlichkeit und Bewahrung würdig erachteten Werke enthalten werden. Sie sind seinen Kindern zugeeignet mit der Mahnung: „Die reinste und schönste Sprache der Welt, die Sprache ihrer Eltern und Ahnen, die herrliche deutsche Muttersprache auch in ihrem Geburtslande, dem freien Columbia, nicht zu vergessen.“

Dantoner Volkszeitungs-Kalender. 1907. Ein Kalender, der sich in Ausstattung wie Inhalt vor den meisten seiner Gattung höchst vortheilhaft auszeichnet, mit vorzüglichen Illustrationen,

zahlreichen Erzählung und Skizzen aus dem amerikanischen Leben, und Gedichten von Dorothea Pötscher, Hans Demuth, H. Kuhlband, Kara Giorg u. A.

Die Glocke. Von dieser vorzüglichen Zeitschrift sind seit unserm Oktober-Hefte die Oktober-, November- und December-Nummern erschienen. Aus dem reichen Inhalt derselben heben wir die Artikel von Prof. Karl Detlev Jessen (Carl Schurz und was zu thun er seinen Landsleuten hinterließ), A. von Ehrenberg (Die Kunst muß frei sein), und Gutgegnung darauf von Frau Anna Herz-Kastner, Fred. R. Minuth (Das neue deutsche Theater in Philadelphia), Hermann Holz (Die Entdeckung Amerika's durch die Deutschen), Marie Lamping-Berlin (Soziale Verhältnisse in Deutschland), Prof. A. M. Hohlfeld (Die deutsche Abtheilung der Wisconsiner Staats-Universität), Prof. Adolph G. von Roe (Das Deutschtum in Oesterreich), J. A. Walz (Die deutsche Abtheilung der Universität Harvard), Dr. H. H. Rick (Bei den Trappisten), Malie von Gnbe (Drei deutsche Schriftstellerinnen) neben vielem sonstigem Vorzüglichem hervor, und erwähnen rühmend der sich gleich bleibenden gediegenen Ausstattung. Die Zeitschrift ist eine Gabe für die Herausgeber und das deutsche Amerikanerthum, das sie unterstützt.

Mitglieder- und Abonnenten-Liste.

Ehren-Mitglied.

Dr. phil. Albert v. Fißler, Generalmajor 3. D., Stuttgart.

Lebenslängliche. — Chicago, Ill.

Bartholomay, Henry, jr.
 † Binder, Carl
 Boldenwed, Wm.
 Boldt, Fritz L.
 Brand, Virgil
 Bus, Otto G.
 Dewes, J. J.
 Eberhardt, Mar. L. L. D.
 Eberhardt, Dr. Waldemar
 † Gummerich, Chas.
 Krangius, Fritz von
 † Reißler, Jacob
 † Rok, Christian
 Hummel, Ernst
 Kalb, G. W.
 Klenje, G. J.

Kaabs, Gustav
 Kaffig, Moriz
 Köhr, Justus
 Mableuer, A. J.
 Mannheimer, Mrs. Aug.
 Matthei, Dr. Ph. H.
 Mees, Fritz
 Otseisen, Adam
 Paepcke, Hermann
 Rendtorff, Hermann
 Rosenegk, A. R. v.
 Rudolph, Frank
 Schlottkauer, W. H.
 Schmidt, Leo
 Schneider, Otto G.
 Seifert, Rudolph

Zeipp, Mrs. M.
 Zheurer, Jos.
 Niblein, Ed. W.
 Ulrich, Mich.
 Rocke, Wm.
 Rocke, Henry
 Wacker, C. H.
 Weiß, John H.
 Wolf, Adam

Taylor, C.

Neder, Eduard

Greenville, D.

Statenberger, Geo. A.

Jahres-Mitglieder und Abonnenten.

Addison, Du Page Co.

Vindemann, Prof. J.

Albany, N. Y.

N. Y. State Library

Aurora.

Klein, Peter

Baden-Baden, Deutschland.

Hembele, Eduard

Baltimore, Md.

Gesellschaft zur Erforschung der
 Geschichte der Deutschen in
 Maryland.

Belleville, Ill.

Andel, Cas.
 Feder, Chas.
 Ehardt, Wm., jr.
 Rath, Elias
 Merck, Frau Chas.
 Public Library
 Raab, Dr. G. F.

Berlin, Deutschland.

Kgl. Universitäts-Bibliothek.
 Bibliothek des Kgl.-Preuß. Mi-
 nisteriums für geistliche, Un-
 terrichts- und Medicinal-
 Angelegenheiten.

Bloomington, Ill.

Feht, Heinrich.
 Faring, Dr. Theo.

Bonn, Deutschland.

Kgl. Universitäts-Bibliothek.
 (Heim. Bekrend, Buchh.)

Chicago, Ill.

Aubach, Alb.
 Arend, W. A.
 Arnold, Ab.
 Arnholt, Phil.
 Bachellé, G. v.
 Badt, J. W.
 Balat v. Christi.
 Baum, Ignaz
 Baumann, Friedr.
 Baur, John
 Baur, Seb.
 Becker, Herm. J.
 Beckens, J. H.
 Bellinghausen, R. m.
 Benz, Aug.
 Berghoff, Herm. J.
 Bertes, Gustav A.
 Bert, Dr. Ed.
 Birk, Jacob
 Blum, Aug.
 Blum, Simon Z.
 Brammer, J. H.
 Brand, Horace L.
 Brand, Rud.
 Brandecker, J. K.
 Breitung, Alb.
 Brentano, Hon. Theo.
 Brill, G. J. W.
 Bruebach, G. J.
 Bühl, Carl
 Büttner, Emil
 Gahn, Bernhard
 Griesmann, Dr. Geo. A.
 Glemen, Gust.
 Gabelstein, Sophus
 Tasing, Geo.
 Teuf, Edmund
 Dierks, Herm.
 Dittmann, Gust. H.
 Donn, John J.
 Edel, Emil
 Edward, Prof. W.
 Etel, Emil
 Etel, Carl
 Gert, F. J.

- Gmme, Justus
 Grunz, Leo
 Kleischer, Chas. H.
 Kleischmann, Jos.
 Kranfenthal, G.
 Kreund, Wm.
 Kürst, Conrad
 Kürst, Henry
 Kärtner, F. G.
 Kasch, G. R.
 Kaup, G. R. L.
 Georg, Adolph
 Gerhardt, Paul
 Germania Bibliothek
 Gerstenberg, G.
 Gindele, Franz
 Girtlen, M. R.
 Glogauer, Kris
 Göck, Kris
 Göck, Adam
 Graglu, G. W.
 Graue, Joh. Geo.
 Greenebaum, Henry
 Grommes, J. R.
 Gunther, G. R.
 Hackmeister, H.
 Hartsch, Ed.
 Hartke, J. D.
 Hartwid, J. H.
 Henne, Phil.
 Herberg, Franz
 Hessert, Dr. G.
 Hettich, Leo
 Hettich, Wm. M.
 Heuermann, H. W.
 Heym, Dr. A.
 Hild, Fred H.
 Hill, Hy. W.
 Hirschl, Andr. J.
 Hoefler, Mrs. Katharine
 Hölscher, Dr. J. H.
 Hoffmann, Francis A., jr.
 Holinger, Consul A.
 Holinger, Dr. J.
 Holinger, Dr. Otto
 Horn, Hermann
 Huber, J. H.
 Hummel, G. R.
 Hundt, Carl
 Ides, Christ.
 Imhoff, Anton
 John, Rev. Dr. R.
 Josetti, Arthur
 Jummrich, G. A.
 Kalthoff, Fred.
 Kenkel, R. F.
 Kirchhoff, H. Aug.
 Klanowsky, Herm.
 Klappenbach, Alex.
 Klenze, Wm. L.
 Knoop, Ernst H.
 Koch, Rev. Gust.
 Kölling, John
 Kobb, Louis C.
 Kraft, Oscar H.
 Kraft, Fred. W.
 Krause, John M.
 Kreßmann, Kris
 Kühl, Geo.
 Kühne, Oscar
 Kußwurm, Ernst G.
 Ladner, Dr. G.
 Lauth, J. P.
 Lefens, Thies J.
 Pegner, Wm.
 Leicht, Edw. A.
 Leistner, Oskar
 Link, Rud.
 Lüders, Aug.
 Maas, Phil.
 Mandel, Leon
 Mannhardt, Emil
 Mannhardt, Hans
 Mannhardt, Wm.
 Manz, Jacob
 Mattern, Lorenz
 Maß, Otto H.
 Mayer, Henry
 Mayer, Hy. R.
 Mayer, Oscar J.
 Mechelle, Chas.
 Meier, Christ.
 Merz, G.
 Meyer, Albert
 Meyer, Chas. G.
 Michaelis, W. R.
 Müller, Paul R.
 Müller, Wm.
 Nebel, Kris
 Newberry Library
 Nigg, G.
 Orb, John A.
 Petersen, Geo. L.
 Pfeiffer, Geo. L.
 Pietich, G. R.
 Piper, Mrs. H.
 Pomy, Herm.
 Public Library
 Ramm, G.
 Rapp, Frau A.
 Rapp, Wm.
 Rhode, R. G.
 Richter, Aug. J.
 Rubens, Harry
 Rudolph, Joseph
 Sala, Louis
 Sartorius, Ludwig
 Sautenhaus, Dr. Ernst
 Schaller, Heinr.
 Schapper, Ferd. G.
 Schießwohl, J. G.
 Sching, Theo.
 Schleswig-Holst. Sängerbund
 Schmidhofer, W.
 Schmidt, Fred W.
 Schmidt, Dr. L. G.
 Schmidt, Dr. D. L.
 Schmidt, R. G.
 Schmidt, Wm.
 Schoellkopf, Hy.
 Schöninger, Jos.
 Scholl, Carl
 Schützen-Verein
 Schwaben-Verein
 Schweizer, Wilh.
 Schweizer, Karl
 Seeger, Gen.-Consul, Eugen
 Seipp, Wm. G.
 Siebel, Prof. J. G.
 Sied, Wm.
 Snyder, A. H.
 Spohn, Jac.
 Staiger, G. M.
 Strüh, Dr. G.
 Suder, H.
 Tatge, Gust. J.
 Terry, Prof. Dr. P. S.
 Thielen, J. P.
 Turngemeinde Bibliothek
 Uhlraut, Ad.
 Vos, Kris
 Wackerbarth, H. von
 Wagner, G. W.
 Wagner, Kris
 Weinberger, A. R.
 Weinhardt, H.
 Wenter, Frank
 Wiemers, Wm. J.
 Wiener, Dr. A.
 Wild, Dr. Theo.
 Wolf, Fred. W.
 Ziehn, P.
 Zimmermann, W. J.
 Zimpel, Henry
 Cincinnati, C.
 Wilde & Co., A. G.

Davenport, Ia.

Nide, Hon. G. A.
Matthey, Dr. Carl
Turnergemeinde

Dresden, Deutschland.

Kaufmann, Wilh.

Duluth, Minn.

Muese, Percy C.

East St. Louis, Ill.

Mbt, Paul B.
Fethmann, Robt.
Gggmann, Emil J.

Evansville, Ind.

Scholz, J. B.

Glain, Ill.

Weld, Wilhelm

Port Wauke, Ind.

Wackwiz, Hermann

Fredericktown, Mo.

Kothensteiner, Rev. Joh.

Göttingen, Deutschland.

Kgl. Universitäts-Bibliothek.

Golden, Ill.

Gmninga, H. H.

Gotha, Deutschland.

Fers. Landes-Bibliothek

Grand Rapids, Mich.

Friedrich, Jul. A. J.

Greifswald, Pommern.

Kügen-Pommerscher Geschichts-
verein

Hannover, Deutschland.

Kgl. Landesbibliothek

Heidelberg, Deutschland.

Universitäts-Bibliothek

Highland, Ill.

Hörner, John C.
Kahl, Selmar
Wildi, John

Indianapolis, Ind.

Public Library
State Library

Iowa City, Ia.

State Historical Society

Joliet, Ill.

Echring, Louis

Jithara, N. D.

Cornell University

Kiel, Holstein.

Kgl. Universitäts-Bibliothek

Königsberg i. Pr.

Kgl. Universitäts-Bibliothek

La Salle, Ill.

Klein, Jacob

Lincoln, Ill.

Kautenberg, Ed. F.

Madison, Wis.

State Historical Society
of Wisconsin

Manuelito, N. M.

Gronemeyer & Schember

Marburg, Deutschland.

Universitäts-Bibliothek

Madcontah, Ill.

Postel, Philipp H.

Mendota,

Gödtner, John
Henning, Chas.
Kieselbach, Otto

Milwaukee, Wis.

Public Library

Moline, Ill.

Meele, Wm. A.
Stenger, Theo.

New Haven, Conn.

Yale University Library

New York City.

Red, Chas. B.
Kublich, Herm. G.
Fangmann, Dr. Gust.
Steiger, Ernst
Steiger & Co., G.
Public Library

Riles Center, Ill.

Schmidt, Rev. H.

Sat Park, Ill.

Hansen, H. G.
Kaul, Heinrich.

Peoria, Ill.

Pauer, F. P.
Pourscheidt, F. J.
Gremer, R.
Kaufer, David
Hornuth, Jos.
Jobst, Val.
Kammann, O. H.
Kleene, A.
Pueder, Kris
Mener, Aug.
Pfeiffer, Rud.
Koskoten, Dr. C. J.
Sieberns, H. G.
Ulrich, Nic.
Willert, J. H.
Wolf, F. Ph.

Pern, Ill.

Prunner, Chas.
Herbold, Chas.

Philadelphia, Pa.

University of Pennsylvania
Germ. Amer. Hist. Society
Deutscher Pionier-Verein

Posen, Deutschland.

Kaiser Wilhelm-Bibliothek.

Princeton, N. J.

University Library

Pueblo, Cal.

Schmidt, G. A.

Cuinch, Ill.

Raffe, A.
 Hornmann, Hy.
 Purkin, Jos.
 Dick, Mrs. Louise
 Ober, Wm.
 Reigenspan, Wm. W.
 Rick, Adam
 Kreiburg, Jos., jr.
 Hallerberg, Rev. Wm., jr.
 Heidbreder, A. H.
 Heidbreder, H.
 Heidemann, J. W.
 Historical Society
 Kerpohl, Julius
 Knapheide, Mrs. Kath.
 Kramer, Rev. J. C.
 Levi, Edw.
 Menke, J. W.
 Penning, Hu. A.
 Pave, L. P.
 Pfeiffer, H. C.

Public Library

Ruff, Hy.
 Rupp, Fred
 Rupp, Geo.
 Schanz, Gottlieb
 Schmidt, Dr. Alb.
 Schott, J. P.
 Sohn, Edw.
 Sonnet, Frank
 Steinbach, John A.
 Steinwedell, Wm.
 Still, Rev. Jos.
 Van den Boom, J. H.
 Wise, H. C.
 Wolf, Fred.

Red Island, Ill.

Haas, Jos. L.
 Harms, Gotthar

Sion Hall, So. Ind.

Demuth, Hans

Springfield, Ill.

Webr. Brand
 Freund, J. W.
 Müller, W. A.
 State Historical Library

St. Louis, Mo.

Deutscher Schulverein und
 Freie Gem.
 Mercantile Library

St. Paul, Minn.

Matt, Jos.

Stuttgart, Württ.

Strebinger, Oberst Vient.

Utica, N. Y.

Oneida Hist. Society

Washington, D. C.

Congress Bibliothek



„Die Vergangenheit ist die Mutter der Gegenwart.
Wir säen für unsere Nachkommen.“

Wilhelm Rapp.

Ein alter Kämpfe, der dereinst gestritten
Für Deutschlands Freiheit und für Menschenrechte,
Der deutsche Männer wollte — keine Knechte —
Hat endlich auch den Todesritt geritten.

Als das Verhängniß kam mit raschen Schritten,
Nach einem Kampfe gegen finst're Mächte,
Kam dann die Haft und ihre langen Nächte,
Die auf dem Hohenasperg er erlitten.

In jedem Land, im neuen wie im alten,
Wollt' seine Freiheitsliebe nie erkalten,
Dum wollen wir ihn im Gedächtniß halten.

So ruhe sanft, du tapf'rer, bied'rer Schwabe,
Dich zierte deines Stammes schönste Gabe: —
„Furchtlos und Treu!“ verbliebst du bis zum Grabe!

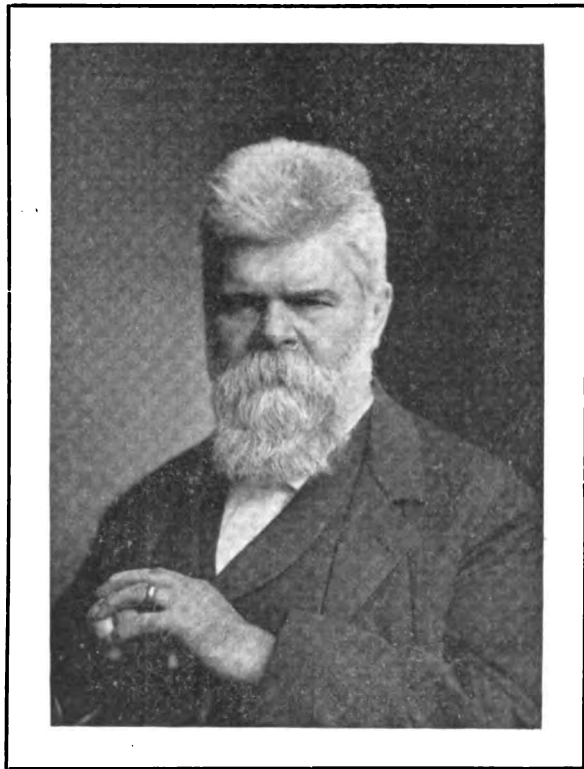
John W. Dieh, Chicago.

† **Wilhelm Rapp.**

(Geb. 14. Juli 1828, gest. 1. März 1907.)

Nach Wilhelm Rapp hat nun die Feder niedergelegt und ist zur wohlverdienten Ruhe gegangen. Mit ihm scheidet eine geschichtliche Persönlichkeit. Er ragte in die Gegenwart hinein als einer von Wenigen, welche in zwei großen weltgeschichtlichen Kämpfen Mitstreiter und Dulder waren. Wie er in der Heimath für Freiheit, Men-

Siner alten, aus dem Elsaß nach Württemberg eingewanderten protestantischen Familie entstammend, Sohn eines Landpfarrers, bezog er in jungen Jahren das theologische Seminar in Blaubeuren, dann das theologische Stift zu Tübingen, wurde aber durch die freiheitliche Bewegung der Jahre 1848 u. 1849, der er sich begeistert angeschlossen,



Wilhelm Rapp.

schenrechte und ein e i n i g e s Deutschland tritt und litt, als die Zeit, wie er selbst später zugab, dafür noch nicht reif war, so tritt und litt er in diesem Lande, wohin er sich geüchtete, für Freiheit, gleiche Rechte für Alle und e i n e i n i g e s Land. Aber hier gehörte er zu den Siegern.

Die obigen Worte zeigen schon den bewegten Lebenslauf des Verstorbenen an.

(er war im Mai 1849 Abgeordneter des demokratischen Vereins von Tübingen zur Reutlinger Volks-Versammlung, und theilte sich mit andern Tübinger Studenten an der badischen Erhebung), aus seinen Studien gerissen; bekleidete eine Zeitlang eine Lehrerstelle an einer Privatschule in Alanz im Schweizer Kanton Graubünden, wurde bei einem heimlichen Versuch in der

Heimath im Sommer 1850 im württembergischen Oberlande verhaftet, und über ein Jahr auf dem Hohenasperg gefangen gehalten, erst dann mit Andern wegen Hochverraths proceßirt, aber trotz seiner mannhafsten Erklärung, er sei überzeugt, der Zerplitterung und Ohnmacht Deutschlands könne nur auf revolutionärem Wege ein Ende bereitet werden, freigesprochen. Im Jahre 1852 folgte er den vielen hundert anderen politischen Flüchtlingen nach den Ver. Staaten. Er ließ sich zunächst in Philadelphia nieder, wo er sich durch Sandarbeit, Stundengeben und literarische Arbeiten nothdürftig durchschlug, bis ihm, dem begeisterten Turner, 1853 die Redaktion der damals in Philadelphia erscheinenden „Turner-Zeitung“ angeboten wurde, mit welcher er 1855 nach Cincinnati übersiedelte. Durch sie und seine Wahl zum Präsidenten des Nordamerikanischen Turnerbundes wurde er schon damals im ganzen Norden bekannt. Mit Begeisterung schloß er sich der jungen republikanischen Partei an und kämpfte für sie in feurigen Reden und Artikeln. Im J. 1857 übernahm er die Redaktion des von Karl Heinrich Schnauffer gegründeten „Baltimore Wecker“, und bekämpfte in ihm unerschrocken die Marylander Sklavenhalter und das fremdenhassende Baltimorer Rowdythum. Das hätte ihm fast das Leben gekostet, denn im April 1861 stürmten die Rebellenfreunde die Office des „Wecker“, und er mußte wie viele Andere flüchten. Er nahm nun die ihm angetragene Redakteurstelle an der „Illinois Staatszeitung“ an, die er im Mai 1861 antrat, und wirkte hier vier Jahre lang eifrig für die Sache der Union. Im Sommer 1866 kehrte er an den „Baltimore Wecker“ als Mit-Eigenthümer und Redakteur zurück, wurde aber Anfang 1872 durch A. C. Sejing bewogen, als Mitarbeiter Hermann Raster's wieder in die Redaktion der „Illinois Staatszeitung“ einzutreten. Damit hatte er den Hafen gefunden, der ihm bis an sein Lebensende Herberge bieten sollte, aber

er zog in ihn nicht als Greis, still auf gerettetem Boot, sondern in voller geistiger und körperlicher Manneskraft ein und trat in die erfolgreichste Spanne seines Wirkens. Das hatte er, außer sich selbst, den beiden Mitarbeitern zu danken, mit denen das Geschick ihn jetzt zusammen führte. Es wird nicht leicht wieder an einer deutsch-amerikanischen Zeitung ein Drei-Männergepann ziehen, wie A. C. Sejing, Hermann Raster und Wilhelm Rapp es bildeten — A. C. Sejing, obwohl wissenschaftlicher Bildung entbehrend, der Mann schnellen Blickes und des Alles durchdringenden politischen Verstandes, ausgerüstet mit der Gabe, den gefaßten Gedanken augenblicklich in kühne, fortreizende That umzusetzen; Hermann Raster und Wilhelm Rapp wie wenig Andere befähigt, für den Gedanken den schriftlichen Ausdruck, für die That das werdende Wort zu finden, — Raster mehr für den intellektuelleren Theil der Leser, Rapp mehr für deren große Masse. Darin lag Rapp's besondere Stärke. Er kannte das Gemüth seines Volkes und aus dieser Kenntniß heraus wußte er es in seinen Reden (von denen einige der bedeutenderen, wie „Die Achtundvierziger und das Deutsche Reich“, „Schweizer Siegestage“, „Zum Ruhme des Schwabenthums“, „Luther, der herrliche deutsche Mann“, „Schiller hüben und drüben“, „Uhländ, der Sänger und Kämpfer Deutschlands“, in den von ihm 1890 herausgegebenen „Erinnerungen eines Deutsch-Amerikaners an das deutsche Vaterland“ glücklich aufbewahrt sind) und in seinen Artikeln zu fassen und anzufeuern.

Es hieße eine Geschichte der Ver. Staaten seit dem Jahre 1872 schreiben, wollte man versuchen, auf Einzelheiten der redaktionellen Thätigkeit Wilhelm Rapp's während seines letzten 35jährigen Wirkens an der „Illinois Staatszeitung“ einzugehen. Was immer das Land, was darin besonders sein Volksthum bewegte, er stand furchtlos und treu zu diesem und auf der Seite, die er für recht erkannt hatte. Und bis an sein

Lebensende hielt er zur Fahne der gleichen Rechte für Alle, und blieb er dem Ideale seiner Jugend treu — dem vom freien Manne im freien Staate. Aber er gehörte nicht zu Denen, die Alles ablehnen und verwerfen, das nicht genau ihrem Ideale gleichkommt. Obgleich nicht auf dem Wege der Revolution erlangt, und nicht zur Republik führend, begrüßte er, wie fast alle Achtundvierziger, jubelnd die Wiedergeburt des Deutschen Reiches, und zollte deren Vollbringern die höchste Anerkennung und Verehrung.

Wilhelm Rapp war ein Mann von größter Pflichttreue, von bis zuletzt anhaltendem eisernen Fleiße, und von geradezu bewundernswerther Willenskraft, die sich namentlich darin äußerte, daß er durch äußerste Enthaltensamkeit und, so lange es ging, durch anhaltende Spaziergänge bei jedem Wetter seine Nervosität und die Schwere seines Körpers zu bekämpfen suchte, und daß er noch, obwohl bereits von großen Schmerzen gepeinigt, seinen editorischen Pflichten bis wenige Tage vor seinem Tode nachkam. Es war sein Ehrgeiz, als Nestor der deutsch-amerikanischen Zeitungschriftsteller und im Sattel zu sterben, und er hat das Ziel erreicht.

Seine hervorragendste geistige Eigenschaft war ein über das gewöhnliche Maß hinausgehendes starkes Gedächtniß für Namen, Personen und Daten; es ging so weit, daß er noch nach Jahren fast genau den Tag bestimmen konnte, an welchem ein Artikel über einen bestimmten Gegenstand in der „Illinois Staatszeitung“ erschienen war. Auch besaß er eine sehr gute Kenntniß der deutschen Geschichte und Literatur, namentlich der Glanzperiode der letzteren. Zu den großen schwäbischen Dichtern Schiller und Uhland sah er mit bewundernder Verehrung auf. Auch in der amerikanischen Geschichte war er gut bewandert, namentlich in derjenigen der Zeit, die er selbst mit durchgemacht, und eine solche Kenntniß setzte er bei allen Andern voraus, auch wenn sie erst

nach dem Kriege in's Land gekommen waren, und konnte recht intolerant sein, wenn er bei einem seiner Mitarbeiter eine Lücke darin bemerkte. Dagegen gingen ihm, wie den Meisten, die ihre Schul- und Studienzeit in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hinter sich hatten, naturwissenschaftliche und technische Kenntnisse ab.

Was sein inneres Leben, seine Weltanschauung betrifft, so ist es schwer, darüber etwas zu sagen. Nur einmal hat er, so viel erinnerlich, der letzteren öffentlich Ausdruck gegeben, — am Grabe Hermann Raster's, an dem er sich zum Glauben an die individuelle Fortdauer des menschlichen Geistes bekannte.

Ueberhaupt war es schwer, an ihn heranzukommen. Wie so Viele aus der Zeit von Deutschlands politischer Sturm- und Drangperiode gefiel er sich in einer derben Kürze des Ausdrucks, die, mochte sie auch nicht verlegend wirken wollen, doch Manchen zurückstieß; er mied, auch in editorischen Angelegenheiten, eine persönliche Aussprache, statt sie zu suchen, und selbst unter seinen langjährigen und in seiner Weise von ihm geschätzten Mitarbeitern giebt es kaum einen, der sich rühmen könnte, ihm seelisch näher getreten zu sein und einen tieferen Blick in sein Inneres gethan zu haben. Nur in ganz außergewöhnlichen Fällen war er, namentlich in seinen späteren Jahren, für eine gemüthliche Unterhaltung zu haben.

Was man einen Weltmann nennt, der mit verbindlichen Worten und durch geschmeidige Manieren Freunde zu gewinnen sucht, war er nicht und wollte es nicht sein. Er sorgte mit Lob und Tadel — im persönlichen Verkehr wenigstens. Doch schien es ihm mit dem zunehmenden Alter wachsendes Bedürfniß zu werden, Denen, die sich seiner Ansicht nach Verdienste erworben oder in irgend einer Weise sein Wohlwollen erregt hatten, in seiner Zeitung in zuweilen überschwenglicher Weise Lob zu spenden.

Er war kein Verehrer der Form. Das zeigte sich auch in seinem Außern. In sei-

nen jüngeren Mannesjahren verschwendete er nie einen Gedanken oder einen Blick auf seine Kleidung, und wenn später auch Frau und Kinder — er hatte als Einundvierzigjähriger noch ein häusliches Glück gefunden — dafür sorgten, daß er nicht damit anstieß, so konnten sie den alten Turner doch nie bewegen, sich zum Tragen von Hemdkragen und Halsbinde zu bequemen. Auch seinem mächtigen Haupt- und Barthaar gestattete er freiestes Wachsthum und ließ nur ungern die Scheere daran — lauter Kleinlichkeiten, die zwar für das Gesamtbild des Mannes unerlässlich sind, aber der Würdigung seiner geistigen Bedeutung, der Lauterkeit seines Strebens, seines Erfolges und der großen Verehrung keinen Abbruch thun können, die ihm schon bei Lebzeiten und an der Bahre wurden.

Weit über die Mitwelt hinaus wird sein Andenken fortleben.

Emil Mannhardt.

* * *

Die Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft von Illinois, deren Mitglied von Beginn an er war, ehrte sein Andenken durch folgende Beschlüsse:

Die Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft von Illinois hat keinen Namen auf der Liste ihrer während ihres Bestehens verstorbenen Mitglieder, der so allgemein bekannt und den sein Träger durch ein langes und ereignisvolles Leben so zu Ehren gebracht hat, wie der Name Wilhelm Rapp, der nun aus unserer Mitte geschieden.

Seit der Gründung unserer Gesellschaft ein Mitglied und warmer Freund, nahm er die größte Theilnahme an der Verwirklichung der Aufgabe, die sich unsere Gesellschaft gestellt. Er war überzeugt von der Wahrheit der Thatsache, daß die Geschichte nicht allein eine Schilderung der Ereignisse und des Lebens der Vergangenheit ist, sondern daß sie beispielgebend wirkt, indem wir aus ihr die Lehren schöpfen, wie wir unser Leben einzurichten haben, damit wir die uns gestellten sittlichen Zwecke verwirklichen können.

Die Historische Gesellschaft sucht dem Leben unserer Voreltern in diesem Lande nachzugehen, das Andenken an die Verdienste, die sie sich um die Entwicklung und Wohlfahrt ihres neuen Vaterlandes erworben, bei dem gegenwärtigen Geschlecht in Erinnerung zu bringen. Viel hat Wilhelm Rapp zu dieser Entwicklung und Wohlfahrt beigetragen, er hat stets regen Antheil an den Geschicken dieses Landes genommen, und nun ist er selbst eingetreten in die Geschichte, die seine Verdienste nicht vergessen und einem späteren Geschlecht nach Gebühr berichten wird.

Das Vertrauen auf den Sieg der Freiheit über Gewalt, Recht über Unrecht, auf den Sieg des Guten und Edeln im Menschen, das ihm im Leben beseelte, wird auch auf uns beispielgebend zurückwirken, und wir werden unsere Aufgabe leichter erfüllen, wenn wir das Andenken des starken und muthigen Vorkämpfers stets in unserer Mitte wach und in Ehren halten.

Ehret sein Andenken! rufen wir nicht allein denen zu, die ihm im Leben am Nächsten gestanden, sondern Allen, die an der Entwicklung des Deuththums in Amerika noch mitwirken und ihren Glauben an die Zukunft des deutschen Elements in diesem Lande noch nicht verloren haben.

Der Familie des Verstorbenen aber sagen wir unser tiefgefühltes Beileid.

Für die Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft von Illinois.

Dr. Max Eberhardt, Präsident.
Emil Mannhardt, Sekretär.

* * *

Auch der Chicagoer Zweig-Verband des Deutsch-Amerikanischen National-Bundes, und der Chicago Schwaben-Verein und die Deutsche Gesellschaft faßten Trauerbeschlüsse ab. Die Beerdigung, bei welcher Pastor Rudolph John und die Herren E. F. L. Gauß, Emil Höchster und John W. Dieß Ansprachen hielten und ein Doppelquartett sang, gestaltete sich zu einer großartigen Trauerkundgebung.

Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft von Illinois.

Siebente Jahres-Versammlung.

Die Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft von Illinois hielt an dem dafür durch ihre Verfassung festgesetzten Abend des 12. Februar, — Lincoln's Geburtstag — ihre siebente Jahres-Versammlung unter sehr zahlreicher Theilnehmung von Mitgliedern und Gästen ab.

Der Präsident, Dr. jur. Richter Max Eberhardt, eröffnete die Verhandlungen mit kurzen, auf die Bedeutung des Tages verweisenden Ansprachen in deutscher und englischer Sprache, und stellte dann als ersten Redner des Abends Hrn. Dr. James V. Greene, Professor der Geschichte an der Universität von Illinois, der sich „Gustav Körner, ein vorbildlicher deutsch-amerikanischer Führer“, zum Thema genommen hatte, und als zweiten Hrn. Otto C. Schneider von Chicago vor, der über „Lincoln und das Deutschthum“ sprach.

Beide Vorträge, die in diesem Feste als besondere Artikel erscheinen, fesselten die Aufmerksamkeit bis an's Ende, und die Redner wurden durch Erheben von den Sigen geehrt.

In der dann folgenden Geschäfts-Versammlung verlas, nach Annahme des Protokolls der sechsten Jahres-Versammlung, der Sekretär den nachstehenden Bericht des Verwaltungsrathes:

Bericht des Verwaltungsrathes.

Geehrte Mitglieder!

Am Schluß des siebenten und Beginn des achten Jahres des Bestehens unserer Gesellschaft gereicht es Ihrem Verwaltungsrath zur Genugthuung, berichten zu können, daß, wie in früheren Jahren, so auch im letzten, die Ziele der Gesellschaft erfreuliche Förderung erfahren haben, und die Aufgabe, die sie sich bei ihrer Gründung ge-

stellt hat, ihrer Erfüllung erheblich näher gerückt ist.

Dennoch bleibt zu thun noch viel übrig, ehe sie ein einigermaßen befriedigendes Maß der V o l l e n d u n g erreicht haben wird, dasjenige Maß der Vollendung, das sich mit den der Gesellschaft zu Gebote stehenden Mitteln und bei einer Arbeit dieser Art, für welche, da sie keinen pekuniären oder geschäftlichen Gewinn verheißt, das Interesse erst mühsam geweckt werden muß, zu erreichen in den Grenzen der Möglichkeit liegt. Auch wenn, wie es die Absicht ist, noch in diesem Jahre mit einer übersichtlichen Darstellung der allgemeinen Leistungen des deutschen Bevölkerungselements in Illinois in den „Geschichtsblättern“ begonnen werden soll, so wird doch noch weiter Raum bleiben für die Erforschung der Geschichte des Deutschthums in den übrigen Staaten des Nordwestens, welche letztere ja auch zu den Zielen gehört, welche die Gesellschaft von vornherein angestrebt hat.

Aus diesem Grunde spricht der Verwaltungsrath die Hoffnung aus, daß nicht nur die Mitglieder, die ihn in seiner Aufgabe bisher so treu unterstützt haben, dies auch fernerhin thun werden, sondern daß es gelingen möge, recht viele neue Mitglieder dafür zu interessieren.

In dieser Beziehung gereicht es zwar dem Verwaltungsrath zu größter Genugthuung, berichten zu können, daß die Mitgliederzahl im verflossenen Jahre nur geringe Verminderung erfahren hat, indem dem freiwilligen Abgang von 22 Mitgliedern, darunter 7 auswärtigen, und dem unfreiwilligen von 5 Mitgliedern durch den Tod, der Beitritt von 19 Mitgliedern, darunter einem lebenslänglichen gegenübersteht, so daß der wirkliche Ausfall nur 8 beträgt. Aber auch dieser geringe Ausfall wird von Ihrem Vorstand schmerzlich em-

pfinden, um so mehr, als die von den Mitgliedern bezahlten regelmäßigen Beiträge bei weitem nicht hingereicht haben, um die mit der Arbeit unumgänglich verbundenen Kosten zu decken, und diese nicht so weit als geschehen, hätte gefördert werden können, ohne die ansehnlichen Zuschüsse, die von einigen wenigen Einzelnen wie in früheren, so auch im letzten Jahre der Gesellschaft zugeflossen sind — im letzten Jahre von Herrn Dr. O. V. Schmidt \$650, von Herrn F. J. Dewes \$120, vom Chicago Schwabverein \$100.

Hätte die Gesellschaft die Mittel gehabt, Mitarbeiter in den einzelnen Counties und Ortschaften durch Zahlung einer Entschädigung zu gewinnen, so würden wir erheblich weiter sein. Und um diese Mittel zu erlangen, erscheint es Ihrem Vorstande durchaus nothwendig, daß die Zahl der Mitglieder sich mehre. Das aber wird, da es nicht thunlich ist bezahlte Agenten für diesen Zweck anzustellen, nur dadurch zu erreichen sein, daß ein jedes der heutigen Mitglieder es sich zur Aufgabe stellt, wenigstens ein und wenn möglich zwei neue Mitglieder uns zuzuführen. Unsere Arbeit ist unternommen und durchgeführt worden zum Nutzen und zur Ehre des gesammten Deuththums und seiner Nachkommen. Und ein jeder Deutsche und jeder deutsche Nachkomme, der den so geringen Jahresbeitrag von \$3.00 entbehren kann, sollte eine Ehre darin suchen, an dem Werke mitzuhelfen.

Daß die Arbeit unserer Gesellschaft gewürdigt wird, darüber hier aus einer Menge anderer nur drei Zeugnisse:

Im Jahresbericht der Illinois State Historical Society für das Jahr 1905 heißt es von unserer Gesellschaft:

„Diese Gesellschaft veröffentlicht eine Vierteljahrschrift, welche der Geschichte der deutschen Niederlassungen in den verschiedenen Theilen des Landes gewidmet ist, und thut ein sehr wichtiges Werk, das von

den verschiedenen europäischen Nationalitäten nachgeahmt werden sollte.“ —

Der in Davenport in Iowa erscheinende „Davenport Democrat“, dessen Redakteur, Herr Dr. Richter, selbst ein eifriger Geschichtsforscher ist, schreibt bei Besprechung des letzten Januar-Festes der „Geschichtsblätter“:

„Die Deutsch-Amerikanischen Geschichtsblätter“, welche vierteljährlich von der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft herausgegeben werden, haben mit der vorliegenden Januar-Nummer bereits ihren siebenten Jahrgang begonnen. Daß eine derartige Zeitschrift so lange bestehen konnte und dabei auch alle Anzeichen besitzt, die auf eine weitere gute Zukunft schließen lassen, ist nicht nur ein redender Beweis für den Eifer und die Opferwilligkeit der Mitglieder jener Gesellschaft, sondern scheint auch zu beweisen, daß für sie ein wirkliches Bedürfnis vorhanden ist. Schon jetzt enthalten die Bände der Historischen Gesellschaft eine große Fülle von Material über die Pionierszeit dieses Landes und namentlich des Westens, welches dadurch von dem Verlorengehen und Vergessenwerden bewahrt wurde, und für eine von kundiger Hand zu bearbeitende Geschichte der Deutschen im amerikanischen Westen von unschätzbarem Werthe ist.“

Der jetzt in Dresden lebende Haupteigenthümer und Redakteur des „Cleveland Wächter und Anzeiger“, und Mitbegründer der hiesigen „Abendpost“, Herr Wilhelm Kaufmann, schreibt dem Sekretär: „Ich habe mich recht gefreut über Ihre „Geschichtsblätter“. Sie bilden eine würdige Fortsetzung des „Pionier“ und übertreffen denselben in mancher Beziehung.“

Was die Finanzen der Gesellschaft betrifft, so betrug nach den Berichten des Sekretärs und Schatzmeisters während des am 31. Dezember 1906 endenden Geschäftsjahres die Einnahmen aus Mitgliederbeiträgen für 1906 und frühere Jahre

\$972.75, die besonderen Zuweisungen \$870, so daß einschließlich des am 1. Januar 1906 vorhandenen Kassenbestandes von \$317.19 dem Verwaltungsrath \$2159.94 zur Verfügung standen. Verausgabt wurden \$2036.50, — davon \$170.00 zur Begleichung aus dem Vorjahre restirender Rechnungen — so daß ein Kassenbestand von \$123.44 verblieb.

Der Verwaltungsrath wünscht den Herren Dr. D. L. Schmidt und F. J. Dewez, sowie dem Vorstand und den Mitgliedern des Chicago-Schwabenvereins für ihre freigebigen pekuniären Zuwendungen, den Herren Rudolf Seifert und Fritz L. Boldt für ihre eifrigen Bemühungen, die Mitgliederzahl der Gesellschaft zu mehren, Herrn von Wackerbarth für vielfache Bereicherung unserer Bibliothek, der deutsch-amerikanischen Presse für fortgesetzte freundliche Unterstützung unserer Sache, sowie den Rednern des heutigen Abends seinen besonderen Dank auszusprechen.

Dem Beschluß der vorjährigen Generalversammlung gemäß, Herrn Professor Dr. Hermann Duden zum Ehrenmitgliede der Gesellschaft zu ernennen, ist dem Herrn Professor ein dies bezeugendes künstlerisch ausgeführtes Diplom bei einer zu diesem Zwecke von Herrn Otto C. Schneider in seinem Hause veranstalteten Festlichkeit überreicht worden.

Zu den besonderen Ereignissen im Leben der Gesellschaft während des verflossenen Jahres gehörte die im Verein mit dem hiesigen Zweige des Deutsch-Amerikanischen Nationalbundes und der Chicago Citizens Association anlässlich des Hinscheidens unseres großen deutsch-amerikanischen Mitbürgers Carl Schurz im Auditorium veranstaltete würdige Gedenkfeier.

Die Gesellschaft hat während des verflossenen Jahres durch den Tod die Mitglieder

Philipp Henrici, Fritz Sontag und Heinrich Zimpel in Chicago, Dr. Geo. Löffles in Belleville und M. de Fries in Peoria verloren. Der Verwaltungsrath ersucht Sie, das Andenken der Verstorbenen durch Erheben von den Sätzen zu ehren.

Die nachstehenden Mitglieder haben seit der letzten General-Versammlung ihren Beitritt angemeldet: Von Chicago: Lebenslänglich, H. Mendtorff; Jahresmitglieder, Aug. Heinemann, Dr. Harnisch, Otto H. Maß, A. H. Snyder, F. Herzberg, Oscar Leistner, Paul Gerhardt, Jacob Birk, Wm. Bellinghausen, Alb. Meyer, F. Eberlein, Horace L. Brand, Rudolf Link, Otto Schmidt; ferner Rev. F. Beß, Peoria; Wm. Grelck, Elgin; Julius Kespohl, Quincy; Oberstleutnant Strebingen, Stuttgart.

Die Herren Wilhelm Nikolaus Arend und Gustav Laabs sind aus dem Stande der Jahresmitglieder in den der Lebenslänglichen übergetreten.

Achtungsvoll unterbreitet

Der Verwaltungsrath.

Es wurde dann zur Beamtenwahl geschritten. Die verfassungsgemäß auscheidenden Direktoren — die Herren F. J. Dewez, Max Eberhardt, Wilhelm Bode, Dr. D. L. Schmidt, Otto C. Schneider wurden einstimmig wiedergewählt, dergleichen die Beamten des letzten Jahres: Dr. jur. Max Eberhardt, Präsident; Dr. D. L. Schmidt, Erster Vicepräsident; Dr. Otto C. Schneider, Zweiter Vicepräsident; Alexander Klappenbach, Schatzmeister.

Dem Sekretär Emil Mannhardt wurde auf den vom Präsidenten gestellten und von Ex-Präsident Bode und Dr. D. L. Schmidt unterstützten Antrag für seine bisherige Thätigkeit der Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

Vertagung.

— In Philadelphia starb am 12. Januar Herr Rudolf Koradi, seit 1856 Schweizer Consul daselbst, im Alter von 82 Jahren. Er war am 24. Dezember 1824

gehoren, 1850 eingewandert, und wurde 1857 Mitglied der bekannten und noch bestehenden Buchhandlung Schäfer und Koradi.

Abraham Lincoln und das Deutschthum.

Vortrag gehalten in der sechsten Jahresversammlung der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois, am 12. Februar 1907, von Herrn Otto E. Schneider.

Als Californien im Jahre 1850 als Freistaat in den nordamerikanischen Bund aufgenommen wurde, standen die Sklavenhalter des Südens vor der Thatfache, daß die Schranke des "Missouri Compromise", wie sie seit dreißig Jahren bestanden hatte, nun von dem Norden durchbrochen worden war. Die südliche Grenze Californiens reichte bis zum Breitengrad 32, 30 Minuten und die Grenze, welche bis dahin als unverletzlich für den Bestand der Sklaverei galt, war 36 Grad 30 Minuten.

Die Brutstätte der späteren Rebellion, Süd Carolina, gab auch damals den ersten Anstoß zur Bildung einer neuen Partei, der sogenannten "Co-operationists," die den Abfall der Südstaaten offen predigte und unermüdlich darauf hin arbeitete, eine Trennung von dem Norden herbei zu führen. Einer unserer hervorragendsten deutschen Adoptivbürger, Franz Lieber, zu jener Zeit Professor an der Staats-Universität in Columbia, S. C., bekämpfte die Bewegung durch Wort und Schrift. Damals war es sogar in Massachusetts gefährlich Anti-Sklaverei Gesinnungen zu hegen, aber weit gefährlicher war dies in Süd-Carolina. Dennoch bereitete sich Lieber für eine Rede vor, die er am 4. Juli 1851 in Greenville, S. C., halten sollte. Daran verhindert, ließ er sie drucken und gab ihr eine weite Verbreitung. Durch eine klassische Beweisführung versuchte er die Bürger zu überzeugen, daß nur durch den Fortbestand eines vereinigten Staatenbundes die Wohlfahrt des Landes erhalten bleiben konnte. Er führte sie zurück in das Alterthum, in die Geschichte Griechenlands, wie sie Theukydides beschrieben, verwies sie dann auf das andere traurige Bild staatlicher Zersplitterung und Uneinigkeit, das damalige Deutschland, und schloß mit dem inbrünstigen Ausruf: God save the

Common Wealth! God save the Common Bond! Wenig sollten diese Worte nützen! Immer entschiedener verfolgten die Sklavenhalter das Ziel: Trennung von dem Norden, Unabhängigkeit für den Süden. Immer drohender trat den Staatsmännern des Nordens der Verfall des Staatenbundes vor Augen.

Amerika war von jeher das Land des Ausgleiches und wird es auch stets bleiben. Es lag demnach ganz in der Natur der Sache, aber es war auch ein Verhängniß, als Stephen A. Douglas von Illinois 1854 das drohende Gespenst der Rebellion durch einen Ausgleich zu beschwichtigen suchte. Durch diesen sollten jedem Staate alle Machtbefugnisse der Selbstregierung verliehen werden, solange sie nicht den Bestimmungen der Bundesverfassung widerliefen. Es war dies die Popular (Squatter) Sovereignty oder Kansas-Nebraska Bill, welche die Sklaverei zur "Local Option" in allen Staaten erhob und sie wurde nach einem verzweifelten Kampfe im Congreß angenommen.

Was den Südstaaten als Köder hingeworfen wurde, um sie zu beruhigen, das entflammte nun in dem Norden eine längst verhaltene Entrüstung über die Schande des Jahrhunderts. Sie führte alle Elemente zusammen, die bis jetzt in vielen Factionen ihre Sonderinteressen gefördert hatten und es waren hauptsächlich die Deutschen, die durch diesen Uebergriß zu vereintem Handeln ermuthigt wurden. Wenige Tage, nachdem die Vorlage im Congreß eingereicht worden war, erließen die damaligen Redakteure der Illinois Staatszeitung, Georg Schneider und Georg Hillgärtner einen Aufruf zu einer Protestversammlung, die am 29. Januar 1854 abgehalten wurde. Diese Versammlung war jedenfalls die erste öffentliche Kundgebung und der erste Anstoß, die bald

zur Gründung der republikanischen Partei führen sollten. Nachdem die Bill im Mai 1854 Gesetz geworden war, waren es Eduard Schläger von der Chicago Union, Fritz Baumann und Andere, die eine Versammlung einberiefen. In dieser verbrannten sie Douglas in effigie. Der ganze Norden erhob sich in zorniger Entrüstung über das neue Gesetz und drückte seinen Unwillen in Protestversammlungen aus. Leitende Männer bildeten nun die republikanische Partei: Die Whigs, die Freesoilers, die American Party, besser unter dem Namen Know-nothings bekannt und vornehmlich die Deutschen, die bis dahin dem verlockenden und wohlklingenden Namen Demokraten gefolgt waren, scharten sich um die neue Standarte und wurden bedeutende Factoren bei der Entwicklung der Ereignisse. Abraham Lincoln, der seit 1849 vom Congreß zurückgetehrt, still und zurückgezogen seiner Praxis als Advokat in Springfield, Ill., nachging, sah sich auf einmal in einen Strudel hinein gezogen, der im Laufe weniger Jahre zu den hohen Wogen führte, auf denen er zur Unsterblichkeit getragen wurde.

Die zwei Jahre von 1854 bis 1856 umfaßten eine Periode der Verschmelzung alter Parteien, aus der die neue gegossen wurde, und diese hielt nun in den verschiedenen Staaten Zusammenkünfte ab, um die Organisation zu vervollständigen, die in einer Nationalversammlung ihre eigenen Präsidentschaftskandidaten aufstellen konnte. Am 22. Februar 1856 hatte sich in Decatur, Ill., eine Versammlung von Redakteuren eingefunden, die über ein Programm schlüssig wurde, das später auf der Staatsversammlung in Bloomington am 29. Mai durchgeführt werden sollte. Bei einer Reunion, die im Jahre 1900 von den wenigen Ueberlebenden dieser Versammlung abgehalten wurde, erzählte einer der Theilnehmenden, Paul Selby, über den Vorgang der Decatur Versammlung:

"Without disparagement to any, it is safe to say, that Dr. Chas H. Ray (of

the Chicago Tribune) and George Schneider (of the Ill. Staats Zeitung) were controlling factors in framing the platform—the former in conjunction with Mr. Lincoln in the clear enunciation of the principles of the new party on the subject of slavery, and the latter as the faithful representative of the German Anti-Nebraska element, in his championship of religious tolerance, and the maintenance of the naturalization laws as they were, as against the demand for the exclusion of persons of foreign birth from the rights of American citizenship."

Die meisten Beschlüsse und Empfehlungen, die hier vorbereitet wurden, fanden Aufnahme auf der Staatsversammlung in Bloomington und sie sind deshalb von besonderem Interesse, weil sie das politische Glaubensbekenntniß Lincolns enthielten, das er selbst damals verfaßt hatte und ihm in seiner späteren Laufbahn als Richtschnur diente.

Die erste republikanische Nationalversammlung fand in Philadelphia am 17. Juni 1856 statt. Unter den Delegaten befanden sich neunzehn Deutsche. Drei davon Georg Schneider, Chicago, Francis Grimm, Belleville, Ill., und Philipp Dorsheimer, Buffalo, N. Y., hielten Reden. Den Letzgenannten stellte der Vorsitzende, Gouverneur Cleveland, der Versammlung vor, als "a large, good looking man and a Dutchman". Damals klang dieses Wort "Dutchman" hart. Denn wir wissen, die ganze Literatur eines Goethe und Schiller hatte es nicht vermocht dem Deutschthum das Ansehen in der Welt zu geben, wie es in den Jahren 1870/71 auf den Schlachtfeldern Frankreichs erobert wurde. Aber Dorsheimer blieb dem Herrn Vorsitzenden die Antwort nicht schuldig. Er dankte ihm für die Größe des Compliments und beethenerte den größten Stolz auf seine Herkunft. Als über die Candidaten abgestimmt wurde und die Wahl auf Fremont und Tanton gefallen war, fand man, daß Lincoln

110 Stimmen für die Candidatur der Vizepräsidentenschaft erhalten hatte.

Gustav Koerner, der die ganze Bewegung mit großem Mißtrauen angesehen und aus diesem Grund einen Platz in dem Staatszentralcomite ausgeschlagen hatte, war als Saulus in der Convention erschienen und kehrte als Paulus in seine Heimath zurück. Bei der Wahl siegte die Gegenpartei und nun kamen einige Jahre aufregender schwerer Arbeit. Im Jahre 1858 drehte sich der Kampf in Illinois um die Senatorenwürde zwischen Douglas und Lincoln und führte 1860 zu der Ernennung Lincolns als Präsidentchaftscandidat. Carl Schurz erzählt in seinen Erinnerungsblättern, wie er kurz nach seiner Rückkehr von Europa noch deutsche Reden hielt für Fremont, wie er 1857 als Candidat für das Vizegouverneursamt in Wisconsin unterlag und wie er 1858 als englischer Redner in dem Wahlkampfe zwischen Douglas und Lincoln für den letzteren eintrat. Auch Gustav Koerner, dessen frühere Freundschaft für Douglas nun erkaltet war, bestieg die Rednerbühne und setzte seinen ganzen Einfluß und sein ganzes Können für Lincoln ein. Lincoln unterlag zwar in der Senatorenwahl, aber er hatte durch seine scharfe Logik in der Debatte, durch seine warme Vertheidigung eines menschlichen und gerechten Standpunktes sich einen ausgezeichneten Namen erworben, der ihm bald eine viel höhere Würde einbringen sollte. Denn nun kamen die Tage der Chicago National-Versammlung in 1860. Bis 1856 standen sich von deutschen Führern noch zwei Fractionen schroff gegenüber. Dasselbe Mißtrauen, das Koerner bis zur Philadelphia Versammlung gehegt hatte, erfüllte noch immer die alten „Vor-Achtundvierziger“ mit einer großen Scheu vor der neuen Gesellschaft, mit der sie nun gemeine Sache machen sollten. Sie waren stets Demokraten gewesen und es kostete eine große Ueberwindung mit Whigs, Freesoilers und Know-nothings-Leuten zusammen zu arbeiten. Einige blieben freiwillig zurück, aber bei

weitem die einflußreichsten und bedeutendsten dieser Männer schlossen sich nun der republikanischen Partei an. Dazu gehörten Hermann Kriege und Richter Goeyp von New York; Dr. Hering und Seidensticker Sr. von Pennsylvanien; Albert Lange und Dr. Hornburg von Indiana; Heinrich Koch von Dubuque; Friedrich Muench von Missouri und John W. Stallo von Cincinnati. Zu diesen Alten gesellte sich nun die große Anzahl der jungen 48er Freiheitskämpfer, die sich mit wahren Feuereifer in die Antislavereibewegung stürzte. Die Deutschen bekümmerten sich zum ersten Mal thatkräftig um Politik. Nicht weniger als 42 hatten sich als Delegaten auf der Nationalversammlung eingefunden. Deren hatte Missouri allein fünf, die Herren Friedrich Muench, Carl Bernays, Dr. Bruns, Arnold Kredel und Dr. A. Hammer, gesandt. Gustav Koerner und Georg Schneider vertraten Illinois, Carl Schurz Wisconsin und Friedrich Passauereck Ohio. Von Pennsylvanien's 27 Delegaten war fast die Hälfte deutsch. Man hatte Lincoln den vierschrötigen, ungelenten Kieglspalter von Illinois nicht als einen Mann gehalten, der den Idealen entsprach, die man bei dem Oberhaupt einer großen Nation gewöhnlich voraussetzt, aber Gustav Koerner, als Mitglied des Staatszentralcomites, brachte zuerst die Sprache auf ihn als einen Compromißcandidaten, im Falle man sich auf einen anderen nicht einigen konnte. Somit wurde im Tremont Hause ein Lincoln-Hauptquartier eröffnet und von dort aus eine stille Agitation betrieben, wobei Koerner hauptsächlich unter den deutschen Delegaten thätig war.

Carl Schurz hatte durch seine ausgezeichneten Reden in den vorhergehenden Wahlkämpfen sich einen großen Ruf erworben, so daß sein Erscheinen sofort mit lautem Applaus begrüßt wurde, als er mit Preston Ring von New York die Ehre hatte den permanenten Vorsitzenden der Versammlung, George Ashmun, zu seinem Sitz zu begleiten. Er war beauftragt, die Ko-

mination Wm. H. Seward's zu unterstützen, nachdem Wm. M. Evarts von New York den Namen vorgeschlagen hatte. Auch war er mit Koerner, Vernans, Otto und Hatterschiedt ein Mitglied des Comites für das Parteiprogramm und die Beschlüsse. Als solche waren sie sehr besorgt um die Wahrung der Naturalisationsrechte, die man immer noch in Gefahr wählte, weil sich nun die früheren Know-nothing-Anhänger in der Partei befanden. Dieser Paragraph 14 wurde auch wirklich zum Gegenstand einer längeren Debatte, die Wilmot von Pennsylvania durch eine vorgeschlagene Aenderung angeregt hatte. Nachdem diesem Herrn jedoch der Paragraph näher erklärt worden war, zog er seinen Antrag zurück, aber Schurz hatte nun Gelegenheit zu Wort zu kommen und er benutzte sie. Diese Ansprache enthält eine so ausdrückliche Behauptung über die Stimmentraft des damaligen Deutschthums und kennzeichnet die Bescheidenheit desselben in der Politik so genau, daß ich gern einige Sätze daraus erwähne. Er sagte: Die deutschen Republikaner der Nordstaaten gaben ihnen 300,000 Stimmen und ich hoffe, daß sie es mit ihrer Ehre und Sicherheit vereinbaren können Ihnen noch 300,000 mehr zu geben. Sie waren nicht nur stets die getreuesten, sondern auch die selbstlosesten Mitglieder der republikanischen Partei. . . . Wir kommen nie zu Ihnen, um irgend eine Gunsterweisung zu verlangen; wir kommen nie zu Ihnen mit irgend welchen Anmaßungen; alles was wir von Ihnen verlangen, ist, daß es uns erlaubt sei, in Ihren Reihen zu kämpfen, im Vertrauen auf Ihre Grundsätze und uns selbst zur Ehre.

Friedrich Hassaured von Cincinnati folgte Carl Schurz in einer kurzen Ansprache, in welcher er seine treue Anhänglichkeit für sein Adoptivvaterland als echter Amerikaner betheuerte und stellte in Aussicht, daß Ohio mehr als 20,000 deutsche Stimmen für die republikanischen Candidaten abgeben würde.

Abraham Lincoln wurde als Candidat

gewählt und sollte wie üblich durch ein Comité von seiner Ernennung formell in Kenntniß gesetzt werden. Gustav Koerner, der zwei Stunden vor diesem in Springfield angelangt war, begab sich sofort nach Lincolns Wohnung und fand dessen Frau, die er schon in Lexington, Ky., als Miß Todd kennen gelernt hatte, dabei beschäftigt, einen Imbiß mit Whiskey und Champagner herzurichten. Koerner, der mit Frau Lincoln auf sehr vertrauten Füße stand, frug sie: „Was soll das sein, Mary, das schickt sich nicht, es sind vielleicht einige Total-Abstinenzler unter den Herren, bei denen das Anstoß erregen würde. Weg mit den Sachen. Ein Krug mit Eiswasser im Bibliothekzimmer ist alles, was nöthig ist. Whiskey und Champagner wurden nicht servirt und alle Biographen Lincoln erwähnen die Episode, wie die Herren vom Comité auf die einfachste Weise empfangen und mit Wasser traktirt wurden.“

Lincoln wurde Präsident. — Irgend ein anderer Candidat, ob Seward, Chase, Bates oder Cameron wäre als solcher auch erwählt worden, denn hier war es nicht der Mann, der zum Sieg führte, sondern ein großes Prinzip, das durch die Kansas-Nebraska Bill zu einer lodernden Flamme angefacht, nicht mehr durch ausgleichende Maßregeln zu unterdrücken war. Das Feuer mußte ausbrennen. Alle Bedingungen zu einem Siege Lincolns waren günstig. Vier Candidaten waren im Feld, die zusammen 4,680,093 Stimmen erhielten. Von diesen zerplitterten sich 2,813,741 Stimmen an drei Candidaten und der vierte, Lincoln, blieb mit 1,866,352 Stimmen Sieger. Von den 2,813,741 Stimmen bekam Bell, der Know-nothing Candidat 590,631, J. G. Breckenridge der Pro-Sklavereidemokrat 847,953 und Douglas, der Union Demokrat, 1,375,157 Stimmen. Nehmen wir nun die Zahlen des Carl Schurz als maßgebend an, nach welchem das Deutschthum in 1856 300,000 Stimmen in den Staaten Illinois, Indiana, Iowa, Michi-

gan, Minnesota, Ohio und Wisconsin für die republikanische Partei abgegeben hatte, dann bedarf es kaum einer weiteren Beweisführung, daß Lincoln durch die deutschen Stimmen erwählt wurde. Denn ziehen wir die 300,000 Stimmen von Lincoln ab und rechnen sie Douglas zu, dann ist der letztere 108,805 Stimmen Lincoln voraus. Die Thatsache ist aber, daß die Deutschen eine viel größere Stimmenzahl Lincoln gaben. Der Stimmenzuwachs von 1860 über 1856 betrug etwas über 330,000 in den oben genannten Nordweststaaten. Von 1850 bis 1859 kamen allein 976,678 Einwanderer ins Land, von denen sich die meisten in diesen Staaten ansiedelten. Indiana, Michigan und Wisconsin gewährten das Stimmrecht schon nach einem Jahr Aufenthalt und die Mehrzahl der damals Eingewanderten bestand aus großjährigen Deutschen. Somit können wir sicher annehmen, daß zum wenigsten 450,000 deutsche Stimmen für Lincoln abgegeben wurden. Lincoln wußte, was er den Deutschen zu verdanken hatte, und war gern bereit, sich erkenntlich zu zeigen, sogar dann, wenn sie nichts verlangten. So fragte Lincoln einmal Fritz Heder, als dieser bald nach der Inauguration nach Washington gekommen war, nach Dr. Ernst Schmidt von Chicago, den er während seiner beiden Campagnen getroffen und von dem er wußte, daß er eifrig in seinem Interesse thätig gewesen war: "What became of that long red-haired Dutchman, Dr. Schmidt? Almost every Dutchman has been in here, asking for a job; why doesn't he come in?"

Daß es indessen damals nur verhältnißmäßig wenig Deutsche gegeben hat, die sich zu Aemtern drängten, scheint aus dem Government Blue Book hervorzugehen, einem amtlichen namentlichen Verzeichniß aller in Regierungsämtern Angestellten, mit Angabe ihrer Herkunft, das alle zwei Jahre, datirt vom 30. September, herausgegeben wird. Denn in dem von 1863 findet sich im Staats-Departement in Washington unter 30 Ange-

stellten nur ein einziger Deutscher, und das war John G. Nicolay, der Privatsekretär Lincolns während seiner ganzen Präsidentschaft, der später mit John Hay eine umfangreiche Biographie Lincolns herausgab. Im ersten Jahr von Lincolns Regierung finden wir auf 283 auswärtigen Aemtern noch 21 Deutsche. Darunter befanden sich zur Zeit Carl Schurz als Gesandter in Spanien, Friedrich Hassaurek als ständiger Gesandter in Cuito Equador, Chas. N. Riotte als Gesandter in Costa Rica, Hermann Kreißmann als Legationssekretär in Berlin, dann Georg Schneider, Theo. Canisius, Heinrich Voernstein und C. L. Vernays auf Consulatsposten in Europa. Zwei Jahre später befanden sich auf 310 auswärtigen Aemtern nur noch 15 Deutsche. Im Schatzamt waren von 1200 Angestellten nur 17 Deutsche. Im Zollamt waren von 2532 Angestellten nur 74 Deutsche. Von 119 Dampfboot-Inspektoren war nur einer ein Deutscher. Im Leuchthurmbienst waren von 486 nur zwei Deutsche. Im Justizamt befand sich unter 246 Angestellten kein einziger Deutscher und im Kriegsdépartement befanden sich in der Liste der regulären Armee von 5700 Offizieren nur 163 Deutsche. J. G. Rosengarten zählt in seiner Schrift „The German Soldier in the wars of the United States“ von freiwilligen und regulären Offizieren zusammen nur 230 deutsche Namen auf, doch habe ich im Ganzen 378 gefunden. Immerhin befinden sich in diesem offiziellen Verzeichniß von 12,598 Namen nur 338 Deutsche. Also mit Recht konnte Lincoln damals sagen: "Why doesn't that Dutchman ever come around for a job."

Der Krieg hatte begonnen. Das erste Aufgebot von 75,000 Mann erfüllte sofort furchtsame Männer mit großer Besorgniß, ob Lincoln wirklich einer solchen Katastrophe gewachsen sei. Selbst Koerner nannte dieses Aufgebot "pusillanimous" und verwies Lincoln auf den Sonderbundskrieg der Schweiz, als diese winzige Republik sofort 150,000 Mann ins Feld stellte. Zwei Aufgebote von

je 300,000 Mann folgten rasch aufeinander. In allen größeren Städten des Landes wurden deutsche Regimenter gebildet. In New York durch Oberst Schwarzwälder, der schon im Juli 1861 zum Brigadegeneral befördert wurde, dann durch die Obersten Rosa und Metternich. Von dort aus wurde auch der Versuch gemacht, alle deutschen freiwilligen Regimenter zu vereinigen und ein Comité bestehend aus den Herren Hugo Wesendonk, Friedrich Kapp, Peter Warmfessel, Eduard von der Heydt, Sigismund Kaufmann, Albert Pfong, Ernst Bredt, Gas. Hanselt und Dr. G. Th. Meier, war vom Gouverneur ermächtigt worden, einen Plan zur Ausführung des Unternehmens auszuarbeiten. Hier in Chicago folgten die jungen Deutschen hauptsächlich dem Ruf der 48er Freiheitskämpfer Sigel und Hecker. Das Sigel-Turnerregiment, das Hecker Regiment; die Union Cadets, die Northwestern Rifles und Thielemanns Cavallerie waren die Hauptanziehungspunkte für eine kampflustige patriotische Jugend. Gustav Koerner hatte sich von hier aus darum bekümmert, die Bildung einer deutschen Brigade zu Stande zu bringen, aber das ganze Unternehmen stieß auf den entschiedenen Widerstand des Kriegsssekretärs Cameron, der nun von den Deutschen verdächtigt wurde, nativistische Vorurtheile gegen sie zu hegen. Hatte er doch schon kurz vorher einen Generalbefehl erlassen, daß nur solche, die englisch sprechen, als Freiwillige ins Heer aufgenommen werden sollen. Dieser wurde zwar prompt vom Präsident Lincoln aufgehoben, aber die Deutschen in verschiedenen Städten, so in Belleville unter Franz Grimm, richteten nun eine Petition an Abraham Lincoln, in der kategorisch verlangt wurde, daß Cameron abgesetzt werde. Da dies nicht sofort geschah, glaubten viele ihr Vertrauen auf Lincoln sinken lassen zu müssen.

Der bedeutendste Waffenerfolg des Jahres 1861 für die Nordstaaten bestand unzweifelhaft in der Einnahme von Camp Jackson bei St. Louis durch die Deutschen am 6. Mai. Missouri blieb den Nordstaaten erhalten. In

den Händen der Rebellen und eine Belagerung oder eine Eroberung von St. Louis hätte dem Norden ganz andere Schwierigkeiten bereitet, wie z. B. Vicksburg.

Am 31. August 1861 erließ General Fremont seine berühmte Emanzipationsproklamation, die alle Sklaven in dem Gebiete unter seinem Oberbefehl freigab. Damit hatte er einen Sturm heraufbeschworen, der einige Jahre lang das Deutschthum an Lincolns Fähigkeit und Zielbewußtsein zweifeln ließ. Es war Lincoln zumeist daran gelegen, das Volk im Glauben zu bestärken: „Nicht wegen den Niggers braucht Ihr Euch todtschießen zu lassen, sondern nur wegen der Erhaltung der Union.“ Die schließliche Befreiung von Sklaven sollte nach und nach erfolgen, und wenn die Rebellen die Feindseligkeiten bald einstellten, sogar gegen Vergütung der Geldauslagen, die die Sklavenhalter beim Ankauf der Sklaven hatten. Lincoln änderte demgemäß so viel an Fremonts Proklamation, daß es gleichbedeutend war mit einer Aufhebung derselben. Die Deutschen waren darüber entrüstet und protestirten in Massenversammlungen energisch gegen die Eingriffe Lincolns. Sie hatten für ein Prinzip gestimmt, das sie sobald als möglich ausgeführt sehen wollten und hielten nun Fremont für die Leuchte des Landes, weil er zuerst ihren Gesinnungen völlig entsprach. Die Illinois Staatszeitung ließ sich sogar zu folgendem Erguß hinreißen, als sie am 17. Sept. '61 den Brief Lincolns an Fremont veröffentlichte: „Würde der General Fremont in diesem Augenblick abtreten, so wäre die Sache der Union in seinem ganzen (Fremonts) Department und eben dadurch auch im Osten verloren und nicht nur die Sache der Union, sondern auch des Deutschthums Missouris, dessen starker Schutz und Schirm gegen Rebellen und Nativistenhaß eben der Pfadfinder ist. Fremont muß die Union und das Deutschthum retten trotz des Herrn Lincoln.“

Nur sechs Wochen später, am 2. Nov. '61, wurde John C. Fremont seines Commandos enthoben, weil man ihn für die Niederlage

des Colonel Mulligan bei Verrington, Mo., durch General Price, verantwortlich hielt. Der von der Staatszeitung prophezeite Zusammenbruch fand nicht statt, aber das Maaß des Unfriedens lief beinahe über. Zuerst hatte man den Abgott der Deutschen zurecht gewiesen, indem man seine Sklavenbefreiungsproklamation zurückzog, und nun wurde er sogar noch abgesetzt! In allen Städten, wo Deutsche wohnten, wurden Massenversammlungen abgehalten und regnete es Proteste gegen Lincoln. Die St. Louiser deutschen Blätter forderten das Volk auf, Fremont ein Ehrenschild zu schenken. Sogar die wenigen Deutschen Bostons saßen Fremont-Beschlüsse. In Chicago waren die Herren Dr. Ernst Schmidt, Henry Greenebaum, Ernst Prüssing, Wilhelm Rapp, Anton Hefing, Joachim Kersten, Theo. Hilscher, August Wiehe (Weihe) und Lorenz Brentano die Hauptleiter und Redner bei einer solchen Protestversammlung. Die Illinois Staatszeitung, die nun, seit Schneiders Abreise auf seinen Consulatsposten, von Lorenz Brentano redigiert wurde, setzte am 19. Sept. '61 an den Kopf ihrer editoriiellen Spalten: „John G. Fremont unser nächster Präsidentschafts-Candidat“ und trug diese Devise täglich zur Schau bis zum 14. April 1862. Von dieser Zeit an trat sie Lincoln verständlicher entgegen. In den sieben Monaten hatte sich auch wirklich manches geändert. General Grant hatte seinen ersten bedeutenden Sieg durch die Eroberung von Fort Donelson im Februar '62 zu verzeichnen, und was besonders wohlthuend auf das Deutschthum wirkte, war die Botschaft Lincolns an den Congreß am 6. März 1862, welche eine theilweise Aufhebung der Sklaverei in Aussicht stellte. Ferner wurde Sigel, der sich nun einer großen Popularität bei den Deutschen erfreute, zum General-Major befördert, und Carl Schurz, von seinem Gesandtschaftsposten in Spanien zurückgekehrt, wurde zu derselben Zeit zum Brigadegeneral ernannt. Als die Ernennung von Carl Schurz bekannt wurde, rief sie sonderbarer Weise eine große Ent-

rüstung unter den Deutschen hervor. Sie gönnten ihm den hohen Rang nicht, weil nach ihrer Meinung noch viele im Dienst erprobte Soldaten, wie Osterhaus, Max Weber, Willich, Annete, Knobelsdorff, Fiola, Albert, Hassendeubel, Merz, von Arensberg, Rosa und Hauswein, eine Beförderung mehr verdient hatten.

Was im Westen den Herren Radikalen zu langsam ging, schien den Herren im Osten viel zu rasch vorwärts zu gehen. Der Stillstandsgeneral McClellan schien dort seine Freunde zu haben, die noch immer auf eine Wendung lauerten, durch welche auf politischem oder diplomatischem Wege dem Krieg ein Ende gemacht werden konnte. Sie schienen thatsächlich von dem Wunsche befeelt zu sein: „Thut dem Süden nicht zu wehe, damit wir uns desto leichter mit ihm wieder versöhnen können.“ Das leitende deutsche Blatt des Ostens, die New Yorker Staatszeitung, jubelte darüber, daß Lincoln die Proklamation Fremonts „verstümmelt“ hatte. Unterdessen war der Süden nicht so rückfichtsvoll in seiner Kriegsführung gewesen wie McClellan, sondern hatte energisch ausgeholt und dem Norden manchen blutigen Denzettel gegeben. Lincoln wartete deshalb nur auf eine Gelegenheit, wann ein Sieg des Nordens ihm das moralische Recht geben würde, den Süden durch die Aufhebung der Sklaverei zu demüthigen. Die Sklavereifrage war bei ihm noch immer der Knüppel, mit dem er dem Süden gern drohte, so lange derselbe keine Spur von Versöhnungs- und Neugefühlen zeigte. Diese Gelegenheit bot sich, als am 17. September 1862 die Schlacht bei Antietam geschlagen wurde, und McClellan einen Sieg beanspruchte. Am 22. September erließ Lincoln seine Proklamation, die Aufhebung der Sklaverei in den kriegführenden Staaten, die am 1. Januar 1863 in Kraft treten sollte.

Ein allgemeiner Jubel begrüßte diese lang ersehnte Maßregel von allen Seiten. Hauptsächlich die Deutschen schienen sich wieder mit größerem Vertrauen Lincoln zuzuwenden.

Deutsche evangelische und andere Kirchen-Gemeinden sandten ihm lobspendende Beschlüsse, Republikaner und Antislaverei-Demokraten vereinten sich in Ratifizirungs-Versammlungen in Chicago, New York und anderen Städten. Trotzdem fielen die Novemberwahlen nicht so günstig aus, als man erwartet hatte, und selbst Carl Schurz sah sich durch den Schnedengang des Krieges einerseits und durch das Wahlergebniß andererseits veranlaßt, einen längeren Brief an Lincoln zu richten, der in rücksichtsvoller Sprache Lincoln zwar Vorwürfe machte, aber keinen guten Rath enthielt, der auf bessere Mittel zum Erfolg hinvies. Es ist rührend, die Antwort dieses gepeinigten Mannes zu lesen, der, zur Zeit von minderwerthigen Generalen umgeben, ganz genau wußte, daß überall noch etwas fehlte; der sich ängstlich nach geeigneten Persönlichkeiten umseh und sie nicht fand. Die Grants, Schermans und Sheridans waren noch nicht entdeckt. So schrieb er Schurz am 24. November 1862:

I have just received your letter of the 20th. The purport of it is, that we lost the late elections, and the administration is failing because the war is unsuccessful, and that I must not flatter myself that I am not justly to blame for it. I certainly know, that if the war fails, the administration fails and that I will be blamed for it, whether I deserve it or not. And I ought to be blamed if I can do better. You think I could do better therefore you blame me already. I think I could not do better therefore I blame you for blaming me. I certainly have been dissatisfied with the slowness of Buell and McClellan, but before I relieved them I had great fears I should not find successors to them who would do better, and I am sorry to add that I have seen little since to relieve those fears. I do not clearly see the prospect of any more rapid movements. I fear we shall at last find out the difficulty is in our case rather than in our generals. I wish to disparage no one, certainly not those who sympathize

with me, but I must say I need success more than I need sympathy, and that I have not seen the so much greater evidence of getting success from my sympathizers than from those who are denounced as the contrary. It does seem to me that in the field the two classes have been very much alike in what they have done and what they have failed to do. In sealing their faith with their blood, Baker and Lyon, and Bohnen and Richardson, Republicans, did all that men could do; but did they any more than Kearney, Stevens and Reno and Mansfield, none of whom were Republicans and some at least of whom have been bitterly and repeatedly denounced to me as secession sympathizers? I will not perform the ungrateful task of comparing cases of failure," etc.

Im Laufe der Zeit schwankte der Erfolg der Waffen. Der Niederlage bei Chancellorsville, am 2.—4. Mai 1863, folgten die Siege bei Gettysburg und Vicksburg am 4. Juli 1863.

Von allen Klassen der Bevölkerung waren wohl die Deutschen Missouri am schwersten zu befriedigen. Sie hatten der Union große Dienste geleistet, als sie den Staat aus den Händen der Rebellen retteten, und kein Mensch konnte je an ihrer aufrichtigen patriotischen Gesinnung zweifeln. Aber alles, was Lincoln nun that, schien ihnen in keiner Weise zu genügen. Die Aufhebung der Befreiungs-Proklamation Fremonts, seine Absetzung und die Ernennung Hallecks zum Nachfolger, dann die Absetzung des General Gurtis und die Ernennung Schofields, die langsame Beförderung Sigels und anderer deutschen Offiziere — alle diese Ereignisse ließen in den Augen der Unzufriedenen den gequälten Lincoln zu einem gefährlichen Ungeheuer heranwachsen, gegen den Stand genommen werden mußte. In einer von vielen Versammlungen, welche am 10. Mai 1863 abgehalten und von den Herren Emil Preetorius, Theodor Elshausen, H. E. Rombauer, Lindemann u. A. geleitet wurde,

faßte man eine Anzahl Beschlüsse und beauftragte Herrn James Taussig, diese dem Herrn Präsidenten persönlich zu unterbreiten. — Lincoln schenkte Herrn Taussig zwei Stunden seiner werthvollen Zeit, als dieser sich seines Auftrages entledigte. Die Antwort Lincolns darauf ist zu charakteristisch, als daß man sie übergehen könnte, und ich gebe sie wie Taussig sie berichtete:

“1. The President said that it may be a misfortune for the nation that he was elected President. But having been elected by the people, he meant to be President and perform his duty according to his best understanding, if he had to die for it. No General will be removed, nor will any change in the cabinet be made to suit the wishes or views of any particular party, faction or set of men. General Halleck is not guilty of any of the charges made against him, most of which arise from misapprehension or ignorance of those who prefer them.

2. The President said that it was a mistake to suppose that Genl. John C. Fremont, B. F. Butler and F. Sigel are systematically kept out of command” as “stated in the resolution, that on the contrary, he fully appreciated the merits of the gentlemen named; that by their actions they had placed themselves in the positions which they occupied; that he was not only willing, but anxious to place them again in command as soon as he could find spheres of action for them, without doing injustice to others, but that at present he had more pegs than holes ‘to put’ them in.

3. As to the want of unity, the President, without admitting such to be the case, intimated that each member of the cabinet was responsible mainly for the manner of conducting the affairs of his particular department; that there was no centralization of responsibility for the action of the cabinet anywhere, except in the President himself.

4. The dissensions between union men in Missouri are due solely to a *factionous* spirit, which is exceedingly reprehensible. The two parties ought to have their heads knocked together. ‘Either would rather see the defeat of their adversary than that of Jefferson Davis.’ To this spirit of faction is to be ascribed the failure of the legislature to elect senators and the defeat of the Missouri aid bill in Congress, the passage of which the President strongly desired. The President said that the union men in Missouri who are in favor of *gradual emancipation* represented his views better than those who are in favor of immediate emancipation. In explanation of his views on this subject the President said that in his speeches he had frequently used as an illustration the case of a man who had an excrescence on the back of his neck the removal of which *in one operation* would result in death of the patient, while tinkering it off by degrees would preserve life. Although sorely tempted I did not reply with the illustration of the dog whose tail was amputated by inches, but confined myself to arguments. *The President announced clearly that as far as he was at present advised, the Radicals in Missouri had no right to consider themselves the exponents of his views on the subject of emancipation in that state.*

5. General Curtis was not relieved on account of any wrong act or great mistake committed by him. The system of Provost Marshall established by him throughout the state gave rise to violent complaint. That the President had thought at one time to appoint General Fremont in his place; that at another time he thought of appointing General McDowell, whom he characterized as a good and loyal though very unfortunate soldier, and that at last General Schofield was appointed with a view, if possible, to reconcile and satisfy the two factions in Missouri. He has instructions not to interfere with either party, but to confine himself to his military du-

ties, I assure you, gentlemen, that our side was as fully represented as the occasion permitted. At the conclusion of the conversation the President remarked that *there was evidently a serious misunderstanding springing up between him and the Germans of St. Louis which he would like to see removed*. Observing to him that the difference of opinion related to facts, men and measures, I withdrew."

Spätere Ereignisse erwiesen leider, daß selbst diese treffliche Klarstellung von Lincolns Standpunkt es nicht vermochte, die Radikalen von der Hinfälligkeit ihrer Denkungsart zu überzeugen. Aber ein großer Zug des Hergens ging nun von dem Volke aus und forderte die Schicksalsstimme heraus zu dem Mahnruf: „Wahret das Wohl des Vaterlandes! Bleibet treu Eurem erwählten Oberhaupt! Bringet das letzte Opfer dem Moloch des Krieges!“ Kein geringerer als Franz Lieber stellte sich in den Dienst der guten Sache als Präsident der Publication Society of New York und als solcher gab er dieser Gesinnung die weiteste Verbreitung durch Schriften und Reden. „No party now!“ war sein Ruf, und in dem Sinne hielt er eine meisterhafte Rede in New York am 11. April 1863, in der er sagte:

“We know of no party in our present troubles; that word is here an empty word. The only line which divides the people of the North, runs between the mass of loyal men who stand by their country on the one hand, and those on the other hand, who keep outside of that line—traitors to their country in the hour of need— * * * And we call upon every American, be he such by birth or by choice, to join the loyal movement of these national leagues which is naught else than to join and follow our beckoning flag and to adopt for his device:—Our Country!”—

Und diese Worte sprach ein Mann, der zehn Monate vorher einen Sohn, auf der Seite der Rebellen kämpfend, verloren hatte.

Das Jahr 1863 brachte eine wesentliche Aenderung in die Kriegsführung, als Grant, Sherman und Sheridan an die Oberfläche kamen und Grant den Oberbefehl über die Truppen im Feld übernahm. Das nun einheitliche Vorgehen der Armee hatte zwar nicht immer Erfolge zu verzeichnen, aber der Krieg rückte seinem Ziele unaufhaltsam näher, alles vor sich zermalmend. Die Kämpfe in der Wildniß und um Spottsylvania kosteten grauenhaft viel Menschenleben, aber jeder ausgeführte Schlag schwächte den Süden und er konnte sich nicht mehr erheben. Die Hülfquellen des Nordens waren unsiegbare, die des Südens nicht.

Die Zeit rückte heran, als alle Parteien sich wieder rüsteten, um einen neuen Wahlkampf zu bestehen. Entweder sollte auf dem Präsidentenstuhl einem Anderen Platz gemacht werden, oder Lincoln bekam die besten Beweise des großen Vertrauens, das ein schwergeprüftes Volk in ihn setzte. Die St. Louiser Deutschen grollten ihm noch immer, weil er sich hartnäckig weigerte, die Sklavenfrage der Grenzstaaten zu regeln und diese jedem einzelnen Staate nach eigenem Gutdünken überließ. Aber im Vergleich zu dem allgemeinen Vertrauen, das ihm von überall her entgegen gebracht wurde, erschien die Bewegung in dem Grenzstaate Missouri wie ein Sturm im Theekessel. Unter sich waren die Rattetablen, wie sie scherzhaft von ihren Landsleuten genannt wurden, nicht mehr einig. Ein Theil derselben hatte unter Arnold Kredels Führung in Phelps und Pike County schon Versammlungen abgehalten und sich für Lincoln erklärt. Auch Friedrich Münch (Far West) hatte sich Lincoln wieder zugewandt. Als dann auf dem Staatsconvent die Delegaten zum Entschluß kamen unter allen Umständen die Nationalversammlung in Baltimore zu beschicken — wenn auch nicht für Lincoln instruiert — da war in Missouri auch der Widerstand gegen die Regierung gebrochen.

Einige wohlmeinende Männer in Chicago und in anderen Städten hatten die Streitfrage der Missouri Radikalen zur eigenen

Sache gemacht und beteiligten sich an der Nationalversammlung, die am 31. Mai 1864 in Cleveland tagte, um dort unter dem Parteinamen "Radical Democrats" Präsidentschafts-Kandidaten aufzustellen. Die leitenden Männer wie Graß Brown, Horace Greeley und Wendell Phillips ließen sich jedoch nicht sehen. Selbst Emil Preetorius, einer der unversöhnlichsten Lincolngegner erschien nicht. Unter den wenigen Anwesenden befand sich Caspar Buz in einer leitenden Rolle. John Fremont wurde als Candidat aufgestellt und es wurde ein Programm aufgesetzt, das bittere Rache dem Süden schwor, sobald er besiegt worden war. Dann sollte der Präsidentschaftstermin auf vier Jahre beschränkt werden. Caspar Buz behauptete in seinen Monatsheften, daß Artikel 13 des Programms deutschen Ursprungs gewesen sei. Dieser Artikel befürwortete die Einziehung der den Rebellen gehörigen Ländereien und die Vertheilung derselben unter die siegreichen Soldaten. Selbst Fremont weigerte sich, diesen Artikel des Programms anzuerkennen und sagte in seinem Annahmeschreiben: „Bei der Schlichtung, welche dem Frieden folgen muß, können keine Rachegeanken zugelassen werden“. Das Drolligste geschah nun, als der „Milwaukee Herald," redigirt von Seybold und der „Clevelander „Wächter am Erie," redigirt von Thieme, sich weigerten Fremont ferner zu unterstützen, weil er die Rachegeankte der Radikalen nicht gutheißen wollte.

Die republikanische Nationalversammlung tagte am 8. Juni 1864 in Baltimore. Unter den Delegaten befanden sich diesmal nur 23 Deutsche. Lorenz Brentano und R. H. Fell vertraten Illinois, Francis A. Hoffmann hatte man als Präsidenten-Wahlmann von Illinois auf den Stimmzettel gesetzt. — Lincoln erhielt die Stimmen aller Delegaten mit Ausnahme der 22 von Missouri, die es durchsetzten, daß Lincolns Ernennung nicht einstimmig gemacht wurde. Sie gaben ihre Stimmen für U. S. Grant ab. Anfangs September '64 ernannten die Demokraten

McClellan und Pendleton zu Präsidentschaftskandidaten, erklärten in ihrem Parteiprogramm den Krieg einen Mißerfolg und stellten in Aussicht, daß Alles wieder in die früheren Bahnen eingelenkt werden müßte, wie es vor dem Kriege war.

Fremont, der eine stille Hoffnung genährt hatte, daß die Demokraten ihn als Gegenkandidaten Lincolns anerkennen und auf ihr Ticket stellen würden, sah nun klar vor Augen, daß er bei einer solchen Sachlage keine Aussicht habe, erwählt zu werden. Er trat von der Candidatur zurück. Es blieb demnach dem Volk nur die Wahl übrig zwischen McClellan und Sklaverei oder Abraham Lincoln ohne Sklaverei. Auch hier entschied das Prinzip und nicht der Mann. Die verbissensten Lincolnfresser, und unter den Deutschen befanden sich Tausende, stimmten wieder für Lincoln. Von Soldaten und Offizieren im Feld, und die Deutschen hatten 180,000 Mann während des Krieges gestellt, hörte man nur Lob für "Old Abe." Wie diese stimmten ist am besten illustriert durch eine Anekdote, die Carpenter in seinem Buch "Six Months in the White House" wie folgt erzählt:

"Mr. Lincoln's popularity with soldiers and the people is well illustrated in the following incidents: Just after the presidential nomination in 1864 a discussion arose in a certain regiment in the Army of the Potomac as to the merits of the two candidates. Various opinions had been warmly expressed. when at length a German spoke. 'I goes,' said he, 'for Fader Abraham. Fader Abraham he likes the soldier boy. Ven he serves tree years he give him: four hundred tollar, and reenlist him von veteran. Now Fader Abraham, he serve four years. We reenlist him four years more and make von veteran of him' — und dieses war die Gesinnung der meisten Deutschen, die Lincoln zum zweiten Mal zum Sieg verhalfen, als er eine Mehrheit von 411,000 Stimmen über McClellan erhielt.

Gustav Koerner, a Typical German American Leader.

Address to the seventh annual meeting of the German-American Historical Society of Illinois.

By DR. EVARTS B. GREENE, Professor of History, University of Illinois.

In the conventional treatment of our history, the European colonization of North America is treated almost exclusively as an affair of the seventeenth century, when a few sections of European, and especially of English, society were transplanted to the new world. So we think of our national development, primarily, as the process by which, through three centuries of American experience, the elements of seventeenth century Europe have been moulded to a distinctly American civilization. The natural result of this conception has been a failure to recognize adequately the later contributions of Europe to our national life. We have been right in emphasizing the original European elements of our early plastic period, but we must recognize also a European colonization of the nineteenth century which deserves at the hands of the historian a more serious treatment than it has as yet received.

All things considered, the most significant of our nineteenth century colonists are the Germans, and their influence is nowhere so marked as in the states of the middle west. In 1850 there were in the whole Union about 573,000 persons who were born in Germany, and of this total nearly one-half were settled in Missouri and the five states of the Old Northwest. The Germans were not evenly distributed over this territory, but were massed so as to give them a decisive influence in certain localities, as, for instance, in Cincinnati and St. Louis. The ratio of Germans to the total population was not as large in Illinois as in Missouri, Wisconsin, or Ohio, but they stood in a peculiarly interesting relation to two antagonistic elements in the native American stock. During

the first forty years of the nineteenth century, Illinois was more closely related to the border slaveholding states than to those of the northwest. About 1830, however, two nearly contemporaneous movements brought into the state the Yankees of New England and New York and the first important body of German settlers. For the most part, the Germans went with the New Englanders to the northern counties, but the most strongly German county in the state was St. Clair, on the Mississippi river, opposite St. Louis. At Belleville, the county seat, there gathered in the thirties as interesting a group of German students and political refugees as could probably be found in any town of its size in the United States. When Henry Villard visited the place, in 1854, he found it an almost exclusively German community in which he rarely heard English spoken.¹

The first citizen of this German community for some fifty years was Gustav Koerner, the subject of this paper. For a considerable period he was undoubtedly also the most influential German-American in the state. In thus calling attention to Koerner's career it is not my purpose primarily to determine his rank among the politicians and publicists of his time, but rather to illustrate, through this personal record, the influence of the German immigration in an important period of our national history. Fortunately for this purpose, Koerner was a prolific writer both in English and in German; of his printed books the best known is his "Das Deutsche Element," dealing primarily with the emigration of the thirties, and in his last years he prepared for the use of his children a manuscript English autobiography of

¹) Henry Villard, *Memoirs*, I., 34, 35.

Cf. Koerner, *Das Deutsche Element*, chap. 12.

some 1,400 pages which has been my principal reliance in the preparation of this paper².

Koerner was born in 1809 at Frankfurt on the Main, and came of respectable burgher stock, his father being a bookseller who, in the later years of his life, took up the collection and sale of paintings. In one way or another the elder Koerner was brought into personal relations with some of the notable figures of his time, including Father Jahn, the apostle of primitive German manners, Field Marshal Bluecher, and the great Stein. He hated Napoleon intensely and threw himself with enthusiasm into the national uprising of 1813. In the subsequent period of repression his sympathies were with the liberals as against Metternich and his allies in the Prussian government. Thus the young Koerner grew up in an atmosphere of intelligence, taste and thorough-going liberalism.

To these advantages of his home were added the best educational opportunities of his time. Beginning at a model school, organized according to the theories of Froebel, he passed to the gymnasium at Frankfurt and then to the Universities of Jena, Munich and Heidelberg. Fifty years later, after he had become a citizen of Illinois, he received from the University of Heidelberg its formal congratulations on the anniversary of his doctorate. During his student days he was an active and prominent member of the Burschenschaft, then, as in the days of the Wartburg Festival, one of the recognized agencies of the radical propaganda. He was a student at Jena when the July revolution broke out in Paris and followed closely the progress of the movement in Poland and Germany. In 1832 he was present

at the memorable Hambach Festival and recalls his impressions in the following words: "The enthusiasm was unbounded and the feeling that the wrath of kings and princes would be visited upon a great many of us made the event still more exciting. It was enough even to fire the hearts of old and sterner men; how must it have worked upon us young men. I venture to say that no one who witnessed the popular uprising, no matter how indifferent he might have been, has ever been able to obliterate from his memory the May Festival of the Hambacherschloss."

Early in 1833 Koerner was formally admitted to practice, but the revolutionary fever was in his veins, and he could not keep out of the agitation which was all about him. In February of that year he was sent by the revolutionary group in Frankfurt to confer with several of the liberal leaders in different parts of Germany, and on the third of April he took a somewhat prominent part in the so-called Frankfurter Attentat.³ In the street fighting Koerner was slightly wounded, but managed to escape in disguise, and, after some hesitation, decided to emigrate to the United States. He was probably influenced in part by his personal attachment to a young lady whose family embarked on the same ship and to whom he was betrothed during the voyage. Arriving at New York in the early summer of 1833, he proceeded with his friends by way of the Hudson River, the Erie Canal and Lake Erie to Cleveland. From Cleveland they went by canal boat to Portsmouth on the Ohio, where they took the steamboat for St. Louis. The original purpose of the party was to settle in Missouri, but their dislike of slavery as they saw it in Missouri and Kentucky, re-

² I desire to acknowledge my obligation to his daughter, Mrs. Engelmann, of Cleveland, Ohio, for her great kindness in allowing me to make use of this autobiography. The manuscript has also been used by Rattermann in his interesting sketch entitled *Gustav Koerner. Ein Lebensbild*. Cincinnati, 1902.

³ For an account of this uprising, in which Koerner is mentioned, see K. Fischer, *Die Nation und der Bundestag*, Leipzig, 1880, 388 et seq.

sulted in their crossing the Mississippi and establishing themselves in St. Clair County, Illinois.

Some of the immigrants took up farming with more or less success, but Koerner found it uncongenial and determined to continue in his chosen profession of the law. Appreciating, however, the necessity of learning the English language and the American point of view more thoroughly than was possible in such a distinctly German community as Belleville, he took a short course in law in the Transylvania University at Lexington, Ky. He was at first keenly conscious of his isolation. As he says in one of his letters,—“They look upon me in this after all provincial town with much curiosity and I cannot very readily make myself understood.” Trying as this was, he faced the situation with courage. “I must enter thoroughly into this American life; for otherwise I have no hopes for the future with this people so much prejudiced for their country and their manners.” Nevertheless he met some people of real refinement and social attractiveness. An interesting incident of his short stay at Lexington was a visit to Henry Clay at Ashland, whom he found very complimentary to the Germans on everything except their politics. Koerner was not much impressed by the legal learning of his professors, or the literary standards of his fellow-students, but felt that his Lexington experience was, on the whole, of great advantage to him in later years.

On his return to Belleville Koerner read law “pretty hard” and spent much of his time attending the sessions of court in his neighborhood. In June, 1835, he presented himself for his bar examination before the Supreme Court of the State, at Vandalia. The examination was held by the Chief Justice and one associate justice in the bedroom of a cheap tavern, and both the examining judges were in their shirt sleeves. The proceeding lasted hardly half an hour

and was certainly not exacting. Koerner was much impressed by the contrast between this characteristic frontier scene and the formal dignity of his previous examination at Heidelberg, at which the examiners appeared in full dress and examined him for four hours in the Latin language.

Beginning with a petty case before a justice of the peace in which he defended two of his German friends, Koerner soon rose to a leading position at the bar of southern Illinois. His services were especially in demand among the German population which was becoming more numerous every year. For their benefit he edited and translated into German the revised statutes of the State including certain fundamental documents like the Declaration of Independence and the Constitution of the United States.

From the beginning, however, Koerner showed that his interests were by no means limited to his profession. Almost immediately on landing in New York he had formally declared his intention to become a citizen of the United States, and though he desired to maintain, so far as possible, the special ideals and intellectual interests of the German people, he strongly opposed the idea then somewhat popular, of forming a distinctly German state. He took part in various movements for the improvement of the town of Belleville, where he soon married and became a householder. He assisted in the establishment of a library association which afterwards developed into a public library, and was also active in the founding of a private school of high grade at a time when the state did not provide for the establishment of public high schools. When the occasion arose, he showed himself a courageous champion of law and order as against the summary vengeance of the mob.

Illinois then offered an unusually favorable field for Germans who were interested in the politics of their adopted

country. Aliens as well as citizens were allowed to vote after six months' residence in the state, and by 1840 the German vote had to be reckoned with in Illinois politics. Koerner followed with great interest the Congressional debates of 1833 and 1834 when the banking question was the center of discussion. In the gradual realignment of parties between the whigs and democrats, he definitely placed himself on the democratic side, partly because he felt that the democratic party was more distinctly the champion of the masses against the "moneyed interests," and partly because of his belief that the whigs were more or less tainted with the native-American spirit. In Illinois it was the whigs who demanded citizenship as a qualification for voting, while the democrats favored the simple residence requirement. Under these conditions the Illinois Germans generally became democrats and, in 1840, it was probably the foreign voters who gave the electoral vote of Illinois to Van Buren as against Harrison. During the campaign of that year Koerner was frequently called upon to take the stump and deliver speeches both in English and in German.

In 1842 Koerner's services and those of his countrymen were recognized by his election to the State legislature. The session of 1843 was one of the most important in the history of the State because it had to face a financial crisis arising from the extravagant internal improvement policy of the preceding period. There was some danger of repudiation, but this disgrace was averted by the intelligent and courageous attitude of Governor Thomas Ford. Koerner then, as throughout his career, was an emphatic advocate of sound money and the financial integrity of the State. The election of a German to the legislature was an unusual event which added much to Koerner's prestige, and the session also brought him into useful personal relations with many of the most prominent politicians of the State.

Three years later, when a vacancy occurred in the State Supreme Court, the appointment was offered to Koerner, and accepted. Thus the political refugee of 1833 had in twelve years won for himself a place in the highest tribunal of the commonwealth. The appointment gave great satisfaction to Germans everywhere, but when the new Constitution of 1848 limited the salaries of the Supreme Court judges to \$1,200, Koerner declined reelection on the ground that he could not afford the necessary financial sacrifice.

Meanwhile his sympathies were strongly enlisted by the European revolution of 1848. The Germans at Belleville, as in the country at large, followed closely the political upheavals in the various states of Germany, and the proceedings of the national parliament at Frankfurt. Koerner believed that the ideal government for Germany would be a federal republic, modelled closely on that of the United States; and he was soon convinced, through his reading of the German papers and his correspondence with members of his family in Frankfurt, that the effort to establish a federal constitution on a monarchical basis would come to nothing. In January, 1849, a large public meeting was held in Belleville at which it was agreed to publish an address to be prepared by Koerner. In this document, several hundred copies of which were sent to Frankfurt, the German people were urged to work for a republican government as the only true solution of their national problem. For the present they were advised to content themselves with agitation and passive resistance to illegal acts, holding themselves in readiness for more radical action when the time was ripe. The examples of Switzerland and the United States were referred to as evidence that republican government does not necessarily lead to anarchy, but is entirely consistent with a vigorous assertion of law and order.

From time to time the refugees of the German revolution were welcomed to the State, among them Hecker, the leader of the revolutionists in Baden, who bought a farm and settled in the neighborhood of Belleville. In 1851 Kinkel, whose release from a Prussian prison had recently been brought about in a somewhat dramatic fashion by Carl Schurz, also came to Belleville and collected a considerable sum of money for his revolutionary fund.

Unfortunately the newcomers did not always live in harmony with their brothers who were already on the ground. Many of the exiles of 1848 belonged to the extreme left and, on coming to this country, set themselves at once to correct the deficiencies of the American system. One radical reformer, for instance, proposed to abolish the presidency and the federal senate. With these proposals the more conservative, possibly more Philistine, leaders of the 30's were not at all in sympathy, and there arose presently a vigorous controversy between the "Graue" and the "Gruenc," the "Greys" and the "Greens." Koerner was one the chief conservative leaders and was characterized by the opposition journalists as the "Graue Gustav." He had an especially heated discussion with Boernstein, who controlled the *Anzeiger des Westens*, then perhaps the most important German paper in the west. Though Koerner claims for himself a generally temperate manner, he admits that he gave Boernstein a "Roland for his Oliver," and "occasionally castigated" him for his "palpable charlatanism." One important feature of the radical position was the demand that the State should give fuller recognition to the German nationality. They desired, for instance, German teachers in the schools and the establishment of a German university by the State. Koerner believed that these extreme demands were largely responsible for the nativistic movement of the fifties.

In 1852 Koerner was drawn once

more into the main current of party politics by his acceptance of the democratic nomination for lieutenant governor. In this campaign he met with vigorous resistance from certain dissatisfied elements in the democracy of his own county. The Catholic Germans disliked his aggressive championship of Kossuth, and some of the democratic voters had misgivings about the nomination of a foreign born citizen for so important an office in the State. This contest brought Koerner into especially close relations with Douglas, then a candidate for re-election to the United States Senate, and the two men traveled together through the towns of northern Illinois, making speeches in English and German. Koerner and the rest of the democratic ticket were elected by large majorities, notwithstanding a considerable loss of votes in his own county.

So far Koerner had been a thorough-going democrat, but it soon became evident that there would be a division in the party on the question of slavery. Koerner himself had taken a strong stand against interference with the rights of the States and regarded the abolitionists as fanatics. Nevertheless he disliked slavery and was opposed to its extension. In 1834 he wrote in his diary, "Negro slavery is the only rope by which the devil holds the American people." In the legislature of 1843 he smothered in committee a bill to exclude free negroes from the State, and in 1850 he sympathized with those of his fellow-democrats in Washington who were making a stand against the doctrines of Calhoun and Davis. During the democratic convention of 1852 he was, he says, so absorbed in the reading of *Uncle Tom's Cabin* that the convention contest was for a time forgotten; but there is nothing to show that the book influenced his political thinking.

With the year 1854 Koerner's position become more difficult. The Kansas-Nebraska bill divided the democratic party into two hostile groups and,

though he was reluctant to break away from Douglas and the other leaders with whom he had been so intimately associated, he finally took his stand with Lyman and Trumbull on the anti-Nebraska side. The German voters were divided, but a large proportion of them followed Koerner's lead thus contributing largely to the anti-Nebraska victory in the state and congressional elections of 1854 and to the choice of Trumbull as senator in the following winter.

During the next two years Koerner's political attitude was uncertain. He had broken with the Douglas wing of the democratic party, but he was still holding the office to which he had been chosen by democratic votes. Political conditions in Illinois as in the country at large, were thoroughly chaotic. The whig party had disintegrated and there was at first no organized opposition party to take its place. Furthermore, the strong know-nothing movement tended to hold the Germans in the democratic ranks. Later, when the know-nothings divided upon the slavery question, a considerable number of them became republicans and this fact also caused Koerner some misgivings. It seemed possible, at least, that the new party, made up so largely of know-nothing and whig elements, might take a similar attitude toward the foreign-born population. When, however, the republican convention of 1856 took definite ground against the native-American doctrine and nominated for president John C. Fremont, who was especially popular with the German voters, Koerner identified himself fully with the republican party and at once became one of its most trusted leaders. In his opinion, the strongest elements in the new party came from the old democratic organization, and he thought it important that republicanism should not be identified in any way with the distinctive tenets of the whigs.

Two years later Koerner was forced into a more decided antagonism than ever toward his old political friends. When Horace Greeley urged the Republicans of Illinois to give their support to Douglas instead of nominating an independent candidate for the Senate, Koerner published a sharp criticism of Douglas, asserting that his primary motive in 1858, as well as in 1854, was the desire to improve his presidential prospects. This article, though published anonymously, came to be known as Koerner's, and probably led to his being made permanent chairman of the Republican state convention which nominated Lincoln for the Senate.

Shortly before the national contest of 1860 German Republicans were much disturbed by the passage of a constitutional amendment in Massachusetts which disqualified aliens from the suffrage for two years after their naturalization.⁴ Many of the Democratic and German-American papers treated this action by a strongly Republican state as evidence of Know-nothing tendencies in the Republican party, and it was proposed at one time to frame a German-American manifesto looking to the organization of a new political party. The plan was discountenanced, however, by such representative Germans as Koerner and Schurz, and the Republican leaders hastened to place themselves on the liberal side of the alien question.

In 1860 Koerner was sent to the Chicago convention as a delegate at large from Illinois, and with his colleagues worked hard to secure Lincoln's nomination. He found, however, that the German delegates, of whom there were a considerable number, were largely supporters of Seward, who seemed to them a more radical anti-slavery man than Lincoln. As a member of the platform committee he was especially interested in the attitude of the party toward naturalized citizens, and with the help of

⁴) Article XXIII, ratified 1859.

Carl Schurz secured a resolution on this subject which was entirely satisfactory from the German point of view.

When South Carolina seceded, Koerner took a decided position against the Greeley proposition to let the erring sisters go in peace. He held that, though it might not be possible to coerce the states, individuals in the states could, as citizens of the Union, be punished for treason. After the firing on Fort Sumter he interested himself in the raising of troops for the union service, and, after serving for some weeks as unofficial adviser to Governor Yates, was assigned by Lincoln to the staff of General Fremont. Though his personal relations with Fremont were friendly, he thought the General a poor judge of men and his staff a "curiosity." "Fremont," he writes in a contemporary letter, "is always absorbed in thinking, but whether his thoughts are worth anything results will show." When Fremont's insubordination led to his removal by President Lincoln, Koerner used his influence to quiet the prevailing discontent among the Germans, assuring Lincoln that however dissatisfied they might be for the moment, they were thoroughly loyal to the Union.⁵

During the latter part of the war Koerner was withdrawn from active politics in the United States by his appointment as minister to Spain, where he succeeded Carl Schurz. He was not altogether satisfied with the Spanish mission and would have preferred either

Berlin or Vienna, but his efforts to effect an exchange were unsuccessful. During the French intervention in Mexico the Spanish Government required careful handling and Koerner seems to have done his work with skill and tact.

He returned to the United States in 1864, and in the first stages of the reconstruction supported the congressional radicals against President Johnson, publishing in the Chicago Tribune a number of articles in defense of his party. During Grant's administration, however, he gradually drifted out of sympathy with the Republican party. He believed that the influences about the President were thoroughly corrupt, and, as a German, was especially annoyed by the sale of arms to the French Government during the Franco-Prussian war. Under these circumstances Koerner was naturally drawn into the liberal Republican movement, and, in the unsuccessful campaign of 1872, he was the Liberal-Republican and Democratic candidate for governor. Four years later, in the Hayes-Tilden campaign, he definitely resumed his membership in the Democratic party, taking sharp issue at this point with Carl Schurz.

The last years of Koerner's life are of less interest to the student of national history, though he took a keen interest in current issues. His principal achievement during this period was the publication of his "Deutsche Element," one of the most important contributions to the literature of this subject.

5) In a confidential letter to General Halleck (Works, first Nicolay and Hay, Ed. II., 117), Lincoln gives this interesting estimate of Koerner:

"My dear sir: The Germans are true and patriotic, and so far as they have got cross in Missouri it is upon mistake and misunderstanding. Without a knowledge of its contents, Governor Koerner, of Illinois, will hand you this letter. He is an educated and talented German gentleman, as true a man as lives. With his assistance you can set everything right with the Germans. I write this without his knowledge, asking him at the same time, by letter, to deliver it. My clear judgment is that, with reference to the German element in your command, you should have Governor Koerner with you; and if agreeable to you and him, I will make him a brigadier-general, so that he can afford to so give his time. He does not wish to command in the field, though he has more military knowledge than many who do. If he goes into the place, he will simply be an efficient, zealous and unselfish assistant to you. I say all this upon intimate personal acquaintance with Governor Koerner."

Throughout his long career Koerner sought to mediate between his German and American friends. During his early life in America he frequently contributed to the press of Germany articles which were intended to give the German public more adequate views of American life and institutions. He was equally anxious that his American neighbors should appreciate the real character and ideals of the German people. His own conception of the German element in its relation to American life is perhaps best stated in the following passage from an address delivered in 1873 to a society of German pioneers:

"When I speak of the German element, I do not mean a living together

and acting together exclusive of other nationalities in this country. What I mean is solely that we should not abandon our German views, our German manners as far as they are worthy to be kept up, but to instill them into the American life. I mean that we should let our German spirit pour itself into the burning floods, which are still welling up, and out of which in the course of time a national type will be cast. That when the time comes, a good part of German honesty, German industry, German geniality, and, above all, love of art and the sciences, may be discernible in that national type, let us all and you, German pioneers, above all, contribute with all our might."⁶

Geschichte der Deutschen Quincy's.

Von Heinrich Bornmann.

XXIV.

Unter den älten Pionieren, die sich besonders im öffentlichen Leben unserer Stadt hervorgethan, war Friedrich Röhrig, geboren am 31. August 1826 zu Verleburg, Kreis Wittgenstein, Regierungsbezirk Arnsberg, Westfalen. Schon in jungen Jahren kam derselbe nach unserm Lande, betrieb unter Anderem in Arenzville, Cass County, Illinois, eine Mühle und wurde von jenem Distrikt in den Senat der Legislatur dieses Staates gewählt, wo er unter dem Namen Frederick Rea-rid diente. Obwohl er seinen Namen „amerikanisirt“ hatte, blieb er dennoch ein guter Deutscher. Später kam er nach Quincy und betrieb hier zusammen mit Heinrich Reisch eine Handlung mit Defen, Wiedwaaren usw. Im Frühjahr 1873 wurde Frederick Rea-rid zum Mayor der Stadt Quincy gewählt und im Frühjahr 1874 erfolgte seine Wiederwahl. Während seines zweiten Termins als Mayor setzte

Rea-rid es durch, daß die Legislatur ein Gesetz annahm, unter welchem der Polizeimagistrat auf 4 Jahre gewählt wird. Nach Ablauf seines Amtstermins als Mayor trat Rea-rid selbst für das Amt des Polizeimagistrats auf, wurde aber durch den Republikaner Charles S. Morton geschlagen. Dieses war eine schwere Enttäuschung für den recht fähigen Mann. Geschäftliche Unternehmungen schlugen ebenfalls fehl. Später wurde er zum Friedensrichter gewählt. Am 31. März 1885 starb er.

Georg Weisenburger, geboren am 24. März 1817 zu Neuburg, Rheinbayern, trat dort mit Elisabeth Pfirrmann in die Ehe. Im Jahre 1849 kam das Paar nach Quincy, wo die Frau starb. Im Jahre 1853 trat Weisenburger mit der Wittwe Julia Laufer, geb Demant, in die Ehe. Die Frau war am 2. März 1819 zu Kreuznach an der Nahe, Regierungsbezirk Koblenz, geboren, und dort mit Walter

⁶) Taken from the English version in Koerner's manuscript autobiography.

Laufer in die Ehe getreten. Am 22. Mai 1849 war das Paar nach Quincy gekommen, wo der Mann starb. Georg Weisenburger schied am 26. Februar 1901 aus dem Leben, und seine zweite Frau, Julia, geb. Demant, folgte ihm am 24. Februar 1907 im Tode. Ein Sohn, Georg Weisenburger, lebt in St. Louis; ein anderer Sohn, Adam Weisenburger, wohnt in Quincy.

Der am 4. Oktober 1804 zu Diebighausen, (?) Großherzogthum Hessen, geborene Philip Womelsdorf trat in der alten Heimath mit Magdalene Benner in die Ehe. Im Jahre 1849 kamen sie mit 6 Söhnen und einer Tochter über Baltimore nach diesem Lande, zunächst nach Wisconsin, doch siedelten sie im Jahre 1850 nach Quincy über, wo der Mann am 25. Juli 1851 starb; die Frau schied im Jahre 1858 aus dem Leben. Henriette Womelsdorf, eine Enkelin des obengenannten Ehepaares, dient als Lehrerin in den öffentlichen Schulen dieser Stadt.

Heinrich Mönning und dessen Frau Agnes, geb. Ziemer, kamen im Jahre 1854 aus Oldenburg nach Quincy. Zwei Söhne des Paares, August und Clemens, welche später in hiesige Mühlen eintraten und das Geschäft lernten, waren viele Jahre als Müller thätig, und betrieben selbst eine Mahlmühle. Der im Jahre 1840 geborene August Mönning trat hier mit Josephine Flais in die Ehe, einer Tochter des alten Pioniers Xavier Flais. Am 9. Februar 1907 starb er; seine Frau, 2 Söhne und 5 Töchter wohnen in Quincy.

Der am 19. Januar 1799 zu Klein-Steckau, Sachsen-Altenburg, geborene Andreas Neuschel trat am 28. Juni 1828 mit Eva Mehlhorn aus Rudernitz, (?) Sachsen-Altenburg, in die Ehe. Am 7. April 1855 kam das Paar nach den Ver. Staaten und ließ sich nahe Coatsburg in diesem County nieder, wo Neuschel viele Jahre als Oekonom auf dem Lande lebte, bis er am 29. April 1873 starb; die Frau

weist ebenfalls nicht mehr unter den Lebenden.

Georg Schäfer, geboren am 1. Juni 1828 zu Nieder-Laasphe, Kreis Wittgenstein, Regierungsbezirk Arnsherg, Westfalen, kam im Jahre 1853 aus der alten Heimath über New York nach St. Louis, wo er die Küferei erlernte. Im Jahre 1855 siedelte er nach Quincy über, wo er Marie Elisabeth Caroline Womelsdorf heirathete. Die Frau war zu Diebighausen, (?) Großherzogthum Hessen, geboren und im Jahre 1850 mit ihren Eltern nach Quincy gekommen, wo sie im Jahre 1901 starb. Wilhelm Schäfer, der älteste Sohn des vorgenannten Ehepaares, ist zwischen 16 Jahre als Sheriffsgehilfe im Sheriffsamte von Adams County thätig. Louis Schäfer, der zweite Sohn, ist Gehülfspostmeister im Quincher Postamte. Georg Schäfer, Jr., der dritte Sohn, steht als Ingenieur in Diensten der Bundesregierung zu Lamaille, Minnesjota.

Der am 11. November 1822 zu Oberdorla bei Mühlhausen, Thüringen, geborene Johann M. Groß kam im Jahre 1856 nach Quincy, wo er viele Jahre als Brauereiarbeiter thätig war. Im Jahre 1865 besuchte Groß die alte Heimath, heirathete dort Fannie Triebel, geb. 1845 zu Albrechts bei Suhl, in Thüringen, und kam im Jahre 1869 nach Quincy, wo er bis zu seinem Tode wohnte. Die Frau starb im Jahre 1905, der Mann am 3. März 1907. Drei Söhne des Paares weilen unter den Lebenden. Martin Groß ist Lehrer an einer lutherischen Gemeindegchule zu Budley, Ill.; Carl Groß wohnt in Chicago, und August Groß steht als Prediger an einer lutherischen Gemeinde zu Sherburn, Minn. Carl Triebel, ein Bruder von Frau Groß, geboren am 1. Januar 1851, kam im Jahre 1866 nach Quincy, wo er als Schmied thätig ist. Seine 9 Brüder in der alten Heimath sind sämmtlich Lehrer.

Joseph Dertle, geboren am 8. Oktober 1833 zu Gerboldsheim, Baden, er-

lernte in der alten Heimath das Metzgerhandwerk und kam im Jahre 1857 nach Quincy. Hier trat er mit Caroline Gaas in die Ehe, welche am 12. Mai 1839 zu Giesstädt, Baden, geboren war. Fünfzig Jahre ist Dertle nun in seinem Geschäft in Quincy thätig. Söhne des Ehepaares sind: Joseph Dertle und Carl Dertle, Mitglieder der Firma Niedinger & Dertle, Fabrikanten und Großhändler mit Conditorenwaaren in dieser Stadt. Töchter sind: Frau Anna Niedinger, Frau Emma Gardner, Frau Vertha Schönmann und Frau Rosa Dick.

Der am 7. Juli 1810 zu Frotheim, Regierungsbezirk Minden, Preußen, geborene Anton Friedrich Schrage lernte in der alten Heimath das Schneiderhandwerk und trat dort im Jahre 1835 mit Caroline Marie Tiemann in die Ehe; die Frau war am 2. November 1809 zu Gille, Regierungsbezirk Minden, geboren. Im Jahre 1843 kam die Familie nach diesem Lande, zunächst nach St. Louis, und siedelte im Jahre 1857 nach Quincy über, wo Schrage viele Jahre bei dem alten Pionier und Schneidermeister Jean Philipp Vert arbeitete. Die Frau schied im Jahre 1885 aus dem Leben und wurde an dem Tage begraben, an dem sie ihre goldene Hochzeit hätte feiern können. Der Mann starb am 25. Dezember 1894. Die im Jahre 1840 geborene Tochter Marie Louise heirathete im Jahre 1866 den Bauischreiner Adam Dick. Johann Leonhard Schrage, geboren am 30. September 1849 in St. Louis, Sohn des obengenannten Ehepaares, ist seit dem Jahre 1869 im Quincher Postamt angestellt und seit Jahren Superintendent der Briefträger.

Adam Dick, geboren am 14. September 1840 zu Oberdorla, bei Mühlhausen, Thüringen, lernte in der alten Heimath das Handwerk eines Bauischreiners. Im Jahre 1857 kam er über New Orleans nach Quincy. Nach seiner Ankunft hier arbeitete er anderthalb Jahre auf dem Lande. Dann kam er wieder nach Quincy, wo er seinem

Handwerk oblag. Beim Ausbruch des Bürgerkrieges trat Adam Dick zunächst in das 10. Illinois Regiment und diente drei Monate. Nach seiner Entlassung trat er der Compagnie A des 27. Illinoiser Infanterie-Regiments bei, und diente drei Jahre, an den vielen Schlachten theilnehmend, die das Regiment durchmachte. Im Jahre 1866 heirathete er Marie Louise Schrage. Adam Dick ist nun 32 Jahre in Quincy als Bauischreiner und Kontraktor thätig. Söhne des Ehepaares sind: Wilhelm Dick, viele Jahre in verschiedenen Abtheilungen des Quincher Postamts thätig, zuletzt in der Registrationsabtheilung; dann gründete er zusammen mit seinem Bruder Johann „The Dick Coal Company“. Walter Dick ist mit dem Vater im Baugeschäft. Von den zwei Töchtern ist Caroline ledig, und Ida mit August Westmann verheirathet, der als Klempner in Diensten der Reliable Incubator Company steht.

Am 15. März 1837 erblickte Wilhelm Gentemann zu Elverdissen, Kreis Herford, Westfalen, das Licht der Welt. Im Jahre 1857 kam er nach Quincy, wo er in die Dienste von John Wood, des ersten Ansiedlers von Quincy, trat und Jahre lang als Blumengärtner thätig war. Dann eröffnete er ein Gewächshaus in dieser Stadt, welches er viele Jahre betrieb. Vor 5 Jahren zog er sich vom Geschäft zurück und wird das Gewächshaus seither von den Söhnen Hermann und Philipp und der Tochter Minna Gentemann betrieben. Wilhelm Gentemann trat hier mit Hannah Gössling in die Ehe; die Frau wurde in Lahr, Kreis Herford, Westfalen, geboren. Da der Genannte in den letzten Jahren das strenge Klima dieser Gegend nicht mehr ertragen konnte, so reiste er jeden Winter nach dem Süden. Letzten Winter dehnte er die Reise nach Cuba aus. Auf der Rückreise starb er am 18. Februar 1907 zu Miami, Florida. Die Frau lebt in Quincy, ein Sohn, Heinrich, in Argonia, Kans., ein anderer Sohn, Wilhelm, in St. Louis; die

Töchter, Frau Wm. N. Coulsen und Frau Wm. C. Schmidt, wohnen in Quincy.

Heinrich Freiburg, geboren am 18. Oktober 1835 zu Allendorf, Westfalen, als der älteste Sohn von Joseph Freiburg und dessen Ehefrau Margarethe, geb. Schulte, erlernte in Herlorn das Schuhmacherhandwerk. Im Jahre 1855 kam er nach diesem Lande, im Monat November in New Orleans landend. Dort blieb er bis zum Mai 1856, worauf er flussaufwärts fuhr und sich in Quincy niederließ. Hier arbeitete er als Geselle bis zum Jahre 1862, dann eröffnete er selbst einen Schuhladen und betrieb das Geschäft bis zum Jahre 1879. Im Jahre 1882 gründete Heinrich Freiburg eine Schuhfabrik mit wenigen Maschinen und lieferte meistens Handarbeit. Das Unternehmen war anfangs erfolgreich. Dann kam die Konkurrenz der großen Fabriken, die mit den neuesten, verbesserten Maschinen ausgerüstet waren. Kleine Fabriken konnten dagegen nicht aufkommen und mußten den Kampf schließlich aufgeben. Heute betreibt Heinrich Freiburg die Crispin-Schuhfabrik, in welcher er Kundenarbeit und Reparaturen besorgt, und so weit auch erfolgreich ist. Am 21. Januar 1862 trat der Genannte mit Josephine Meyer in die Ehe, einer Tochter des alten Pioniers Christoph Meyer und dessen Ehefrau Angela, geb. Vorstadt, welche schon im Jahre 1837 nach Quincy gekommen waren. Söhne sind: Joseph, Christoph und Alphons Freiburg; Töchter sind: Veronika, Frau von Joseph Geers; Maria, Frau von Bernard Brinks; Agnes, Frau von Lorenz Wavering; sowie Rosa und Hedwina Freiburg.

Der am 18. September 1843 zu Allendorf, Westfalen, geborene Friedrich Freiburg, kam im Jahre 1865 nach Quincy, arbeitete anfangs bei dem Möbelschreiner Franz Jasper, später in der Werkstatt des Möbelfabrikanten Friedrich W. Janßen und eröffnete dann zusammen mit seinem Bruder Joseph Freiburg ein Möbel-

geschäft, welches sie bis zum Jahre 1892 betrieben. Friedrich Freiburg trat hier mit Katharine Laage in die Ehe, einer Tochter des alten Pioniers Georg N. Laage. Die Frau starb im vorigen Jahre.

Joseph Freiburg, geboren am 11. Mai 1840 zu Allendorf, Westfalen, erlernte in der alten Heimath die Möbelschreinerei. Den Krieg von 1864 gegen Dänemark machte er als Gefreiter in der 4. Compagnie des Westfälischen Festungs-Artillerie-Regiments No. 7 mit. Bei dem Angriff auf die Düppeler Schanzen leistete er vortreffliche Dienste; seine Batterie hatte auf einer Anhöhe gegenüber von den Schanzen der Dänen eine Stellung inne. Die Dänen gaben wiederholt Feuer auf die Preußen, doch hatten diese keinen Befehl zur Erwiderung desselben, da die Geschosse ihnen meistens über die Köpfe flogen. Endlich wurde dem Hauptmann der Batterie die Geschichte zu bunt und er sagte: „Kanonier Freiburg, richten Sie Ihr Geschütz auf jene Holzbaracke vor den Schanzen der Dänen.“ Freiburg kam dem Befehl nach, gab Feuer, und der erste Schuß verwandelte die Barracke in einen Trümmerhaufen. Nun aber kam der kommandirende General herangejrennt, um zu erfahren, warum ohne Befehl seinerseits der Schuß abgegeben worden. Als er jedoch sah, welche Wirkung der Schuß gehabt, gab er Befehl, die Beschießung der dänischen Stellung fortzusetzen, bis diese eingenommen wurde. Joseph Freiburg erhielt wegen seiner Tüchtigkeit als Kanonier vier verschiedene Ehrenabzeichen, zusammen mit den begleitenden Schriftstücken. Eines der Schriftstücke ist von Caspar, Oberstleutnant und Regiments-Commandeur, unterzeichnet; ein anderes vom Kronprinzen Friedrich Wilhelm (späteren Kaiser Friedrich), Commandeur des Armee-corps. Eine der Denkmünzen trägt die Inschrift: „Kriegs-Verdienst“, eine andere „Unseren tapferen Kriegern, 1864“, die dritte ist das „Düppel-Sturm-Kreuz, 18. April 1864“,

und die vierte das „Isen-Kreuz, 29. Juni 1864“.

Joseph Freiburg trat in der alten Heimath mit Elisabeth Quinfert in die Ehe. Im Jahre 1866 kam das Ehepaar nach Quincy und trat der Mann hier als Möbelschreiner in die Fabrik von Friedrich W. Janzen, wo er bis 1876 arbeitete. Dann eröffnete er zusammen mit seinem Bruder Friedrich eine Möbelfabrik und bestand die Firma bis 1892, in welchem Jahre der Bruder Friedrich an Joseph Freiburg, Jr., ausverkaufte. Die Firma war nun Joseph Freiburg & Söhne. Drei Jahre später gab diese das Möbelgeschäft auf und widmete sich seither dem Leichenbestattungsgeschäft. Am 8. Februar 1906 starb Joseph Freiburg, Sr. Die Frau wohnt in Quincy, außerdem 4 Söhne, Joseph, Heinrich, Benjamin und Hermann; ferner 2 Töchter, Frau Franz Wachtel in Quincy und Frau Joseph Tushaus in Kansas City, Mo.

Mit welchen Widerwärtigkeiten manche der alten Pioniere zu kämpfen hatten, und welcher Muth dazu gehörte, das in der alten Heimath verlorene Glück in der neuen Welt wiederzufinden, davon gewährt die hier folgende Geschichte ein treffendes Beispiel: Christoph Rupp, geboren am 1. November 1819 zu Pfaffenwiesbach, Amt Nisingen, Herzogthum Nassau, war der Sohn von Johannes Rupp und dessen Ehefrau Margarethe, geb. Anfang. Der Vater war Färber und Fabrikant von Strumpfwaaaren. Christoph Rupp trat mit Anna Maria Kaufenbarth in die Ehe; die Frau war am 1. Juni 1820 ebenfalls zu Pfaffenwiesbach geboren, als Tochter der Eheleute Heinrich Kaufenbarth und Anna Maria, geb. Erker. Heinrich Kaufenbarth führte ein Gasthaus in Pfaffenwiesbach, betrieb Ackerbau, war Metzger und handelte mit Schafen, die er nach Straßburg im Elsaß verkaufte. Drei der Söhne von Johannes Rupp heiratheten die drei Töchter von Heinrich Kaufenbarth. Christoph Rupp wurde drei Mal nacheinander, jedes Mal auf 6

Jahre, zum Bürgermeister von Pfaffenwiesbach gewählt, verwaltete das Amt also 18 Jahre lang. Er baute die erste Dampfmahlmühle in Nassau, nordwestlich vom Taunus-Gebirgszuge, und verband mit derselben eine Bäckerei. Auch betrieb er die Fabrikation von Strumpfwaaaren in größerem Maßstabe, und die Bewohner der umliegenden Ortschaften, die als Strumpfwerber thätig waren, erhielten das Garn von ihm und webten die Waaren, die er an Großhändler in Frankfurt am Main verkaufte. Als der Bürgerkrieg in den Vereinigten Staaten von Amerika ausbrach, begann Christoph Rupp seine Waaren nach New York zu exportiren. Der New Yorker Händler verkaufte einen großen Theil der Waaren nach dem Süden, die Sendung wurde auf dem Wege dorthin konfisziert, der Händler machte bankrott und Rupp hatte ebenfalls große Verluste zu erleiden; außerdem hatte er für Getreidehändler in Frankfurt gutgesagt und verlor dort so viel, daß sein ganzes Vermögen draufging.

Nun kam ein Mann aus Amerika und veranlaßte Christoph Rupp im Jahre 1866 nach den Ver. Staaten auszuwandern. Er war der Erste, der aus Pfaffenwiesbach herüber kam; allein zog er nach der neuen Welt und im August 1866 landete er in New York. Auf der Reise machte er die Bekanntschaft eines Mannes mit Namen Mojes Grünebaum, der ihn bewog, nach Quincy zu kommen. Es war schwer gewesen für Christoph Rupp, die Gattin mit elf Kindern in bedrängten Verhältnissen in der alten Heimath zurückzulassen. Doch hatte er sich vorgenommen, in der Neuen Welt das Glück zu suchen, das ihn in der alten Heimath verlassen hatte. Hier in Quincy machte er zunächst die Bekanntschaft von Anton Gutmacher, der eine Wurstfabrik betrieb. Rupp war sehr entnuthigt; schwere Arbeit konnte er nicht verrichten. Nachdem er seine Lage geschildert, sagte Gutmacher zu ihm: „Rupp, nimm diesen alten Sack, sammle Lumpen, altes Kupfer, Messing

und dergleichen, und verkaufe das Gesammelte an Moser & Wild, da steht Geld drin.“ Christoph Rupp folgte dem Rathe und ging frisch an's Werk; manchen Leuten in Quincy war es neu, daß sie Geld für Sachen erhielten, die sie gewöhnlich in die Mäns geworfen hatten. Am ersten Tage verdiente Rupp nahezu \$2.00; das spornte ihn an und machte ihm Muth, das Werk täglich von Morgens früh bis Abends spät fortzusetzen. Mit der Zeit hatte er Geld genug erübrigt, um sich ein Pferd nebst Wagen anzuschaffen, wodurch ihm das Sammeln bedeutend erleichtert wurde; auch konnte er Geld an seine in der alten Heimath zurückgebliebene Familie senden. Der Winter ging vorüber und Rupp konnte Geld zurücklegen. Im Frühjahr 1867 wurde in dem Seminar der Methodisten an Spring Straße, zwischen 3. und 4. Straße, gründliche Musterung gehalten; eine Menge alter Kleidungsstücke, altes Kupfergeschirr usw., wurden durch die Verwaltung ausgeräumt und in einen tiefen Graben hinter der Anstalt geworfen. Christoph Rupp kam des Weges, entdeckte die als werthlos weggeworfenen Gegenstände, welche für ihn einen Werth hatten; ganze Wagenladungen holte er aus dem Graben heraus und erzielte zwischen \$70 und \$75 aus den Sachen. Das war ein Glücksfall für ihn. Da er nun eine hübsche Summe Geld an Hand hatte, und ein Freund ihm das noch Fehlende lieh, konnte er eine Tochter und drei Söhne aus der alten Heimath kommen lassen. Die Söhne Georg, Friedrich und August, und die Tochter Marie verließen am 4. Juli 1867 ihren Geburtsort und kamen über Rotterdam und Liverpool mit dem Dampfer „Minnesota“ herüber, am 22. Juli in New York landend; am 29.

Juli kamen sie in Quincy an und zwei Tage später, am 31. Juli, waren Georg und Friedrich schon an der Arbeit, während August, der erst 6 Jahre alt war, noch nicht an's Arbeiten denken konnte. Sie sparten, was sie konnten, und im Jahre 1868 ließen sie wieder vier Kinder herüber kommen. Im Jahre 1869 kam die Mutter mit den übrigen drei Kindern.

Nachdem die Söhne verschiedenerlei Arbeit gethan und sich vor keiner Arbeit gefürchtet hatten, veranlaßte der Vater sie im Herbst des Jahres 1869 mit ihm in's Geschäft zu treten. Sie kauften Lumpen, altes Papier, Kupfer, Messing, Zink, altes Eisen, Knochen, altes Gummi usw., begaben sich in's Land, kauften Häute, Pelze und Wolle, und aus den kleinen Anfängen hat sich ein großes Geschäft entwickelt. Nach dem Tode des Vaters am 19. Juni 1886 (die Mutter starb am 10. September 1897), führten Georg und Friedrich das Geschäft fort und im Jahre 1894 gründeten die Brüder Georg, Friedrich, Peter und Louis eine Aktiengesellschaft, welche heute das größte Geschäft der Art im Mississippi-Thal nördlich von St. Louis betreibt. Georg trat hier mit Elisabeth Rümig in die Ehe; Friedrich mit Theresia Höhne und Louis mit Anna Höhne; Peter mit Franziska Koch.

Zu den interessantesten Erinnerungen Friedrich Rupp's gehört seine Bekanntschaft mit Philipp Reis, dem Erfinder des Telephons. Er machte sie als er in Friedrichsdorf bei Homburg, wo Reis als Lehrer am Garnier'schen Institut angestellt war, bei einem Mehager in der Lehre war. Reis kam oft in's Schlachthaus, um sich Ochsen-gurgeln zu holen, die er zu seinen Versuchen gebrauchte.

Am 25. März starb in Chicago der dort am 22. Jan. 1822 geborene Alexander Beaubien, französisch-indianischer Abstammung. Er war aber nicht das erste in Chicago geborene weiße Kind. Das

war Susanna Simmons, geb. 12. Februar 1812 in Fort Dearborn, rein deutscher Abkunft, über deren Schicksal in diesen Blättern, Band II, Heft 1, S. 32, berichtet ist.

Kurzer Lebensabriß eines achtundvierziger politischen Flüchtlings.

Von Joseph Rudolph.

(Der Verfasser dieser Erinnerungen, geboren am 5. Februar 1825 in der Nähe von Tepliz in Böhmen, Sohn wohlhabender Eltern, besuchte die Gymnasien in Brünn und Komotau, studirte zwei Jahre Philosophie auf der Universität Prag, und ging dann nach Wien, um auf dem dortigen Polytechnikum sich für einen bestimmten Lebensberuf vorzubilden, bald darauf brach die Revolution aus, an der er sich als Mitglied der akademischen Legion betheiligte. — Was dann folgte, erzählt er selbst.)

Nachdem Wien gefallen war, suchte sich Jeder der an der Revolution Betheiligten so schnell als möglich zu retten. Man stülpte die Angströhre auf den Kopf und suchte alle äußeren Anzeichen von Sympathie mit der Revolution zu verbergen; dadurch war es auch den aus Wien Fliehenden verhältnismäßig leicht, ihre Flucht zu bewerkstelligen, da der Wirrwarr noch zu groß war, und man für den Augenblick die Aufmerksamkeit nur auf die „Hauptstrahler“ richtete. Die Mitglieder der akademischen Legion zerstreuten sich nach allen Ländern Oesterreichs, aus denen sie stammten, und so geschah es, daß viele aus Böhmen sich in Prag zusammen fanden, woselbst weiter gewählt wurde, da dort noch die verhältnismäßig lebendigste politische Thätigkeit herrschte. In Wien und Berlin hatte die Reaktion schon wieder den Knüppel in der Hand, womit sie den lautesten „Schreieren“ das Maul stopfen konnte, und somit waren Prag und Dresden die einzigen größeren Städte, wo man möglicher Weise eine erfolgreiche Erhebung durchsetzen konnte. Bakunin und Roedel waren besonders thätig in der Vorbereitung eines gleichzeitigen Aufstandes in Prag und Dresden, welcher, wie sich leider später herausstellte, dadurch vereitelt wurde, daß man durch irgend ein Mißverständniß in Dresden vor der verabredeten Zeit loszog.

Da die Aussichten zu einer erfolgreichen Revolution in Oesterreich immer trüber wurden, besonders dadurch, daß die slavischen Stämme Oesterreichs immer feindlicher gegen die deutschen auftraten, und bei jedem Versuch eines Zusammenwirkens

den Deutschen das tschechische Schlagwort an den Kopf geworfen wurde: „Lieber unter russischer Kute als unter milder deutscher Herrschaft“, womit hauptsächlich wohl das österreichisch-deutsche Kaiserhaus, aber ebenso auch jeder Deutsche verstanden wurde. Als wir ferner die Nachricht erhielten, daß Freunde, welche sich zu ihren Angehörigen in's Land begeben hatten, daselbst von den Behörden ergriffen, und als ewig Gemeine unter das Militär gesteckt wurden: so beschloß ich mit drei Freunden, sobald als möglich nach Deutschland zu flüchten, und zwar vor der Hand nach Frankfurt a. M., in der Hoffnung, bei der neu zu gründenden deutschen Flotte oder vielleicht sonstwo Verwendung finden zu können. Nach verabredetem Plane fanden wir uns im Erzgebirge in einem Ort an der sächsischen Grenze zusammen und sicherten uns die Hilfe von Schmugglern, welche alle Schliche kannten. In der Nacht vom 20. März 1849 nahmen die Schmuggler unsere wenigen Habseligkeiten auf den Buckel und der Gänsemarsch begann. Da noch hoher Schnee im Gebirge lag, folgten wir einzeln dem Führer und suchten im tiefen Schnee in die Fußtritte des Vormannes zu treten, um, wie die Leute sagten, nicht unsere Vielzahl zu verrathen. Unangefochten erreichten wir die Grenze und auf der nahen Fahrstraße fanden wir einen zweispännigen gedeckten Frachtwagen auf uns warten, und wir befanden uns alsbald als lebendige Fracht auf dem Wege nach Dresden. In dem Gasthause zum „Rothen Hahn“ befanden wir uns unter den Fuhr-

leuten so ziemlich sicher, und um so leicht als möglich ungehindert weiter zu kommen, schickten wir unser Gepäck als Fracht nach Frankfurt a. M.

Unsere Haupt Sorge war jetzt, wie wir am sichersten nach Leipzig gelangen könnten, weshalb wir, wie wir sicher wußten, bereits viele Wiener Flüchtlinge treffen würden, welche sich dort ziemlich sicher fühlten. Nach vielseitigen Beobachtungen und Erwägungen brachten wir den folgenden Plan zur Ausführung. Wir erreichten in Droßkau den Bahnhof, als die Dampfpiße bereits den nahen Abgang des Zuges ankündigte, waren also in großer Eile und hielten den am Eingang zum Bahnhof stehenden Polizisten, welcher jeden Ankommenden mit „Paß“ andonnerte, unsere in Bereitschaft gehaltenen alten österreichischen Pässe unter die Nase, wobei wir dafür Sorge trugen, daß die mit großen Buchstaben gedruckten Worte „Reisepaß“ in die Augen fielen. Dadurch geblendet, ließ er uns, unsere augenscheinliche Eile berücksichtigend, gnädigst passieren.

In Leipzig angekommen, begaben wir uns sogleich nach dem Gasthof zum „Sahn“, weshalb sich die Flüchtlinge und Revolutionäre zu treffen pflegten. Im Verlaufe des Tages machten mehrere ihr Erscheinen, aber mit der größten Ueberraschung begrüßten wir „Fuester“, den ehemaligen Religions-Professor an der Wiener Universität, welcher der akademischen Legion beigetreten und zum Feldprediger derselben, wie auch zum Mitgliede des österreichischen Reichstags gewählt worden war. Fuester war erst vor wenigen Tagen geflüchtet, um seiner nahe bevorstehenden Verhaftung zu entgehen. Fuester kam auch etwas später nach Amerika und fand in New York als Lehrer an den öffentlichen Schulen viele Jahre lang Beschäftigung, kehrte aber nach Erlaß der allgemeinen Amnestie, gebrochen durch Alter und Krankheit, nach Wien zu-

rück, weshalb ihn treue Freunde bis an's Ende gut verpflegten.

Die in Leipzig anwesenden Flüchtlinge hatten beinahe alle in Privathäusern und Familien Unterkunft gefunden; da wir aber nach Frankfurt wollten, blieben wir einige Tage im Hotel, und so traf es sich, daß wir in einer Nacht durch Polizei in unserer Nachtruhe gestört wurden, welche unsere Pässe verlangte. Wir hatten keine, denn wir konnten doch unsere alten österreichischen Pässe nicht zur polizeilichen Untersuchung vorweisen. Da wir die von Berlin aus gesuchten Flüchtlinge nicht waren, ließ man uns wieder ruhig zu Bette gehen. Als wir aber am nächsten Morgen unser Frühstück verzehrten, kam der Wirth zu uns und sagte: Dort in der Ecke sitzt ein Mann in Civilkleidern, derselbe ist aber ein Polizeibeamter, welcher sie nachher einladen wird, ihn auf das Polizeibureau zu begleiten; verzehren Sie ruhig Ihr Frühstück und gehen Sie nachher mit ihm, — wir werden schon dafür sorgen, daß Sie bald wieder frei sein werden. Die Reaction hatte damals in Leipzig noch wenig Einfluß und die Revolutionäre fühlten sich noch hoffnungsvoll. Auf dem Polizeibureau angekommen, wurden wir sogleich getrennt. Wir wußten, daß wir uns auf das Versprechen unseres Wirthes Sahn verlassen konnten; denn er war als reicher und einflußreicher Beschützer der Politisch-Verfolgten bekannt, und im Verlaufe des Tages konnte auch jeder von uns bemerken, daß Unterhandlungen im Gange waren, da wir bisher noch keinem Verhör unterworfen wurden, und zu Mittag Essen aus dem Hotel erhielten. Im Verlaufe des Nachmittags kam ein Abgesandter in Begleitung eines anderen Mannes, welchen er als Auswanderungs-Agenten vorstellte und der uns mittheilte, daß wir trotz aller seiner Bemühungen uns gegen Auslieferung an Oesterreich nur dadurch schützen könnten, daß wir uns für Auswanderer erklär-

ten und als Beweis unsere Schiffskarten vorweisen würden. — Kurz, wir wurden wegen unerlaubten Aufenthalts um einige Thaler bestraft und verließen als Auswanderer das Polizeibureau. Wir fanden ziemlich viel Schwierigkeit, unser Gepäck von Frankfurt zurück zu erhalten; nach dessen Ankunft waren wir bald als Auswanderer auf dem Wege nach Bremen. Ich muß während der ganzen Bahnfahrt geschlafen haben, denn ich weiß mich von derselben an nichts zu erinnern, außer der dunkeln Vorstellung, das Wort Hannover gehört zu haben.

In Bremen waren wir in einem Privat-Kosthause, an das wir empfohlen waren, gut aufgehoben. Als wir von dem Schiffs-Agenten benachrichtigt wurden, daß unser Schiff zur Abfahrt bereit sei und wir unsere Zwischendeck-Plätze gegen Bezahlung eines höheren Preises für Plätze zweiter Kajüte vertauschen konnten, fuhren wir alsbald nach Bremerhafen. Unser Schiff war ein englischer Dreimaster Namens „Argyle“, ein alter Ruinpelkasten, welcher in aller Eile für ein Auswanderer-Schiff eingerichtet worden war. Die sogenannte zweite Kajüte befand sich am oberen hinteren Theil des Schiffes und bestand bloß aus einem engen Raum zwischen der Schiffswand und der Capitäns-Kajüte, an dessen beiden Seiten und Hinterwand sechs kleine Abtheilungen als Schlafstellen aufgeschlagen waren. In diesem Raume war kein Platz für einen Stuhl und noch weniger für einen Tisch und wir konnten bloß auf den scharfen Kanten der hölzernen Seitenbretter unserer Schlafstellen sitzen. Die Thüren bestanden zur Hälfte aus Glas, so daß wir etwas Tageslicht erhielten. Die Schlafstellen mußten wir auf eigene Kosten mit Strohmattre und Decken ausstatten; mit dem Essen waren wir auf die Kost des Zwischendecks angewiesen, weßwegen wir uns auch die nöthigen Blechgefäße anschaffen mußten. Unser Capitain war der

wahre leibhaftige John Bull, wie er gewöhnlich in Bildern dargestellt wird. Er war ein roher Patron gegenüber den Matrosen, denen er oft eine blutige Nase schlug; wir schienen aber vor seinen Augen Gnade gefunden zu haben, wahrscheinlich weil wir uns über nichts beklagten; und wir beklagten uns nicht, denn wir konnten nicht englisch und er verstand nicht deutsch. In der ersten Kajüte, welche eigentlich bloß ein Theil der Capitäns-Kajüte war, befanden sich bloß ein Bremer Kaufmann und ein sächsischer Doctor Medicinae mit Frau und zwei Kindern. Wir schifften mit ziemlich günstigem Winde nördlich entlang der Küste von England, sahen öfter Land und drückten uns noch gerade zwischen den Orkney-Inseln durch, als gänzliche Windstille eintrat, und unser Schiff sich, wie viele andere in unserem Gesichtskreis, um sich selbst zu drehen schien. In der Nacht erhob sich ein fürchterlicher Sturm, welcher uns während 36 Stunden glücklicher Weise von der Küste ab gegen Norden trieb. Während dieses Sturmes waren wir beinahe gänzlich vom Zwischendeck, unserem Boardinghaus, abgeschlossen, doch glücklicher Weise hatten wir in Voraussicht schlechter Verköstigung uns ziemlich mit Wurst, Schinken und dergleichen ordentlich versehen, und litten deswegen keine Noth. Nachdem der Sturm sich gelegt hatte, fuhren wir direkt südlich und wir Landratten erfreuten uns auf unserer ersten Seereise an allem, was eine längere Seefahrt zu bieten pflegt. Wir begegneten Eisbergen, sahen öfter Walfische in der Nähe und während mehrerer Nächte hatten wir das Schauspiel des großartigsten Seeleuchtens. Auf der Bank von Neufundland hatten wir wieder gänzliche Windstille, und unsere Matrosen brachten ihre Angelwerkzeuge zum Stodfischfang in Thätigkeit. Im Verlauf von wenig Stunden hatten die Matrosen alle verfügbaren leeren Fässer mit Fischen und Fischeiern gefüllt, und mit des

Capitains Erlaubniß durften wir dann selbst Fische fangen, was uns großen Spaß machte. Der Capitain war gegen uns von der zweiten Kajüte freundlich genug, seinen Schiffskoch zu beauftragen, uns eine leckere Fischmahlzeit herzurichten und sie in seiner Kajüte aufzutischen, wozu er noch einen steifen Grogg spendete. Wir fühlten uns natürlich verpflichtet, dafür unseren Dank abzustatten; da wir dies aber nur sehr mangelhaft mit Worten und Handschütteln thun konnten, so beschloßen wir, unseren Dank am nächsten Tage in einer schriftlichen Adresse auszusprechen. Dies war wohl leicht beschloßen, aber schwer ausführbar. Im gemeinschaftlichen Bemühen verfaßten wir eine Dankadresse mit hochtönenden Phrasen, und da einer unserer Reisegefährten ein kleines deutsch-englisches Wörterbuch besaß, übersehten wir Wort für Wort und überreichten unsere Dankschrift feierlichst dem Capitain. Als er das sauber geschriebene Dokument zu lesen begann, wollte er sich bucklich lachen. Die Zusammenstellung dieser Wörter muß sonderbar gelautet haben; denn keiner von uns hatte die geringste Idee von englischer Grammatik, und es würde mir heute eine außerordentliche Freude bereiten, wenn ich eine Abschrift dieses sonderbaren Schriftstückes erhalten könnte.

Ich werde nie die freudige Erregung vergessen, als nach 35tägiger Fahrt am Horizont die dunkeln Streifen der amerikanischen Küste sichtbar wurden. Mit jeder Stunde wurden die Umrisse deutlicher, und als man vegetabilisches Leben und Bäume erkennen konnte, glaubte ich in meinem Leben kein so schönes und lebendiges Grün gesehen zu haben. Welche schöne Hoffnungen, welche guten Vorjäge durchschwirrten das Gehirn! Nicht allein einer neuen Welt mit neuen Naturgenüssen und Schönheiten sollten wir theilhaftig werden, sondern auch neuer gesellschaftlicher Verhältnisse unter einer republikanischen Regierungs-

form, welche wir als das höchste Ideal für Deutschlands Wohlfahrt geträumt hatten.

Bald nachdem an der Quarantäne die Anker gefallen waren, kam ein Doktor zur Untersuchung auf das Schiff, und unser ärztlicher Reisegefährte machte sich bereit, den ankommenden Collegen zu begrüßen, indem er uns bemerkte: Mit dem Doktor werde ich mich bald verständigen, daß wir alle gesund sind; wenn er auch nicht deutsch kann, werde ich lateinisch mit ihm sprechen. Also unser Doktor reicht dem amerikanischen Collegen die Hand mit einem: "Quomodo vales?" — "What you say?" antwortet dieser, und als unser Doktor weiter lateinisch auf ihn einredete, sagte der amerikanische Doktor: „Nix versteh!“ Ich sehe heute noch das erstaunte Gesicht und den verächtlichen Blick unseres deutschen Doktors, als er bemerkte: „Und das will auch ein Doktor sein, und kann nicht einmal lateinisch!“ Bald umschwärzten kleine Fahrzeuge unser Schiff und Agenten von Emigranten-Herbergen kamen an Bord. Diese Agenten waren die rohesten und frechsten Gesellen, welchen ich noch je begegnet war. In dem Bemühen, so viel als möglich Einwanderer für seine Herberge zu gewinnen, machte einer den anderen schlecht, und von Jedem konnte man seinen Mitbewerbern gegenüber die Warnung hören: Nehmt euch vor euren deutschen Landsleuten in Acht, die werden euch bald den letzten Pfennig aus der Tasche holen, und euch dann auf die Straße werfen. Einer riß sogar seine Brust auf und zeigte eine Narbe, indem er sagte: Zener Kerl dort hat mich gestochen und beinahe getödtet, wofür er im Zuchthaus gezeihen hat, in seinem Haus seid ihr des Lebens nicht sicher. Diese Anschuldigungen wurden nicht etwa in geheimnißvoller Weise betrieben, sondern einer machte den anderen so laut als möglich schlecht. Wir wandten uns mit Abcheu von diesem Ge-

findel, und verschoben, mit einer großen Enttäuschung über den Werth unserer hiesigen deutschen Landsleute, die Sorge um unser weiteres Unterkommen bis zum Verlassen des Schiffes.

Als unser Schiff an der Battery, dem damaligen Landungsplage der Einwanderer anlegte, wurden wir Kajüte-Passagiere ohne weitere Umstände entlassen, und auf Empfehlung der Einwanderungs-Beamten ließen wir uns mit unserem Gepäck nach dem „Shakespeare Hotel“ bringen, welches von einem Manne Namens Lefebre geleitet wurde und woselbst damals die bessere Klasse der Deutschen sich zu treffen pflegte. Wir fanden dort noch wenig deutsche Flüchtlinge, aber die ersten Zeitungsberichte, die uns in die Hände fielen, enthielten die Nachricht, daß alle unsere Freunde in Prag in einer Nacht arretirt worden waren, und wie sich in späteren Jahren herausstellte, schmachteten manche davon ein Jahr in Untersuchungshaft, während die Verurtheilten in verschiedenen Gefängnissen 7 Jahre lang leiden mußten, bevor sie begnadigt wurden. Bloß zwei meiner persönlichen Schulfreunde entgingen der Verurtheilung, wie sie mir später in Amerika mittheilten. Hans Rittig war mit Wafunin auf dem Wege nach Dresden, und Umlauf hatte Gelegenheit in der dunkeln Nacht zu entfliehen und sich in einem leeren Zuckerfaß zu verbergen. Rittig war zuletzt mehrere Jahre Redakteur des Sonntagsblattes der New Yorker Staatszeitung, und starb auf einer Besuchsreise nach Europa auf dem Schiffe. Umlauf starb auf dem Schlachtfelde von Gettysburg für ein sklavenfreies Amerika.

An einem schönen Tage erschien F i n g e r h u t, welchen wir von Wien her kannten, woselbst er sich durch seinen phantastischen panslawischen Anzug bemerkbar gemacht hatte, aber schon seit Juli verschwunden war. „Hallo Fingerhut! wie gehts!“ „Nüt! Ich heiße nicht Fingerhut,

ich heiße Naprsted. Ich habe vor Kurzem meine ersten Papiere, — die Erklärung, amerikanischer Bürger werden zu wollen, — herausgenommen, und darin habe ich mir den Namen Naprsted gegeben. Warum? Meine Vorfahren waren an den Rhein gezogen, und da die Leute den Namen so schwer aussprechen konnten, nannten sie sich „Fingerhut“ und mit demselben Rechte als diese sich Fingerhut nannten, nenne ich mich jetzt Naprsted.“ Der neue Naprsted trug einen Korb am Arm, dessen Inhalt mit einem weißen Tuch bedeckt war. „Was hast du im Korbe?“ „Mein ganzes Geschäfts-Kapital und meinen Waarenvorrath. In Prag und Wien nennt man es Krapfen, hier heißt es Berliner Pfannkuchen, diese verkaufe ich, und die Arbeiter an dem Bau der Long Island-Bahn sind meine besten Kunden.“ Bei dieser Mittheilung sanken meine schönen Hoffnungen und Träume wieder um einige Grade. Derselbe Naprsted gründete einige Jahre später in Milwaukee eine deutsche Buchhandlung und war der Herausgeber eines kleinen illustirten, satirischen Blättchens, welches „P f a f f e n j i e g e l“ hieß. Wieder einige Jahre später kehrte er nach Prag zurück, um die Erbschaft anzutreten, welche ihm seine Mutter hinterlassen hatte. Er hatte sich vorher bei der Regierung und seinen Landsleuten dadurch beliebt zu machen gesucht, daß er eine von ihm angefangene Käfer- und Mineralien-Sammlung dem Prager Museum zum Geschenk gemacht hatte. Als wieder einige Jahre später ein früherer Freund aus Amerika ihn in Prag aufsuchte, hatte er die deutsche Sprache gänzlich vergessen, und ersuchte den Freund, mit ihm englisch zu sprechen, indem er sagte: Wenn man mich deutsch sprechen hörte, würde ich meinen ganzen national-politischen Einfluß verlieren.

In Folge des Umstandes, daß ich ganz unerwartet ein Auswanderer wurde, hatte ich noch keine Pläne für die Zukunft ge-

macht, außer daß ich nicht in New York zu bleiben gedachte, sondern Amerika kennen lernen wollte, um irgendwo unabhängig meinen Lebensunterhalt zu verdienen. Dieser Entschluß kam früher zur Ausführung, als ich eigentlich erwartet hatte, und zwar durch die Vorgänge der nächsten Tage. Rassteten eines schönen Nachmittags mehrere Feuerlösch-Compagnien mit ihren Pumpmaschinen beim Hotel vorbei. Diese Pumpen wurden an langen Stricken von 15 bis 20 jungen Männern gezogen und geschoben, die dabei ein fürchterliches Indianer-Geheul ausstießen, begleitet von Commandorufen aus langen Sprachrohren und Glockengebimmel. Eine Compagnie suchte die andere zu überholen, um zuerst am Plage zu sein, und um dies zu verhindern, suchte die vordere Compagnie mit ihrem Apparat vor der hinteren die Straße zu kreuzen, was zu einem Zusammenstoß und zu einer großartigen Kauferei mit groben Schlägen und höllischem Gebrüll führte, dessen Ende viele blutige Nasen und Köpfe und zwei gebrochene Löschapparate waren. Es braunte nirgends, es war ein falscher Alarm, man wollte sich bloß einmal wieder mit einer schönen Kauferei belustigen. Am nächsten Tage stand ich am Haupteingang des Hotels, als vier junge Männer die Straße entlang kamen, aus deren Betragen und Aussehen man schließen konnte, daß sie zur Ausführung irgend einer Rohheit fähig waren. Als selbe an mir vorbei gingen, warfen sie mir mißtrauische Blicke zu und machten Bemerkungen, welche ich nicht verstand. An der Ecke des Hotels stand ein junger Mann, dessen Aufmerksamkeit auf die gegenüberliegende Straßenecke gerichtet war. Als diese Pumpen an dem jungen Mann vorbei gingen, verfiel ihm einer mit dem Ausrufe: „Damned Dutch“ einen fürchterlichen Schlag in's Gesicht, daß der junge Mann taumelte, worauf die anderen so lange mit den Fäusten auf ihn einschlugen, bis er zu

Boden stürzte, worauf sie ihn noch mit Fußtritten traktirten, und dann unverzüglich um die Ecke verschwunden waren. Diese Rohheiten brachten mich in eine solche Aufregung, daß ich augenblicklich New York verlassen wollte. Ich glaube, man hätte mir damals New York als Geschenk anbieten können unter der Bedingung, daselbst zu wohnen, ich würde das Geschenk nicht angenommen haben. Auf der Schulbank waren mir die Einrichtungen und gesellschaftlichen Verhältnisse der römischen und griechischen Republiken von größtem Interesse, und in dieser Muster-Republik erwartete ich nicht weniger, wenigstens eine solche allgemeine Bildung, daß Jeder, welcher als Bürger an der Regierung Theil nimmt, auch sich selbst regieren, d. h. als vernünftiger Mensch handeln kann. Solche Bestialität hatte ich gewiß nicht erwartet, und wenn ich einmal unter Bestien leben sollte: dann fort in die Urwälder Amerika. „Gegen die wilden vierbeinigen Bestien werde ich mich eher schützen können, als gegen diese zweibeinigen.“ Dies waren damals meine Gefühle, heute haben sie sich natürlich etwas gemildert.

Damals war der Hauptgeschäftstheil von St. Louis abgebrannt, und man brauchte zum Wiederaufbau Arbeiter. Also beschloßen wir, uns unverzüglich nach St. Louis zu begeben, um in irgend einem Zweig der Nuthätigkeit Arbeit zu finden und mit den Verhältnissen des Landes bekannt zu werden. Wir verließen sobald als möglich New York, reisten mit der Eisenbahn nach Buffalo, von Buffalo mit dem Dampfschiff nach Sandusky, Ohio, von wo aus damals die einzige direkte Eisenbahn-Verbindung mit Cincinnati bestand. In Sandusky mußten wir Frachtwagen besteigen, in denen einige Bänke zum Sitzen aufgeschlagen waren. Den ganzen Weg entlang konnte man wahrnehmen, daß die Bahn erst vor Kurzem fertiggestellt worden war. Wir fuhren durch die prachtvollsten

Waldungen, wo zu beiden Seiten der Bahn noch Bäume und Baumstumpfen wild durcheinander lagen, und an feuchten Stellen spritzte schmutziges Wasser fußhoch über die Schienen empor, wenn die Wagen darüber fuhren. Die meisten Haltestellen sahen noch wild aus, und man mußte sehen, wo man etwas zum Essen auftreiben konnte. Auf einer Station wurden unsere Wagen auf ein Nebengeleise geschoben, um über Nacht liegen zu bleiben. Eine rohe Gesellschaft empfing uns mit Gejohle, „Damned Dutch“ und Schweinegrunzen, wahrscheinlich waren es Arbeiter, damals meistens Irländer, welche an dem Bau der Eisenbahn beschäftigt waren und ihre Tagesarbeit beendet hatten. Da wir aus dem Benehmen des Gefindels das Schlimmste für die Nacht befürchten mußten, befestigten wir so gut als möglich die Schiebethüren unserer Frachtwagen und bereiteten einen mehrfachen Versuch des Oeffnens der Thüre.

In Cincinnati fanden wir im Hotel „Nebstod“ eine ganz gemüthliche Gesellschaft und ließen uns deshalb sehr leicht von der Weiterreise nach St. Louis abhalten. Die Cholera hatte in Cincinnati bereits viele Opfer gefordert und man erzählte, daß selbe in St. Louis in noch viel stärkerem Maße herrsche, daß St. Louis überhaupt ein ungesundes Klima habe, und dort das ganze Jahr hindurch Fieberkrankheiten herrschten. Schmeichelhafter Weise wurde damals Cincinnati die Königin des Westens genannt, welchen Titel die Stadt nach meiner Ansicht vollkommen verdiente, und wenn ich mich heute veranlaßt sehe, einige kurze Bemerkungen über das damalige Cincinnati niederzuschreiben, so drängen sich mir solche Masse Erinnerungen in meinem Gedächtnisse zusammen, daß sich beinahe die kurzen Zeitunterschiede verwischen. Cincinnati war nicht allein die bedeutendste Stadt des Westens, sondern hatte auch die bedeutendste deutsche Ein-

wohnerzahl aufzuweisen, und zwar glücklicher Weise eine bessere Sorte, als mit welcher ich in New York in Verührung kam. Der größte Stadttheil über dem Canal (über dem Rhein) war beinahe ausschließlich von Deutschen bewohnt, und man hörte bloß Deutsch sprechen. Die Deutschen waren nicht allein in allen Geschäfts- und Fabrikzweigen vertreten, sondern nahmen in manchen Zweigen, wie: Großschlächter, Möbel- und Cigarren-Fabriken und Apotheken die leitenden Stellungen ein. Longworth hatte wohl am Mount Adams und amicking River großartige Weinberg-Anlagen, aber auch unsere deutschen Weinbauern, wie der alte „Hein“-Huber, der sogenannte Franzosen-Miller, Roß auf Roßhill und Andere, hatten 20 bis 30 Acre mit Catawba-Reben bepflanzt, und lagerten in ihren Kellern ein Tröpfchen blumigen Catawba's, wie wir schon seit lange nicht mehr finden können.

Dies waren in ganz kurzen Umrißen die damaligen glücklichen Verhältnisse Cincinnati's, wie ich selbe bei meiner Ankunft beobachtete und beurtheilte. Unter diesen augenscheinlich günstigen Verhältnissen schien es leicht, daß ein grüner Deutscher irgend eine Beschäftigung finden und bei ernstlichem Willen sich ein weiteres Fortkommen sichern könnte; aber die böse Cholera tödtete nicht allein viele Menschen, sondern auch viele schöne Hoffnungen. Wenn meine in New York ausgesprochene Absicht, unter die wilden Westien zu gehen, ernstlich gemeint gewesen und ich von Cincinnati weiter in die Urwälder Amerikas gewandert wäre, so würde mein Lebensberuf ein ganz anderer geworden oder bald beendet gewesen sein. Indes Verhältnisse bestimmen gewöhnlich die Handlungen der Menschen. Die Cholera forderte so viele Opfer, daß die gewöhnlichen Todtenwagen nicht mehr ausreichten und viele Todte auf zweirädrigen Wagen, damals „Trans“ genannt nach den Begräbnisstätten geschafft

wurden. Die Geschäfte kamen zu einem beinahe gänzlichen Stillstand; man ergab sich entweder ruhig in sein Schicksal oder lebte heute Abend noch lustig, weil man sich vielleicht des nächsten Morgen nicht mehr erfreuen kann. Unter diesen Verhältnissen war es für ein Grünhorn ohne einen bestimmten Erwerbszweig ganz unmöglich, eine Beschäftigung zu finden. Es gab damals noch keine Deutschen Gesellschaften für Einwanderer, wo man Rath oder Hilfe finden konnte. „Geh die Straßen fegen, womit wir auch angefangen haben“, hieß es öfters, wenn man alte wohlbestallte Deutsche um Rath fragte. Deutsche Apotheker hätten mich wohl gerne beschäftigt, da ich damals noch ein ziemlich guter Lateiner war, und Botanik und Mineralogie noch nicht ganz verarracht waren, und nach deren Meinung hätte ich mich bald in die Rezeptur einarbeiten können. Allein da wegen der Cholera das Geschäft Tag und Nacht anhielt, und der Gehülfe des Nachts selbstständig handeln mußte, so war es doch zu gefährlich, einen Unerfahrenen zu beschäftigen. Ich machte ein paar Ausflüge in die Umgebung von Cincinnati, um zu versuchen, ob ich vielleicht bei Farmern oder Gärtnern Beschäftigung finden könnte, welches mir das liebste gewesen wäre; allein erstens brauchten dieselben keine Hilfe, und wenn man meine kleinen, weichen Hände sah, welche noch nie harte Arbeit gethan hatten, so schüttelten Alle die Köpfe. Ich hätte dieses Faullenzer-Leben noch ziemlich lange aushalten können, denn meine Kasse war noch in verhältnißmäßig gutem Zustande und das Leben kostete damals sehr wenig, denn für 1½ Dollar per Woche konnte man in einem ganz anständigen, guten Boarding House Kost und Nachtlager finden — aber die Kasse meiner Freunde war längst erschöpft und ich fühlte

mich verpflichtet, wie ihr Schicksal, so auch die Kasse mit ihnen zu theilen. Endlich bekam einer die Anstellung als Kellner in Gen. Moor's Garten, und der andere schloß sich einer Auswanderungs-Gesellschaft an, welche ein Schweizer Uhrenhändler organisierte, um über Land durch die damaligen westlichen Wildnisse Californien zu erreichen. Zu dieser Ausrüstung hatte ich natürlich auch meinen Beitrag für den Freund zu stellen; über dessen Schicksal ich erst viele Jahre später in Europa von seinen Verwandten erfuhr, daß er in Californien angekommen, aber bald gänzlich verschollen sei.

Ich wohnte noch im „Rebstock“, da erschien an einem regnerischen Tage ein ehemaliger Magdeburger Kaufmann, mit welchem ich auf dem Dampfschiff von Buffalo nach Sandusky bekannt geworden war, und klagte mir seine Noth, daß er noch keine Beschäftigung gefunden und seine Kasse gänzlich vertrocknet sei; indeß meinte er: könnte er sich schon helfen, denn er verstünde Tinte und Schuhwichse zu machen; aber er benötigte ein kleines Kapital, um die ersten nothwendigen Gegenstände und Materialien einzukaufen, und machte mir den Vorschlag: Wenn ich in der Lage wäre, ungefähr 100 Dollars einzulegen, so würde er mit der ehrlichsten Absicht sein Wissen zu unserem gemeinschaftlichen Fortkommen verwenden. Mit meinem leichten Sinn und in meiner hilflosen Lage ließ ich mich bald von seiner Ehrlichkeit und seinem Wissen überzeugen, und wir schieden im gegenseitigen Vertrauen ohne Advokaten-Hilfe und ohne schriftlichen Contract als Partner, um am nächsten Tage mit der Ausführung des Planes zu beginnen. Die Firma sollte heißen: Berndt & Rudolph, Fabrikanten von Tinte und Schuhwichse. —

(Schluß folgt.)

Michael Hillegas, *)**der erste Schatzmeister der Vereinigten Staaten.**

Von E. K. Huch.

Michael Hillegas wurde am 22. April 1729 in Philadelphia von deutschen Eltern geboren, Georg Michael und Margarete Hillegas. Sein Vater stammte aus den in der Nähe von Heidelberg gelegenen Orten Sinsheim oder Eppingen, oder deren Nachbarschaft, und kam als lediger Mann im Jahre 1724 oder 1725 nach Amerika, wohin auch seine Frau um jene Zeit soll ausgewandert sein. Von ihren zehn Kindern lebten ums Jahr 1778 nur noch ihr Sohn Michael und zwei Töchter.

Nach einem Artikel im 18. Bande des Pennsylvania Magazine of History and Biography soll G. M. Hillegas noch zwei Brüder gehabt haben, Johann Friedrich, der am 24. November 1685 im Elsaß geboren wurde und am 18. September 1727 in Philadelphia ankam, und Georg Peter, der 1745 starb. Es kann wohl sein, daß diese drei mit einander verwandt waren, aber ihre Brüderschaft erscheint zweifelhaft. So sollen Johann Friedrichs Vorfahren französischer Abstammung und Hugenotten gewesen und während deren Verfolgung in Frankreich nach der Kurpfalz geflüchtet sein. Das Edikt von Nantes, das den Hugenotten in Frankreich Duldung gewährte, wurde aber erst am 22. Oktober 1685 aufgehoben, und wenn jene Vorfahren aus dem Elsaß kamen, das nur siebenunddreißig Jahre vor Johann Friedrichs Geburt an Frankreich gefallen war, — Straßburg sogar erst im September 1681, — so ist ihre angebliche französische Abstammung gleichfalls unwahrscheinlich; denn die Elsäßer sind Deutsche.

Des jungen Michael Hillegas Schulbildung war so gut wie es die damaligen Zustände ermöglichten; doch war seine Er-

ziehung mehr auf das praktische Leben als auf Gelehrsamkeit gerichtet, und in dem Kontor seines Vaters, der ein reicher und angesehenen Kaufmann war, eignete er sich schon frühzeitig die Grundsätze und Geschäftsweisen an, denen er seine späteren Erfolge zu danken hatte.

Als sein Vater am 30. Oktober 1749 im dreiundfünfzigsten Lebensjahre starb, wurde er dessen Geschäftsnachfolger und einer der Administratoren seines Vermögens. Dieses bestand zum Teil in ausgedehnten Grundstücken innerhalb der Stadt und Grafschaft Philadelphia, und daß die Administratoren 40.000 Pfund Bürgschaft stellen mußten, läßt auf seinen Werth schließen. Zwei Teile davon fielen Hillegas zu, während jede seiner beiden Schwestern, Susanne und Marie, einen Teil erhielten; ihre Mutter hatte gegen eine jährliche Leibrente auf ihren Anteil verzichtet. Sie starb am 21. Juli 1770 im Alter von fünfundsiebzehn Jahren und wurde auf dem Friedhofe der Christus-Kirche an der Fünften und Arch-Straße neben ihrem Gatten begraben.

Mit der Uebernahme des väterlichen Geschäfts begann Hillegas seine erfolgreiche Laufbahn als Kaufmann und Zuckerrübenzüchter. Daneben beteiligte er sich später noch an manchen anderen Geschäftsunternimmungen. Schon früh war er auch vielfach in allen öffentlichen Angelegenheiten tätig, wo es galt, das Wohl Philadelphias und des Landes zu fördern. Doch obgleich viel in Anspruch genommen durch die Sorgen und Verantwortlichkeiten seiner persönlichen, politischen und amtlichen Pflichten, fand er dennoch Zeit für gesellige und häusliche Vergnügungen, und sein höfliches

*) Veröffentlicht in „Mitteilungen des Deutschen Pionier-Vereins von Philadelphia, Heft 3, 1907.“

und freundliches Wesen erwarben ihm zahlreiche Freunde. Seine Liebe zur Musik wurde nur durch seine Geschicklichkeit übertroffen, und seine Flöte und Geige verscheuchten ihm manche sorgenvolle Stunde. Er war der Verfasser einer "Easy Method for the Flute." John Adams schrieb am 28. November 1775 in sein Tagebuch: "Hillegas is one of our Continental Treasurers; is a great musician, talks perpetually of the forte and piano, of Handel, and songs and tunes."

Im Jahre 1763 war Hillegas Mitglied der "Fishing Company of Fort St. Davids", welches Fort in der Nähe der Schuylkillfälle gelegen war, und am 8. April 1768 wurde er Mitglied der Amerikanischen Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse, die sich im Januar 1769 mit der Amerikanischen Philosophischen Gesellschaft vereinigte.

Ursprünglich der Reformierten Kirche angehörend, trat er später der protestantischen Episcopalkirche bei und diente 1772 und 1773 als Kirchenvorsteher bei der Gemeinde der Christuskirche. In dieser Kirche wurde ihm am 10. Mai 1753 Henrietta Voude angetraut, die ihm bis zu ihrem Tode eine treue Lebensgefährtin war und ihm zehn Kinder gebär. Sie war am 17. Januar 1732 geboren und starb am 25. Januar 1792.

Da Hillegas begütert war, so zeigt seine eifrige und opferwillige Hingabe an die Interessen des Landes ihn als einen wahren und uneigennütigen Patrioten. Im Jahre 1762 wurde er mit Andern beauftragt, den Platz für ein Fort (Mifflin) zum Schutze Philadelphias auszufinden. Von 1765 bis 1775 war er Mitglied der Provinzial-Gesetzgebung. Im Jahre 1771 gehörte er zu dem Ausschusse für Verbesserung der Schiffbarkeit des Delaware, und 1774 war er Mitglied des Observationsausschusses von Philadelphia. Am 30. Juni

1775 wurde er zum Schatzmeister des Sicherheitsausschusses ernannt und am 6. April 1776, zusammen mit Joseph Parker und David Rittenhouse, zum Mitgliede dieses Ausschusses erwählt.

Zum Provinzial-Schatzmeister wurde Hillegas am 30. Mai 1776 ernannt und am 29. Juli desselben Jahres zum Schatzmeister der Vereinigten Kolonien erwählt, welches Amt er ohne Unterbrechung innehatte, bis am 2. September 1789 der Kongreß das Schatzkammer-Departement errichtete. Anfänglich wurden er und Georg Clymer vom Kongreß als gemeinsame Schatzmeister der Vereinigten Kolonien und zugleich als Kontinental-Schatzmeister erwählt; doch als Clymer schon am 6. August resignierte, weil er als Delegat in den Kongreß eintrat, beschloß dieser, daß in Zukunft nur ein Kontinental-Schatzmeister sein sollte und erlaubte Hillegas von dieser Zeit an erhöhten Gehalt. Es scheint jedoch nicht übermäßig gewesen zu sein; denn ein Brief vom 6. April 1785, den Chas. Thomson von New York an seine Frau schrieb, enthält folgende Stelle: "I wonder what Hillegas will do. His salary will not support him here and he will not like to quit his office. I have not heard a word of him."

Der Kongreß ermächtigte Hillegas am 15. Januar 1777 auf Anleihe-Zertifikate (Loan Office Certificates) Geld zu borgen, nachdem er am 14. eine Anleihe von zwei Millionen Dollars authorisiert hatte. Am 22. Februar vermehrte er sie um dreizehn Millionen Dollars und bestimmte am 26. Februar, daß die Zinsen der Anleihe sechs Prozent betragen, die Zinsen auf die Gewinne der Kontinental-Lotterie jedoch vier Prozent bleiben sollten. Ausführliche Angaben über alles hierauf Bezügliche sind in einem noch vorhandenen Priefbuche enthalten.

In den Schatzamtsbüchern werden oft von Hillegas gemachte Geldvorschuße zur

Verbesserung der Landstraßen und Flüsse, sowie der Werften und Inseln im Delaware erwähnt.—In einem Briefe, in dem Thos. McKean, der Präsident des Kontinental-Kongresses, ihm am 21. September 1781 seine Wiederwahl anzeigt, kommt folgende Stelle vor: “— you will perceive you are again elected Treasurer of the United States of America. You were chosen by an unanimous ballot, which is the fullest approbation of your past conduct.” In der That erfüllte Hillegas als Provinzial- und Kontinental-Schatzmeister, sowie als Schatzmeister der Vereinigten Staaten, die Pflichten seines Amtes, das große Erfahrung, Umsicht und Ehrlichkeit erforderte, getreu und lobenswert während der ersten vierzehn Jahre der nationalen Unabhängigkeit.

Im Jahre 1776 wurden Hillegas und sein Freund Joseph Parker von der Gesetzgebung beauftragt, für die Bedürfnisse der in Philadelphia verweilenden Indianer zu sorgen, eine Aufgabe, die viel Herzensgüte, Vorsicht und Klugheit erforderte. Das große Elend, das in der Armee während des Frühlings 1780, durch Mangel an Nahrung, Kleidung und Geld für die Soldaten, herrschte, bezeichnet eine der traurigsten Perioden der Revolution. Manche der besten Patrioten verzweifelten an ihrem Erfolge und allgemeine Niedergeschlagenheit griff um sich. Es war damals, daß eine Anzahl patriotischer Bürger Philadelphias der Regierung mit ihrem Privatvermögen zu Hilfe kam. Es wurde auf den 8. Juni 1780 eine Versammlung im Kaffeehause zusammenberufen und eine Subskription eröffnet, um Geld zur Anwerbung von Rekruten für die Armee zusammenzubringen. Eine andere Versammlung zur Subskription von Geldbeiträgen fand am 17. Juni in der City Tavern statt, wobei die Unterzeichner ihr Vermögen und ihren Kredit verpfändeten, um eine Bank zu dem Zwecke zu errichten, die Armeen der

Vereinigten Staaten mit Lebensmitteln zu versehen. In dieser Versammlung zeichnete Hillegas 4000 Pfund. Die Liste war in wenigen Tagen voll, die Pennsylvania Bank wurde organisiert und blieb anderthalb Jahre in Tätigkeit, während welcher Zeit sie dem Lande wesentliche Dienste leistete.

Am 1. November 1781 wurde abermals eine Versammlung in der City Tavern abgehalten, aus der die Bank of North America hervorging. Hillegas war dabei zugegen und einer der ersten Subskribenten zu dem Kapitale dieser Bank, die am 31. Dezember 1781 vom Kongreß inkorporiert wurde und noch besteht. Auch sie unterstützte die Regierung während ihrer finanziellen Schwierigkeiten in freigebiger Weise.

Zu den Frauen, die mit ihren Gatten in ihren Bemühungen zur Förderung der guten Sache wetteiferten, gehörte auch Frau Hillegas. Diese Frauen sorgten für die Soldaten und spendeten den Kranken und Verwundeten Trost und Hilfe, was Washington in einem an Frau Francis, Frau Hillegas, Frau Clarkson, Frau Bache und Frau Blair gerichteten Briefe vom 13. Februar 1781 anerkannte.

Eine vor einiger Zeit aufgefundene Musterrolle der 7. Kompanie des 3. Bataillons der Philadelphier Stadtmiliz zeigt, daß Hillegas am 20. September 1781 in Hauptmann Andrew Meyers Kompanie eintrat; doch scheint er manchmal durch seine Amtspflichten verhindert und seine Abwesenheit deswegen entschuldigt gewesen zu sein.

In Anerkennung seiner Befähigung und seiner geschäftsmäßigen Gewohnheiten beschloß die Gesetzgebung von Pennsylvanien am 2. April 1781,

“That Michael Hillegas, Esq., be requested and empowered to revise, compare, correct and publish in one volume, the resolves of the Committee of the late Province of Pennsylvania, with their in-

structions to their Representatives in Assembly, held in Philadelphia, the 15th of July, 1774; the proceedings of the Convention for the Province of Pennsylvania, held at Philadelphia, the 23rd of January, 1775; the proceedings of the Provincial Conference of Committees held at Carpenter's Hall, in the City of Philadelphia, the 18th of June, 1776; the Declaration of Independence by the Congress of the United States, made the 4th of July, 1776; the minutes of the proceedings of the Convention of the State of Pennsylvania, held at Philadelphia, the 15th day of July, 1776, with the Constitution; the minutes of the Assemblies of the Commonwealth of Pennsylvania, to the end of the present year; and the Articles of Confederation of the United States of America, and that the House will purchase and pay for two hundred copies thereof."

Der Band, der letzte in der Serie "Votes of the Assembly," wurde im folgenden Jahre in Folioformat veröffentlicht. In einem Briefe an den Gouverneur von New Hampshire machte er diesen am 20. August 1781 darauf aufmerksam, wie wichtig die Zusammenstellung ähnlicher Werke, unter der Autorität der Gesetzgebungen der anderen Staaten der Union, für die Geschichte der Revolution sei.

Es war zu jener Zeit allgemein gebräuchlich, mit Bewilligung der Gesetzgebungen, Geldmittel für nationale und staatliche Zwecke durch Lotterien zu beschaffen, ja selbst für Kirchen und mildtätige Zwecke geschah dies. So genehmigte die pennsylvanische Legislatur am 15. März 1781 den Plan einer Staatslotterie, um auf diese Weise 42,000 Dollars zusammenzubringen für Verbesserung der von Philadelphia westwärts laufenden Landstraßen und Schiffbarmachung des Schuylkill, und Sillegas war einer der Vorsteher dieser Lotterie, deren erste Ziehung am 12. Mai

1785 stattfand und nahezu 5000 Dollars einbrachte.

Im April 1784 wurden Sillegas und Trench Francis beauftragt, das Land in den Nördlichen Freiheiten von Philadelphia, auf dem die britischen Soldaten ihre Baracken errichtet hatten, zu zerteilen und zu verkaufen.

Als einst ein Mann namens Philipp Winter zufällig ein Stück Steinkohle auf dem Rauch-Chunk-Berge gefunden hatte, brachte er es dem Obersten Weiß, der in dem damals Fort Allen genannten Orte wohnte. Dieser ging damit nach Philadelphia und zeigte es John Nicholson, Michael Sillegas und Carl Cist, die es als wirkliche Kohle erkannten und Weiß ermächtigten, Winter für seine Entdeckung eine Belohnung zu gewähren, wenn er den Fundort der Kohle zeigen wolle, was denn auch geschah. Sillegas, Cist, Weiß und andere bildeten gleich darauf (etwa Anfang 1792) eine uninkorporierte Gesellschaft unter dem Namen Lehigh Coal Mining Company und kauften vom Staate Pennsylvanien acht oder zehntausend Acker Land, mit Einschluß des Rauch-Chunk-Berges. Sie scheinen jedoch nicht viel Kohlen gegraben zu haben, die Gruben wurden vernachlässigt und die Kohlen nur von Schmieden und Bewohnern der Umgegend benutzt. Erst viel später wurde ihr bedeutender Wert erkannt und im Jahre 1821 die noch bestehende Lehigh Coal and Navigation Company organisiert.

Sillegas war ein Alderman der Stadt Philadelphia von 1792 bis 1804 und einer der Hilfsrichter an dem Mayors-Gerichtshofe. Seine Wohnung war damals No. 20 Süd-Zechste Straße, während er früher No. 91 Nord-Zweite Straße gewohnt hatte.

In einem Briefe, den Sillegas am 3. Februar 1786 von New York an Joseph Anthony und seine Tochter Henrietta schrieb, die sich am 29. Dezember 1785

verheiratet hatten, kommen folgende Zeilen vor, die für ihn charakteristisch sind, da sie gewissermaßen Lebensregeln für das junge Ehepaar enthalten.

In things of moment on thyself depend,
Nor trust too far thy servant or a friend;
To private views thy friend may promise
fair,

And servants very seldom prove sincere.
What can be done with care, perform
to-day,

Dangers not thought of, may attend de-
lay,

Thy future prospects all precarious are,
And fortune is as fickle as she's fair;
Nor trivial loss nor trivial gain despise,
Molehills, if often heaped, to mountains
rise;

Weigh every small expense, and nothing
waste,

Farthings long saved, amount to pounds
at last.

Gillegas starb in Philadelphia am 29. September 1804 im sechsundsiebzigsten Lebensjahre und wurde neben seiner Frau auf dem Friedhofe der Christuskirche begraben. Von seinen Kindern überlebten ihn nur sein Sohn Samuel und seine Töchter Margarete, Henrietta, Deborah und Mary Ann. Obgleich noch viele Nachkommen von ihm leben, so trägt doch keiner davon den Namen Gillegas.

Um den Charakter der Männer zu beurteilen, die hervorragenden Anteil an den Angelegenheiten jenes ereignisreichen Zeitabschnitts des nationalen Lebens nahmen, ist in Betracht zu ziehen, daß Pennsylvanien dabei eine wichtige Rolle spielte und daß beim Beginn der Revolution beinahe die Hälfte seiner Bevölkerung aus Deutschen bestand, deren Befreiung von etwa noch bestehenden Beschränkungen ihrer Bürgerrechte, am 19. Juni 1776, die Unabhängigkeitserklärung möglich machte.

Die "Votes of the Assembly" und "Journals of the Congress", die noch viel

ungeschriebene Geschichte unseres Landes, sowie seiner Finanzen und Finanzmänner, enthalten, zeigten Gillegas als einen viel beschäftigten, stets schlagfertigen Mann, dabei sorgfältig und systematisch in allen Angelegenheiten. Er war aber nicht bloß ein weitsichtiger Staatsmann und scharfsinniger Geschäftsmann, sondern auch ein Menschenfreund, der an dem Wohle der Neger, der Indianer und der Armen seiner Vaterstadt Anteil nahm. Das Pennsylvania Hospital, die Beschäftigung und Unterstützung der Armen, sowie der Häuserbau zu diesem Zwecke, die Vorjorge für die eingekerkerten Gefangenen, und die Abstellung öffentlichen sowohl wie privaten Unrechts beanspruchten seine persönliche Teilnahme und seinen Beistand. Sehr tätig war er auch bei allen städtischen Verbesserungen, wie Beleuchtung, Straßenpflasterung, Anlage von Abzugskanälen und Ueberbrückung des Schuylkils. Besonders bemühte er sich, den Delaware schiffbar zu machen und zu erhalten.

Daß solche Verdienste um des Landes Wohlfahrt, daß besonders seine langjährige, gewissenhafte und treue Verwaltung des Schatzmeisters der Vereinigten Staaten, eines Vertrauensamtes von so großer Verantwortlichkeit, nur wenig Beachtung gefunden, und daß von der Stadt seiner Geburt, seines Wirkens und seines Todes, die ihm so viel verdankt, nichts geideben ist, um sein Gedächtnis zu feiern und seine Verdienste öffentlich anzuerkennen, erscheint als eine Verfehlung des bürgerlichen Dankgefühls. Nur selten wird sein Name in den Geschichtsbüchern genannt, und doch sollte keine Geschichte der Vereinigten Staaten als vollständig betrachtet werden, die nicht die Verdienste dieses Patrioten erwähnt. Besonders sollten sich die Deutsch-Amerikaner angelegen sein lassen, das Andenken dieses wackeren Mannes von deutschem Stamme vor der Vergessenheit zu bewahren.

Die Quellen für vorstehende Lebensbeschreibung sind das Buch "Michael Hillegas and his descendants. By his Great-Granddaughter Emma St. Clair Whitney," — ein Artikel in der Zeitschrift The Pennsylvania-German. Vol. II. No. 4, "Michael Hillegas. By Rev. Michael Reed Minnich, A. M." — ein Briefbuch von Hillegas und verschiedene Artikel im Pennsylvania Magazine of History and Biography. Sämmtliche Bücher befinden sich im Besitze der Historischen Gesellschaft von Pennsylvania. Dem Briefbuche sind die folgenden Briefe und Auszüge entnommen:

York Town in Pennsylv.,
den 1. Februar 1778.

Hochzuehrender Herr General - Lieutenant:

Da ich durch einen allhier befindlichen Holländischen Officier Vernommen, daß Sie in dortigen Republik Krieges Diensten seyn, so hat die gleichheit des Namens mich entschieden, mich durch gegenwärtiges bey Ihnen Selbst zu erkundigen, ob ich vielleicht das Glück haben möchte verwandt zu seyn. — Mein jeeliger Vatter, Georg Michael Hillegas aus Singheim oder Espingen oder dessen Nachbarschaft ohnweit Heidelberg in der Pfalz gebürtig, kam ledig über in America vor ohngefähr 53 oder 54 Jahr, verheyrathete sich in dieses Land und erzeugte zehn Kinder, wovon anjeto nur drey noch leben nehmlich mich und zwey Töchter; beyde meine Eltern sind schon lange dem Herren entschlaffen. Ich erinnere mich aber sehr wohl, offtermahls von meinem Vater jeeliger gehört zu haben, mein Groß Vater habe ihm vielfältig erzählt, daß einer aus der Familie von seinen Reisen nicht wieder nach Hause gekommen sey; mein Vater schmeichelte sich beständig der Hoffnung über Kurz oder lang von demselben oder von seinen Hinterlassenen etwas zu erfahren, dieses Glück aber ist ihm nicht zu theil geworden: ob ich in solcher Entdeckung werde glücklicher

sein als mein Vater, ein solches werd mir die Antwort, welche ich hoffe die Ehre zu haben von Ihnen zu empfangen, mit mehreren belehren. —

Ich schmeichle mir selbst daß wenn sie mich einen ihrer Verwandten zu seyn vermuthen, daß es Ihnen eine Satisfaction sein werd zu hören, daß sowohl ich als die meinige in zünliche guthen umständen leben. Ich habe ferner Sie zu Informiren daß ich beständig in Philadelphia in Pennsylvania gewohnt habe, nun aber auf befehl unsers Congreß' Ich als Tresaurer oder Schatzmeister der vereinigten Staaten von North America mich in dieser Stadt vor eine zeitlang aufhalten muß;

Ich bin zeitlich in den Ehestand getreten, und anjeto bey 48 Jahr alt, habe 6 Kinder am leben, nehmlich 2 Söhne und 4 Töchter, der guthe Gott hat uns bishero zu allerzeit gesegnet.

Waß meinen Charakter anbetrifft, davon sollen vielmehr andere Reden als ich selbst, damit aber daß sie eine gelegenheit mögen bekommen sich zu erkundigen, wenn sie solches im sinn hätten, so wolte melden daß unter andern H. Doctor Franklin (einer) unser gegenwärtiger Ambassadör zu Paris der mich schon vielen Jahren gekant hat, und weiß auch was für Satisfaction ich dem Publico jederzeit gegeben habe in den Verschiedenen ämbtern so ich die Ehre gehabt habe zu betretten. — übrigends habe ich die Ehre zu Verharren mit besondrer Hochachtung

Mein hochgeehrter Herr General
Lieutenant

aller gehorsamster Diener

M. Hillegas.

P. S. So sie die güthigkeit solten haben an mich zu schreiben, so machen sie meine Adresse wie folget

To Michael Hillegas Esq. Treasurer
to the United States of America—
at York Town in Pennsylvania

A Monsieur Monsieur Hillegas Lieutenant General au Service de L. L.: H. P. P. les Etats Generaux des provinces unies.

Da Hillegas den Aufenthaltsort seines vermutlichen Verwandten nicht kannte, so schickte er diesen Brief am 17. März 1778 an Franklin in Paris mit dem Ersuchen, ihn wenn möglich an General Hillegas mit einigen Zeilen zu senden. Franklin scheint damit aber keinen Erfolg gehabt zu haben; denn am 5. November 1779 ersucht Hillegas den Ehrenwerten Henry Laurens, der nach Holland reiste, sich dort nach seinem Verwandten, der ein Offizier in der Armee oder Marine sei, zu erkundigen und, wenn er ihn fände, einen beiliegenden Brief zu übergeben, der Nachrichten über seine Familie enthalte. — Es ist nicht ersichtlich, ob er jemals die gewünschte Auskunft erhalten hat.

York Town Decr. 3, 1777

Dear Brother

Have the pleasure of informing you of all our Healths, but withall very anxious what will become of poor Sister Jennings and her children, should she have remained in Philadelphia. — I wrote you several Letters after you left Reading on this subject, for you to try to get her out with some of the Market People — I also wrote to her (which I hope she received) to try to get out, do let me know the success you had, for I feel much for them. I also wrote to some friends to assist her. — You may write me by the way of Reading to the care of Mr. James Read or Mr. Mark Bird of that place, either of whom can forward it to me either by post or otherwise —

I here enclose you an order on Mr. Samuel Morris Senr. who I believe lives at Gabriel Shulers place about 10 or 12 miles below you, to pay you the monies in his hands belonging to me; his son

Mr. Saml. C. Morris left it with him for that purpose — You'll please to credit me with the amount & write me how much it is. — Mrs. Hillegas and Children join me in the sincerest Love to you, Dear Sister Kuhl and all your sweet Children together with all our Relations about you

and am Dear Brother

Yours Most affectionately

M. H.

P S Do let us know how you all do and how your son has got the better of his fracture by falling off ye Horse.

Mr. Frederick Kuhl.

F. Kuhl war mit Suzanne Hillegas verheiratet. Das von Morris zu kollektirende Geld war Hillegas' Anteil an dem Gewinne eines Handelsunternehmens nach Frankreich. Aus seinen Briefen ergibt sich, daß er sich oft an solchen überseeischen Unternehmungen beteiligte.

In einem ebenfalls den 3. Dezember datierten Briefe an Samuel Morris kommen folgende Stellen vor: "I am once more blessed with having my children about me after having been deprived of their company for nine months" — — — "We hear the distress of the Remaining Inhabitants of our Dear City is great, by their being in the Enemies' hands, I hope however in due time the Phillistines will be obliged to fly the City, nay all America, and that we shall see each other in that place in peace and safety — — —" Er nennt Morris "Dear Neighbour."

Am 10. März 1778 schreibt Hillegas an Thos. Livezey: "I have already heard of my houses having been made Hospitals of," was ihm sehr unangenehm ist. Er erlaubt Livezey in seinem Hause zu wohnen, ersucht ihn aber, keine Aenderungen darin zu machen, und hofft, daß er es vor weiterer Beschädigung bewahren möge.

Zum Mai 1780 schrieb Sillegas wiederholt an Matthias Slough in Bezug auf heftige Gefangene, die gegen seine Bürgerschaft aus dem Gefängnis entlassen worden und wahrscheinlich auf dem Lande beschäftigt waren; denn da manche davon desertierten, so wünschte er ihre Zurücksendung, weil er sonst Ungelegenheiten und Verluste haben würde.

Aus dem Nachstehenden wie auch aus anderen Briefen geht hervor, daß Sillegas manchmal bei Ankäufen von Land und dessen Besiedelung beteiligt war.

Philada. Jan'y 11, 1779

My dear Sir

I flatter myself That your good Nature will easily pardon the trouble I here give you, and therefore without further Apology I beg to inform you That like some others it has been my fortune or misfortune soon after having arrived of Age & almost ever since to be most of my time in public service, none of which has ever been any way lucrative so as to enable me to lay any thing by for a numerous family in addition to my patrimonial Estate. I should be wanting in duty to my children If I did not even now (late as it is) try to make them amends, for which purpose I've been thinking of some thing that will not interfere with my present business — The object I have is That if a grant of good Lands could be obtained, it would in time be something to them. —

Whether you can assist 'me in this Scheme (if agreeable to your sentiments) and whether there is any body of good Lands in your State unappropriated & free & clear of Claims, and what mode is best to be taken to obtain the same becomes a Question — I should ever deem myself happy, if your other business will permit it, That you would please to favor me with your opinion & inclinations on this

business, and how far you could serve an old Slave to his Country; together with your sentiments of the late Resolutions of your Assembly & of your Laws respecting the Purchases of Lands made of the Indians without having been previously authorized by your Government so to do, declaring such purchases null & void. Also what difference (if any) probably will be thought or rather made by your people, respecting the purchase of the Lands called Transylvania by one Richard Henderson & Compy. And the Companies who have purchased on the Wabash & on the Mississippi in the Illinois Country. — I should likewise be glad to know to what degree of Latitude your people Claim to the Northward for Virginia, I mean in that part to the Westward of this State. — I would not have you to think as I have mentioned those large Tracts, That I will not accept of a few odd Thousands — No, No, — don't think so. — solicitors & beggers are not to be choosers. — This much however I will confess — the better in quality & the larger it is, the more will it be agreeable. —

If you should not have it in your Power at present to do anything for me — perhaps after some time, some Scheme of purchase may open to you, in which case, should you incline to remember & to Interest me in any Company, I shall duly acknowledge the favor, And permit me to add, That I flatter myself you'll (neither of you) not repent of it as without Vanity, my Interest in this State for the obtaining good settlers & good Farmers will not be inconsiderable.

I am Sir with much Esteem & Regard

Yr most Obed. & most Affect. hble
, Sert.

M. H.

Genl. Nelson

Virginia.

Das Deutsche Lied. *)

Ein leises Singen, als wenn bei Mondes-
glanze
Ein Elfenheer im Wald sich wiegt im
Tanze;
Zum Sturm anschwellend, daß, bei seiner
Flucht,

Die Eiche ächzend stöhnt, ob seiner Wucht.
Doch plötzlich, wie gezähmt in ihrem Grimme,
Versöhnend tönet die gewalt'ge Stimme;
Den stolzen Nacken freudig beugt sie,
Gehorjam dem Geleß der Harmonie.
So steigt und sinkt melodisch, so durchzieht
Des Lauschers Ohr das schöne — deutsche
Lied.

Wie hordt entzückt das Kind dem süßen
Klang,
Dem ersten Lied, das ihm die Mutter sang;
So hold und rein, — Waldglöckleins fer-
nes Läuten, —
Und märchenhaft, mit wonnigem Bedeuten.
Und wenn die Form zur Reife sich entfaltet,

Zum Keld die Rosenknoße hat gestaltet,
Wie allbeherrschend, über Herz und Sinne,
Gebietet das Naturgesetz der Minne!
Und innig, still, beseligt das Gemüth
Das sinnig wunderfame, — deutsche Lied.

Die Jugend flieht, es färbet schon im Wald
Das Heer der Blätter sich, und ach! wie bald
Durchziehen Silberfäden Haar und Bart!
Das ist der Herbst, der hier in seiner Art,
Anklopfend jacht, uns grüßend bringt am
Morgen

Des Lebens Bürde: — Arbeit, Müß' und
Sorgen;

Denn immer lächelt nicht des Himmels
Gunst,

Ernst ist das Leben, heiter bleibt die Kunst.
Und wenn zum Schluß des Lebens Docht
verglüht,

Dann bringt den letzten Gruß, — das deut-
sche Lied.

F. M o r a s , Philadelphia.

† Rev. Joseph Still- Quinch.

Wieder ist das Dahinscheiden eines Mit-
gliedes der Deutsch-Amerikanischen Histori-
schen Gesellschaft von Illinois in Quincy zu
melden. Pfarrer Joseph Still, der
langjährige Seelsorger der katholischen St.
Johannes-Gemeinde, starb am Freitag, den
29. März 1907, im Alter von nahezu 58
Jahren. Geboren am 25. Mai 1849 zu
Urdingen, Rheinpreußen, studirte er an den
höheren Bürgerschulen zu Urdingen und
Grefeld und absolvirte das Gymnasium zu
Rempen. Dann studirte er in Münster Phi-
losophie und Theologie, theilweise im Ameri-
kanum, um sich für die Missionen in Amerika
auszubilden. Dasselbst am 22. Mai 1875
zum Priester geweiht, kam er am 8. Septem-
ber desselben Jahres nach Amerika und wurde

Assistent des Vater Bartels in Germantown,
Illinois. Dort arbeitete er, bis er 1880
nach Quincy beordert wurde, wo er am 22.
Mai eintraf. Nahezu 27 Jahre war Vater
Still in dieser Stadt thätig und hat mit
wenigen Hülfquellen viel geleistet, indem er
die St. Johannes-Gemeinde zu großer Blüthe
brachte. Von echt deutscher Gesinnung be-
seelt, stand er allen Bestrebungen im Interesse
des Deuththums sympathisch gegenüber.

Auch die Deutsch-Amerikanische Historische
Gesellschaft von Illinois hat durch den Tod
von Vater Joseph Still einen Verlust zu
verzeichnen, denn er gehörte derselben Zeit
ihrer Gründung an und interessirte sich sehr
für das Unternehmen.

Heinrich Bornmann.

*) Veröffentlicht in „Mittheilungen des Deutschen Pionier-Vereins von Philadelphia, Heft 3, 1907.“

Ein Vorschlag zur Hebung des Deutschthums in Amerika.

Es ist leider eine unerfreuliche Thatfache, daß die hier aufwachsenden Kinder deutscher Abstammung so wenig Werth auf die Pflege der Sprache ihrer Eltern legen und mit den vielfachen, meist unter den schwierigsten Verhältnissen erworbenen Verdiensten und der Geschichte der aus Deutschland eingewanderten Pioniere so wenig vertraut sind, wie mit den Hieroglyphen des alt-mexikanischen Kalendersteins.

Von den vielen Gründen dieser unerquicklichen Erscheinung, die besonders an Kindern, welche die öffentlichen Schulen besuchen, bemerkbar ist, will ich nur auf einen aufmerksam und zugleich einen praktischen Vorschlag zur Beseitigung desselben machen.

Alle Lehrbücher der amerikanischen Geschichte vermeiden es offenbar absichtlich, die Bestrebungen der Deutschen zur Entwicklung, Unabhängigkeit und Erhaltung der Union gebührend zu würdigen oder da, wo sich dieselben mit dem besten Willen nicht ignoriren lassen, mit ein paar Zeilen flüchtig abzu thun. Wie sollen nun die Kinder der Deutsch-Amerikaner die betreffende Lücke ihres historischen Wissens ausfüllen?

Die einzelne Epochen behandelnden Spezialwerke sind ihnen meistens unzugänglich; auch beschäftigen sich dieselben zu viel mit unbedeutenden, uninteressanten und den Leser ermüdenden Einzelheiten. Wie wäre

es nun, wenn z. B. der deutsch-amerikanische Nationalbund ein für Kinder von 11 bis 14 Jahren bestimmtes Lesebuch für den deutschen Nachwuchs herstellen und es durch seine zahlreichen Zweigvereine verbreiten ließ?

Ein solches Buch müßte natürlich in einem gefälligen, anziehenden Stile geschrieben und mit guten Illustrationen ausgestattet sein, damit es die Kinder aus eigenem Antriebe in die Hand nähmen und nicht erst zum Lesen desselben gezwungen werden müßten. Es sollte, um nur einige Beispiele anzuführen, die allgemeinen Gründe, welche die Deutschen zur Auswanderung zwangen, klarlegen, ihre Gefahren und Entbehrungen bei der Gründung der neuen Heimath schildern, sowie Biographien der Männer, die sich im Krieg oder Frieden auszeichneten, enthalten. An interessantem und dankbarem Stoffe für ein derartiges Buch fehlt es bekanntlich nicht, denn es liegt bereits ein außerordentlich reichhaltiges, von Spezialforschern gesammeltes und bearbeitetes Material vor, das nur sorgfältig gesichtet und umgeschrieben zu werden braucht, um dem angedeuteten Zweck zu entsprechen.

North Tarrytown, N. Y.,

Carl Anorb.

Dieser Vorschlag verdient Beherzigung!

Kleine Notizen.

— In Mascoutah, im St. Clair County, Ill., starb am 27. September 1906 der frühere Redakteur des Mascoutah-Anzeiger, Herr A. Christian Gmigg. Er war am 19. Oktober 1829 in Rheinbavarn geboren, hatte einige Jahre die lateinische Schule besucht, war siebzehnjährig nach Baltimore, wo er Buchführer in einer Glasfabrik war, und 1848 nach Belleville gekommen, wo er das Sattlerhandwerk erlernte. Im Jahre 1851

eröffnete er in Mascoutah ein Sattlergeschäft, war später Buchhalter in der Mühle von Gissenmaner & Postel; dann mehrere Jahre Schullehrer, Vokalprediger der Methodisten-Gemeinde in Mascoutah, Clerk in der dortigen Postoffice, Town Collector, von 1880 bis 1893 Redakteur des Mascoutah-Anzeiger, und seitdem Vokal-Correspondent und Agent für die Belleviller Post und Zeitung. Vier Kinder und elf Enkel überleben ihn.

Die ersten deutschen Einwanderer.

Von Wm. Kaufmann-Dresden.

Die deutsche Einwanderung beginnt mit dem Anfange aller germanischen Kulturarbeit auf amerikanischem Boden, also um 1620. Schon in den Kindheitstagen amerikanischen Pionierlebens wirkt neben dem Engländer, Holländer und Schweden der Deutsche, und auch auf bedeutungsvolle Spuren deutscher Geistesarbeit treffen wir schon in jener ersten Periode.

Es wird nothwendig, auf jene Thatsache besonderes Gewicht zu legen, denn seit ungefähr fünfundzwanzig Jahren ist in deutsch-amerikanischen Kreisen der Irrthum verbreitet worden, daß wir den 6. Oktober 1683 (Ankunft von dreizehn Grefelder Leineweberfamilien) als den Anfang der deutschen Einwanderung anzusehen haben. Da die anglo-amerikanischen Geschichtsschreiber, besonders die neueren, die Betheiligung der Deutschen an der Besiedlung Amerikas gesichtlich ignoriren, so sollten wir Deutschen um so mehr bestrebt sein, das Werk unserer Vorfahren nicht selbst zu verkleinern. Es ist durchaus nicht einerlei, ob wir den Anfang der deutschen Einwanderung auf 1620 oder auf 1683 verlegen.

Wenn ich das Jahr 1620 als Anfang des deutschen Wirkens in Amerika festsetze, so geschieht das, weil um diese Zeit die germanische Kulturarbeit in Amerika überhaupt beginnt und weil Deutsche gleich bei diesen ersten Anfängen mitgewirkt haben. 1620 war ein Mitteljahr, welches für die Neuengland-Colonien vollständig zutrifft, aber auch für Neu-Niederland und sogar für Virginien anwendbar erscheint, obschon Virginien zeitlich ja einen kleinen Vorsprung hat, denn es wurde 1606—07 neu begründet, nachdem die erste Raleigh'sche Expedition vollständig verschollen war. Aber Virginien hat bis um 1620 eigentlich nur vegetirt. Kurz vorher war das Arbeiten auf gemeinschaftliche Rechnung in dieser Adelskolonie endlich aufge-

hoben, den Siedlern war dann erst das Land zur individuellen Bodenbearbeitung angewiesen worden. 1619 kommt auch die erste Schiffsladung englischer Mädchen an, und das Familienleben beginnt. Auch die Neger-sklaverei nimmt 1620 ihren Anfang und gleichzeitig wird in Europa der Erfolg des Tabakbaus bekannt, worauf endlich die stärkere Auswanderung wirklich brauchbarer Siedler einsetzt. — Ebenfalls paßt das Jahr 1620 als wirklicher Anfangstermin für die neu-niederländische Colonie am Hudson. 1621 wird die Compagnie begründet, welche die Verwaltung übernimmt, 1623 kommen dreißig Familien, meistens Wallonen, worunter aber auch mehrere deutsche Familien aus Luxemburg; eine primitive Befestigung wird aufgeworfen — kurz, es wird um jene Zeit ein Anfang gemacht, und so kann man mit einigem Recht sagen, im Jahre 1620 beginnt die Kulturarbeit germanischer Völker auf amerikanischem Boden.

Im Frühling 1626 langt Peter Minuit als dritter holländischer Gouverneur (die ersten beiden taugten nichts) in dem 210 Seelen zählenden erbärmlichen Dörfchen Neu-Amsterdam (dem jetzigen New York) an. Er, der selbst ein geborener Deutscher ist, bringt eine Anzahl deutscher Handwerker und Bauern mit, deren Namen uns theilweise überliefert sind. So waren dabei Bernhardt Wellenhof und Wessel Weffelsen aus Münster, Engelbrecht Sternhausen aus Soest, Johann Herdenbrodt aus Elberfeld, Albert Burr aus Jülich, Heinrich Weinrich aus Wesel. Ferner treffen wir schon um jene Zeit den Jacob Fuchs aus Baden in dem Dörfchen, welches bei Minuit's Ankunft aus einem Steinhause und dreißig Hütten bestand, deren Baumaterial hauptsächlich Baumrinde war (Broadhead, Band I, S.). Auch der erste Besiedler von Breukelen (Brooklyn) ist ein Deutscher gewesen, und derselbe muß schon in den zwanziger Jahren in der

Colonie geweiht haben, denn er war mehrere Jahre am oberen Hudson, ehe er sich in Breukelen niederließ. Das war Rem Jansen Vanderbedt. Der Name klingt schön holländisch, ihr Träger hieß aber von der Bede und stammte aus Jever, der berühmten Ribigeeierstadt in Oldenburg. Die große und reiche New Yorker Familie Remsen stammt von diesem von der Bede ab. Damals rief man die Leute meistens bei den Vornamen, so wurde aus dem Rem in der zweiten Generation Remsen. Der alte von der Bede starb 1681 als reicher Mann und fünfzehn sämmtlich verheirathete Kinder umstanden sein Sterbelager. — (Loth in d. Pionier.)

Von den Deutschen, welche sich im ersten Jahrzehnt am Hudson ansiedelten, wissen wir recht wenig, aber immerhin steht ihre Zahl derjenigen der Grefelder von 1683 kaum noch nach. Zugleich giebt uns das kleine Häuflein die erfreuliche Kunde von der Theilnahme unserer Landsleute an der allerersten Kulturarbeit in Amerika, und von der Thatsache, daß das Pionierwerk der Deutschen auch in zeitlicher Beziehung gleichberechtigt ist mit den Werken der Holländer und der Engländer.

Gleichberechtigt, wenn man die Leistungen der Deutschen als Colonisten in Betracht ziehen wollte — aber das geschieht ja leider niemals. Die geschichtliche Darstellung behält besonders im Auge, was ein Volk in politischer Beziehung zu einer bestimmten Zeit erreicht oder erstrebt hat. Was ein Volksstamm im stillen Wirken durch die ihm angeborenen und nun freigewordenen Kräfte seiner kulturellen Veranlagung in einem neuen Lande leistet, ist für den Durchschnittshistoriker, speziell für den amerikanischen, Nebensache. Um so mehr ist anzuerkennen, was der erste und bedeutendste anglo-amerikanische Geschichtsforscher George Bancroft im zehnten Bande seiner Geschichte Amerikas sagt: "So Germany, which appropriated no territory in America, gave to the colonies of New Netherland and New England their laws of being".

Weil die politischen Dinge zur Zeit der Entdeckungen und der überseeischen Eroberungen in seiner Heimath ungünstig lagen, weil Deutschland damals keine Auslandspolitik betreiben, keine eigenen Colonien begründen konnte, so mußte der Deutsche jener Zeit seine Mitwirkung an dem wichtigsten Ereigniß der ganzen Geschichte der Menschheit — denn das ist die Eroberung Nordamerikas durch die europäische Kultur — im Geleite solcher Völker antreten, welche damals in politischer Beziehung günstigere Bedingungen für die Besiedelung des neuen Landes darboten. So finden wir den Deutschen, vom Anfang der amerikanischen Besiedlung an, als Mitgänger im Troß der anderen Völker, der Spanier, der Franzosen, der Engländer, der Holländer und der Schweden. Aber überall ist er zuerst mit dabei, stets treffen wir auf deutsche Spuren, freilich sie sind oft genug verwischt, und man muß eifrig und fleißig suchen, wenn man sie nach fast dreihundert Jahren aufdecken will.

Um chronologisch zu verfahren, sei hier kurz mitgetheilt, was über das Wirken der zerstreut auftretenden ersten Deutschen in Amerika bekannt geworden ist. Bancroft meldet von einem Sachsen (Freiberger?), welcher 1583 die Humphren'sche Expedition nach Neu-Fundland begleitete, um den Goldbestand von dort gefundenen Erzen festzustellen. Dieser Landsmann ging mit seinen Erzproben auf der Rückfahrt nach Europa in einem Schiffbruche zu Grunde. Daß sich deutsche Handwerker bei dem zweiten Versuch in Virginien (1607) befanden, wird mehrfach berichtet. Da die Geschichte von Virginien von Engländern geschrieben ist, so braucht man sich nicht zu verwundern, daß wir dort erst um 1668 einem bedeutenden Deutschen begegnen, dem Johannes Lederer, dem Erforscher des Allegheny-Gebirges, dem Pfadfinder nach dem Südwesten Virginien's. Er war ein gebildeter Mann, seine Beschreibung der vier Reisen, welche er in die Wildniß unternahm, verfaßte er in lateinischer

Sprache. Diese Beschreibung ist von dem englischen Gouverneur Talbot von Maryland übersetzt worden.

Im Gefolge der Spanier treffen wir Eusebius Franz Kühn, Kino genannt. Er war, ehe er Jesuit wurde, Professor der Mathematik in Ingolstadt. Um 1675 tritt Kühn in Süd-Californien auf, erforscht Californien, Alt- und Neu-Mexiko und auch Theile des heutigen Arizona, wird von den Spaniern wegen seiner Thätigkeit unter den Indianern "el grande apostol de la India" genannt und stirbt auf einer Forschungsreise im Mündungsgebiete des Colorado im Jahre 1710. — In der Geschichte lebt er als der wissenschaftliche Entdecker Californiens. Die anglo-amerikanischen Historiker wissen so gut wie nichts von diesem bedeutenden Deutschen.

Daß auch bei den französischen Entdeckern Deutsche waren, meldet uns Vater Hennepin, den wir mit gutem Recht selbst als Deutschen ansprechen könnten, denn das Hennegau, welchem Hennepin entstammte, besaß damals die deutsche Sprache. Hennepin erzählt von einem Schwaben Namens Huens oder Hiens, der schon 1680 als Begleiter La Salles am Illinoisflusse genannt wird. (Hanno Teiler zufolge ist der Name Heinz oder Hans. Die Red.) Er begleitete La Salle auf dessen Entdeckung der Mississippi-Mündung, und war Zeuge, als La Salle aus dem Hinterhalte von dem Verräther Dufaut erschossen wurde. Huens hat etwas später den Tod seines Führers an Dufaut gerächt.

So finden wir Deutsche im Geleite der Spanier, Franzosen und Engländer schon in der allerfrühesten Zeit. Aber diese Männer waren allerdings keine Einwanderer, keine Siedler in unserem Sinne. Es waren solche Deutsche, welche sich in der Zeitgeschichte derartig bethätigten, daß ihre Leistungen bemerkt werden mußten und daß so ein Nachklang ihrer Thaten auf uns gekommen ist. Was wir von ihnen hören, ist immer Gutes. Dem Kühn und dem Lederer gebühren zweifellos

Ehrenplätze unter den ersten Erforschern Amerikas. —

* * *

Für die Erforschung seiner Colonialgeschichte hat der Staat New York seit dem Jahre 1840 große Summen bewilligt. In Jahrzehnte langer Arbeit haben Fachmänner das umfangreiche Altenmaterial gesichtet. Besonders zu nennen sind da John R. Broadhead, E. W. O'Callaghan und in neuerer Zeit Berthold Fernow. Deren Arbeiten sind in vielen vom Staate herausgegebenen Bänden niedergelegt. In diesen Werken finden wir die Namen derjenigen Deutschen, welche zur holländischen Zeit in hervorragender Weise wirkten, hohe Ämter bekleideten, im öffentlichen Leben beständig an führender Stelle erscheinen. Daß wir sie als Deutsche noch kennzeichnen können, verdanken wir aber immer nur einem Zufall, der an irgend einer Stelle der Akten ihren deutschen Heimathsort neben ihren Namen erscheinen läßt.

Neu-Niederland war während seines ganzen Bestehens eine schwächliche menschenarme Colonie. Es war stets mehr Handelsstation als Besiedelungsort. Volkszählungen wurden niemals veranstaltet, aber Broadhead hat aus gelegentlichen Schätzungen, welche in den Akten wiederkehren, ziemlich zuverlässige Angaben der hauptstädtischen Bevölkerung zusammengetragen. Danach zählte die „Stadt“ 1628 nur 270 Einwohner, 1645 sind nur hundert Männer dort (nach den gräßlichen Indianerkriegen), 1652: 120 Häuser und 600—700 Einwohner, 1656 ungefähr 1000 Einwohner, 1664 bei der Uebergabe an die Engländer 1500 Seelen. In der ganzen Colonie, die bis über Albany hinaufreichte, wohnten 1664 ungefähr 10,000 Weiße. Das muß man stets im Auge behalten, wenn man das Wirken derjenigen Deutschen beurtheilen will, welche wir jetzt noch als engere Landsleute dort wieder erkennen.

Natürlich war Minuit kein deutscher Einwanderer in unserem Sinne. Er war hollän-

discher Beamter, kam und ging auf Weisung aus Holland. Aber sein Landsmann und Schwager Hued aus Wesel (auch Huid und Huyghen geschrieben), der neben ihm als Lagerhausverwalter fungirte, blieb als Siedler in der Colonie. Ebenfalls ein dritter holländischer Beamter, der Fiscal Ulrich Rupold aus Stade a. d. Elbe. Bald nachher treffen wir auch Hans Kierstedt aus Magdeburg, der ein Wundarzt war und deshalb wohl als der erste deutsch-amerikanische Mediziner zu gelten hat. Kierstedt wird in der Colonial-Geschichte oft erwähnt, und auch seine Frau machte sich sehr nützlich. Sie war der Indianer-Sprachen kundig und fungirte als Dolmetsch. Und wer würde wohl annehmen, daß hinter dem so schön holländisch klingenden Namen Jochem Pieterse Kuyter (1638 eingewandert) ein Darmstädter sich versteckt. (Broadhead S. 289.) Broadhead erwähnt diesen Kuyter an dreizehn Stellen seines ersten Bandes, K. war Mitglied des Rathes, lebte in beständigem Kampfe mit dem unfähigen Gouv. Kieft und wurde von diesem als Gefangener nach Holland geschickt, als Kieft im selben Schiffe nach der Heimath zurückkehrte. Das Schiff ging unter. Kieft ertrank, Kuyter wurde gerettet, in Holland von allen Anklagen freigesprochen, kehrte nach Neu-Amsterdam zurück und bekleidete unter Gouv. Stuyvesant das Schultheißenamt, wurde aber dann von den Indianern ermordet.

Der bedeutendste Deutsch-Amerikaner Neu-Amsterdams, und wahrscheinlich die geistig hervorstechendste Persönlichkeit von ganz Neu-Niederland war aber Augustin Herrmann, aus Prag gebürtig. (Er ist auch der erste Deutsch-Amerikaner, von welchem uns ein Bild überliefert worden ist.) Die Holländer schreiben seinen Namen Heermaus, seine eigene deutsche Unterschrift läßt ihn aber deutlich als Herrmann erkennen. Prag war damals so deutsch, wie heute Breslau oder Köln. Er kam schon sehr frühe nach Amerika. Gegen 1623 muß er schon in Jamestown in Virginien gewesen sein, denn

er begründete dort den Tabakshandel. Er war in Neu-Amsterdam ein Großkaufmann. Um 1647 ist er Mitglied des Stadtrathes. (Eine ausführliche, leider nicht abgeschlossene Biographie Herrmann's befindet sich in Rattermann's Magazin, Cincinnati 1887). Herrmann war der rechtskundige Diplomat der Niederlassung. Er lebte zwar in beständiger Fehde mit dem Autokraten Stuyvesant, aber Letzterer konnte ihn nicht entbehren, und so finden wir unsern Landsmann als Führer aller diplomatischen Aktionen, welche die Colonie mit ihren englischen Nachbarn einleitete. Herrmann fiel die schwierige Aufgabe zu, das Besitzrecht der Holländer auf ihre Colonie gegenüber den Engländern in Neu-England, in Maryland und in Virginien aufrecht zu erhalten. Er that es mit großem Geschick und diplomatischem Takt. Auch in Maryland treffen wir auf Spuren von Herrmann. Er verkaufte den Labadisten (einer aus Franzosen und Deutschen bestehenden kommunistischen Sekte) Land in Maryland, auf welchem sich die Labadisten zuerst ansiedelten.

Im Jahre 1660 langte das Schiff „Otter“ in Neu-Amsterdam an mit 14 „holländischen“ Soldaten. Darunter waren Jacob Vosseler aus Frankfurt, Jan Bresen aus Hamburg, Thomas Vorstuydt aus Bremen, Harmen Hellings aus Verden (a. d. Weser), Jan Baer aus Neustadt, Jan Vier aus Bonn. Bei den übrigen acht Soldaten läßt sich nicht sagen, ob das echte Holländer waren oder nicht. Von den obigen sechs Deutschen interessirt uns eigentlich nur Vosseler, wir haben die Namen der übrigen fünf angeführt, um zu zeigen, wie die deutschen Namen damals verholländerisirt wurden. Jacob Vosseler aber ist der deutsche Freiheitsheld und spätere Vice-Gouverneur von New York Jacob Leisler aus Frankfurt a. M. Schon im Jahre 1665 finden wir Leisler als Geschworenen in dem einzigen (mit Freisprechung endenden) Herrenprozeß, der am Hudson verhandelt wurde. (Ist es nicht merkwürdig, daß nach der An-

kunft der Engländer in New York auch sofort Heren verfolgt wurden!!) Leisler wurde mit der Zeit ein Großkaufmann und Rheder. Er war im Jahre 1688 der vom Volke gerufene einflußreichste Mann von New York. Seine Geschichte können wir hier leider nicht erzählen. Er starb 1690 am Galgen als Opfer eines Justizmordes. Das britische Parlament hat diese Thatsache durch besonderen Beschluß anerkannt und diesem Deutschen, der zuerst den Gedanken eines Zusammenwirkens der englischen Colonien erfaßte und wirklich ein gemeinsames Vorgehen jener Siedlungen durchsetzte, später ein Ehrenzeugniß ausgestellt. Leisler war auch der erste ausgesprochene Demotrat dieser Colonie. Er trat der Beamtenclique und den wie Autokraten herrschenden Gouverneuren gegenüber als Vertreter der Volksrechte. Und deshalb hat die Clique, als sie wieder an's Ruder kam, diesen echten Volksmann gehängt. — Aber lange über sein Grab hinaus hat sich die Volkspartei aufrecht erhalten, und noch vierzig Jahre nach seinem Tode hat die Leisler-Partei bestanden, welche in der Assembly zur Macht gelangte und nach und nach einer besseren Vertretung der Volksrechte die Wege bahnte.

(Obwohl Peter Zenger, ein Pfälzer, einer etwas späteren Zeit angehört, sei seiner hier doch kurz erwähnt. Das war der Mann, welcher die Preßfreiheit in Amerika erkämpft hat. Seitdem sind fast zweihundert Jahre verstrichen, aber niemals ist wieder der ernstliche Versuch gemacht worden, an diesen freiheitlichen Grundsätzen zu rütteln.)

Wenn wir Minuit als holländischen Beamten abrechnen, so finden wir als prominente Deutsche, zum Theil in führenden Rollen unter holländischer Herrschaft: Huyd aus Wesel, Lupold aus Stade, Kierstedt aus Magdeburg, Kunter aus Darmstadt, Herrmann aus Prag, Leisler aus Frankfurt. Und nun zeige man uns ein amerikanisches Städtchen, das zuerst 210 Einwohner, dann längere Zeit 500—600 und 1664 erst 1500 Einwohner zählte, welches so viele prominente Deutsche aufzuweisen

hätte! Kapp sagt von der deutschen Einwanderung, sie habe aus Soldaten ohne Offiziere bestanden. Das ist als allgemeine Charakteristik auch richtig. Aber in Neu Amsterdam treffen wir merkwürdigerweise auf verhältnißmäßig viele deutsche Offiziere, (d. h. Führer) und es ist immerhin möglich, daß wir noch längst nicht alle entdeckt haben. (So z. B. weiß Kapp, der die Geschichte der deutschen Einwanderung von New York geschrieben hat, noch nichts von Herrmann, dem bedeutendsten Deutsch-Amerikaner jener Zeit, und auch Kunter und Kierstedt kennt er noch nicht als Deutsche.) Sollten hinter jenen „Offizieren“ nicht auch Soldaten, d. h. deutsche Siedler zu finden sein?

Schon der Senior Mühlenberg giebt da Wink. Er sagt (Hallische Nachrichten) er habe gefunden, daß sich vom ersten Anfang der Colonie in Neu Amsterdam Lutheraner befunden hätten. Wenn es nun auch falsch ist, was Voehler sagt, daß sich der Begriff lutherisch in Amerika (abgesehen von den Schweden) stets mit deutsch decke, denn es gab auch einzelne holländische Lutheraner, so ist doch durchaus anzunehmen, daß die Lutheraner, welche seit 1646 in Neu Amsterdam nach einer Kirche verlangten, hauptsächlich Deutsche sind. Der strenge Calvinist Stuyvesant verweigert das Gesuch immer wieder, fast zwanzig Jahre kämpfen die Lutheraner um eine Kirche, aber erst nachdem Neu Amsterdam englisch geworden ist, wird den Lutheranern der Kirchenbau gestattet. Sofort wird eine große Kirche gebaut und ihr erster Pastor, Jacob Fabricius, wird 1669 aus Deutschland herbeigekehrt.

Bei einer Anzahl deutscher Bauern, welche nach 1630 einwanderten, läßt sich der deutsche Heimathort doch noch feststellen. Aus den in Albany aufbewahrten Colonial Records meldet O'Callaghan in Band I, Appendix H. (ebenfalls abgedruckt im Deutschen Pionier Band VII), daß sich unter den Ansiedlern, welche sich während der Jahre 1630—1648 in van Rensselaerswyk niederließen, folgende Deutsche befanden: Philipp Brandt aus

Neuentkirchen, Theodor Cornelius aus Bechte, Jacob Wolfertson und Johann Janson aus Bremen, Johann Jacob Schermerhorn und Heinrich Westerkamp aus Antum, Jacob Herrick und — Diertson aus Bechte, J. A. Pauk und Cornelius Lampert aus Düren, Lukas Schmidt aus Idensburg (?), Johann Bleker aus Meppen, Arnold Andrießen aus Friedrichsstadt. Ferner befanden sich unter den Passagieren des Schiffes „de Houttuyn“ folgende Deutsche, welche sich in Kessellärswyk niederließen: Abraham Stäs, Arzt aus dem Rheinlande, Eberhardt Pelz, Bierbrauer nebst Frau und Knecht aus Bayern, Joachim Kettelher aus Camenz, Johannes Helms aus Basel, Paulus Janson aus Gertrudenburg, Hans Vos aus Baden, Heinrich Alberts aus Wuden (?), Gertrud und Heinrich Dries aus Driesburg. Das a l l e i n sind einundzwanzig deutsche Bauernfamilien, fast doppelt so viel als die dreizehn Grefelder Familien von 1688. Van Kessellärswyk aber war nur eines von den sechs großen Patronaten (Landbesitzungen), welche auf Besiedelung angewiesen waren. Van Kessellärswyk lag etwas südlich von Albany. Wie viele Deutsche mögen wohl auf den übrigen f ü n f Patronaten angesiedelt worden sein, von welchen die Akten nichts melden? Namentlich auf Long Island sollen die Deutschen stark vertreten gewesen sein und ebenfalls am unteren Hudson. Dort waren die Lutheraner am zahlreichsten und außerdem wurde in jener Gegend der Weinbau sehr frühzeitig betrieben. Im Jahre 1653 meldet Adrian Vanderdonck nach Holland (von Löhner citirt nach Dunlap), „daß die Deutschen fremde Weinstöcke eingeführt und Weinbauer aus Heidelberg veranlaßt hätten nach Neu Amsterdam zu kommen, damit die Fehler bei der Behandlung der Reben gebessert würden.“

Das beste Material für die ältere Einwanderungs-Statistik sind die Schiffslisten, die Namensverzeichnisse der in Amerika Eintroffenen. Für Pennsylvanien haben wir sie aus der wichtigsten Zeit (siehe Kupp's 30,000 deutsche Namen), für den Hudson

sind sie n u r aus den letzten 7 Jahren der holländischen Verwaltung 1657—1664 vorhanden. Mit der englischen Besitzergreifung hören sie vollständig auf. Jene Schiffslisten sind in O'Callaghans Doc. History of N. Y. Band III von Seite 33 an, vollständig abgedruckt. Aber der Ausweis über die Heimath der Einwanderer findet sich bei kaum der Hälfte der Eingewanderten. Aus den Namen der „Heimathlosen“ könnte man noch auf sehr viele Deutsche schließen, doch das wäre keine Beweisführung. Ferner ist zu v e r m u t h e n, daß Manche derjenigen, bei denen ein holländischer Ort als Heimath angegeben ist, Deutsche waren, die zu der ungeheuren Flüchtlingsarmee gehörten, welche Holland damals beherbergte. Wirklich Deutsche d. h. solche Einwanderer, bei denen ein deutscher Heimathsort angegeben ist, habe ich noch siebenundvierzig in jenen Schiffslisten gefunden. Das würde mit den schon Genannten ungefähr fünfundachtzig Deutsche ausmachen, welche wir als Ansiedler in Neu Niederland festgestellt haben. Nach sehr sorgfältiger Prüfung des umfangreichen Materials möchte ich die sehr c o n s e r v a t i v e Schätzung aufstellen, daß die deutsche Auswanderung nach Neu Niederland a l l e i n mindestens so stark gewesen ist, wie die deutsche Auswanderung nach Pennsylvanien von 1682—1702 war. In obiger Schätzung ist die deutsche Auswanderung nach New York von 1664—1683 n i c h t mit eingeschlossen. Ueber die Deutschen dieser Periode fehlt j e d e s Material, doch war die Gesamtteinwanderung jener 19 Jahre s e h r beträchtlich (nach O'Callaghan B. I, Seite 61, zählte die Miliz der Colonie schon 2000 Mann im Jahre 1678). Sicherlich kann man nicht annehmen, daß die d e u t s c h e Einwanderung aufhörte, weil an Stelle der holländischen, jetzt die englische Flagge am Hafenort wehte. Das Entgegenkommen der Engländer gegenüber den Lutheranern und das rasche Aufblühen der lutherischen Gemeinde in New York läßt eher auf eine Verstärkung der deutschen Einwanderung schließen als auf das Gegentheil.

Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter.

Aus *The „Catholic Fortnightly Review.“*

(Herausgeber und Redakteur Arthur Freuß.)

— The *Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter*, published by the German American Historical Society of Illinois, 401 Schiller Building, Chicago, Quarterly, \$3 per annum enters upon its seventh year with an exceptionally interesting number, dealing largely with the life of the early German settlers of Chicago—a subject doubly interesting because detailed information on it is hard to get, the files of the German newspapers and other contemporary literature having perished

in the great fire of 1871. We wish the German Catholics of Chicago and Illinois would take greater interest in this publication; they have been and are a large and important constituent of the German element throughout that State, and unless they furnish a record of their own work while the information can still be had, it will be their fault if the future historian, who will have to rely largely on such "source-books" as the *Geschichtsblätter*, will treat them as a *quantité négligeable*.

Kleine Notizen.

— Die **Illinois State Historical Society**. Der Redaktions-Ausschuß dieser Gesellschaft macht bekannt, daß er Material für deren Jahresbericht sammelt und die Absicht hegt, in diesen und in die folgenden Bände die folgenden Arten historischen Stoffes aufzunehmen:

1. Bisher unveröffentlichte Briefe und sonstige Privat-Urkunden; 2. Erinnerungen, diese sollten wirklich historischen Werth haben; 3. Historische Abhandlungen und kurze auf Quellen gestützte und wirklich kenntnißfördernde Beiträge, sie sollten die Quellen, auf die sie sich stützen, in Anmerkungen genau angeben; 4. Bücherangaben über besondere Gegenstände in der Geschichte des Staates; 5. Gelegentliche Neuauflagen seltener, vergriffener

Urkunden. Nähere Auskunft ertheilt der Vorsitzende des Ausschusses, Prof. Ebarts W. Greene von der Universität Illinois in Urbana. An diesen sind auch spätestens bis zum 15. Juni Einsendungen zu machen.

— Die **Society for the History of the Germans in Maryland** hat in ihrer 21. Jahresversammlung, am 26. Februar 1907, die folgenden Beamten erwählt: Präsident: Ernst J. Veder, Ph. D.; Vice-Präsidenten: Prof. Henry Wood, Rev. F. Ph. Hennighausen, D. D.; Schatzmeister: Robert M. Kother; Sekretär: J. Leonard Hoffman; Executiv-Comite: Louis P. Hennighausen, Vorsitzender, Phil. M. Albrecht, Frederick W. Feldner, Karl M. M. Scholz, Louis U. Schneidereich.

Vom Büchertisch.

German American Annals. Ein werthvoller Geschichtsbeitrag findet sich in den Heften dieser Zeitschrift von Oktober 1906 bis Februar 1907 incl., nämlich das Tagebuch des schwedischen lutherischen Geistlichen Andreas Rudmann, der vom schwedischen Consistorium mit einem andern Geistlichen, Namens Erich Björk und einem Herrn Nuren den an Predigermangel leidenden schwedischen Anniedlungen am Delaware-Fluß zugeandt wurde,

und der selbst die Gemeinde in Wicaco (Philadelphia) übernahm, während Björk die in Frankfort (Wilmington) bekam. Die von Pastor Rudmann erbaute und am 2. Juli 1700 eingeweihte neue schwedische Kirche Dei Gloria ist das älteste ähnliche Bauwerk, das sich in der Stadt Philadelphia vorfindet. — Rudmann starb schon am 17. September 1708, nachdem er zeitweilig in Albani und New York gewirkt, und als Vertreter des schwedischen Erzbischofs auf-

sicht über die lutherischen Gemeinden im Osten geübt hatte. — Das Tagebuch, in schwedischer Sprache geschrieben, befindet sich jetzt in der Bibliothek der Universität Yale, wohin es durch deren Bibliothekar, Prof. J. G. Schwab, einem Nachkommen von Pastor Heinrich Melchior Mühlenberg, aus dessen Nachlaß gekommen ist. Es geht vom 25. Juli 1696 bis zum 14. Juni 1697, d. h. von seiner Abreise von Stockholm nach England, wo er erst nach 9 Wochen, am 8. Oktober, landete und von wo er erst am 8. Februar fortkommen konnte, bis zu seiner Ankunft in der Chesapeake Bai. Es ist in schwedischer Sprache geschrieben, doch haben die Annals eine englische Uebersetzung beigefügt. — Aus einer dem Tagebuche beigefügten Selbstbiographie Rudmann's geht hervor, daß sein Großvater aus Deutschland kam und sein Vater Goldschmidt in Gesele war. Sein Urgroßvater war Commandant von Areiburg, seine Mutter eine geborene Schwedin.

Das Januar-Februar-Heft dieser Zeitschrift enthält einen Lebensabriß von Major Joseph Georg Rosengarten in Philadelphia, Dr. der Rechte und Ritter der Ehrenlegion, dem erfolgreichen Geschichtsforscher und bekannten Verfasser von *The German Soldier in the Wars of America*; eine von Dr. W. A. Krüsch in Evansville, Ind., verfaßte Biographie von Karl Theodor Bayerhoffer, der 1812 in Warburg geboren und später daselbst ordentlicher Professor der Philosophie an der dortigen Universität und Mitglied der kurheffischen Stände-Versammlung, in Folge seiner freimüthigen und freisinnigen Ansichten 1852 nach den Ver. Staaten ausgewanderte, sich zuerst nicht weit von Monroe in Green County in Wisconsin, später bei Tonica in Peoria County in Illinois niederließ, und dort unter den Armern eine rege reformatorische Thätigkeit entwickelte. Er gab dort das Buch: „Das Wesen des Universalismus und die Grundsätze des Humanismus, dargestellt aus dem Standpunkt der Vernunft“ (Denhard und Witte, Ottawa 1871) heraus, schrieb auch manches für englische philosophische Zeitschriften, für die „Neue Zeit“, die „Illinois Staatszeitung“ und den „Arendenfer“, und gerieth durch seine Verfechtung der Wirtschafts-Kommunen in einen heftigen Födertritt mit Karl Heinzen. — Ferner enthält das letzte Heft einen Theil der Ergebnisse einer auf Anregung von Prof. Marion D. Learned in Philadelphia im Jahre 1902 unternommenen und von ihm geleiteten Untersuchung über die Herkunft der Tsananen und der Bewohner des Townships Straburg in Lancaster County, die jetzige Beschäftigung derselben, deren religiöses Bekenntniß, deren Umgangssprache u. a. m. Es soll dies der Vorläufer zu einer sich über das ganze Land erstreckenden ähnlichen Erhebung sein. Lancaster County ist bekanntlich vorzugsweise von Deutschen besiedelt wor-

den, und das Ergebnis ist deshalb für die Leser der „Deutsch-Amerikanischen Geschichtsblätter“ von Interesse. Zunächst erhellt, daß in diesem, dem unter suchten Township 79 Prozent aller Namen deutsch, 19 englisch, irisch zc. und 2 Prozent französisch sind. Ihrer Abkunft nicht mehr bewußt waren im Dritten Straburg 61, auf dem Lande 72 Prozent. Acht Familien und 27 Personen im Städtchen und 34 Familien und 66 Personen auf dem Lande sprechen für gewöhnlich pennsylvanisch-deutsch, 36 Familien und 19 Personen im Städtchen und 27 Familien und 39 Personen auf dem Lande sprechen es gelegentlich, und 22 Familien und 33 Personen im Städtchen und 41 Familien und 85 Personen auf dem Lande verstehen es. Nur englisch sprechen 63 Familien und 46 Personen im Städtchen und 61 Familien und 75 Personen auf dem Lande. Hochdeutsch sprechen nur 4 kürzlich Eingewanderte. — Auch einige sonstigen Ergebnisse sind von kulturhistorischem Interesse, so daß die Besprechung als Heilmittel dort noch üblich ist, und es im Städtchen Straburg 8, auf dem Lande 4 öffentlich praktizierende Besprecher giebt, während sich unter den aufgeführten Beschäftigungen wohl ein Thierarzt aber kein Arzt vorfindet.

Mittheilungen des Deutschen Pionier-Vereins von Philadelphia.

Drittes Heft 1907. — Dieses Heft enthält außer den von uns übernommenen Beiträgen eine Geschichte der Gründung des Deutschen Hospitals in Philadelphia und von G. K. Auch interessante Lebensabriß des Achtundvierzigers Joseph Martin Meichard, Rechtsanwalt in Philadelphia und bis zu seinem Tode Generalagent der Germania Lebensversicherungs-Gesellschaft; des Predigers der lutherischen St. Paulus-Gemeinde in Philadelphia, einer der Hauptförderer des dortigen deutschen Hospitals und Gründers einer großen deutsch-englischen Gemeindechule, Friedrich Wischan (in Philadelphia 1870—1905), und des rationalistischen Predigers Heinrich Adam Ginal (1802—1887, in den Ver. Staaten seit 1829), der 1836 eine deutsche evangelische (rationalistische) Gemeinde gründete, (sie bestand bis 1855), und die Deutsche Aniedlungsgesellschaft in's Leben rufen half, welche die Stadt Hermann in Missouri gründete, sowie 1841 den „Beglückungs-Verein“ bildete, der in Sergeant Township, McKean Co. in Pennsylvania eine, gemäßtem Communismus huldigende Aniedlung „Leontonia“ mit dem Städtchen Ginalsburg gründete, die, wie fast alle derartige Unternehmungen, nicht langen Bestand hatte; sowie Erinnerungen (von J. Moras) an Gustav Kunge, den Architekten der Philadelphia Academy of Music, und (von demselben) Mittheilungen aus der nur in Handschrift erschienenen „Pionierzeitung“ des „Vereins der Namenlosen“.

Gaben für die Bibliothek.

Vom Bibliothekar der Congress-Bibliothek in Washington, **Prof. Herbert Putnam**: *Reports of the Librarian of Congress for the years 1902 and 1903*. Diese Berichte sind von besonderer Wichtigkeit für den Geschichtsforscher, da sie Auskunft geben über die große Anzahl von Handschriften und Facsimilien, welche die Congress-Bibliothek in den genannten Jahren theils durch Ankauf, theils durch Schenkungen erhalten hat. — Von besonderem Interesse darunter sind Salmon P. Chase's Journal von 1829—1835 und von 1861—1863, dessen Tagebuch von 1864 und seine Briefe: Copirbücher von 1833—1837 und von 1867 und 1868, seine Anmerkungen zu Processen vor dem Obergericht, Bücher mit Zeitungs-Ausschnitten, und über 6300 an ihn oder von ihm geschriebene Briefe, letztere natürlich in Copir-Abchrift, die den Zeitraum von 1824—1873, seinem Todesjahre decken; ferner die von der Familie von Generalpostmeister Montgomery Blair geschenkte Sammlung von amtlichen und persönlichen Schreiben und Aufzeichnungen von Präsident Andrew Jackson (über 4000), 2500 oder mehr Briefe von und an Daniel Webster; 12 Bände Papiere aus dem Nachlaß von Commodore Edward Preble, die über die anfängliche Geschichte der amerikanischen Flotte (von 1799—1807), und Preble's Angriff auf Tripolis Aufschluß geben; 120 Dokumente aus Virginien aus der Zeit von 1649—1774, hauptsächlich aus der Umgegend von Jamestown etc. — Der Bericht von 1903 enthält auch einen werthvollen Bericht über die Urheberrecht-Gesetzgebung.

Von Herrn **Wm. A. Weese**, Moline, Ill.: *"The beginnings of the republican party in Illinois and Rock Island County"*. Zeitschrift zum 12. Februar 1907. Von Wm. A. Weese. — Diese Broschüre unseres Mitgliebes, der sich bereits um die Geschichtsforschung in seiner näheren Umgebung einen ehrenvollen Namen gemacht hat, enthält zunächst eine treffliche gedrängte Uebersicht über die Verhältnisse und Bedingungen, die zur Bildung der republikanischen Partei führten, und legt den ersten Anfang derselben in Illinois in das Jahr 1854 und in die am 4. und 5. Oktober in Springfield abgehaltene Staatsfair und den an den gleichen Tagen dorthin berufenen Convent von Gegnern der Sklaverei, der von zwölf oder mehr Counties besetzt war, und auf dessen Veranlassung Abraham Lincoln — an Stelle von Richter Freese und Richter Trumbull, die dazu ausersehen gewesen, aber nicht erschienen waren — in zweistündiger Rede gegen Senator Douglas auftrat. Allerdings muß Hr. Weese zugeben, daß das von jenem Convente ernannte Staats-Central-Comite, bestehend aus David J. Pafer von Madison County, Major R. D. Coy von

Knorr, R. C. Veer von Yale, Edw. P. Pland von La Salle, M. P. Dunlap, A. G. Throop, J. Gantman, J. R. Karnsworth und Schabod Godding von Coof, Abraham Lincoln von Sangamon, H. M. Sheets von Stephenson und J. R. Fairbanks von Morgan County, nie etwas gethan hat; sodaß also der eigentliche Anfang doch in dem am 22. Februar 1855 abgehaltenen, von Paul Selby, Redakteur des „Morgan (Jacksonville) Journal“, nach Decatur berufenen Convent von Redakteuren beaufsichtigung der Gegner der Kansas-Nebraska-Bill zu suchen ist, in welchem von deutschen Zeitungen die „Illinois Staatszeitung“ (durch Georg Schneider) und das „Freeporter Journal“ vertreten waren, und dem dann am 29. Mai desselben Jahres der erste Staats-Convent der Partei in Bloomington folgte. Unter den an letzterem theilnehmenden Abgeordneten finden sich, außer Georg Schneider, folgende mit deutschen Namen: J. W. Kersting von Galhoun, Geo. W. Stipp jr. von Bureau, Adolph Meyer von Joe Davie, R. Scholtz von Peoria, L. W. Meyers von Mercer, Dr. Chas. Vincenz, J. P. Hoppe, Franz Wenzell von St. Clair, J. P. Weber und R. H. Pallinger von Sangamon, George Kolbrecht von Stephenson, John M. Busch von Izewell und Joseph Peters von Vermillion. Der Rest der Broschüre in den Anfängen der Partei in Rock Island County gewidmet. Von der Theilnehmung der dortigen Deutschen daran sagt der Verfasser:

„Die deutsch-amerikanischen Bürger dieses County waren, wie ihre Landsleute im ganzen Lande, Abolitionisten, und das bereitete den Demokraten großen Aerger. Als Beispiel citire ich aus dem „Rock Island Argus“ vom 15. April 1856:

„Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß die deutschen Anhänger der Neger-Anbeter meist Christenfeinde und ergebene Unterthanen des Königs Gambinus und die Amerikaner (Know-Nothings) meist Puritaner und Prohibitionisten sind. Und doch geben sie Hand in Hand, um unter dem fälschlich angewandten Namen „Republikaner“ die Demokratie, die einzige nationale Partei und wirkliche Freundin der Freiheit zu schlagen — die Extreme berühren sich.“

Von Hrn. Generalmajor z. D., **Dr. Albert v. Pfister**, Stuttgart: „Herzog Karl Eugen von Württemberg und seine Zeit.“ Herausgegeben vom Württembergischen Geschichts- und Alterthums-Verein. 7. Heft, siebenter Abschnitt: „Das Theater“, von Archivrat Dr. Rudolf Krauß; „die dramatische Kunst“, von Privatdozent Dr. Hermann Albert. 8. Heft, achter Abschnitt: „Die bildenden Künste unter Herzog Karl Eugen“, von Prof. Dr. Benhold Pfeiffer. — Mit diesem, dem achten, Heft schließt der erste Band dieses großartigen patriotischen Werkes ab, dem an gediegenem Inhalt, wie vorzüglicher

Ausstattung schwerlich ein anderes, selbst in Deutschland, gleichkommt. Dieser erste Band behandelt, nach einer Einleitung von Generalmajor z. T., Dr. Albert von Pfister über die allgemeine Zeitlage im 18. Jahrhundert, Herzog Karl Eugen's Erziehung, Jugend und Persönlichkeit (G. von Schneider); die beiden Ehen des Herzogs (von Etälin); Hof und Hofeite, Militärwesen (v. Pfister); Regierung (v. Schneider); Landeshoheit (v. Winterlin); Stände (Adam); das Volk; sein wirtschaftliches, geistiges und religiöses Leben (Schott, J. v. Hartmann, Steiff, K. Weller); und im 6., 7. und 8. Heft die Kunst (bildende Künste, Theater, Musik, schöne Literatur).

Der noch ausstehende zweite Band wird im 9. und 10. Heft die Wissenschaften und den Unterricht, im 11., 12. und 13. „die Nachbarn“ (Geistliche und weltliche Herren der Reichsstädte) behandeln, und im 14. Heft mit einer Abhandlung Dr. von Pfister's über den Umschwung auf allen Gebieten und die Nachwirkungen der Regierung Karl Eugen's abschließen. Das ganze Werk wird nur 28 Mark kosten.

Von Herrn **Eugen R. Sellar**, Chicago: „Luremburger Bruderbund von Amerika; Souvenir-Ausgabe zum Luremburger Nationalfest, 9. Decbr. 1906.“ Eine Zeitschrift, die sowohl durch ihren Umfang (200 Seiten Text und 90 Seiten Anzeigen in Groß-Quart) Aufsehen erregt, wie durch ihren Inhalt die größte Anerkennung herausfordert. Denn es finden sich darin, neben einer Geschichte Chicago's und einem allgemeinen Ueberblick über die Luremburger Einwanderung in die Ver. Staaten, für unsere Gesellschaft besonders werthvolle Einzelberichte über diese Einwanderung aus den Orten, wo sich eine größere Zahl von Luremburgern zusammengefunden hat — aus La Crosse und Port Washington in Wisconsin, Minneapolis, St. Paul und Winona in Minnesota, Dubuque, Vemars und Nemsen in Iowa, Luremburg in Nebraska, der Stadt New York, Aurora in Illi-

nois und natürlich Chicago; dann kurze Abrisse der Geschichte Luremburgs, der fünf deutschen Kaiser aus dem Hause Luremburg. Lebensbilder des Prinzen Heinrich der Niederlande, der unter dem letzten Kranienkönig Statthalter des Herzogthums war, und seiner Gemahlin Amalie, der Großherzöge Adolf und Wilhelm aus dem Hause Nassau, eine eingehende Beschreibung des romantischen Luremburger Landes und seiner interessantesten Landschaften, Städte, Dörfer, Flüsse, Gebirge, Ortschaften und Burgen; eine Menge bis in die Römerzeit und darüber hinaus zurückführende Schilderungen aus der Geschichte des Herzogthums; einen musikalischen Theil, — in Musik gesetzte Volks- und Kampflieder in Luremburgischer Mundart, dazwischen allerlei mundartliche Späße und Schnurren, und Alles durch zahlreiche gute Abbildungen erläutert. Die Herstellung dieses Werkes — denn diesen Titel verdient die Zeitschrift vollaus — hat nahezu \$2000 gekostet, und es wirft ein erfreuliches Licht auf den patriotischen Geist unserer an Zahl verhältnismäßig geringen Luremburgischen Mitbürger und den der Chicagoer Zweige des Luremburger Bruderbundes, daß sie eine so große finanzielle Aufgabe ohne Schwierigkeiten bemeistert haben.

Von **The State Historical Society of Iowa: „Semi-Centennial 1887—1907.“** Enthält eine eingehende Geschichte dieser Gesellschaft, ihrer Entwicklung, der ihr vom Staate gewährten Unterstützung, und der von ihr veröffentlichten Arbeiten.

Von Hrn. **C. F. Koch**, Philadelphia. — Drei Vorträge, gehalten vor dem Deutschen Pionier-Verein von Philadelphia: Gottlieb Heinrich Ernst Mühlberg als Botaniker, von Prof. Dr. J. M. Matijch, 6. Mai 1886; Deutsche Pionierarbeit in den östlichen Grenzländern, von Dr. C. M. Schmidt, 1892. *The German Soldier in the Wars of the United States*, 1886, von J. W. Hofjengarten.

Neue Mitglieder.

Lebenslänglich:

W. M. Wiebold, Chicago.

Jahres-Mitglieder:

Chicago.

August Benz, Martin Boehm,
A. Diehl, Martin Gaf, A. G.
Habicht, Dr. A. G. Harnisch,
Richter Georg Meisen, Wm.

E. Ries, G. H. Mack, Otto
H. Mack, Otto Schmidt,
Julius Zimmermann, A.
Kuhlmei.

Quincy.

Mrs. M. S. Conrad, Emil
Kriemeyer, Hy. Steinfamp,
Kudolph Wilms, G. A. A.
Fehrensmeyer.



„Die Vergangenheit ist die Mutter der Gegenwart.
Wir säen für unsere Nachkommen.“

† Wilhelm Voche.

Die Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft von Illinois hat einen herben Verlust erlitten. Einer ihrer Gründer und eifrigen Förderer und während der ersten sechs Jahre ihres Bestehens ihr Präsident, Herr Wilhelm Voche, ist am 7. Mai d. J. aus dem Leben geschieden.

Wilhelm Voche, am 4. April 1839 in Preuß. Minden als Sohn eines Gerichts-Sekretärs geboren, erhielt seinen Schulunterricht in der Bürgerschule seiner Vaterstadt, zugleich aber im Elternhause einen reichen Schatz an Gemüthsbildung, Streben nach höheren Dingen, Pflichtgefühl und wahrer Frömmigkeit. Nach dem Tode des Vaters wanderte er im J. 1856 nach Amerika aus und kam, nach kurzem Aufenthalt in New York, im December 1857 nach Chicago. Hier verdiente er sein erstes Brot als Träger für die „Illinois Staatszeitung“. Die Verbindung mit ihr und ihren Leitern schärfte den politischen Verstand des gewekten jungen Einwanderers, der sich mit der ganzen Begeisterung seiner Jahre der Antislaverei-Bewegung angeschlossen

hatte. Seine freie Zeit benutzte er, die Lücken in seiner Bildung durch eifriges Studium der deutschen Literatur zu füllen, und sich so schnell als möglich die englische Sprache zu eigen zu machen. Sobald er sich mit letzterer genügend vertraut fühlte, begann er mit dem Studium der Rechte, indem er das „Chicagoer College of Law“ besuchte, wozu ihm Richter Booth, der den strebsamen jungen Mann liebgewonnen hatte, die Wege ebnete. Bald wurde er von einer der größten Chicagoer Grundeigenthumsfirmen mit deren Collectionen betraut, legte diese Stelle aber nieder, als der Krieg ausbrach. Als einer der Ersten, welche dem Rufe Lincoln's Folge leisteten, zog er im April 1861 mit den Chicagoer Turnern nach Cairo, um einen Einfall der Conföderirten in das südliche Illinois zu verhindern. Nachdem er im Juli 1861 der Co. D des 24. Illinoiser Infanterie-Regiments (Föder Regt.) zugetheilt war, wurde er schon nach wenigen Wochen zum Feldwebel der Compagnie, im J. 1862 zum Unterlieutenant, am 14. Mai 1863 zum Hauptmann befördert. Im Au-

gußt 1864 ehrenvoll ausgemustert, kehrte er, obwohl er alle blutigen Feldzüge der Cumberland-Armee mitgemacht hatte, zwar mit heilen Gliedern, aber mit einem chronischen Unterleibsleiden behaftet nach Chicago zurück, wo er sehr bald durch Lorenz Brentano an die Spitze der Lokal-Redaktion der „Illinois-Staatszeitung“ gestellt wurde. Da er aber danach strebte, ein tüchtiger Rechtsanwalt zu werden, nahm er, da dieses Amt ihm bessere Förderung dieses Zweckes versprach, die ihm angebotene Candidatur für die Stelle des Clerks des Südside-Polizeigerichts an, und wurde erwählt. Nachdem er schon 1867 die Erlaubniß zur Ausübung der Advokatur erhalten, etablierte er sich 1869 als Rechtsanwalt, und ist als solcher bis zu seinem Tode mit Erfolg thätig gewesen. Er stand bei seinen Kollegen und bei den Richtern in hohem Ansehen, nicht nur in Folge seiner gründlichen Rechtskenntnisse, sondern weil er alle Kniffe verschmähte, und sich nie auf Prozesse einließ, bei denen ihm das Recht seiner Klienten nicht gut begründet erschien. Mit General Joseph Leake zusammen war er längere Jahre Rechts-Consultent der „Illinois-Staatszeitung“, und seitdem in Chicago ein deutsches Berufs-Consulat besteht, war er mit dessen juridischer Vertretung betraut, und hat in dieser Stellung der deutschen Reichsregierung und den Regierungen verschiedener Einzelstaaten bedeutende und von ihnen anerkannte Dienste geleistet.

An der Politik nahm Wilhelm Bode stets den lebhaftesten Theil. Im J. 1870 wurde er in das Abgeordnetenhaus der Gesetzgebung von Illinois gewählt, und zeichnete sich darin durch seine Beihilfe zum Zustandekommen des durch den Brand von Chicago nothwendig gewordenen „Burnt-Record-Gesetzes“, und das Einbringen und Durchkämpfen einer das Versicherungsweisen betreffenden und eine große Verbesserung erzielenden Vorlage, sowie durch eine schlagende Rede gegen die sich geltend machenden Anschläge der Prohibitionisten aus. Außer-

dem diente er den Bürgern Chicagos drei Jahre lang als Mitglied des Schulraths. Als politischer Redner stand er in hohem Ansehen.

Obgleich mehr als vierzig Jahre ein begeisteter Anhänger der republikanischen Partei, bewahrte er sich doch stets die Selbstständigkeit des Denkens und Handelns, und als er durch die imperialistische Politik seiner Partei die Zukunft des Landes und dessen freiheitliche Einrichtungen bedroht glaubte, trat er dagegen, wie Carl Schurz und Professor v. Holtz, in Wort und Schrift öffentlich auf. Seinen letzten bedeutenden Dienst erwies er dem ganzen Lande, indem er im Winter 1906 auf Aufforderung des Deutsch-Amerikanischen Nationalbundes vor dem Congreß-Comité erschien, welches über eine bössartige prohibitionistische Vorlage — die Hepburn-Donliver-Will — zu beraten hatte, und anerkanntermaßen durch seine auf gründlichster Kenntniß unserer freiheitlichen Grundlagen beruhende Beweisführung am meisten dazu beitrug, daß sie im Comité niedergestimmt wurde.

Mit der Feder war er vielfach thätig. Seine erste literarische und zugleich patriotische That war im J. 1863 ein geharnischter Protest in englischer Sprache gegen die damals beliebten Schmähungen und Verdächtigungen der deutschen Soldaten, der in der „Nashville Union“ veröffentlicht wurde, und von ihr aus weite Verbreitung fand.

Weil er nicht nur das ganze Wesen des Verfassers darthut, sondern zugleich eine nicht unwesentliche Episode in der Geschichte der Deutsch-Amerikaner beleuchtet, erscheint es als Pflicht, ihn in diesen „Blättern“ wieder zu geben, und so der Nachwelt zu erhalten. Er lautete in der vom Verfasser selbst geschriebenen deutschen Uebersetzung:

Zefblager bei Murfreesboro,

10. Juni 1863.

An die Redaktion der „Nashville Union“.

In Ihrem gestrigen Blatte finde ich ein Schreiben eines Soldaten der Armee Gene-

ral Grant's an seinen Bruder, worin anlässlich der Erstürmung eines der Forts hinter Vicksburg auf das 37. Ohio-Regiment (welches der Schreiber als ein deutsches Regiment bezeichnet) in folgenden Ausdrücken Bezug genommen wird: „Das 37. Regt. (Dutch cowards) giebt seinen Verlust auf 100 Mann an, doch es werden wohl viel weniger gewesen sein.“

Es scheint, als ob der gegen die Deutschen erhobene Vorwurf der Feigheit sich nach den letzten Schlachten bei Fredericksburg und Chancellorsville fast wie eine Seuche bei allen Amerikanern verbreitet habe und als könnte er wegen seiner angeblichen Berechtigung kaum oft genug wiederholt werden. Correspondenten einflussreicher Zeitungen führen den Reigen, Redacteurs bieten ihre ganze geistige Kraft auf, um ihre Spalten mit der schwersten Brandmarkung dieser angeblichen Feigheit zu füllen, obscure Brieffschreiber folgen nach und wissen nichts Besseres, als über die elende Feigheit der entarteten „Dutch“ Bogen vollzuschmieren, und amerikanische Zeitungen drucken die Geschichten ab, dieselben Zeitungen, welche jetzt für jene radicalen Grundsätze eintreten, welche die Deutschen schon verachten, als bewaffneter Sklavenpöbel die Freß- und Medelreißerei zu untergraben drohte und eine gar gewichtige Rolle selbst in den heiligen Hallen des Congresses spielte. In allen amerikanischen Kreisen wird die Anklage fortwährend unter den heftigsten Schmähungen wiederholt. Unterfragen wir einmal, mit welchem Recht dieser Vorwurf gegen die Deutschen erhoben wird.

Vor den erwähnten Schlachten fiel es keinem Amerikaner, selbst nicht dem größten Knownothing, ein, die Deutschen Feiglinge zu nennen. Dazu lag auch nicht ein Schatten einer Berechtigung vor. Die Haltung der Deutschen während der letzten zwei Jahre war noch zu frisch im Gedächtniß Aller, als daß Jemand den Vorwurf der Feigheit gegen sie hätte erheben können. Man

konnte es noch nicht vergessen haben, daß St. Louis mit seinem Arsenal im Frühling 1861 in die Hände von Price und Jackson gefallen wäre, hätten es die Deutschen nicht durch ihr schnelles Handeln gegen jene verruchte Bande verhindert. Jeder mußte noch wissen, daß es das 8. New Yorker (ausschließlich deutsche) Regiment war, welchem allein die Palme des Sieges von Bull Run gebührte, welches den Rückzug der fliehenden Potomac-Armee deckte, und welches, um es dafür zu ehren, über die lange Brücke in Washington einziehen durfte, während die ganze übrige Armee auf der anderen Seite des Flusses campiren mußte. Niemand fand es auffällig, daß die deutschen Regimenter von Missouri, Illinois und anderen westlichen Staaten mehr oder weniger im Brennpunkt der Schlachten von Springfield, Pea Ridge, Donelson, Shiloh u. s. w. standen und sich tapfer und ehrenvoll schlugen. Warum werden nun mit einem Mal angesichts dieser Thatfachen gerade dieselben Soldaten, welche diese Regimenter bildeten, der Feigheit bezichtigt? Man sagt, daß das erste, meist aus Deutschen bestehende, Corps der Potomac-Armee während der letzten Schlachten bei Fredericksburg und Chancellorsville, als Stonewall Jackson angriff, schmählich seinen Posten verlassen und die Flucht ergriffen habe; Einige behaupten sogar, daß das Corps hinter Verschanzungen gelegen habe und also nicht einmal der Gefahr ausgesetzt gewesen sei. Für jeden ehrenhaften und vorurtheilslosen Menschen muß es nun sehr natürlich sein, solche Anklagen gegen Männer zu bezweifeln, welche vordem in so vielen Schlachten dem Tode muthig in's Antlitz geschaut hatten. Die einfachste Gerechtigkeit fordert die Feststellung der Wahrheit in dieser Sache. Eine gerechte Prüfung der Thatfachen ergiebt Folgendes: Als General Sigel sein Commando niedergelegt hatte, übernahm General Howard, zu welchem die Leute wenig Zutrauen hatten, den Befehl

über das genannte Corps. Als General Howard in der Schlacht bei Chancellorsville sein Corps aufgestellt hatte, wurde er bald darauf von Carl Schurz und anderen Offizieren unter seinem Commando darauf aufmerksam gemacht, daß es sehr danach aussehe, als beabsichtige der Feind unsere Truppen in der Flanke und im Rücken anzugreifen, und daß unsere Stellung demgemäß verändert werden müsse. General Howard wollte darauf nicht hören. Er erachtete seine Stellung für alle Fälle als eine gute, bis es zu spät war und der Feind in der befürchteten Weise angriff und zwar mit einer dreifach überlegenen Truppenzahl. Trotz der furchtbaren Verwirrung, welche nothwendiger Weise unter diesen Umständen entstehen mußte, hielt das Corps so lange Stand, wie kein anderes länger hätte thun können. Daß es schließlich weichen mußte, war selbstverständlich. Doch wessen Schuld war das, Herr Redacteur? Die des deutschen Corps oder die des amerikanischen Generals? Nur wegen des von einem amerikanischen General begangenen Fehlers werden nicht nur die paar Tausend Deutsche dieses Corps, ein winzig kleiner Theil des ganzen Deutschthums, von den tollen Ance-nothings in schärfster Weise verurtheilt, sondern die gesammte deutsche Nation wird für eine feige und verkommene Rasse erklärt. Selbst Soldate, die kaum ihre eigene Geschichte, geschweige denn die einer anderen Nation gelesen haben, erlauben sich, über ein Volk zu schimpfen, welches einen Göthe, einen Humboldt, einen Friedrich den Großen, einen Prinz Eugen hervorgebracht hat. Und die besseren Amerikaner, soweit sie nicht überhaupt gleichgültig gegen die deutsche Nation sind, haben wenig oder nichts zur Vertheidigung derselben zu sagen. Selbst wenn die Deutschen des 11. Corps ohne die gerechte Ursache, die sie dafür hatten, und ohne daß ihr General einen schweren Fehler begangen hätte, die Flucht ergriffen hätten, so würden diese

wüthenden Schimpfereien der Amerikaner auf die ganze deutsche Rasse nicht gerechtfertigt sein. Haben wir in diesem Kriege etwa niemals gleiche Fälle unter amerikanischen Bürgern erlebt? Man denke an die Vorkommnisse in den Schlachten von Bull Run, Shiloh, Murfreesboro u. s. w., und selbst am Fort Donelson. Doch glauben Sie, daß wir Deutsche uns so weit erniedrigen könnten, daß wir darum die ganze amerikanische Nation oder selbst nur diejenigen, denen es passirte, Feiglinge nennen würden? Im Gegentheil, wir werden stets bereitwillig anerkennen, daß die Amerikaner die besten Kämpfer in der Welt besitzen und daß sie sich unter den civilisirten Nationen bald den stolzeſten Platz als Krieger erwerben werden. Napoleon jagte vor ungefähr 60 Jahren von seinen eigenen tapferen französischen Truppen, daß zuweilen durch das geringste Zeichen der Niederlage eine Panik bei den allerbesten Soldaten ausbrechen könne. Wenn das bei den französischen und amerikanischen Truppen möglich ist, warum soll es nicht auch bei den deutschen passiren? Man kann doch von den Deutschen unmöglich verlangen, daß sie über alle menschlichen Fehler, welche den Amerikanern und Franzosen anhaften, erhaben sein sollen.

Wir Deutschen müssen darum jene Vorwürfe der Feigheit für Schmähungen und Verleumdungen erklären, die nur dazu dienen können, uns Euch Amerikanern zu entfremden, was doch unmöglich Eure Absicht sein kann, wofern Euch die Wohlfahrt Eures Landes am Herzen liegt.

Ich stelle es nicht in Abrede, daß ich, als ich von General Sigel's Rücktritt hörte, diesen seinen Schritt als taktlos und unüberlegt verurtheilte, da ich der Meinung bin, daß persönliche Angelegenheiten vor der großen, Alles in den Hintergrund drängenden Sache unseres Landes zurücktreten sollten. Als ich dann von der Niederlage des 11. Corps hörte, war ich halb geneigt, Sigel als die indirekte Ursache davon verant-

wortlich zu machen. Doch wenn ich jetzt sehe, daß diese Niederlage die wüthenden Know-nothings zu so elenden und niederträchtigen Verleumdungen und Beschimpfungen veranlaßt, daß selbst der geduldigste deutsche Michel es nicht ertragen kann, dann komme ich zu der Ansicht, daß auch Sigel sein Commando nicht eher niedergelegt hatte, als bis er als Ehrenmann an der Grenze seiner Geduld gelangt war.

Wir verlangen daher von Ihnen keine Großmuth, sondern nur Gerechtigkeit, wenn wir Sie ersuchen, den gegen uns geschleuderten Vorwurf der Feigheit zurück zu nehmen. Und wenn eine Nation, welche sich der freiesten und gegenreichsten Einrichtungen in der Welt rühmt, nicht durch Gerechtigkeit dazu bewogen werden kann, dann sollte Ihnen wenigstens die Politik der einfachen Klugheit sagen, daß es Thorheit ist, die sechs Millionen Deutsche so gemein und ungerecht zu behandeln, sechs Millionen Vertreter einer Nation, die in den letzten achtzehn Jahrhunderten im Vordergrund der Civilisation der Menschheit stand, einer Nation, deren Geschichte auf jedem Blatte die Ungerechtigkeit der Anklage und die Thatfache beweist, daß ihre sechs Millionen Abkömmlinge hier zur Entwicklung und zur Wohlfahrt des Landes mehr beitrugen, als jede andere europäische Nation. Durch solche Beschimpfungen entfremden Sie nur, wie ich bereits gesagt habe, die Massen der Deutschen der Sache des Landes und erlösen in ihnen das Feuer des Patriotismus, welches bisher vielleicht heißer in ihrem Ruinen glühte, als in dem der Amerikaner selbst. Solche Behandlung wird die Deutschen gleichgültig gegen dies Land machen, und kann sie dazu bringen, im kritischen Augenblick, wenn Alles von ihnen abhängt, ohne Rücksicht auf die Folgen davon, die Sache im Stich zu lassen, ohne daß ihre besten und einflußreichsten Führer sie davon abhalten könnten.

Ich beschwöre Euch, Amerikaner, denen

das Wohl des Landes am Herzen liegt, in Eurem eigenen Interesse mit den Beschimpfungen, die Ihr nun schon seit einem Monat auf die Deutschen häuft, aufzuhören. Es ist am Besten für Euch und für sie, wenn Ihr, anstatt sie durch ungerechte Behandlung von Euch zu stoßen, bemüht seid, sie an Euch zu ziehen und besser mit ihren Charaktereigenschaften bekannt zu werden, auf daß Ihr und sie die gegenseitigen Vorzüge erkennen lernt und im harmonischen Austausch derselben zu dem stolzeſten und vollendetsten Nationalcharakter gelangt. Daß dies im Plane der allmächtigen Vorsehung liegt, geht klar aus der Thatfache hervor, daß sie bereits sechs Millionen Deutsche auf den Boden dieses Landes geführt hat. Darum noch einmal, Ihr Amerikaner, beschwöre ich Euch: Seid keine Don Quixotes, indem Ihr Euch gegen die Vorsehung aufzulehnen versucht.

Ein deutscher Offizier.

Die „Nashville Union“, die den Protest veröffentlichte, bemerkte dazu: „Man lese im heutigen Blatte den trefflichen Artikel eines deutschen Offiziers über die ehrenvolle Haltung der deutschen Soldaten im Kriege für die Union und die Freiheit. Die Deutschen sind die natürlichen Freunde der Freiheit, und verfehlen nie, ihre Ueberzeugung durch die That zu bekräftigen. Eine Rechtfertigung ihrer Tapferkeit gegenüber den Verdächtigungen gedankenloser Briefschreiber wäre indessen kaum nöthig gewesen, hätte sich eine solche nicht, in Folge eines Uebersehens und unbeabsichtigt, in unsere Spalten eingeschlichen.“

Diesem Protest hat Vode noch manchen folgen lassen. So oft es nöthig erschien — und man weiß ja, wie oft es noch bis in die neueste Zeit nöthig war — das amerikanische Publikum über die Grundlosigkeit der gehässigen Verdächtigungen der Deutschen in diesem Lande und Deutschlands aufzuklären und die selbstläugliche Verlogenheit der Urheber derselben an den Franzosen zu

stellen, war man sicher, einem scharfen Artikel aus seiner Feder in einer der besseren englischen Zeitungen zu begegnen. In dieser Beziehung ist schwerlich ein Deutsch-Amerikaner eifriger und — nehmen wir Carl Schurz aus, der von hervorragender Stelle aus sprach — erfolgreicher thätig gewesen, als Wilhelm Boeke. Dabei kam ihm, wie Schurz, seine meisterhafte Handhabung der englischen Sprache wesentlich zu statten.

Von diesen Protesten seien besonders der erwähnt, den er zur Zeit des deutsch-französischen Krieges gegen die von der „Chicago Times“ gegen die Deutschen gerichteten wüthenden Angriffe erhob, sowie der, den er zur Zeit des spanisch-amerikanischen Krieges in Form eines Vortrages vor dem Chicago Thursday Club (The relations of the people of the United States to the English and to the Germans) gegen die von England ausgehenden und der „gelben“ Presse genährten Verdächtigungen der deutschen Regierung erließ.

Seinen Kameraden vom Bürgerkriege her blieb er bis an sein Ende ein treuer und hilfreicher Kamerad, und wie er in dem veröffentlichten Protest noch während des Krieges für sie eintrat, so hat er sie später in zwei ausgezeichneten und im Druck erschienenen Vorträgen „Der deutsche Soldat im amerikanischen Bürgerkriege“ (1895), und „Our German Soldiers“ in's rechte Licht gestellt und verherrlicht. Und ebenso hat er wiederholt und bei jeder sich darbietenden Gelegenheit den entscheidenden Antheil der Deutsch-Amerikaner an der Erhaltung der Union nachgewiesen und betont, so z. B. in einem Vortrag vor der Historischen Gesellschaft von McLean County, „The Germans and the German Press in the days of slavery“.

Es ist selbstverständlich, daß ein Mann von so glühendem Stolz auf sein Volkthum auch an Allen freudigen Antheil nahm, was zu dessen Förderung diente.

Und so sehen wir ihn als Mitglied der Turngemeinde, lange Jahre als Präsidenten der Deutschen Gesellschaft, als Mitbegründer des Deutsch-Englischen Schulvereins, als Präsidenten des Deutschen geographisch-wissenschaftlichen Vereins, und von 1900 bis 1906 als Präsidenten unserer Gesellschaft.

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß W. sich in jüngeren Jahren auch, und zwar mit anerkanntem Erfolge, mit der Uebertragung deutscher Gedichte in's Englische versucht und durch Herausgabe des „Handbuch der Rechtspflege in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika“ ein Werk geschaffen hat, das für unsere Landsleute in der Heimath, die in diesem Lande Rechtsangelegenheiten zu verfolgen haben, ein werthvoller Rathgeber geworden ist.

Der persönliche Umgang mit Boeke war bei seiner schnellen Auffassung, seinem bereiten Eingehen auf das angeschlagene Thema, seinem außerordentlichen Gedächtniß für Begebenheiten und Personen und seiner erstaunlichen Belesenheit ein in hohem Grade anregender und befriedigender.

Groß war seine Liebe zur Natur. Schon vor längeren Jahren hatte er neben einem herrlichen Stück Wald eine Farm angekauft, auf der er einen prächtigen Garten und später auch eine Baumschule anlegte, die er, soweit es seine Zeit gestattete, mit liebender Sorgfalt selbst pflanzte. Seine Hoffnung hier, nach Abwicklung seiner Geschäfte noch einige Jahre der Ruhe und seinen Wüchern leben, und verschiedene literarische Arbeiten, die er begonnen oder entworfen hatte, zu Ende führen zu können, hat sich nicht erfüllt. Er war angepinnt bis an's Ende.

Das Deutschthum Chicagos und des Landes hat nur wenige Männer aufzuweisen, die in so kräftiger und eindrucksvoller Weise für es aufgetreten sind, wie Wilhelm Boeke. Die Würdigung seines Werthes wird wachsen, je länger er uns entrisen sein wird.

Zwei kritische Bemerkungen.

Der äußerst interessante Artikel des Herrn Wm. Kaufmann in der April-Nummer der Geschichtsblätter giebt mir Veranlassung, gegen zwei darin enthaltene Dinge Protest zu erheben. Die Sachen, welche ich rügen möchte, sind unbedeutende Flecken einer werthvollen Arbeit. Aber weil man denselben, Unarten häufig andervwärts begegnet, glaube ich, daß es Zeit ist, Einspruch zu erheben.

Zunächst fällt auf ein gewisser Ton der Vereiztheit gegen die Geschichtsschreiber englischer Zunge. Kann man wirklich mit Recht sagen, daß „die anglo-amerikanischen Geschichtsschreiber“ die Betheiligung der Deutschen an der Besiedelung Amerikas geistlich ignoriren? Und das sollen noch dazu „besonders die neueren“ thun?

In den älteren Werken über amerikanische Geschichte, bis auf Bancroft, ja selbst noch in den Werken von Schuyler und Adams, sind allerdings die Deutschen nur gelegentlich einmal erwähnt. Das hat aber seinen guten Grund darin, daß jene Schriftsteller, im Geiste der Zeit, darin sie geschrieben wurden, unter Geschichte hauptsächlich politische Geschichte verstanden. Nun ist es aber doch nicht wegzulugnen, daß politisch die Deutschen in den ersten zwei Jahrhunderten amerikanischer Geschichte keine Rolle gespielt haben. Wenn einmal ein Deutscher jener Zeit, wie Heermann, Leisler, Weiser und einige wenige andere, im öffentlichen Leben in den Vordergrund trat, so that er dies nicht als Repräsentant eines deutschen Elementes, sondern ganz und gar kraft seiner individuellen Bedeutung, zu der seine zufällige deutsche Geburt oder Abkunft gar nichts beitrug.

Erst in jüngster Zeit hat die historische Wissenschaft ihren Schwerpunkt aus der Politik in die Kultur- und Gesellschaftsentwicklung verlegt. Auf diesen Gebieten hat

sich die Arbeit der Deutschen in diesem Lande beinahe ausschließlich bewegt, und hier werden sie auch in der Geschichtsschreibung zu ihrem Rechte kommen. Die Zeit ist aber noch nicht erschienen, da eine umfassende Darstellung der amerikanischen Kulturgeschichte möglich wäre. Eintheilen muß das mühsame Werk der Einzel Forschungen noch auf Jahre hinaus fortgesetzt werden, an welchem sich zur Zeit eine ganze Schaar tüchtiger Kräfte, meist an den Universitäten und Colleges des Landes wirkend, betheiligen. Der wissenschaftliche, von deutschen Idealen genährte Geist, der in diesen Kreisen herrscht, ist wahrlich sehr weit davon entfernt, die Betheiligung des Deutschen an diesem Kulturwerk „geistlich“ zu ignoriren“.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich auf zwei kürzlich erschienene Arbeiten hinweisen, welche vielleicht Gefahr laufen, übersehen zu werden, weil sie nur als Doktor-Dissertationen an der Columbia-Universität gedruckt worden sind. Beide sind von dem Standpunkte der „Sociologie“ geschrieben, wie sie von dem Chicagoer „Journal of Sociology“ vertreten wird, und mancher Leser wird sich erst an die eigenthümliche technische Sprache gewöhnen müssen. Wenn man sich aber erst einmal mit „consciousness of kind“, „social mind“ und ähnlichen Ausdrucks-Ungeheuern abgefunden hat, sind die beiden Arbeiten auch für den Historiker von Interesse.

Die erste ist ein 238 Seiten langer Band von John Lewis Gillen über die Dunker, jene mit den Quäkern und Mennoniten verwandte Sekte, welche in der deutsch-pennsylvanischen Geschichte eine so große Rolle spielt und noch heute in mehreren Zweigen florirt. Das Werk ist eine nützliche Zusammenstellung der Thatfachen betreffs dieses Gegenstandes, werthvoll besonders für das 19. Jahrhundert, welches sonst wenig Verarbeitung gefunden hat. Zu

tadeln sind die äußerst zahlreichen Druckfehler, besonders in deutschen Namen und Citaten. Das andere Buch ist: Wallace Elden Miller, *The Peopling of Kansas*, in welchem die Bedeutung des deutschen Elementes gebührend berücksichtigt wird. Interessant ist, daß sich unter den Kolonisten, die nach Kansas gesandt wurden, um das Territorium vor den Sklavereifreunden zu retten, auch fünfzig deutsche Familien aus Illinois befanden. Mehrere Tabellen über die Bevölkerungszunahme sind von besonderem Werth, da sie über die verhältnißmäßigen Zahlen der verschiedenen Nationalitäten Aufschluß geben.

Das Zweite, gegen das ich in dem Aufsatze des Herrn Kaufmann protestiren möchte, ist die scharfe nationale Trennung, die er zwischen Deutschen und Holländern macht. Als Neu-Amsterdam gegründet wurde, gehörten die Niederlande wenigstens formell noch zum deutschen Reich, obwohl der Kampf gegen die spanische Herrschaft auch die völlige Lostrennung vom Reich mit sich bringen mußte. Aber trotz der nun beinahe dreihundert Jahre dauernden politischen Entfremdung braucht man noch kein fanatischer Alldentscher zu sein, um die Niederländer als Deutsche anzusprechen. Die niederfränkischen, sächsischen und friesischen Elemente, aus denen sich dieses Volk zusammensetzt, ist nicht nur ethnologisch urdeutsch, sondern auch in Sprache und Sitte. Allerdings wird der Süddeutsche das Niederländische gar nicht, und selbst der plattdeutsche Redende die holländische Schriftsprache nur schwer verstehen; aber dennoch ist der Unterschied noch lange nicht so groß wie der zwischen Groth's Quickborn und Hebbel's allemannischen Erzählungen. Als Peter Minuit Gouverneur von Neu-Niederland war, da war das Hochdeutsche erst ganz neuerdings als Schrift- und Amtssprache in Norddeutschland eingedrungen. Die Namen der Bewohner hatten noch durchweg ihre niederdeutschen, von dem damaligen holländischen Dialekt nur wenig abweichenden

Formen. Deshalb ist Herr Kaufmann gänzlich im Irrthum, wenn er von einer „Verholländerisirung“ der deutschen Namen spricht. Wie sollte sich jener Harmen Sellings aus Verden denn anders nennen? Etwa Hermann? Den Namen werden weder er noch seine Taufpathen gekannt haben; und wenn Jemand den Jan Brejen aus Hamburg oder den Jan Vier aus Bonn etwa Johann hätte rufen wollen, würden diese braven Niederdeutschen sich daß verwundert haben. Wenn jener Rem Janzen aus Zeven sich wirklich Von der Bede genannt hat, so hat er einfach durch Annahme eines hochdeutsch klingenden Namens aus vornehm thuerender Modejucht seinen wackeren friesischen Voreltern einen Schimpf angethan. Der Mann hieß jedenfalls Rem oder Remme, und war der Sohn eines Jan. Deshalb nannte er sich nach alter Friesensitte Rem Janzen. Da aber im Zevenland die Remme Janzen wahrscheinlich zu Dukenden herumliefen, so nannte man ihn van (nicht von) der Bede, nach dem Erbgut seiner Familie, das wahrscheinlich an irgend einem Bach (Bede) auf der ostfriesischen Geest lag.

Es ist durchaus unhistorisch, für das 17. Jahrhundert eine scharfe nationale Trennung zwischen den Vereinigten Provinzen der Niederlande und den angrenzenden Gebieten, also etwa Ostfriesland, Oldenburg, dem Bisthum Münster oder den jülich-klèveschen Landen, anzunehmen. Viel eher hätte man damals eine solche Grenze zwischen sächsisch-friesischem und oberdeutschem Gebiet ziehen können. Wenn später eine solche Trennung sich vollzogen hat, so steht es doch jedem Deutschen frei zu hoffen, daß diese Unnatur nicht ewig sein wird und daß der entfremdete holländische Bruderstamm, in mancher Hinsicht der edelste und beste unter allen, sich wieder in den Haushalt der Mutter Germania zurückfinden wird.

Ernest Brunden,

Sacramento, California.

Geschichte der Deutschen Quincy's.

Von Heinrich Bornmann.

XXV.

Im Jahre 1841 kam Paul Heinrich Disseler nach Quincy. Derselbe war am 29. Juni 1831 in Westfalen geboren. Nachdem Disseler das gehörige Alter erreicht hatte, erlernte er hier das Schmiedehandwerk, in welchem Fach er viele Jahre thätig war. Am 11. Februar 1907 starb er. Vier seiner Söhne weilen noch unter den Lebenden. Heinrich und Benjamin in Milwaukee, Franz und Theodor in Quincy, sowie drei Töchter, Frau Elisabeth Schöttler in St. Louis, Frau Marie Donnemann und Frau Lena Knuf in Quincy.

Bernard Wewers, geboren im Jahre 1824 in Stadthohn, Regierungsbezirk Münster, Westfalen, kam im August des Jahres 1844 über New Orleans mit seinen Brüdern Heinrich und Joseph nach St. Louis und siedelte im Jahre 1845 nach Quincy über. Hier trat er mit Adelheid Moller in die Ehe; die Frau war im Jahre 1820 zu Meejen, Hannover, geboren und im Jahre 1847 nach Quincy gekommen. Bernard Wewers war hier mit seinen Brüdern viele Jahre in dem Regen von Seitenwegen thätig, bis er im Mai des Jahres 1884 starb.

Der am 15. Juli 1851 geborene Wilhelm Wewers, ein Sohn des vorgenannten Ehepaares, erlernte das Sattlerhandwerk und arbeitete eine Zeit lang als Geselle. Dann trat er in's Mühlengeschäft über und war 8 Jahre an der Star Mühle theilhaftig. Später nahm er an der Gründung der Gem City Dampfmühlerei theil und ist nun 23 Jahre lang Geschäftsverwalter des Unternehmens. Bernard M. Wewers, der im März des Jahres 1861 geborene Bruder steht schon 30 Jahre in Diensten der E. M. Miller Carriage Company. Und die im Jahre 1858 geborene

Schwester Anna ist mit Heinrich Lechtenberg verheirathet, dem Leiter der Central Iron Works.

Theodor Brinkhoff, geboren 1809 zu Holtbeck, Regierungsbezirk Münster, Preußen, erlernte in der alten Heimath das Küferhandwerk und trat dort mit Elisabeth Holbert, geboren 1805 ebenfalls in Holtbeck, in die Ehe. Im Jahre 1845 kam das Ehepaar über New Orleans nach Quincy, wo Brinkhoff seinem Handwerk nachging, und Jahre lang eine Käferei betrieb, mit welcher er Erfolg hatte. Die Frau starb im Jahre 1880, der Mann schied 1884 aus dem Leben.

Der am 6. Mai 1829 zu Ankum, Hannover, geborene Theodor Dufur, kam im Jahre 1847 nach Amerika und ließ sich in Quincy nieder. Hier trat er bei Theodor Brinkhoff in die Lehre, und erlernte das Küferhandwerk. Bei der Gelegenheit machte er die Bekanntschaft von Elisabeth Brinkhoff, der Tochter seines Prinzipals, und führte sie als Frau heim. Sieben Jahre arbeitete er in der Käfereiwerkstatt. Im Jahre 1854 trat er mit Theodor Brinkhoff und Wilhelm Vorstadt in's Groceriesgeschäft. Drei Jahre später, im J. 1857, übernahmen Theodor Dufur und dessen Bruder Johann Hermann Dufur das Geschäft und betrieben dasselbe bis 1871, in welchem Jahre sie eine Großhandlung in Liquören eröffneten, welches Geschäft heute noch besteht und dessen Präsident Theodor Dufur ist. Die Frau starb am 15. Januar 1892. Noch lebende Söhne sind: Wilhelm, der Dr. Woods Händler; Hubert, Verkäufer im Geschäft seines Bruders Wilhelm; Otto, Theilhaber im Liquörgeschäft; Christian, im Wirthschaftsgeschäft; Anton, in Battle Creek, Mich.; Alois, Gro-

cer in Quincy. Töchter sind: Frau Elisabeth Wand, Frau Marie Hellhake, Frau Emma Hilgenbrink, und Mathilde Dufer daheim bei ihrem Vater.

Georg Riemann, gebürtig aus Meesen, Hannover, trat dort mit Elisabeth Moller in die Ehe; die Frau war am 22. Juli 1822 geboren. Im Jahre 1847 kam das Ehepaar über New Orleans nach Cincinnati, wo der Mann starb. Im Jahre 1850 kam die Wittve nach Quincy, wo sie Anton Tofall heirathete, der im Jahre 1813 zu Lippspringe, bei Paderborn geboren und in den Vierziger Jahren nach Quincy gekommen war. Viele Jahre war der Mann auf Mississippi-Dampfern beschäftigt, und stand später in Diensten der C., B. & O. Bahn. Vor 30 Jahren starb er. Der am 2. April 1861 geborene Sohn Anton Tofall ist Leiter der Tofall Vinegar Works.

Der im Jahre 1809 zu Fürstenau, Hannover, geborene Johann Heinrich Sanders, kam im Jahre 1850 nach den Ver. Staaten und am 20. Dezember nach Quincy. Er brachte seinen Sohn, den am 15. Januar 1844 geborenen Gerhard Sanders mit (seine Frau Anna Katharine, geb. Meier, war schon im Jahre 1844 gestorben). Johann Heinrich Sanders betrieb hier Jahre lang eine Backsteinbrennerei, bis er am 1. Mai 1877 aus dem Leben schied. Das Geschäft wurde dann von dem Sohn Gerhard weiter geführt und von diesem unlängst an seinen Sohn Franz übertragen; es befindet sich nun also in den Händen der dritten Generation der Familie Sanders.

Johann Balthasar Rettig, geboren am 29. September 1803 zu Großhörsen, Großherzogthum Hessen, erlernte in der alten Heimath das Küferhandwerk, und trat dort mit Elisabeth Münch in die Ehe; die Frau war am 7. November 1824 zu Klein-Münstadt, Hessen, geboren. Im Jahre 1851 kam das Ehepaar nach Quincy,

wo der Mann viele Jahre in Diensten von John Wood, des Vaters von Quincy stand, bis er im Jahre 1881 starb; die Frau schied am 11. November 1901 aus dem Leben. Ein Sohn, der am 20. März 1854 geborene Johann Rettig, trat hier mit Mathilda Linz in die Ehe, einer Tochter des alten Pioniers Georg Linz, welcher schon im Jahre 1844 nach Quincy gekommen war. Johann Rettig ist als Werkführer in der Anstreichwerkstatt der Collins Plow Company thätig. Eine Tochter, Frau Christine Meise, wohnt in Quincy, zwei andere Töchter, Frau Lisette Bohn und Frau Louise Thompson, sind in St. Louis anständig.

Der am 13. Februar 1835 zu Hallestein, Oberfranken, Bayern, geborene Johann E. Köhler, trat in der alten Heimath bei einem Bäcker in die Lehre. Im Jahre 1849 kam er mit seinem im Jahre 1827 geborenen Bruder Andreas Köhler über New Orleans in dieses Land, — Johann nach Cincinnati, Andreas nach St. Louis. Im Jahre 1852 kam Johann Köhler nach Quincy, wo er mit Georg Feuerlein Jahre lang eine Bäckerei betrieb. Hier trat er mit Marie Engelhardt in die Ehe; die Frau war aus Weizenburg, Rheinbayern, gebürtig. Später widmete er sich der Landwirtschaft in Lima Township in diesem County. Georg Köhler, der Barbier, welcher einen Termin im Stadtrathe genießt, ist ein Sohn von Johann Köhler, zwei andere Söhne, Carl und Johann, betreiben Ackerbau in Lima Township. Da die erste Frau von Johann E. Köhler vor einer Reihe von Jahren starb so trat er mit Frau Linz, der Wittve des Pioniers Georg Linz in die Ehe. Der Bruder Andreas Köhler kam im Jahre 1854 nach Quincy und war hier viele Jahre als Küfer thätig.

Heinrich Koch, geboren im Jahre 1833 zu Hosmar bei Mühlhausen, Thüringen, kam im Jahre 1852 nach Quincy, und betrieb hier viele Jahre an 36. Str. und

Broadway eine Schmiede. Am 9. Februar 1907 starb er. Seine Frau, sowie drei Söhne, Carl, Emil und Alfred, und eine Tochter Frau Georg Upshulte, leben noch sämtlich in diesem County.

Gerhard Velfer, geboren am 3. Juli 1826 zu Süldohn, Kreis Mahauz, Regierungsbezirk Münster, Westfalen, diente im Grenadier-Regiment Kaiser Alexander. Im Jahre 1853 kam er nach diesem County und ließ sich in Melrose Township nieder, wo er Ackerbau trieb. Im Jahre 1856 trat er mit Marie Denning in die Ehe. Am 20. Dezember 1905 starb Gerhard Velfer; Frau und Kinder leben noch in Melrose.

Der am 6. Juni 1843 zu Borgholzhausen, Regierungsbezirk Minden, Preußen, geborene August S. Achelpohl kam im Jahre 1853 in's Land und nach Quincy, wo er viele Jahre als Wagenmacher thätig war, welches Fach er in der Werkstatt seines Schwagers Heinrich Knappeide erlernt hatte. Später betrieb er zusammen mit seinem Schwiegervater Heinrich Carl Behrensmeier ein Pöbelgeschäft. Am 19. Oktober 1871 trat er mit Friederike Behrensmeier in die Ehe. Am 20. November 1902 starb er. Carl S. Achelpohl, ein Sohn des Ehepaars, geboren am 13. August 1872, betreibt seit Jahren ein Apothekergeschäft und diente einen Termin im Stadtrath. Walter S. Achelpohl, geboren am 9. Oktober 1874, verwaltet das Amt eines Auditors der Western Railway & Light Company zu Ottawa, Ill. Selma Achelpohl, geboren am 9. Juni 1886, ist als Kassirerin der Union Mutual Life Insurance Company in dieser Stadt thätig.

Unter den alten Pionieren dieses Landes waren auch die Eltern von Heinrich Meißer, des gegenwärtigen Sanitätsbeamten der Stadt Quincy. Es war im Jahre 1835, als Emil Meißer und dessen Ehefrau Sophie, beide aus Sachsen-Altenburg gebürtig, nach St. Louis kamen.

Der Mann war Apotheker, doch konnte er in seinem Fach keine Anstellung finden und so half er als Handlanger bei dem Bau der alten katholischen Steinkirche in Frenchtown. Im nächsten Jahre siedelte Emil Meißer nach St. Clair Co., Illinois, über. Es war damals am Flußufer auf einem Streifen von 6 Meilen Breite noch Regierungsland zu \$1.25 den Acker zu haben, Holzland, aber dasselbe gefiel Meißer nicht und so ließ er sich in Belleville nieder. Zunächst mietete er dort eine Blockhütte, für welche er \$5 den Monat zu zahlen hatte. Da es auch da für einen Apotheker wenig zu thun gab, so fing er eine Gärtnerei an, grub Brunnen usw. Später kaufte er die Blockhütte mit dem Grund und Boden, auf welchem sie stand, 150 Fuß im Geviert, für \$300. Im Jahre 1849 war ein junger Mann aus Belleville in St. Louis gewesen, wo damals die Cholera grassirte, und dieser brachte die Seuche nach Belleville, wo sie bald epidemisch wurde. Die Leute starben in so großer Zahl, daß der Todtengräber sich nach Hilfe umjah, um Gräber für die Todten zu graben. Emil Meißer und der Sohn Heinrich erklärten sich, dazu bereit. Am Tage war es so heiß, daß die Arbeit kaum auszuhalten war, und so gruben sie zur Nachtzeit; dreizehn Wochen lang hatten sie alle Hände voll zu thun und verdienten viel Geld.

Der am 14. Februar 1837 in einer Blockhütte zu Belleville geborene Heinrich Meißer konnte nur zur Winterszeit die Schule besuchen. Als er groß genug geworden, mußte er schon der Mutter im Garten helfen; später arbeitete er in einer Pflasterbrennerei, wo er als Handlanger der Former diente; dann kam er zu einem Farmer, wo er ein Koch Odysen zu treiben hatte und \$3 den Monat erhielt. Seine einzige Gesellschaft auf dem Felde waren die Hirsche und Feldhühner. Die Hirsche konnten kaum aus den Feldern gehalten werden, denn sie setzten über die

höchsten Jäume hinweg; und die Feldhühner waren so zahlreich, daß sie fast so viel Schaden richteten, wie die Hirse; manches Feldhuhn erlegte er durch einen wohlgezielten Wurf mit einer Kornähre. Später erlernte er in Belleville die Stellschneiderei. Heinrich Meißer lernte in Belleville den früheren Gouverneur John Reynolds kennen, sowie auch Vizegouverneur Gustav Körner und Senator Lyman Trumbull, und sah er dieselben oft Sonntags mit ihren Frauen zur Kirche gehen; die Frauen trugen bei der Gelegenheit sog. Sun-Bonnets, weiße Schürzen und andere einfache Kleider.

Im Jahre 1854 kam Heinrich Meißer nach Quincy mit nur 15 Cents in der Tasche. Hier nahm er bei der Frau Kreinhop an der Hampshire Straße Logis und trat in die Dienste des Wagenbauers Timothy Rogers, wo er zusammen mit Heinrich Dege und Lambert Kaiser die Herstellung von Mädern zu besorgen hatte. Zwei Jahre arbeitete er dort, zog dann nach Canton, Mo., wo er eine eigene Wagenwerkstatt eröffnete; aber nach 6 Monaten kehrte er wieder nach Quincy zurück, und trat abermals bei Timothy Rogers ein. Später nahm er Dienst bei den Bauholzhandlern Wilhelm Dichtut und Robert Venneison, wo er zwei Jahre blieb und mit Matharina Dichtut in die Ehe trat, der Tochter des alten Pioniers Wilhelm Dichtut. Dann betrieb er eine Zeit lang eine Bauholzhandlung in Virshnell, Ill., worauf er wieder nach Quincy kam und Geschäftstheilhaber von Wilhelm Dichtut wurde. Heinrich Meißer war 31 Jahre lang Mitglied der freiwilligen Feuerwehr, diente an der Water Witch Co. Nr. 2, wurde deren Obmann, dann Hülfsschef und schließlich Chef der Feuerwehr, welches Amt er zwei Jahre verwaltete. Dreißig Jahre ist er nun schon Präsident der Firmen's Benevolent Association und verläumt während dieser ganzen Zeit nur eine Versammlung. Während jenes Zeitraumes

starben 123 Mitglieder der Gesellschaft und war er, mit Ausnahme eines einzigen Falles, bei jedem Begräbniß zugegen. Sechs Jahre lang war er einer der Commissäre des Indian Grave Levee Districts. Als im Jahre 1903 der District sowohl wie andere Schutzdammdistricte dieser Gegend durch Hochwasser überschwemmt wurden und infolgedessen große Noth herrschte, führte er 5 Monate lang die Aufsicht bei der Unterstützung der Nothleidenden ohne irgend welche Vergütung anzunehmen. Er war 14 Jahre im Mühlengegeschäfte thätig als Theilhaber der Eagle Mühle und gründete seiner Zeit die People's Ferry. Gewiß ein Leben der Mühe und Arbeit.

Emil Meißer, der Vater von Heinrich Meißer, diente während des Rebellionskrieges als Apotheker im 43. Illinois Regiment und starb im Jahre 1867 zu Belleville im Alter von 60 Jahren. Die Frau, Sophie Meißer, starb im Jahre 1900 ebenfalls zu Belleville im hohen Alter von 81 Jahren. Die alte Heimstätte der Familie in Belleville liegt zwischen der Wohnung von Bischof Haussen, der Kirche, dem Kloster und der Waisenanstalt, und wurde nach dem Tode der Mutter von Heinrich Meißer an Bischof Haussen verkauft. Ein Bruder, Christian Meißer, wohnt in St. Louis; eine Schwester, Frau Margarethe Vabb, dermalen in Belleville.

Um die in der Januarnummer des gegenwärtigen Jahrganges der Geschichtsblätter gebrachte Mittheilung über die Familie Wickelmann richtig zu stellen, sieht sich der Schreiber dieser Geschichte veranlaßt, nochmals auf dieselbe zurückzukommen. Johann Heinrich Wickelmann erblickte am 29. November 1830 auf der Theerhütte bei Teylingen, Kreis Gardelegen, Regierungsbezirk Magdeburg, das Licht der Welt. Nachdem er in der alten Heimath das Handwerk eines Grebschmiedes gelernt, kam er im Jahre 1853 nach den Ver. Staaten, trat zu Evansville, Ind., in die Dampfkehlfabrik von Valentin Steg-

miller, und kam mit diesem am 24. Dezember 1855 nach Quincy. Hier gründete Michelmann später ein eigenes Geschäft, zuerst Dampfkessel fabrizirend, und später sich dem Bau von Brücken und der Ausführung von Stahlarbeiten jeder Art widmend. Johann Heinrich Michelmann trat hier mit der am 25. Januar 1839 zu New Orleans geborenen Marie Margarethe Studert in die Ehe. Der am 13. Februar 1865 geborene Sohn Heinrich L. Michelmann ist mit an dem großen Geschäft theilhaftig. Die Tochter Wilhelmine ist mit Pastor Carl E. Wiche in Otawville, Ill., verheiratet. Die anderen Kinder sind: Emilie, die Frau des Schuhhändlers Carl F. A. Behrensmeyer, Jr.; Clara, die Frau von Wilhelm Gerdes, Werkführer in der Michelmann'schen Werkstätte; ferner die Töchter Marie Elisabeth und Marie Dorothea, daheim bei den Eltern; und Albert Michelmann, Apotheker in Chicago.

Peter Müller, geboren am 15. Mai 1797 zu Girsberg, Rheinbayern, erlernte dort die Schneiderei, und trat mit der im Jahre 1799 ebenfalls zu Girsberg geborenen Elisabeth Heydenreich in die Ehe. Im Jahre 1856 kam das Ehepaar über New Orleans nach Quincy, nachdem die Kinder desselben schon früher nach diesem Lande gekommen waren. Der Mann schied im Jahre 1893 aus dem Leben; seine Frau war ihm schon eine Reihe von Jahren im Tode vorausgegangen. Noch lebende Kinder sind: Frau Marie Haas und Frau Caroline Schröder in Quincy, sowie Frau Katharine Lückel in Merrill, Wisc.

Der im Jahre 1815 zu Bahligen, Amt Emmendingen, Baden, geborene Joseph Gasser, erlernte in der alten Heimath das Messgerhandwerk. Dort trat er mit der am 24. März 1823 ebenfalls in Bahligen geborenen Katharine Adler im Jahre 1847 in die Ehe. Im Jahre 1856 kam die Familie nach Quincy, wo Joseph Gasser viele Jahre als Messger thätig war, bis er im Jahre 1873 starb. Die Frau schied am

16. Februar 1907 aus dem Leben. Zwei Töchter leben noch hier, Frau Georg Ackermann und Frau Carl Eberhardt.

Albert H. Schröder, geboren am 28. März 1826 zu Engern, Kreis Herford, Westfalen, erlernte in der alten Heimath das Schneiderhandwerk, kam im Jahre 1853 nach Amerika und in 1857 nach Quincy. Hier trat er mit Caroline Müller in die Ehe; die Frau war gebürtig aus Girsberg, Rheinbayern. Viele Jahre war Schröder hier als Schneider thätig, bis er sich im Jahre 1900 vom Geschäft zurückzog. Am 9. Mai ds. Js. starb er im Alter von über 81 Jahren. Die Frau weist noch unter den Lebenden. Noch lebende Söhne sind: Georg Schröder, reisender Auditor der Missouri, Kansas & Texas Bahn; Wilhelm Schröder, Ofenformer; Gustav Schröder, Diamantsetzer und Juwelier, sämmtlich in St. Louis wohnhaft.

Der am 14. Februar 1839 bei Neustadt an der Hardt geborene Johann Philip Deege, kam im Jahre 1857 in dieses Land, zunächst nach Belleville und Muscaton, Ill., und dann nach Quincy. Hier trat er mit Katharine Peter in die Ehe, Tochter des alten Pioniers Jacob Peter aus Tiefenbach im Elsass, der im Jahre 1851 nach diesem Lande gekommen war. Deege ließ sich auf dem Lande nieder und betrieb Jahre lang eine Schmiede an der Liberty Road in diesem County. Seit Jahren widmet er sich dem Landbau. Die Söhne Philip, Daniel und Eduard sind in diesem County als Ackerbauer thätig; ein Sohn, Friedrich, dient als Maschinist in einer Mühle zu Grant Wood, Kansas.

Heinrich Carl Behrensmeyer, geboren am 26. Februar 1826 zu Degenhausen, Regierungsbezirk Minden, Preußen, trat im Jahre 1851 in der alten Heimath mit Johanna Henriette Friederike Dickmann in die Ehe. Im Jahre 1862 kam die Familie in's Land, am 20. Oktober nach Quincy. Im Frühjahr 1863 kehrte Frau Behrensmeyer nach der alten Heimath zu-

riid, wo sie sich auf den Beruf einer Gehilfin vorbereitete. Nach Absolvierung des vorgeschriebenen Kursums kam sie wieder nach Quincy, wo sie bis zum Jahre 1900 in ihrem Beruf thätig war, und in fast 8000 Fällen Hülfe leistete. W. selbst war hier eine Reihe von Jahren mit August S. Achelpohl und Anderen im Pöfelgeschäft thätig; am 2. April 1894 starb er. Söhne sind: Heinrich Philip, geboren im Februar 1868. Er besuchte die Schule der Salems-Gemeinde, die öffentlichen Schulen und dann das Gem City Business College in dieser Stadt, an dem er von 1885 bis 1887 als Assistent in der Office, von 1887 bis 1890 Assistent in der Abtheilung für Schönheitskunst thätig war; seit 1890 führt er die Aufsicht über die ganze Abtheilung; und Eduard L., geboren am 26. August 1870; Reisender für die Illinois Malleable Iron Company von Chicago. Die am 17. Oktober 1851 noch in der alten Heimath geborene Tochter Friederike, kam im Jahre 1862 mit ihren Eltern nach Quincy und trat hier mit August S. Achelpohl in die Ehe.

Johann Friedrich Wilhelm Hallerberg erblickte am 18. März 1837 in der Nähe von Herford, Westfalen, das Licht der Welt, als Sohn von Johann Friedrich Wilhelm Hallerberg und dessen Ehefrau Anna Margarethe Niebein, geb. Hauptmann. Der Vater, welcher im Juni 1859 in seinem 58sten Lebensjahre starb, war Uhrmacher und verfertigte die feinsten Uhrwerke aus Holz. Die Mutter war im Jahre 1843 gestorben. In seiner Jugend erlernte Johann Friedrich Wilhelm Hallerberg Jr., die Weberei. Später kam er mit Lehrer S. Budde zu Saar in Verührung, der ihn veranlaßte, sich dem Studium der Theologie zu widmen, um Missionar zu werden. Lehrer Budde gab ihm nahezu drei Jahre lang jede Woche etliche Male Unterricht. Im September 1862 kam S. nach der Missionsanstalt von Pastor Ludwig Harms in Hermannsburg.

Das erste Jahr war ein schweres Jahr der Prüfung. Am Tage mußte er arbeiten, um sein Brod zu verdienen, und Abends, auch hie und da am Tage, ging er nach dem Missionshause zum mehrstündigen Unterricht. Wie streng und angreifend dieses war, ergibt sich daraus, daß von den 42 Zöglingen oder Aspiranten, die in 1862 mit ihm nach der Anstalt gekommen waren, im Herbst 1863 nur noch 26 übrig blieben. Die meisten von den 16 anderen waren schon von selbst fortgezogen und die übrigen wurden als untauglich abgewiesen. Unter den 26 Aspiranten, die eine schriftliche Bescheinigung erhielten, daß sie als für das Missionswerk tauglich befunden worden seien, war auch Johann Friedrich Wilhelm Hallerberg. Nun wurde das Studium fortgesetzt bis zum Sommer 1867. Nach Australien, Afrika, Indien und Amerika sollten die Sendboten vertheilt werden. Ehe solches geschehen konnte, mußte vor dem Consistorium in Hannover ein Examen abgelegt werden. Am 15. September bestieg er in Hamburg das Segelschiff „Eugenia“, und traf nach einer stürmischen Reise am 1. November in New York ein. Von dort ging's nach St. Louis, und am 8. November wurde er an die lutherische Gemeinde in Central Township, St. Louis County, Mo., als Pastor gewählt und am 24. November in's Amt eingeführt. Im Mai des Jahres 1868 kam seine Braut, Fräulein Ida Betty Minning, aus der alten Heimath und am 4. Juni wurde die Trauung in der Kreuzkirche zu St. Louis durch Pastor C. F. W. Sapper vollzogen. Nach etlichen Jahren schwerer aber segensreicher Arbeit, insofgedessen er in zeitweiligen Ruhestand treten und schließlich das Amt niederlegen mußte, kam Pastor Hallerberg nach Yorkville, Kendall County, Ill., wo er am 14. August 1870 durch Pastor C. Wünnich in's Amt eingeführt wurde. Bald gab es auch dort viel Arbeit, denn zwei bössartige Krankheiten, — die weiße Ruhr und das Nervenfieber,

traten epidemisch auf. In drei Wochen gab es mehr Leichen in der Gemeinde, als in den fünf vorhergehenden Jahren. Drei Jahre bediente er die Gemeinde und hatte außerdem vier andere Plätze zu besorgen.

Im Jahre 1873 erhielt Pastor Hallerberg einen Ruf von der St. Jakob-Gemeinde in Quincy, den er nach einigem Zögern annahm. Am 31. August hielt er seine Abschiedspredigt zu Yorkville und am 14. September wurde er in Quincy durch Pastor F. S. Wünger in's Amt eingeführt. Seit jener Zeit, also über 33 Jahre, hat er hier in Segen gewirkt; an Arbeit, Kämpfen und Prüfungen hat's nicht gefehlt. Folgendes sind die Kinder von Pastor Hallerberg:

Carl Johannes Wilhelm Hallerberg, geboren am 5. April 1872 zu Long Grove, Ill., bezog nach seiner Confirmation das Concordia-Gymnasium in Milwaukee, das er in 6 Jahren absolvierte, und dann das Concordia-College in St. Louis, wo er 3 Jahre Theologie studierte. Im Jahre 1895 bestand er sein Examen, wurde zum Predigtamte ordiniert und zum Hilfspastor der St. Jakob-Gemeinde gewählt. Vor 3 Jahren wurde er erster Pastor der Gemeinde. Am 8. September 1898 trat er mit Frä. Emma Steinfamp aus St. Louis in die Ehe, Tochter von Carl Steinfamp.

Carl Ludwig Heinrich Hallerberg, geboren am 8. März 1874 in Quincy, betreibt in Louisville, Ky., ein zahnärztliches Laboratorium, und ist mit Ida Kiel aus New Albany, Ind., verheirathet.

August Hermann Julius Hallerberg, geboren am 21. November 1877 in Quincy, studierte ebenfalls 6 Jahre am Concordia-College zu Milwaukee, und dann 3 Jahre Theologie im Concordia-College zu St. Louis. Außerdem erlernte er die Zeichensprache der Taubstummen, sodaß er auch diesen predigen kann. Drei Jahre steht er nun an der lutherischen Gemeinde zu Jacksonville, Ill. Im Jahre 1901 verheirathete er sich mit Emma Straßer, Tochter von Pastor F. Straßer in Milwaukee.

August Louis Wilhelm Hallerberg, geboren am 23. Dezember 1881 in Quincy, steht seit Jahren als Verkäufer in dem großen Geschäft der Respohl-Mehrensieder Company in dieser Stadt, und ist seit 1904 mit Frieda Kerker verheirathet.

Die am 31. Oktober 1881 in Quincy geborene Anna Friederike Wilhelmine Hallerberg ist die Gattin des Lehrers Johann Gnuse in Waco, Nebraska.

Die Töchter Elisabeth Magdalene Wilhelmine und Anna Friederike Elisabeth sind noch bei den Eltern.

† August Busse-Quincy.

Wieder ist der Tod eines Mitgliebes der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois zu melden. August Busse schied am Samstag Abend, den 15. Juni, aus dem Leben. Geboren am 15. Januar 1840 in Essen, kam er im Jahre 1855 mit seinen Eltern nach Quincy, wo er seither gewohnt und 50 Jahre lang als Uhrmacher und Juwelenhändler thätig war. Außer der Wittwe, Marie, geb. Respohl, hinterläßt der Verstorbene 5 Kinder,

August S. Busse, Denver, Col., Bertha Busse, Frau E. Roy Harris, Heinrich Busse und Frau Heinrich Pieper, in Quincy. August Busse war von der Gründung der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft an ein treues Mitglied derselben und ist sein Dahinscheiden auch ein Verlust für diese. Näheres über die Familie ist im Juliheft der Geschichtsblätter von 1906 enthalten. S. V o r m a n n.

Familiengeschichten und Stammbäume.

Unser Archiv ist während des letzten Vierteljahres um zwei Familiengeschichten nebst Stammbäumen von in Chicago vertretenen deutschen Familien bereichert worden.

Die eine ist die der im nordwestlichen Deutschland und den Niederlanden weitverbreiteten Familie Rendorff (Mendorp, Rentorp, Renntorp), speciell die des Hamburger Zweiges derselben, welchem die in Chicago und einigen anderen Orten der Ver. Staaten ansässigen Mitglieder entstammen. Dieser führt seinen Ursprung auf Hermann Rendorff zurück, der — wahrscheinlich in Celle geboren — am 14. Juli 1613 in Hamburg das Bürgerrecht als Wafler erwarb, und am 2. Juli 1622 mit seiner Frau bei dem Aufstiegen eines eben zur Abfahrt nach Madeira bereiten und Pulverladung führenden Schiffes umkam. Der erste Vertreter dieses mit den angesehensten Patrizierfamilien Hamburgs (Schlüter, Jenisch, Schröder, Auf'm Oord) in verwandtschaftlicher Verbindung stehenden Hamburger Zweiges in den Ver. Staaten war Herr E d m u n d R e n d t o r f f, (geb. 19. September 1816 und Sohn von Hermann Rendorff VII.), der 1841 oder 1842 nach New York und 1843 nach Sankt City in Wisconsin gekommen zu sein scheint, welches fortan bis zu seinem am 28. Januar 1892 erfolgten Tode seinen Wohnsitz bildete. Wenigstens ersieht man aus der Familientafel, daß er am 29. Juni 1842 in New York ein Frä. Henriette Gräpel, eine geborene Hamburgerin, heirathete, und daß ihm am 6. August 1843 in Sankt City sein erstes Kind, Hermann Rendorff IX., geboren wurde, der später in Chicago ein großes Eisenwaarengeschäft betrieb und dort jetzt als Rentner lebt. Auch sein 1860 in Sankt City geborener und 1889 in Californien verstorbener Sohn Richard Otto war in Chicago als Kaufmann ansässig, ebenso wie sich von seinen drei Töchtern zwei nach Chicago verheirathet haben: Frau Fried-

rich August Oswald und Frau Theodor Krüger. Auch der zweite Sohn, Johann Christian, geb. 1845, ließ sich, nachdem er längere Jahre in Wadshaw in Wisconsin Geschäfte betrieben und eine Familie gegründet hatte, in Chicago nieder. Von dessen Söhnen ist Edmund Joseph Lehrer an der Lake Forest Universität, Walter Arzt in Chicago. Auch dem Hamburger Zweig angehörig ist Dr. phil. Karl Gustav Heinrich R., geboren in Preetz in Holstein, Professor an der Stanford Universität in Californien. — In Südamerika finden sich Mitglieder dieses Zweiges in Buenos Aires, Montevideo und Maracaibo. Besonders zahlreich ist er in Holstein und in Dänemark vertreten. — Diese Geschichte ist nach amtlichen Quellen (Staats-Archiven, Kirchen- und Grundbüchern, Gerichts-Akten etc.) durch den Justizrath Dr. Julius Rendorff in Kiel zusammengestellt, und enthält höchst werthvolle Mittheilungen, besonders über die Rechtspflege im 17. und 18. Jahrhundert.

Weniger altenmäßig und mehr beiseidener Art, aber voll lokal- und kulturgeschichtlicher Daten und höchst anziehend geschrieben, ist die unter dem Titel „Unser Stammbaum“, zusammengestellt und unseren Nachkommen und Verwandten hinterlassen von Gottward Schaff und Johann Adam Schaff, im J. 1906 in Chicago gedruckte Familiengeschichte der in Amerika seit 1855 ansässigen, in Chicago seit Neujahr 1868 etablirten im Titel genannten Pianomacher Gebrüder Schaff — die ersten Pianoforte-Bauer in Chicago. Sie stammen aus dem Lunda-Thal in Kurhessen, von der etwa drei Stunden südlich von Marburg gelegenen R a t h m ü h l e, die seit zwei Jahrhunderten im Besitze ihrer Vorfahren gewesen. Der ursprüngliche Name der Familie ist Schaaf, und auch ein Theil des amerikanischen Zweiges schreibt

sich noch heute so. Die Vermuthung ist, daß sie aus der Schweiz stammt. Der älteste bekannte Vorfahr war Heinrich Schaaf, dessen Jugend- und Mannesjahre in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges fielen, und der nach dem Kirchenbuch des Ortes Treis an der Lunda am 16. Juni 1677 im Alter von 73 Jahren starb. Er war ein Bauersmann, und einer seiner Nachkommen, der 1786 zu Treis geborene Johann Georg Schaaf, heirathete die Müllerstochter und Erbin Elisabeth Roß, deren Familie auf der Mahlmühle seit dem Jahre 1711 in Erbpacht saß. Er hatte sechs Söhne: Philipp, Balthasar, Georg, Gotthard, Johann Adam und Johannes, von denen Gotthard und Johann Adam die einzigen waren, die nach Amerika gekommen sind. Beide hatten vorher eine Lehrzeit in einer Tischlerwerkstätte in ihrer Heimath durchgemacht und sich in Londoner Pianoforte-Fabriken vervollkommnet. Denn von Jugend auf war ihre Neigung auf das Anfertigen musikalischer Instrumente gerichtet.

Ueber die amerikanische Zeit lassen wir Herrn Gotthard Schaaf selbst sprechen:

„Jacob Piaß und ich machten die Reise zusammen auf einem Segelschiff und kamen gegen Ende September in New York an, wo ich gleich wieder Beschäftigung in einer Pianofabrik fand. Aber im Frühjahr '56 reiste ich nach dem Westen, weil ich glaubte, das sei meiner Gesundheit förderlich. Ich kam bis nach Chicago, welches zu der Zeit ein schmaler, ungesunder Platz war, der mir nicht gefiel. Daher nahm ich den nächsten Zug nach Madison, der Hauptstadt von Wisconsin. Dort war es schön, aber es gab da keine Pianofabriken. Es war das damalige Ende der Civilisation; die Eisenbahn ging nicht weiter. Ich half da im Sommer Holzhäuser bauen, und im Winter fiel so viel Schnee und wurde es so kalt, daß gar nichts zu thun war. Dadurch wurde eine andere Reise nöthig, nämlich im Februar 1857 nach St. Louis am Mississippi. Pianofabriken gab es dort auch nicht, und ich war daher wieder auf Panischreinerei angewiesen. Im Herbst 1858 kam Bruder Johann Adam von Europa herüber . . .

„Es gab nichts im Pianogeschäft zu thun

bis 1861. Als der Bürgerkrieg anging, lernten wir in St. Louis einen Pianomacher kennen, Namens L. Merkel, welcher eine kleine wohleingerichtete Werkstatt besaß, aber weder Geld noch Energie hatte. Alle Geschäfte lagen zu der Zeit in St. Louis darnieder. Wir trafen also ein Uebereinkommen, zusammen sechs aufrechte Pianos zu machen, und als dieselben fertig waren, gingen die Geschäfte schon gut und sie konnten mit Gewinn verkauft werden, so daß wir unsern Lohn erhielten. Merkel war ein durchaus gebildeter Pianobauer, und zu jener Zeit mußten wir alle Mechaniken, Klaviaturen etc. selbst machen, wodurch wir in den vollständigen Besitz aller der Kenntnisse kamen, die uns noch fehlten. — In St. Louis waren wir noch an anderen Pianogeschäften theilhaftig, bis wir zu Neujahr 1868 die Firma Schaff Brothers in Chicago gründeten . . .

„Zur Zeit, als wir nach dem Westen kamen, bestanden hier keine Pianofabriken. In größeren Städten gab es einige Meister, die Reparaturen und gelegentlich ein Tafel-Klavier machten, das aufrechte Piano aber war hier nicht bekannt, und die sechs Aufrechten, die wir 1862 in St. Louis bauten, waren wohl die ersten, die im Westen der Ver. Staaten gemacht wurden. Im Osten gingen um jene Zeit auch Steinways an, Versuche mit Aufrechten zu machen. Es wurden zu der Zeit ausschließlich Tafel-Klaviere und einige Flügel gemacht; der Bedarf im Westen wurde vom Osten bezogen, und Agenten östlicher Fabriken behaupteten fest, daß man im Westen keine Pianos machen könne. Es hatte auch so den Anschein. Einige Versuche, in größerem Maßstabe hier Pianos zu fabriciren, schlugen fehl. Die Gebrüder Knauer gaben nach dem großen Brand von Chicago das Geschäft auf, und das gleiche geschah mit der Pianofabrik in St. Louis.

„Wir ließen uns jedoch nicht entmutigen und begannen Anfangs mit dem Herstellen von Tafel-Klavieren. Als aber nach Verlauf von drei Jahren beim großen Brande von Chicago unsere bescheidene Fabrik zerstört wurde, trafen wir Vorkehrungen, ausschließlich aufrechte Pianos (Pianinos) zu machen, und blieben in dieser Sache eine Reihe von Jahren in Chicago allein und ohne Konkurrenz die einzigen Fabrikanten. Als aber unser Erfolg im Herstellen guter Instrumente bemerkt wurde,

entstanden bald größere Fabriken, wovon drei oder vier ihren Ursprung direkt von uns ableiteten, indem ihre Gründer durch ihre Beschäftigung bei uns ihre ersten Kenntnisse erlangten In den letzten zwanzig Jahren ist in Chicago und Umgegend eine Piano-Industrie entstanden, die an Ausdehnung beispiellos in der Geschichte dasteht. Und heute freuen wir uns, daß ein gütiges Geschick uns vergönnte, an dem großen Werk theil zu nehmen; daß wir Gesundheit und Ausdauer genug besaßen, eine Industrie aufbauen zu helfen, die vielen Arbeitern angenehme Beschäftigung gewährt, und viel dazu beiträgt, das Leben

der Menschen zu verschönern und zu veredeln.“

* * *

Es ist wohl kaum nöthig, darauf zu verweisen, von wie großem Werthe für die Geschichtsforschung die Herstellung und Veröffentlichung solcher Familiengeschichten und Stammbäume ist. Und es steht zu hoffen, daß die hier aufgeführten und besprochenen Beispiele als Anregung und Aufmunterung zu vielen folgenden dienen werden.

Die Deutschen im Bürgerkriege.

Unter diesem Titel läßt im Sonntagsblatt des „Cleveland Wächter und Anzeiger“ der unsern Lesern bekannte Schriftsteller und Geschichtsforscher, Herr Wilhelm Raumann, eine Reihe von Artikeln erscheinen, welche er einen Versuch nennt, den Antheil des deutschen Elements am rebellionskriege darzustellen. An seiner eminenten Fähigkeit, den Versuch zu glücklicher Vollendung zu führen, soweit die obwaltenden Schwierigkeiten es gestatten, kann kein Zweifel herrschen. Die von völliger Beherrschung des Gegenstandes zeugende Einleitung, die hier folgt, bekundet es:

* * *

Die Heldenzeit des amerikanischen Deuththums, das ist die Periode von der Erwählung Vincolns bis zum Verirfen der Seceffionsfahne. Zugleich bildet diese Zeit die einzige noch wahrnehmbare Brücke zu einer anderen Glanzperiode unseres Volks-

stammes, zur Achtundvierziger Zeit. Aber während wir von anderen Gebieten der deutsch-amerikanischen Geschichte viele ausführliche und einzelne vortreffliche Darstellungen besitzen, ist gerade jene wichtigste Zeit — wichtig auch deshalb, weil sie mit dem Anfange der deutschen Masseneinwanderung zusammenfällt — bisher durchaus stiefmütterlich behandelt worden. Bruchstücke und Episoden-Schilderungen giebt es ja, aber sie sind zerstreut in den älteren Jahrgängen der Zeitungen, an einer zusammenhängenden Schilderung fehlt es noch völlig. *) Es ist das um so auffälliger, als gerade im rebellionskriege so viele federgewandte, gebildete Deutsche in Reich und Glied gestanden haben. Man hätte eine Fluth von deutschen Schriften über diesen Krieg erwarten müssen, aber die Ausbeute ist eine recht kärgliche. Gerade die berühmtesten unter den deutschen Führern haben fast sämmtlich geschwiegen. Die Ursache dafür ist wohl in den besondern Schwierigkeiten zu suchen, welche unser

*) Das vortreffliche Buch von Joseph W. Rosengarten „The German Soldier in the Wars of the United States“ kann trotz der mit bewunderungswürdigem Fleiße darin zusammengetragenen Masse von Thatfachen und Mittheilungen (die ich mehrfach mit Dank benutzen konnte) nicht als Versuch einer zusammenhängenden Schilderung in Betracht kommen. Es ist wesentlich für Veteranenkreise bestimmt und setzt eine ziemlich genaue Kenntniß dieses verwickelten aller Feldzüge voraus. Es bringt im buntesten Durcheinander kurze Biographien von deutschen Heerführern und Andeutungen von deutschen Kriegsthaten, aber es entbehrt völlig der Form, welche es für die Deutschamerikaner der Jetztzeit verständlich machen würde. Da es in englischer Sprache geschrieben ist, so wird es wohl nur eine geringe Verbreitung in deutschen Kreisen gefunden haben. Rosengarten wollte den unzähligen anglo-amerikanischen Darstellungen entgegentreten, welche die Theilnahme der Deutschen an dem Kriege gänzlich ignoriren. Das konnte er nur in englischer Sprache, und in dieser Beziehung ist sein Buch allerdings eine wichtige und höchst dankenswerthe That.

Stoff darbietet. Wenn man einsieht, daß im besten Falle doch nur Halbes geleistet werden kann, daß eine erschöpfende Darstellung des Gegenstandes wohl ausgeschlossen bleiben muß, so erlahmt die Arbeitsfreudigkeit rasch und man sagt sich gern — „mag es ein Anderer versuchen.“ Und darüber sind manche Jahre vergangen.

Es wird aber die allerhöchste Zeit, daß etwas auf diesem Gebiete geschieht, und sei es auch nur etwas Halbes. Bald wird es keine mündlichen Quellen mehr geben, aus welchen man schöpfen könnte, die Tradition verblaßt bereits bedenklich und immer schwieriger wird es, an das in Zeit-schriften, Büchern, namentlich aber an das in Briefen niedergelegte Material zu gelangen. Die deutschvölkischen Interessen in Amerika fordern aber immer dringender nach einer Darstellung des großen und für die Entscheidung so ungeheuer bedeut-samen Anttheils der Deutsch-Amerikaner am Bürgerkriege. Aus diesem Bedürfnis ist dieser Versuch einer solchen Schilderung entstanden und zwar in der Erwartung, daß namentlich aus Veteranen-freien Mitarbeiter hinzutreten, daß man Ergänzungen und Nachträge, um welche ich dringend bitte, liefern wird, und daß so nach und nach das Bild unserer Feldzeit wenigstens einigermaßen vervollständigt werden kann.

Die oben angedeutete Schwierigkeit un-ieres Stoffes besteht wesentlich darin, daß es keine größeren, ausschließlich von Deutschen gestellten Truppen-Einheiten gegeben hat. Eine einzige deutsche Division hat zu Anfang des Krieges bestanden. Sie wurde aber schon im Sommer 1862 wieder aufgelöst. Ein deutsches Armeecorps gab es niemals. Was dafür galt, war nur zum dritten Theile deutsch. Am Jahre 1863 (auch noch 1864) waren noch deutsche Brigaden vorhanden, aber eine solche Brigade besaß kaum jemals die Gefechtsstärke eines mobilen preussischen Regiments. Eine so geringe Einheit kann unter besonders günstigen Umständen zur Herbeiführung der Entscheidung einer großen Schlacht mitwirken — das ist mehrfach geschehen und unsere Hauptaufgabe muß es sein, diese besonderen Fälle gebührend hervorzuheben —, aber die Entscheidung selbst hängt doch von der Masse, von den größeren Kampfeinheiten, ab. So konnten die Deutschen im Bürgerkriege für sich allein keine der gro-

ßen Schlachten gewinnen — Pea Ridge, Mill Spring, Helena, Ark., u. s. w., wo der Sieg ausschließlich durch die Deutschen herbeigeführt wurde, sind nur größere Gefechte —, weil sie niemals geschlossen in großen deutschen Kampfeinheiten auftraten. Ja nicht einmal die kleinen deutschen Einheiten konnten aufrecht erhalten werden. In den Jahren 1864 und '65 gab es nur noch vereinzelte deutsche Brigaden, und sogar die alten deutschen Regimenter hatten ihren ursprünglichen Charakter eingebüßt. Die Schuld dafür ist weder der obersten Heeresleitung, noch den Deutschen beizumessen, die Art, wie das Ergänzungs-geschäft betrieben wurde, war die Veranlassung dazu. Die Regimenter schrumpften im Laufe des Krieges furchtbar zusammen und der Ersatz wurde von den Einzelstaaten geliefert. Dabei konnte man wenig Rücksicht darauf nehmen, daß immer nur Deutsche in deutsche, Ir-länder in irische Regimenter kamen. Nur einige Turner-Regimenter im Westen sorgten selbstständig für deutschen Ersatz. Hier ein Beispiel. Das 41. N. Y. (De Kalb) Regiment war mit der deutschen Comman-dosprache in's Feld gezogen. Im Herbst 1862 erhielt es 600 Mann Ersatz. Davon waren 200 Deutsche, die Uebrigen meistens Ir-länder und Franzosen. Auch die Namen der deutschen Divisions- und Brigadeführer geben (während der späteren Kriegsjahre) keine Gewähr, daß die von jenen befehligten Mannschaften Deutsche waren. Sigel, Osterhaus, Schurz, Willich und Steinwehr haben oft mehr Nichtdeutsche, als Lands-leute befehligt.

Zu Anfang des Krieges war die Ber-ist-reuung der Deutschen unter die zahl-losen Regimenter durchaus nicht Regel, aber im späteren Verlaufe des Krieges kam es dazu. So können wir noch sagen, es waren Deutsche, welche Missouri für die Union retteten, es waren Deutsche, welche bei Bull Run I den schmachtvollen Rückzug ehrenvoll deckten, welche bei Pea Ridge, unter Sigel und Osterhaus, die Niederlage in einen Sieg verwandelten, bei Mill Spring die Entscheidung brachten, welche für die Rebellen ebenso schimpflich war, wie die von den Nördlichen bei Bull Run I erlittene Niederlage gewesen ist. Auch waren es wesentlich deutsche Regimenter, welche am zweiten Schlachttage von Shiloh die Rettung einer fast schon vernichteten Unions-Armee vollbrachten, welche bei Bull Run II

den ersten Angriff ruhmvoll durchführten und am zweiten Schlachttage Bald Hill und Henry Hill standhaft verteidigten und dann den Rückzug der geschlagenen Armee Pope's deckten; welche bei Chancellorsville (ja sogar dort!) nach der Ueberrumpelung ihrer Kanonaden muthig Stand hielten, bei Vettysburg den Friedhofs-Hügel ruhmvoll verteidigten, in der Schlacht „über den Wolken“, am Lookout-Berge den steilen Gang erstürmten, welche das Centrum der feindlichen Stellung von Missionary Ridge zuerst in kühnem Anlauf durchbrachen. Und so ließen sich noch viele Episoden anführen, bei welchen die Deutschen ihre alt-erprobte Kriegstüchtigkeit glänzend bewiesen haben. Das soll später weiter ausgeführt werden. Aber alle jene Kriegsthaten waren immer nur *E p i s o d e n* in den Gigantenkämpfen jenes Krieges. Im Allgemeinen kann man noch sagen, daß die Armee, welche unter Sherman, 1864, von Chattanooga auszog, sich nach Atlanta durchkämpfte und die glänzendste strategische That des Krieges, den Marsch durch Georgia, Süd- und Nord-Carolina, vollbrachte, zu einem guten Drittel aus Deutschen und Deutschabkömmlingen bestanden hat, aber nachweisen läßt es sich nicht, denn es gab damals nur noch wenige rein deutsche Regimenter. So wird eine *e r s c h ö p f e n d e* Würdigung des deutschen Antheils am Kriege eine Unmöglichkeit. Uns bleibt nur die Aufgabe, diejenigen Episoden zusammen zu fassen, bei welchen unsere Landsleute den ihnen angeborenen Kriegsggeist doch noch beweisen konnten. Ich hoffe, daß das Bild immerhin noch ein glänzendes, einen ehrenvollen Record darstellendes, werden wird, namentlich wenn

die Ergänzungen dazu so eintreffen, wie doch wohl zu erwarten ist.

Den Inhalt der bisher erschienenen Artikel verkünden die Ueberschriften:

Der Krieg im Allgemeinen. — Deutsche in der Rebellen-Armee. — Die Zahl der deutschen Kämpfer. — Die deutschen Regimenter. — Die deutsch-amerikanischen Truppenführer und Helden (Sigel, Weigel, Schurz, Osterhaus, Willich, von Steinwehr, die vier Salomons, Secker, Blenker, von Weber, Stahel, Bahlen, Gilse, von Ansbach, Buschbeck, Kryzanowski, Salm-Salm, Rauß, Schimmelpfennig, Dilger, von Schrader, Fassendeubel, Moor, von Wangelin, Raith, Tiedemann, Emil Frey, von Trebra, Bachhoff). — Die Rettung von Missouri. — Das glänzendste Kapitel der deutsch-amerikanischen Kriegsgeschichte. — Carthage, Wilson Creek, Pea Ridge.

(Der Verfasser erbittet zum Kapitel Deutsche Heerführer und Helden Nachträge über General Winkler in Milwaukee, General v. Schack, Ad. Schöpf, Gen. Schwarzwälder, Oberst Fiola, die tapferen Offiziere Kircher und Märcher aus Belleville u. s. w.)

Die Veteranen des Bürgerkrieges wie das ganze deutsch-amerikanische Publikum, von dem der nach dem Kriege eingewanderte Theil über den Krieg und den Antheil der Deutschen daran nur sehr oberflächlich unterrichtet ist, werden diese Arbeit mit Freuden begrüßen.

(Gingefandt.)

Die deutsche Presse in Wisconsin.

(Emil Paensch, Manitowoc, Wis.)

Die Druckerpresse münzt wenig Gold. Vom finanziellen Standpunkt betrachtet, ist es bedenklich, jungen Männern zu raten, in unsere Reihen einzutreten. Um mich eines landesüblichen Ausdrucks zu bedienen, es „bezahlt sich besser“, Leuten Gold und Silber in den Mund zu stopfen, als densel-

ben aufzuthun und die Stimme zu erheben für die Wohlfahrt des Volkes.

Aber es war ja immer so, wird auch wohl immer so bleiben. Jene Verufe, welche sich, mehr oder weniger, mit pro bono publico befassen, werfen nicht so viel ab als solche, die sich mehr privatim beschäftigen. Der

Schulmeister muß oft ein Handwerk ergreifen oder in ein Geschäft eintreten, um seine Zukunft einigermaßen zu sichern. Der Bekannte findet am Ende seines Termins, zu seinem Bedauern und oft zu seinem Erstaunen, daß „nicht alles Gold ist, was glänzt“.

Und dennoch ist der Journalismus ein anziehender Beruf. Man erscheint sich der Welt nützlich, der damit verbundene Einfluß wirkt genugthuend, man strebt seinen Idealen mit mehr Hoffnung entgegen. Immer wirkend, immer wachend, anregend zu Thaten, warnend vor Gefahren, ist die Presse ein machtvoller, unentbehrlicher Faktor in der Entwicklung unseres Landes.

Der deutschen Presse hierzulande liegt außer diesen allgemeinen noch eine besondere Aufgabe ob. Sie muß den Dolmetscher spielen, welcher den hehren Geist des Amerikanismus getreu übersezt; nicht allein übersezt, sondern den Einwanderer damit beiseelt. Sie muß dem werdenden Bürger hiesige Verhältnisse erklären, seine Pflichten beschreiben und in allen Richtungen behilflich sein, um ihn in einen echten, treuen Amerikaner zu verwandeln.

Die deutsche Presse in Wisconsin hat sich dieser Aufgabe in ehrenvoller und erfolgreicher Weise entledigt. Unsere Zeitungen sind vielfach verbreitet und gelesen in allen Theilen Deutschlands, und ihre wahrheitsgetreuen Schilderungen hiesiger Zustände brachten eine größere Anzahl Einwanderer hierher als die Broschüren der Landspesulanten, oder die Propaganda unserer amtlichen Einwanderungs-Behörde. Dieser Einfluß, mehr als irgend eine andere Ursache, machte Wisconsin zum deutschen Staate der Union.

Sie verwandelte diese Ankömmlinge leicht und schnell in amerikanische Patrioten. Als Beweis lese man die Namenliste der Wisconsiner Regimenter von 1861 und 1898. Sie prägte den Charakter des Volkes deutsch und lehrte die Anglo-Amerikaner geselliges Leben und deutsche Gemüth-

lichkeit. Musik und Kunst erfuhren, manchmal scharfe, doch meistens ermutigende Kritik. Vereins-Neuigkeiten und Vereins-Feste fanden stets willkommene Aufnahme und freundliche Behandlung in ihren Spalten. Persönliche Freiheit war inuner ein Schlagwort, und muckerische Bewegungen wurden im Keime erstickt. Sie brachte es zu Stande, daß man jetzt mit Recht sagen kann, kein anderer Staat des Landes bezeuge solch frisches, frohes Leben, hege so liberale Gesinnungen, wie Wisconsin.

Auch in materieller Hinsicht ist sie, wie das von der Presse erwartet wird, immer hilfsbereit gewesen. Die Industrien der betreffenden Lokalitäten wurden pflichtgemäß „gebuhmt“. Extra-Spalten und Beilagen wurden dem Ackerbau gewidmet, und haben viel dazu beigetragen, die Grundlage unseres Wohlstandes zu verbessern und zu vervollkommen.

Die Schule hat von je einen eifrigen, anspornenden Freund in der deutschen Presse gefunden. Wir sind stolz darauf, daß der Sohn eines deutschen Soldaten unserer Revolutions-Armee, Michel Frank von Kenosha, als Vater unseres Schulwesens anerkannt wird. Stolzere noch sind wir, daß einer unserer Kollegen es war — C. C. Knut von Sauk City, — welcher, als Mitglied der Legislatur, das Gesetz für unser Schulschul-System einreichte und durchfocht.

Im politischen Streben hat die deutsche Presse von Wisconsin nicht eine ihrem Einfluß entsprechende Rolle gespielt. Der Deutsche ist nun eben von Hause aus kein Politiker. Die Fleischtöpfe Egyptens haben keinen Reiz für ihn, denn er hat bessere zu Hause, bei Mutter. Politischer Ehrgeiz stört ihm das Innere nicht, denn er huldigt dem alten Spruche: „Wem im Thal die Blumen lachen, suche nicht des Berges Höhen.“ Bei Wahlkämpfen haut er wohl tüchtig d'rauf los, aber an dem Pflücker- und Scharmüßeln, genannt Caucus, gro-Convention, nimmt er wenig Theil. Josephi-

renden Schuster; denn ich hatte beinahe alle Schuhkünstler von reiferen Jahren als Philosophen eigner Art kennen gelernt, und konnte nicht vergessen, was unser Familienschuster zu mir gesagt hatte, als er mir zu meiner Ausrüstung für das Gymnasium ein Paar neue Stiefel brachte: „Du willst studieren gehen, Junge, aber dann befolge, was ich Dir sage: Studiere nicht Doctor der Medizin, oder Doctor der Rechte; sondern studiere Du Doctor der Gewalt; denn wer die Gewalt hat, hat auch das Recht.“ Dieser Schusterphilosophie hatte ich auch manchmal den Verkauf von einem halben Dutzend Schachteln zu verdanken.

Da ich wegen meiner mangelhaften Sprachkenntniß mich hauptsächlich an die Deutschen halten mußte, und dies dadurch erleichtert wurde, daß die Deutschen beinahe alle in dem großen Bezirk über dem Rhein (Canal) beisammen wohnten, so fand ich in diesem Verkehr mit Deutschen aus allen Gegenden Deutschlands vieles für mich Neue und Befremdende. Ganze Stadttheile und Straßen waren bloß von Plattdeutschen bewohnt, und in diesen Theilen konnte kein krummdeutscher (Schwabe oder Hochdeutscher) Bierwirth oder Spezereihändler (Grocer) sein Leben machen, denn Plattdeutsche kauften am liebsten bloß von Plattdeutschen, und ließen den Krummdeutschen links liegen. Wenn man Deutsche fragte, aus welcher Gegend Deutschlands sie kämen, so hieß es immer: Ich bin ein Sachse, Baier, Badenser oder Reik, Greik, Schleig, Lobenstein etc., etc., und jeder hatte immer ein Lob vorrätzig für sein specielles Unterthanen-Verhältniß gegenüber andern kleinstaatlichen Unterthanen. Es hieß aber nie: Ich bin ein Deutscher aus der oder jener Gegend. In Betrachtung dieser Verhältnisse wurde es mir klar, warum die Deutschen in Amerika trotz ihrer großen Zahl so wenig oder vielmehr gar keinen politischen oder gesellschaftlichen Einfluß hatten. Die deutsche Uneinigkeit kam mir jetzt zum vollen Bewußtsein und zur Erkennt-

niß, daß wegen eben dieser deutschen Zerfahrenheit und kleinstaatlichen Uneinigkeit die Bewegung zur Gründung einer deutschen Republik keinen Erfolg haben konnte. Wir Deutschen in Oesterreich sprechen auch mehrfache Dialekte und wohnen in verschiedenen Provinzen Oesterreichs, wir hatten auch 1848 in Wien einen politischen „Verein der Deutschen aus Böhmen, Mähren und Schlesien“, aber dieser Verein galt für alle Deutschen in allen Provinzen Oesterreichs gegenüber den slavischen Anfeindungen, wir waren gemeinschaftlich bloß Deutsche.

Diese politisch-gesellschaftlichen Betrachtungen und Verhältnisse vergrößerten nicht meine Verkäufe, denn ich blieb weit zurück gegenüber den Erfolgen meines Geschäftstheilhabers; und obwohl mich derselbe nicht die geringste Unzufriedenheit merken ließ, und ich durch Hausarbeit, Kochen und Herstellung frischer Waaren meiner Pflicht gerecht zu werden suchte, so war ich doch mit meinem kaufmännischen Talent sehr unzufrieden und fühlte, daß ich ganz andere Anstrengungen machen mußte. Mit dem guten Vorsatz mein bestes kaufmännisches Talent zur Geltung zu bringen, begab ich mich eines Morgens mit meinen Tinten-Mustern zu Theobald und Theurkauf, welche an der Courthausstraße eine deutsche Buchhandlung betrieben. Ich entwickelte meine höchste Veredtschaft für das Lob meiner echten Galläpfel-Finte, und siehe da: Ich erhielt den Auftrag für 1 Groß Flaschen Finte. Ich zweifle, ob je der Besitzer eines Lotterieloojes, dessen Nummer den höchsten Gewinn gezogen hat, mehr überrascht war, oder glücklicher fühlte, als ich über meinen Erfolg. Ich konnte nicht schnell genug nach Hause kommen, um unseren Vorrath zu zählen und ich sah im Geiste das erstaunte und bewundernde Gesicht meines Theilhabers. Unser Waaren-Vorrath langte nicht, und da wir auch mehr Rohmaterial herbeischaffen mußten, nahm es ein paar Tage, bevor wir unsere Bestellung ausführen

konnten. Als wir mit der Fabrikation fertig waren, füllten wir unsere Körbe und begaben uns auf den Weg zur Ablieferung. Als wir bei Theobald und Theurkauf ankamen, verweigerten diese die Annahme der Waare und trotz aller Bitten und Erklärungen mußten wir dieselbe wieder nach Hause tragen. Ich weiß wahrlich nicht mehr, ob ohne oder aus welcher Ursache die Annahme der Tinte verweigert wurde; denn unsere Tinte war gut, und als einzige Ursache kann ich mir heute nur erklären, daß echte Galläpfel-Tinte, damals als die beste bekannt, beim Schreiben etwas blaß aussieht, aber schon beim Trocknen dunkler und im Verlauf von wenig Stunden ganz schwarz wird.

So lächerlich es jedem denkenden Menschen erscheinen mag: so übte dieser kleinliche Mißerfolg einen solchen mächtigen Einfluß auf meine künftigen Handlungen, daß ich von meiner praktischen Unfähigkeit in geschäftlichen Dingen überzeugt, mich ganz von den Verhältnissen treiben ließ, nur suchte ich, an welchen Platz man mich auch stellte, meine Pflichten nach besten Kräften zu erfüllen und ich muß mit einer gewissen Genugthuung bekennen, daß ich in der Zukunft wenig Zeit zum Müßiggang übrig hatte. Ich hatte zwar nie den Ehrgeiz und noch weniger die Fähigkeit in mir verspürt, eine hervorragende Rolle zu spielen; denn ich hatte es in der akademischen Region nicht einmal zum Corporal gebracht, aber ich kam jetzt zum vollen Bewußtsein meiner gänzlichen Hilflosigkeit. Ich war bereits 24 Jahre alt, und hatte noch nicht gelernt, wie man einen Kreuzer verdienen könne. Ich war zwar nicht in Leichtsinne und Luxus auferzogen; aber ich hatte immer alles Nöthige zum bescheidenen Fortkommen und kannte keine Sorgen. Ich hatte zwar sechs Jahre das Gymnasium besucht und an der Prager Universität zwei Jahre lang Philosophie studiert, gute Zeugnisse erlangt, und war zur Erlangung praktischer Kenntnisse in's Wiener Polytechnikum ein-

getreten, als die Revolution ausbrach und meinen Studien ein Ende machte. Aber mit meinem Latein und mangelhaften literarischen Kenntnissen konnte ich keinen Hund vom warmen Ofen locken.

Wenn ich heute auf meine damalige wirklich traurige Lage zurückblicke, so kommt mir unwillkürlich zum Bewußtsein der tiefe Sinn und die Wahrheit, welche unser 48er Leidensgenosse und deutsch-amerikanische Dichter Caspar Duß in seinem Epilog ausspricht:

„'s ist ein gewaltiger Schritt im Leben,
Vertauschen seiner Heimath Land;
Das alte kennt nicht unser Streben,
Ganz heimisch nie wird dieser Strand;
Nur wer ihn mitthat, kann uns richten,
Nur wer ihn mitthat, kann versteh'n.“

Ich weiß, daß viele 48er Flüchtlinge gleich mir in derselben Lage sich befanden und durch Verhältnisse in verschiedene gesellschaftliche Stellungen gedrängt wurden, und auch manche Erfolge erzielten; ich weiß aber auch, daß Viele in diesem socialen Kampfe unterlagen und zu Grunde gingen.

Da ich alles Vertrauen auf meine kaufmännische Fähigkeit verloren hatte, so beschloß ich ein Geschäft zu erlernen, um mit meiner Hände Arbeit meine Lebensbedürfnisse zu verdienen. Obwohl ich alle Tinte und Schmutzwische am liebsten zum Fenster hinausgeworfen hätte, so theilte ich doch meinem Geschäftstheilhaber mit, daß ich austreten und ihm das Geschäft allein überlassen wollte, wenn er mir etwas von meinen Auslagen zurückerstatten könnte; da ich wußte, daß er kein Geld hatte, so nahm ich sein Versprechen für baare Münze: Er wolle mir 20 Dollars bezahlen und zwar in kleinen Beträgen, wie er es eben möglich machen könne. Zu seinen Ehren muß ich sagen: Er bezahlte mich in Theilzahlungen von 25 Cents, einmal sogar von 50 Cents. Er vergrößerte das Geschäft, indem er auch Schauer- und Schubbürsten mitverkaufte, welche zwei junge eingewanderte

Würstenmacher in ihren Stuben verfertigten. Er kaufte sich später Pferd und Wagen und führte das Geschäft fort, so lange als ich in Cincinnati war; was später aus ihm geworden weiß ich nicht. — Ich zog nach einem billigen Kosthaus in der Hoffnung, daß ich bald Gelegenheit finden werde, ein Geschäft zu erlernen, um mit meiner Hände Arbeit meine Lebensbedürfnisse zu verdienen.

Die Lebensmittel waren damals in Amerika sehr billig. Für einen Dollar 50 Cents konnte man in einem ganz anständigen Kosthaus Essen und Wohnung für die ganze Woche erhalten. Cincinnati wurde damals nicht allein Königin des Westens, sondern auch sehr häufig Porkopolis genannt; denn in Cincinnati wurden damals die größten Schweine-Schlächtereien in Amerika betrieben, und man konnte in diesen Schlachthäusern einen großen Schweinskopf für 5 Cents kaufen, und früher sollen diese ganz weggeworfen oder umsonst verschenkt worden sein. Vorsichtige Hausväter benutzten diese Gelegenheit, räuchernten diese Schweineköpfe oder machten Wurst daraus, wodurch sie das ganze Jahr billige Lebensmittel hatten. Arbeitslohn war aber auch niedrig; denn 75 Cents war ein guter Tagelohn für einen guten Handwerker, und mit diesen 75 Cents für 10-stündige Arbeit, schien jeder Mann zufrieden zu sein, während gegenwärtig mit 5 bis 7 Dollars für 8-stündige Arbeit ein Jeder unzufrieden scheint.

Diese billigen Verhältnisse wollte ich als Gelegenheit benutzen, um die englische Sprache zu erlernen. Leider hatte ich wieder das Mißgeschick, daß ich an einen Mann gewiesen wurde, welcher, abgesehen von seiner allgemeinen mangelhaften Bildung, selbst sehr wenig von englischer Aussprache und Grammatik wußte, und doch die Unversämtheit hatte, als Lehrer aufzutreten. Gerade zu dieser Zeit erhielt ich einen Brief von meiner Mutter, worin sie mittheilte, daß so viele junge Revolutionäre gleich ge-

meinen Verbrechern in Ketten nach Gefängnissen abgeführt wurden, und daß sie nun Trost über meine Flucht darin fand, daß ich mich noch der Freiheit meiner Person erfreue, und wenn ich weiter studiren wollte, sollte ich angeben, wohin sie mir Geld schicken könnte. Schöne Gedanken meiner guten Eltern; aber welchen Studien hätte ich mich hier widmen können; ich mußte doch zuerst die Landessprache gründlich kennen. Alles dies hätte sich ja machen lassen; allein ich betrachtete meinen Aufenthalt in Amerika als bloß vorübergehend, und konnte den Gedanken nicht fassen, daß ich hier bleiben mußte. Zu gleicher Zeit schämte ich mich aber zu bekennen, daß meine Geldmittel bereits erschöpft waren, denn mein Vater hatte mir an der sächsischen Grenze, bis wohin er mich begleitet hatte, eine gut gefüllte Brieftasche mit österreichischen Papieren übergeben, und hatte ich auch bei deren Umsatz in amerikanisches Geld bedeutende Verluste erlitten, hätte der übrig gebliebene Betrag mich noch für längere Zeit außer Noth halten sollen. Es war wirklich das erstemal, daß ich in ernster Angelegenheit meinen Eltern gegenüber zum Lügner wurde. Ich berichtete, daß ich kein Geld brauche, und mein Fortkommen schon finden werde. Da ich mich hiermit auf das hohe Roß der Unabhängigkeit geschwungen hatte, mußte ich mich auch darauf zu behaupten suchen, und im Ernste darauf bedacht sein, sobald als möglich eine Arbeit ansänsindig zu machen, wodurch ich meinen Lebensunterhalt verdienen konnte. Mit einem Manne Namens Kuthsteiner traf ich das Uebereinkommen, daß ich gegen Bezahlung von 10 Dollars das Cigarrenmachen bei ihm lernen könnte. Kuthsteiner betrieb an der Western Road ein kleines Cigarren-Geschäft, worin er 3 bis 4 Leute beschäftigte. Ich opferte meine letzten 10 Dollars und wurde Cigarrenmacher.

(Fortsetzung folgt.)

Auf Aguinaldo's Fährten.*)

Kriegserlebnisse eines deutschen Freiwilligen auf den Philippinen.

In allen Kriegen unsres Landes hat der Deutsche als Soldat seine Pflicht und Schuldigkeit gethan, und zwar im höheren Maße, als man allgemein weiß. Auch im Kriege gegen Spanien und bei der nachfolgenden Bekämpfung der Insurgenten auf den Philippinen, hat das deutsche Element seinen Theil gethan. Doch ist darüber wenig bekannt geworden. Um so größeres Interesse dürften deshalb die hiermit zur Veröffentlichung gelangenden Kriegserlebnisse eines Westfalen erregen, eines Mannes, der seine in Deutschland erworbenen militärischen Kenntnisse im Dienste seiner neuen Heimath auf's beste verwendet hat. Daß unser Gewährsmann zu den Auserwählten gehörte, denen die Aufgabe zufiel, Leutnant Gilmore und seine Begleiter, die in die Gefangenschaft der Filipinos gerathen waren, zu befreien, verleiht diesen Aufzeichnungen einen besonderen Werth. Es ist unsres Wissens, das erste Mal, daß ein Deutscher berichtet wie es dabei zuging.

Die Redaktion der Amerika.

* * *

Schon seit einiger Zeit war ich Hülfs-Sheriff von Cooke Co., Texas. Ich war im Anfang März 1898 von dem County-Sitz Gainesville auf mehrere Tage abwesend und als ich an einem Sonnabend zur Stadt zurückkehrte, hörte ich, daß die Vereinigten Staaten Spanien den Krieg erklärt hätten. Im Laufe des Vormittags traf ich dann meinen Freund John S. Major der Cavalry Miliz des Staates, der im Verein mit Captain L. im Begriff stand in Gainesville die dortige Truppe (Bailly Cavalry) zu reorganisieren. Auf sein Zureden und durch nicht geringen Patriotismus getrieben, war ich um 2 Uhr Nachmittags schon Soldat. Schon am Abend desselben Tages

durchstreifte ich mit einem anderen Deutschen, J. L. aus Lindjan, hoch zu Ross die Umgegend, um Rekruten zu suchen. So gelang es uns, und zu gleicher Zeit den Offizieren in Gainesville, in vier Tagen etwa 120 Mann zusammen zu bringen. Da die Truppe keinen Oberleutnant hatte, so wurde mir die Ehre zu Theil als solcher vorgeschlagen zu werden. Aber da am nächsten Tage von gewissen auf diese Ehre eifersüchtigen jungen Leuten gesagt wurde, der „Dutchman“ würde gewiß nicht mit in den Krieg ziehen, wenn er nicht Offizier werden könnte, so verweigerte ich die Annahme der Ehre und ließ mich als Gemeiner einschreiben. Auch mein zur Zeit ebenfalls in Münster, Cooke Co., wohnender Bruder trat der Truppe bei. Nachdem wir längere Zeit in Gainesville gewartet hatten, erhielten wir endlich Befehl, nach Camp Mabry in Austin zu fahren. Nachdem die Bürger der Stadt uns auf's beste mit Proviant und Decken versehen hatten, wurde Abschied genommen von den Angehörigen und Freunden. Und dann ging es los — mit Extrazug — Voll dampf voran! Während der Reise wurde ich vom Hauptmann L. zum Wachtmeister (1. Sgt.) ernannt. Im Camp Mabry angekommen, fanden wir dort schon 3 Regimenter Infanterie vor und auch schon den größten Theil der 1sten Texas Cavalry, der wir zugetheilt wurden. Wir bezogen unsere Zelte, und fingen an die Leute einzuerzieren. Da alle Texaner waren, so wurde der Dienst zu Pferde schnell begriffen. Als Oberst erhielten wir den wohlbekannten Capt. L. R. Gare vom 7. Kavallerie Regiment der regulären Armee, ein ausgezeichnete Reiteroffizier und ein geborener Texaner. In meiner Truppe befanden sich 15 Deutsche.

*) Mit Erlaubniß der Redaktion nachgedruckt aus „Amerika“. Sonntagsausgaben 12. und 19. August 1906.

Nachdem die Leute einige Wochen hier ausgebildet waren, wurde das Regiment nach Fort Sam Houston bei San Antonio geschickt, um dort den Garnisonsdienst zu versehen und uniformiert zu werden, was nebenbei gesagt, auch die höchste Zeit war, da die Leute in Civil-Kleidern einen jämmerlichen Eindruck machten. Unsere Hoffnung, bald nach Cuba geschickt zu werden, um Pulver zu riechen, schwand von Tag zu Tag. Und als diese freiwilligen Vaterlandsverteidiger sahen, daß die Spanier auch ohne sie geschlagen waren, wurden sie des Soldatenlebens müde und wollten so schnell wie möglich wieder zu Mutter. Im November 1898 wurde das Regiment entlassen und zog, wenn auch nicht mit kriegerischen Ehren beladen, so doch an Erfahrung reicher in die Heimath zurück.

Mein Bruder und ich mit noch einigen Freunden aus dem Regiment, fuhren über Galveston nach Savanna, Cuba, wo wir am 4. Dezember 1898 eintrafen. Die Stadt war angefüllt mit spanischen Soldaten, denen die Freude, nun bald wieder in die Heimath zurückkehren zu können, anzusehen war. Trotzdem wir noch unsere Uniformen trugen, wurden wir von den Spaniern, besonders von den Offizieren, mit denen wir in einem spanischen Kosthaus zusammen wohnten, auf das liebenswürdigste behandelt. Als nach der Festnahme der Insel seitens unserer Regierung, am 1. Januar 1899, die Polizei Savannas reorganisiert wurde, trat ich derselben bei, und zwar als erster. Aber schon nach zwei Monaten hatte ich Gelegenheit, eine Stellung im Quartiermeister-Departement der Vereinigten Staaten Armee als Clerk zu bekommen, und da ich mich dadurch verbesserte, so verließ ich die Polizei und nahm die Stellung an.

Mitte Juli kam eines Tages unser alter Oberst L. M. in's Bureau und erklärte uns, daß er wiederum beauftragt wäre, in San Antonio, Tex., ein Freiwilligen Regiment Infanterie zu organisieren, und daß dieses

Regiment bestimmt sei, Dienst auf den Philippinen zu thun, gegen Aguinaldo zu kämpfen. Eine solche gute Gelegenheit, diese Inseln zu besuchen, konnte ich nicht vorübergehen lassen; so verließ ich denn Savanna und langte am 17. Juli in New York an. Am 19. ließ ich mich in dem dortigen Anwerbe-Bureau für das 33. Regiment anwerben, wurde dann nach San Antonio, Texas, geschickt, wo ich nach 3 Tagen eintraf. Hier angekommen, meldete ich mich sofort beim Oberst Sare, der am Tage vorher dort angelangt war. Nach wenigen Tagen erhielt ich den Befehl, mit Capt. S. nach Gainesville und von dort nach anderen Punkten in Nord Texas, Indianer-Territorium und Oklahoma zu fahren, um Leute für mein Regiment anzuwerben. In dieser Thätigkeit verweilte ich dort bis zum Ende August, als ich zurück beordert wurde. Das Anwerben von guten kräftigen Leuten war nicht schwer, da in allen Städten eine Menge junger Leute sich meldeten. Auch einige Indianer wurden angenommen, ja in Guthrie in Oklahoma holten wir zwei aus dem dortigen Gefängniß, die wegen Verkaufens von Whiskey eingesperrt waren, aber begnadigt wurden, um der Flagg nach den Philippinen zu folgen. In San Antonio angekommen, wurde ich der Compagnie „D“ zugetheilt, die vom Hauptmann S., meinem alten Freunde aus Gainesville, befehligt wurde. Dieser ernannte mich nach einigen Tagen zum Feldwebel (1. Sgt.). Nun begann die Arbeit der Ausbildung und Disciplinirung der 106 Mann, die mir unterstellt waren, und worunter sich alle möglichen Charaktere befanden. Da in der Compagnie mehrere altgediente Soldaten und die Offiziere sehr tüchtig waren, so wurde diese Arbeit bedeutend erleichtert. Auch befanden sich unter meinen Leuten 16 Deutsche, die mit ihrem guten Beispiel und ihrem Diensteifer allen vorangingen. Mitte September wurde das Regiment nach San Francisco geschickt. Im Pullman Schlafwagen bequem unterge-

bracht, fuhren wir in fünf Zügen von San Antonio ab. In San Francisco angekommen, bezogen wir Zelte im Presidio. Dort ging es wieder an's Exerciziren und zur Schießübung, wobei das Regiment ganz Vorzügliches leistete. Auch wurde das Regiment in den dortigen Zeitungen häufig erwähnt als ein aus vorzüglichem Material bestehendes und wurde das gute „gentleman like“ Betragen der Leute besonders hervorgehoben. Am letzten September endlich erhielten wir Befehl, uns einzuschiffen. So wurden wir dann auf das Armee-Transportschiff „Sheridan“ verladen und fuhren frohen Muthes durch das Gelde Thor. Die Reise brachte sehr wenig Bemerkenswerthes; nur der Aufenthalt in Honolulu war eine angenehme Unterbrechung der Reise und der Schiffskost. Die Leute an Bord benahmen sich ausgezeichnet, nur an einem Tage wurde ihr Unwillen dadurch erregt, daß ein Major L., der später im Gefecht fiel, einen der Co. „B“ gehörigen Hund über Bord warf, weil er seinen Hund gebissen hatte. Der arme „Bull“ war der „Mascot“ des Regiments und da das arme Thier noch eine Zeit lang dem Schiff nachschwimmend gesehen wurde, stieg die Empörung der Leute über diese That fast zur Meuterei. Jedoch unterm allbeliebtesten Oberst und anderen Offizieren, denen das Geschehene ebenso mißfiel, gelang es die Mannschaften zu beschwichtigen. Die gute Disziplin, die im Regiment herrschte, gewann die Oberhand und bald war alles wieder in Ordnung. Während der Reise wurde den Leuten und Offizieren Unterricht erteilt in allen Zweigen des Dienstes und besonders in der Gesundheitspflege, und den ersten Küsseleistungen bei Verwundungen etc. Abends unterhielten sich die Leute meistens beim Spiel; auch etwas „crap shooting“ wurde hier und da vorgenommen. Wie Oberst Saxe später sagte, er hätte 1200 Sharpshooters und Crapshooters in seinem Regiment. Ende September endlich langten wir in Manila Bay

an. Als wir Anker warfen, sammelten sich sofort eine Anzahl kleiner Boote um unseren Dampfer, und von den Eingeborenen wurde alles Mögliche zum Verkauf angeboten. Ich hörte einen Texaner neben mir zum Oberst sagen: „Colonel, lets get our guns and start in right here.“ Wir wurden eingeladen und per Eisenbahn nach dem Vorort Calookan geschickt, wo wir Zelte bezogen und im strömenden Regen mehrere Tage Vorpostendienst versehen und über Tags in der Umgegend Refognoszierungs-Märche machen mußten. Bei unserer Ankunft wurde uns gesagt, daß der Feind in der Nähe sei und ab und zu Nachts Ueberfälle mache. Wie man sich denken kann, waren unsere jungen Marsjünger von Texas Nachts auf ihren Posten sehr wachsam und wurde auf alles sich Bewegende vor der Postenlinie geschossen. Mir selber lag das Revidiren der Posten ob und bin ich oft auf Händen und Knien im Dunkeln und Morast herumgekrochen, von einem Posten zum anderen, jeden Augenblick eine blaue Bohne erwartend, da man sehr leicht bei der Dunkelheit vor die Postenlinie gerathen konnte. Aber es ging gut. Nach wenigen Tagen schon wurden wir wieder auf unser Schiff „Sheridan“ verladen und fuhren nördlich der Küste entlang.

Wir bildeten einen Theil der Expedition gegen Aguinaldo's Armee im nördlichen Luzon. Außer unserem Regimente war noch das 13. Infanterie-Regiment und einige Artillerie zu dieser Expedition beordert worden. Befehlshaber war General Wheaton. Es hatten sich uns verschiedene Kanonenboote der Marine zugesellt und am Nachmittage des 3. Tages wurde gegenüber von San Fabian Anker geworfen. Auf der Reise wurde uns der Befehl erteilt, die Zahllisten der Compagnien fertig zu stellen und da ein Zahlmeister an Bord war, so wurden wir, sobald das Schiff festlag, abgelohnt. Zur selben Zeit waren die Kriegsschiffe damit beschäftigt, die Stadt San Fabian zu bombardiren. Das Feuer

wurde besonders auf die größeren Gebäude und auf die Verschanzungen am Ufer gerichtet, und nach ungefähr einstündiger Beschießung wurde zur Attacke geschritten. Die 33er wurden hienzu erwählt, was wir als eine hohe Ehre betrachteten, da wir ja noch niemals unter Feuer gewesen waren. Die großen von Manila mitgeschleppten Boote wurden an das Transportschiff angelegt und nun wurden wir zugweise verladen. Mit 200 scharfen Patronen im Gürtel, die Taschen voll Geld, und erhoben durch das in uns „Rekruten“ gesetzte Vertrauen, konnten wir es kaum abwarten, die Feuertaufe zu empfangen. Wie wir uns dichtgedrängt in den Booten dem Ufer auf ungefähr 500 Yards genähert hatten, bekamen wir ein heftiges Gewehrfeuer von dem in Schützengraben liegenden Feinde. Da es unmöglich war, das Feuer von den Nachen aus zu erwidern, und da die rudernden Filipinos sich flach in's Boot legten, so sprangen wir wie auf Kommando in's Wasser, das uns bis etwa unter die Arme reichte, und mit dem süblichen Indianer Kriegsgeschrei und heftig feuernd stürmten wir an's Land. Der Feind war verischwunden. Einige Todte lagen zerstreut in den Gräben. Auf unserer Seite wurde nur ein Mann leicht verwundet. Wir erhielten sogleich im Beginn einen sehr erfreulichen Eindruck von der Treffsicherheit der Filipinos. Der Feind hatte sich bei unserem Sturm sofort zurückgezogen in die nahen Wälder und Berge.

Da es Abend geworden war und es in Strömen regnete, so marschirten wir sofort zur Stadt, die von den Eingeborenen verlassen war. Nur einige zurückgebliebene spanische gefangene Soldaten kamen uns entgegen, hoch erfreut, ihre Freiheit erlangt zu haben. Mein Compagnie-Schreiber Fritz F. und ich machten es uns auf der Palaza im Regen bequem, errichteten uns ein kleines Schuttdach und kochten Kaffee und Speck mit Harttaf. Glücklicherweise wurde meine Compagnie in dieser Nacht vom

Wachtdienst verschont. Als es am nächsten Morgen an's Frühstücksgessen gehen sollte, und es mit trockenem Brennmaterial nur schlecht bestellt war, so ging ich in eine nahe liegende Bambushütte. Hier fand ich nach einigem Suchen, unter altem nassen Gerümpel eine kleine Niste, in welcher gut bedeckt und gegen das Wetter geschützt, eine Menge Cigarren und Cigaretten, sowie allerlei Handwerkszeug, und ganz unten ein kleines Päckchen spanischer Banknoten lag. Da diese ganz trocken waren, so war das gewünschte Brennmaterial gefunden. Es waren dieselben Noten, wie wir sie in Ruba vorfanden und die dort absolut werthlos waren. Da auch mein Schreiber Fritz derselben Ansicht war, so wurde dieses Säuschen Geld (2000 Pesos) unter etwas Holz geschoben und angezündet und wir kochten wohlgenuth unser Frühstück. Am nächsten Tage erfuhren wir zufällig, daß dieses Frühstück doch für unsere Verhältnisse etwas theuer gewesen war, da die Noten hier in den Philippinen nicht werthlos, sondern gerade so gut waren, wie unter der spanischen Herrschaft. Es war dies das theuerste Mahl, das ich je genossen habe und Fritz war von der Zeit an recht vorsichtig in Bezug auf die Wahl von „Kindling.“ Nach diesem Frühstück wurde angetreten und das 1. Bataillon (Co. A, B, C und D) bekam den Befehl, unter dem Kommando des Major M. einen Fluß in der Nähe zu überschreiten, und in der Richtung nach Dagupan vorzudringen und den Feind, der sich dort verschanzt haben sollte, zu vertreiben. Da die Brücke zum größten Theil zerstört war, so konnten wir nur einer hinter dem andern vorsichtig hinübergehen und während zwei Compagnien den Uebergang machten, beschossen die anderen zwei die gegenüberliegenden Ufer, um den dort etwa versteckt liegenden Feind zu verhindern, auf die auf der Brücke befindlichen Soldaten zu feuern. Jedoch der Uebergang ging ohne Unfall von statten; der Feind hatte sich schon zurückgezogen. Aber im Laufe

des Tages stießen wir auf Schützengräben und erhielten ein heftiges Feuer, was sofort und zwar energisch erwidert wurde. Leider waren die Filipinos so gut geschützt, daß wir sie kaum zu Gesichte bekamen, bis wir wieder mit dem Indianer-Kriegsgeschrei zum Sturm liefen. Von den fliehenden Insurgenten wurden verschiedene erschossen; darunter zwei Offiziere. Trotzdem unser Bataillon heftig beschossen wurde, hatten wir Niemand verloren, kaum einige nennenswerthe Verwundungen. Zufrieden mit unserer Tagesarbeit, kehrten wir nach San Fabian zurück. Auch die übrigen Bataillone hatten Refognoszierungs-Märsche in die Umgegend gemacht, jedoch keine Feinde getroffen. Am diesem Abend wurden uns Quartiere in den Häusern angewiesen.

In den nächsten Tagen fanden verschiedene kleinere Kämpfe statt. In einem Gefecht wurden etwa 20—25 der Feinde erschossen, und da wir nach der Schlacht sofort weiter ziehen mußten, konnten wir nur die Gefallenen aus dem Gebüsch auf den Weg ziehen und dort hinlegen, um so die Aufmerksamkeit der Einwohner darauf zu lenken, die Gefallenen zu begraben. Als wir nach zwei Tagen auf dem Rückmarsch die Stelle wiederum passirten, lagen die Leichen noch dort, die Einwohner waren geflohen. Das sich uns bietende Bild war grauenhaft. Die Leichen waren schon stark in Verwesung übergegangen und verbreiteten einen schauerhaften Geruch. Etwa ein Duzend Schweine waren dabei, diese armen Gefallenen zu verzehren; ein gräßliches Bild. Von der Zeit an bis zum Verlassen der Insel konnten nur wenige von uns Schweinefleisch genießen. Von San Fabian wurden dann sofort Gefangene und Chinesen hingeschickt die Leichen zu begraben. Die Gefallenen wurden in den von ihnen selbst gegrabenen Schützengräben beerdigt.

Am Morgen des 11. Novembers erhielt das ganze Regiment Befehl in der Richtung

nach der Stadt San Jacinto vorzurücken; auf schauerhaften, durchweichten Wegen zog das Regiment wohlgenuth aus. Nach einem etwa zweistündigen Marsch wurden wir plötzlich von vorne und beiden Flanken beschossen. Sofort wurde der Befehl zum Ausweichen gegeben und auch in vorzüglicher Weise ausgeführt. Wir standen nun bis über die Knie in dem Schlamm der Reisfelder. Aber immer vorwärts! Da wir den Feind, der sich vorzüglich verschauzt hatte, nicht sehen konnten, richteten wir unser Feuer auf den oberen Theil der Prusjwehren, damit die Schützen nicht wagten den Kopf zum Zielen zu erheben. Und so vorzüglich war die Treffsicherheit unserer „Sharp- und Trap-Shooters,“ daß die feindlichen blauen Bohnen größtentheils über uns wegflogen. Wir machten nun wieder so gut es ging unseren Sturmangriff mit dem üblichen Gebrüll, und was das für eine Wirkung hatte, läßt sich nicht beschreiben. Da die Filipinos ihre Stellung für uneinnehmbar hielten, so hielt sie tapfer Stand. Aber als sie sahen, daß wir wirklich die verwegene Absicht hätten, ihre Schanzen zu stürmen, liefen sie davon. Auf's äußerste ermüdet erreichten wir die Gräben, die, wie wir bald sahen, zu Gräbern geworden waren. Ungefähr 300 Insurgenten waren gefallen. Nach einer einige Minuten dauernden Rast ging's weiter; wir kamen an einen Fluß, auf dessen anderer Seite dichtes Gebüsch stand, aus dem der Feind uns beim Ueberschreiten ein heftiges Feuer entgegenschickte. Aber im Sturm ging's weiter. Wie ich an's andere Ufer trat, lag vor mir mein Freund, der Feldwebel C., durch's Herz geschossen. Nun war der Feind nicht mehr zu halten, ein solch tollkühnes Vorgehen war mehr als die armen Kerls verstehen konnten. Bei dieser Gelegenheit gaben die Filipinos uns den Beinamen „Los diabolos con los dos trejes de Texas.“ (Die Teufel mit den zwei Dreien von Texas, 33 an unseren Hüften.) (Fortsetzung folgt.)

Editorielles.

Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter. Jahrgang VII, Heft 3. Das vorliegende Heft der Deutsch-Amerikanischen Geschichtsblätter enthält einen Nachruf an Wilhelm Voße, einen interessanten kritischen Artikel von Ernest Brun- den, die Fortsetzung der Geschichte der Deutschen Quincy's von Heinrich Bornmann, die editorielle Besprechung zweier Familiengeschichten, und den Anfang eines hochinteressanten Beitrags eines deutschen Sol-

daten zur Geschichte des Krieges auf den Philippinen.

Ferner den Anfang einer zusammenhängenden Geschichte der Deutschen und deutschen Nachkommen in Illinois und im Nordwesten. Dieser Theil ist den Geschichtsblättern so eingefügt, daß er bequem abgelöst und mit den Fortsetzungen, mit denen bis zur Vollendung ununterbrochen fortgefahren werden wird, zu einem Bande vereinigt werden kann.

Geschenke für die Bibliothek und das Archiv.

Von Herrn **Prof. J. E. Ziebel**, Chicago: Elektrodynamik der Ernährung und der Muskelkraft, und die Umwandlung der Energie. Gynotechnisches Institut, Chicago 1907.

Von Herrn **Gotthard Schaff**, Chicago: Stammbaum der Familie Schaff.

Von Herrn **Prof. Karl Anork**, North Larrytown, N. Y. und aus seiner Feder: Platform und Constitution des N.-A. Turnerbundes; der Fröbel'sche Kindergarten und seine Bedeutung für die Erhaltung des Deutschthums im Ausland, 2. Aufl. Glarus und Leipzig 1895. Schweizer Verlags-Anstalt, Parzival, litterarhistorische Skizze mit Anhang: Der Einfluß und das Studium der deutschen Literatur in N.-Amerika. Glarus und Leipzig, Schweizer Verlags-Anstalt, Neue Gedichte; Glarus, Buchhandlung Vogel, 1893. Deutsches und Amerikanisches, do. do. 1894.

Von Herrn **H. v. Wackerbarth**, Chicago: 10 Bände History of Nations; Bradley & Co., N. Y. Boers, by Van der Hoogh, 1 Band. Switzerland, 110 B. C. to 1830 A. D., by

Gardner, 1 Bd. Holland and Netherlands, by Grattan, 1 Bd. Denmarck, Sweden and Norway, by Crighton, 2 Bände. Spain and Portugal, by Dunham, 5 Bände. Gen. Nathaniel Lyon in Missouri in 1862, by Peckham, New York 1866. The Monitors and the Navy under steam, by F. M. Bennett. The Riverside Press, Cambridge 1900.

Von Herrn **Hermann Mendtorff**: Die Familie Mendtorff, zusammengestellt von Julius Mendtorff, Kiel 1904; Generalogisches Handbuch bürgerlicher Familien, Band 12.

Von **Dr. Max Eberhardt**: Ein Bücher-schrank.

Vom **Deutschen Pionier-Verein**, Philadelphia: Mittheilungen, Heft 4, 1907; mit Biographie von Dr. Constantin Hering.

Von Herrn **G. F. Hummel**, Chicago: Einband zu Glode, Jahrg. I.

Von Herrn **H. Bornmann**, Quincy: Festschrift zum 50jährigen Jubiläum der St. Peters-Gemeinde in Quincy.

Neue Mitglieder.

Lebenslänglich:

Gotthard Schaff.

Jacob Spohn.

Jahres-Mitglieder:

Manitowoc, Wis.

Quincy, Ill.

Chicago.

Ludwig Polff
Adolph Adler
Hr. Schmidt
Geo. W. Claussenius
Rich. A. Koch
Wm. Lammer
Walter E. Risher.

Emil Paensch.

Ernst Haufes.

Copiah, Pa.

Jhos. A. J. Schadt.

Deutsche und deutsche Nachkommen in Illinois

und den östlichen Nord-Central-Staaten



Chicago, 1907

**Herausgegeben von der Deutsch - Amerikanischen
Historischen Gesellschaft von Illinois
und nach deren Ermittlungen geschrieben
von Emil Mannhardt ❧ ❧ ❧ ❧**

Vorwort.

Wie im ganzen Lande, zerfällt in Illinois das deutsche Bevölkerungs-Element in drei Haupt-Abtheilungen: in das alte eingeborene, der deutschen Einwanderung des 17. und 18. Jahrhunderts entstammte und bereits völlig mit dem amerikanischen Volkskörper verschmolzene; das im 19. Jahrhundert eingewanderte, nur zu geringem Theile amerikanisirte, meist an deutscher Sprache und Eigenart festhaltende, und in das von letzterem in diesem Lande gezeugte neue eingeborene deutsche Element, das wieder schon in sehr erheblichem Maße in Sprache, Sitte und Gedankenrichtung im Amerikanerthum aufgegangen ist, sich aber doch, wie zum Theil auch noch das alte eingeborene deutsche, manche der wesentlichen, den Deutschen kennzeichnenden Charakter-Eigenschaften bewahrt hat.

Jedes dieser drei deutschen Bevölkerungs-Elemente hat an der fast ganz in das 19. Jahrhundert fallenden Besiedelung des Staates Illinois und an seinem Aufbau einen hervorragenden Antheil gehabt, und fährt fort, demselben seine Kraft zu leihen, und wenn das eine Erscheinung ist, die sich nicht auf den Staat Illinois allein beschränkt, so tritt sie doch in Illinois und den anderen Staaten ganz besonders hell zu Tage, welche im nördlichen

Deutsche und deutsche Nachkommen in Illinois

Theile des Mississippi-Thales liegen und heute unter dem Namen Nord-Central-Staaten zusammengefaßt werden.

Gilt auch der nachfolgende Versuch einer geschichtlichen Darstellung vornehmlich der Bethätigung des im 19. Jahrhundert eingewanderten und von ihm abstammenden Bevölkerungstheils, so ist wegen der vielfachen Berührung, die zwischen ihm und dem alten eingeborenen Theile stattgefunden hat, wie zur Erkennung des Einflusses, den das ganze deutsche Bevölkerungselement in Illinois geübt hat, und zur Veranschaulichung der von ihm verrichteten Kulturarbeit, es unmöglich, das alte Element zu übergehen.

Da das Gebiet von Illinois, ehe seine Besiedelung durch Amerikaner und Deutsche begann, einen Theil des amerikanischen Nordwestgebiets bildete, ist zum Verständniß der Verhältnisse, welche die Ansiedler vorfanden, eine kurze Geschichte dieses Gebiets vorausgeschickt.

Chicago, 1907.

für die Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft
von Illinois

Emil Mannhardt, Sekretär.

Einleitung.

Daß von deren Beginn an Deutsche an der Besiedlung des heutigen Gebietes der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika theilgenommen haben, daß Leute vom deutschen Niederrhein und Luxemburger mit den Holländern nach Neu-Niederland (New York), und Pommeren mit den Schweden nach Neu-Schweden (Delaware) kamen; daß vom letzten Viertel des 17. Jahrhunderts an die deutschen Länder, namentlich die entlang des Rheins — Elsaß-Lothringen und die Schweiz eingeschlossen — zur Besiedlung und gedeihlichen Entwicklung der ursprünglichen, der atlantischen Küste entlang gelegenen dreizehn amerikanischen Kolonien viel beigetragen haben — in Pennsylvanien das meiste, in New York, Virginien und Nord-Carolina viel, in New Jersey, Delaware, Georgia und Süd-Carolina manches, nur wenig in den als Neu-England bezeichneten Kolonien — das ist eine in Bezug auf Pennsylvanien nie bestrittene, in Bezug auf die übrigen genannten Kolonien genügend nachgewiesene Thatfache. Und der deutsche Antheil an der weißen Bevölkerung von drei Millionen, welche die erste in den Ver. Staaten als solche vorgenommene Volkszählung vorfand, d. h. der von Deutschen abstammende und deutsche Namen tragende Theil, belief sich nach vom Verfasser angestellter, vielleicht beanstandbarer, aber bis dahin nicht beanstandeter und wahrscheinlich noch

Deutsche und deutsche Nachkommen in Illinois

hinter der Wirklichkeit zurückbleibender Berechnung auf gut ein Fünftel.*)

Ziffermäßig größer, eingreifender noch und wirkungsvoller ist während des 19. Jahrhunderts der Antheil gewesen, welchen die sämtlichen deutschen Länder, Deutsch-Oesterreich, die Schweiz, Elsaß-Lothringen und Luxemburg eingeschlossen, an der Besiedlung und dem Aufbau des durch die Erringung der Unabhängigkeit seitens der amerikanischen Kolonien Englands der europäischen Kultur erschlossenen Gebietes zwischen dem Alleghany-Gebirge und dem Mississippi, nördlich vom Ohio gehabt haben. Das Gebiet, aus welchem die heutigen Staaten Ohio, Indiana, Michigan, Illinois und Wisconsin und das östlich vom Mississippi liegende Stück von Minnesota geschnitten sind, und das den Flächeninhalt des Deutschen Reiches um ein Sechstel überragt — eine unwegsame, nur wenige tausend jähzählende Leute bergende Wildniß am Anfang des Jahrhunderts — war am Ende desselben in einen volkreichen Landstrich blühendster Kultur gewandelt. Und dazu haben sowohl die alte eingeborene deutsche Bevölkerung, wie ganz besonders die deutsche Einwanderung, wenn auch nicht Alles, so doch Gewaltiges beigetragen. Gewaltiges genug, um die Behauptung zu rechtfertigen, daß ohne sie die jetzige Höhe noch nicht zur Hälfte erklimmen wäre.

Wie groß, in Zahlen ausgedrückt, der Antheil der erstgenannten Abtheilung, der alten eingeborenen deutschen Bevölkerung, an der Besiedlung von Illinois gewesen ist, läßt

*) Siehe Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter IV, 4, S. 53.

sich aus amtlichen Quellen nicht feststellen, sondern nur berechnen. Denn wenn sich auch aus den Volkszählungsberichten annähernd ermitteln ließe, wie viele Personen aus den Staaten, welche die Hauptwohnnorte dieser deutschen Nachkommen bildeten, sich in Illinois und den andern Staaten des Nordwestgebietes niedergelassen haben, so ist nicht nur das Verhältniß der deutschen Nachkommen zur Gesamtbevölkerung ihrer Herkunftstaaten ein unsicheres, sondern mehr noch das Verhältniß, welches im auswandernden Theil das deutsche Element zu den andern Elementen einnahm. Aber aus zahlreichen geschichtlichen Thatfachen erhellt, daß der Nachkommenchaft der alten deutschen Einwanderung der Wandertrieb ebenso wenig verloren gegangen ist, wie das Streben nach der eigenen Scholle für sich und ihre Kinder. Denn wir finden, daß unter den Bewohnern, welche Illinois aus Pennsylvanien, Virginien und Maryland erhalten hat, der größere Theil aus deutschen Nachkommen bestanden hat, und daß unter den Einwanderern aus Nord-Carolina, Kentucky und Tennessee sich ein größerer Procentsatz an deutschen Nachkommen befand, als sie in der Gesamtbevölkerung dieser Staaten einnahmen. Dazu kommen noch weitere dem alten eingeborenen deutschen Element Angehörige in großer Zahl, die, in Ohio und Indiana geboren, die fruchtbareren und Wohlstand verheißenden Gefilde von Illinois aufsuchten. Thatsache ist, daß von den ersten weißen Ansiedlern von Illinois, soweit sie nicht Franzosen oder mit diesen, sondern aus dem amerikanischen Osten gekommen waren, mindestens ein Drittel aus deutschen Nachkommen aus Maryland, Virgi-

Deutsche und deutsche Nachkommen in Illinois

nien, Kentucky, Tennessee und besonders Nord-Carolina bestand, — Leuten, die die pennsylvanisch-deutsche Mundart sprachen und das Verlangen nach Gottesdienst und Schule in deutscher Sprache hatten.

Deutsche Nachkommen finden sich im Nordwestgebiet von der Zeit an, wo es an die Ver. Staaten kam, und ihre Zuwanderung hat — in Folge der Zeitverhältnisse answachsend oder nachlassend — nie aufgehört. Die Adreßbücher und Steuerlisten im Staate Illinois legen dafür den besten Beleg ab. Denn sie sind voll von Namen deutschen Ursprungs.

Die Besiedlung von Illinois durch selbst eingewanderte Deutsche beginnt, sieht man von wenigen einzelnen Persönlichkeiten ab, erst nach dem Jahre 1830.

Bevor auf diese Einwanderung, ihre Anfänge und ihren Fortschritt näher eingegangen wird, erscheint es angebracht, einen kurzen Blick auf die Vorgeschichte des Nordwestgebietes und damit von Illinois und auf die Verhältnisse zu werfen, welche die amerikanischen und deutschen Ansiedler darin vorfanden.

Erster Abschnitt.

Das Nordwestgebiet vor dem Jahre 1830.

Als Nordwestgebiet, soweit es hier in Frage kommt, ist das ganze zwischen dem Alleghany-Gebirge im Osten, dem Ohio im Süden, dem Mississippi im Westen und der amerikanischen-britischen Grenze im Norden liegende Gebiet zu verstehen. Es umfaßt mehr als 650,000 englische Quadratmeilen, und wurde, abgesehen von den es jeweilig bewohnenden oder als Jagdgrund benutzenden Indianerstämmen, zuerst — auf Grund der Entdeckung Floridas — von Spanien beansprucht, das freilich nie etwas zur tatsächlichen Besitzergreifung gethan hat; später — auf Grund von Forschungsreisen von Ramboault, Nicolet, Ravillon, Soliet u. A. — von Frankreich, das seine Herrschaft über den nördlichen Theil (Michigan und Wisconsin) zu Sault St. Marie am 14. Juni 1671 feierlich proklamirte, und 11 Jahre später, am 6. April 1682, durch La Salle formellen Besitz vom ganzen Mississippithal ergriff, und zur Bethätigung seines Anspruchs und zum Schutz seiner Agenten und Händler bis zum Jahre 1688 schon eine freilich weitgegliederte Kette von befestigten Militär- und Handelsposten errichtet hatte, — am See Ontario (Fort Frontenac), am Niagara, an der See-Enge von Mackinac, am Illinoisfluß bei Peoria (Fort Crevecoeur) — welche bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts durch weitere Befestigungen am Maumee-Fluß, der unterhalb des heutigen Toledo in den Erie-See mündet, an der Mündung des St. Joseph-Flusses in den Michigan-See (im südlichen Michigan), in Vincennes an der Indiana-Seite des Wabash-Flusses, an der Mündung des Kaskaskia-Flusses in den Mis-

Deutsche und deutsche Nachkommen in Illinois

Mississippi im südlichen Illinois, im heutigen Natchez im Staat Mississippi (Fort Royal), und am Golf von Mexiko, an der Spitze der Bai von Bilogi, verstärkt war.

Aber auch England erhob Ansprüche auf dieses Gebiet, theils unter der Behauptung, daß mit dem Besitz der atlantischen Küste auch deren ganzes Hinterland bis zum Stillen Ocean ihm zugefallen sei, theils auf Grund von Verträgen mit Indianer-Stämmen, die sich für dessen Besitzer ausgaben. Jedenfalls hatte die englische Krone mehreren ihrer nordamerikanischen Kolonien (Massachusetts, New York, Connecticut und Virginien) in deren Freibriefen den Besitz ihres ungekannten Hinterlandes oder von Theilen desselben zugesprochen — Schenkungen, die mehrfach übereinander liefen. So konnte Connecticut Anspruch auf einen Theil des nordöstlichen Ohio, Virginien auf alles Land zwischen seinen westlichen Grenzen, dem Südufer des Eriesees und dem Mississippi erheben.

Indessen hatte bis zum Jahre 1749 ein Zusammenstoß zwischen den Franzosen und den Bewohnern der englischen Kolonien nicht stattgefunden. Für letztere war bis dahin in den Gebieten am östlichen Abhang der Gebirge noch Elbogen-Raum genug gewesen. War der zahlreichen Nachkommenschaft der Deutschen im östlichen Pennsylvanien der Platz zu eng geworden, so verbreitete sie sich über das Shenandoah-Thal in Virginien und das westliche Maryland oder wanderte nach Nord-Carolina aus, wo sie blühende Ansiedlungen gegründet hat. — Nur eine sehr kleine Anzahl hatte, so viel man weiß, vor Mitte des 18. Jahrhunderts das Gebirge nach Westen überschritten. Erst im J. 1769 wurde Daniel Boone, auch einer der von Pennsylvanien nach Nord-Carolina Gewanderten, durch seine Forschungsreise durch Kentucky und seine Berichte von der wunderbaren Fruchtbarkeit und dem erstaunlichen Wildreichtum des jenseitigen Ge-

birgs-Abhangs zum Urheber oder Vorläufer der Besiedelung des damaligen amerikanischen Westens.

Und auch von Seiten Frankreichs war nichts geschehen, um seinen Anspruch auf das Gebiet, wenigstens auf den den englischen Kolonien zunächst liegenden Theil, das Ohio-Thal östlich vom Wabash-Fluß, zu bethätigen.

Dazu aber schritt es im Jahre 1749. Weil um diese Zeit Händler aus Pennsylvanien und Virginien zahlreicher als zuvor in den Indianer-Dörfern an den Quellströmen des Ohio erschienen und mit den canadischen Händlern in Wettbewerb traten, schickte der damalige Gouverneur von Canada 300 Mann Truppen unter Befehl des Major Bienville aus, um das Ohio-Thal zu erforschen und Besitz davon zu ergreifen, was noch in demselben Sommer ausgeführt wurde. Bienville kam bis zur Mündung des Miami in den Ohio, vertrieb alle englischen Handels-Agenten, auf die er stieß, und benachrichtigte den Gouverneur von Pennsylvanien amtlich von der Besitzergreifung.

Nach noch im J. 1749 machte die Kolonie Virginien eine erste Anstrengung, sich in den Besitz des ihr verlassenen Hinterlandes zu setzen, indem sie einer zu diesem Zweck unter dem Namen Ohio-Compagnie von angesehenen Virginiern gegründeten Gesellschaft einen königlichen Freibrief und eine Schenkung von 500,000 Acres Land, die zwischen den Flüssen Kanawha und Monongahela ober am Nordufer des Ohio belegt werden konnten, mit Zinsfreiheit auf 10 Jahre unter der Bedingung erwirkte, daß nach Verlauf von sieben Jahren mindestens 100 Familien darauf angesiedelt sein mußten. Diese Gesellschaft sandte im J. 1750 unter Führung eines sehr erfahrenen Indianer-Freundschafters, Namens Christopher Gist, eine kleine Anzahl Leute aus, um das Land am Nordufer des Ohio zu erforschen. Sie drangen am Ohio bis in die Gegend von Louisville vor, und den Großen Miami etwa

100 Meilen weit hinauf. Die Franzosen beantworteten diese Kundgebung durch Anlage mehrerer Forts am Alleghany-Fluß und an dessen Quellströmen, hoben einen britischen Handelsposten am Miami auf, dessen Injassen sie gefangen nach Canada schleppten, und ermordeten einen Miami-Häuptling, der diesen zu Hilfe gekommen war. Im J. 1753 baute Virginien vom Willis Creek aus eine Straße durch das Gebirge nach dem Ohio-Thal, und elf pennsylvanische Familien überschritten die Berge und siedelten sich eben westlich vom heutigen Laurel Hill am Youghiogheny an. Sowie diese Nachricht Quebec erreichte, rüstete der Gouverneur von Canada, Du Quesne, ein Corps von 1200 Mann aus, um das Gebiet am Alleghany zu besetzen und zu colonisiren, und ließ sowohl den eindringlichen Einspruch der dort wohnenden Indianerstämme, wie einen vom Gouverneur von Virginien durch Georg Washington, den späteren General der Unabhängigkeits-Armee und ersten Präsidenten der Ver. Staaten, übersandten amtlichen Protest unberücksichtigt.

Im Frühjahr 1754 begann mit der Zerstörung eines kurz zuvor auf der Stelle des heutigen Pittsburg von Virginiern errichteten kleinen Forts durch ein französisches Streifcorps, das in Rähen den Fluß hinabgekommen war, ein mehr als achtjähriger, mit abwechselndem Erfolge geführter Krieg zwischen England und Frankreich, der bekanntlich mit des letzteren Niederlage und — im Frieden von Paris im J. 1763 — mit der Abtretung Canadas und der Aufgabe aller Ansprüche Frankreichs an das Gebiet östlich vom Mississippi endete.

Noch im gleichen Jahre wird durch königliche Proklamation das Nordwest-Gebiet errichtet, und im J. 1774, also nur zwei Jahre vor dem Ausbruch des Unabhängigkeits-Kampfes, „unbeschadet der Grenzen anderer Colonien“ durch Parlaments-Akt der Provinz Quebec einverleibt.

Der Uebergang des Besitztums von den Franzosen auf die Engländer war freilich mit dem tatsächlichen Besitz nicht gleichbedeutend. Den hatten die Indianer, und zu ihrer Ent-eignung und völligen Vertreibung bedurfte es sechzigjähriger Kämpfe. Noch im J. 1811 wohnten in der von ihnen bis dahin nicht abgetretenen nordwestlichen Ecke des Staates Ohio 1970 freie Indianer. Michigan, Indiana, Illinois und Wisconsin waren noch voll von ihnen. Erst durch den Frieden von Chicago nach dem Blackhawk-Kriege, im J. 1833, verzichteten die Indianer, unbedeutende Reservationen in Michigan und Wisconsin abgerechnet, auf alle Wohnsitze östlich vom Mississippi.

Der Kampf gegen sie wurde dadurch verlängert und erschwert, daß England sie im Unabhängigkeitskampf in Dienst nahm und ihren Blutdurst durch Aussetzung einer Belohnung für jeden Skalp eines Weißen anfeuerte, und sie auch später noch, nachdem durch den Frieden von 1783 das ganze Gebiet an die Ver. Staaten übergegangen war, in ihren Aufständen und Raubzügen unterstützte. Es währte bis 1794, ehe in Folge ihrer Besiegung durch General Anthony Wayne und durch den derselben folgenden Frieden von Greenville die im heutigen Staat Ohio wohnhaften Indianer die ausschließliche Oberhoheit der Ver. Staaten anerkannt hatten, bis nach 1811, ehe durch die Schlacht von Tippecanoe Indiana, und bis 1837, ehe Illinois von ihren wilden Bewohnern gesäubert waren.

Auf diese Kämpfe, die von den Indianern verübten Grausamkeiten und die an ihnen genommene grausame Rache näher einzugehen, ist hier nicht der Platz. Ein Jägervolk und ein Ackerbauvolk können nicht denselben Raum bewohnen, und das erstere hat noch immer dem letzteren weichen müssen.

Noch ehe der Frieden mit England geschlossen war, ja noch während des Unabhängigkeits-Krieges, im J. 1778, hatte sich

Virginien durch Entsendung einer kleinen Schaar von meist aus dem westlichen Virginien und aus Kentucky rekrutirten Freiwilligen, unter deren Offizieren und Mannschaft deutsche Nachkommen gut vertreten waren, und die von denselben ausgeführte kühne Eroberung von Kaskaskia im südlichen Illinois und von Vincennes am Wabash-Fluß bereits in den Besitz des Gebiets von Illinois gesetzt, und noch in demselben Jahre das ganze Nordwest-Gebiet zum virginischen County Illinois erhoben. Im J. 1784 aber trat es alle seine Ansprüche an die Ver. Staaten ab, sich nur die Abfindung der von ihm an seine Soldaten ausgestellten Landanweisungen ausbedingend. Diejem Beispiel folgten zwei Jahre später New York und Massachusetts, und im J. 1800 gab auch Connecticut, welches 1786 schon auf einen Theil seines Anspruchs verzichtet hatte, den Rest desselben her.

Die politische Organisation des Nordwest-Gebiets erfolgte im J. 1787 durch eine Verordnung des Congresses der Ver. Staaten, deren wichtigste, folgenreichste und glücklichste Bestimmungen die waren, daß aus dem ganzen Gebiet Sklaverei auf immer ausgeschlossen sein und darin völlige Glaubensfreiheit herrschen solle, und die ferner den daraus im Laufe der Zeit zu bildenden Staaten — nicht weniger als 3, nicht mehr als 5 — die volle Gleichberechtigung mit den bereits bestehenden Staaten zugestand. Zugleich wird eine territoriale Regierung mit General Arthur S. Clair als Gouverneur eingesetzt. Sie erbaut am Ohio das Fort Harmar (das jetzige Marietta) und constituirt das Land zwischen der West-Grenze von Pennsylvanien und dem Scioto-Fluß bis hinauf an den Erie-See — ungefähr die Hälfte des heutigen Staates Ohio — als County Washington.

Diese politische Organisation, der dadurch verheißene Schutz der Bundesregierung und die Aussicht auf Beginn gesetzlich geregelter Zustände und Besitzverhältnisse gab zur Be-

siedlung große Anregung. Schüchterne Versuche dazu waren wohl schon vorher gemacht worden, aber außer von vier pennsylvanischen Familien, die sich im April 1785 beim heutigen Portsmouth ansiedelten, aber wieder fortzogen, — ob zurück oder über den Ohio nach Kentucky oder Tennessee, ist nicht ermittelt, — weiß man von keiner. Denn die Begründung der Missions-Stationen der Brüdergemeinde im heutigen Bethlehem Tp. in Stark Co. und im heutigen Tuscarawas Co. in Ohio durch die Missionare Friedr. Post und Johann Gede-
welder im J. 1762, an welche sich ein so trauriges Kapitel der amerikanischen Geschichte knüpft*), läßt sich nicht als eine weiße Niederlassung bezeichnen. — Jedenfalls waren im östlichen Gebiete nur sehr spärliche Ansiedlungen. Und überhaupt gab es in dem ganzen ungeheuren Gebiete nur sehr wenige Weiße, die meisten davon französische Missionare, Händler und Waldboten (coureurs de bois). Und davon lebte bei weitem die Mehrzahl im nördlichen und westlichen Theile, — in Michigan in den Niederlassungen in Detroit, Madinat und St. Joseph, in Wisconsin in Prairie du Chien

*) Die genannten Missionare hatten, unterstützt von Rev. David Zeisberger und anderen Brüdern, eine große Zahl Indianer zum Christenthum und zur Seßhaftigkeit bekehrt, die theils in Stark Co., theils in drei Dörfern am Tuscarawas, — Schönbrunn, Gnadenhütten und Salem — wohnten. Nicht weit nördlich von letzteren, am Sandusky-Fluß, hausten einige kriegerische Stämme der Wyandot und Delaware, die — es war zur Zeit des Unabhängigkeits-Krieges — im Dienste Englands standen. Die bekehrten Indianer am Tuscarawas hielten sich vollständig neutral. Im Herbst 1781 aber erschien bei ihnen ein von Detroit, dem nächsten englischen Posten, gesandter britischer Officier mit zwei Häuptlingen der Delaware, und zwangen sie, ihre Wohnplätze und der Reise entgegengehenden Kornfelder zu verlassen, und mit ihnen nach der Gegend am Sandusky zu ziehen. Die Missionare wurden als Gefangene nach Detroit geschleppt. Nachdem die fortgeführten Indianer den Winter hindurch von Hunger und Kälte schwer gelitten, erlaubte man einem Theil von ihnen zurückzukehren, um den noch auf dem Felde stehenden

und Green-Bay, in Indiana in Vincennes am Wabash-Fluß, im mittleren Illinois in Peoria, und im südlichen in Cahokia, Kaskaskia und Prairie du Rocher, wo bei den Dörfern der Illinois-Indianer um 1750 allein über 1000 Franzosen gewohnt haben sollen.

Wenigstens schreibt der Franzose Bivier in einem Briefe vom 8. Juni jenes Jahres über einen Besuch bei den Illinois:

„Wir haben hier Weiße, Neger und Indianer, von den Mischlingen abgesehen. Es giebt fünf französische Dörfer und drei Dörfer der Eingeborenen auf einem Raum von 21 Meilen zwischen dem Mississippi und einem andern Fluß, genannt Kaskaskia. In den fünf französischen Dörfern befinden sich vielleicht 1100 Weiße, 300 Schwarze und etwa 60 rothe Sklaven oder Wilde. Die drei Towns der Illinois enthalten zusammen höchstens 800 Seelen.“

Hier ein Wort über die vorher erwähnten coureurs de bois, die neben den französischen Missionaren in der Erschließung des Nordwestens eine bedeutende Rolle gespielt haben. Durch das Zusammenleben der Franzosen mit den Indianern hatte sich eine Klasse von Menschen entwickelt, die, theils

Mais zu sammeln. Ende Februar kamen etwa 150 der bekehrten Indianer (Frauen und Kinder mitgezählt) auf ihren Wohnplätzen an und vertheilten sich über die drei Towns. Unglücklicherweise hatten während des Winters andere Indianer an der Grenze von Pennsylvanien und Virginien Räubereien verübt, und es wurde eine Truppe von 100 Mann Freiwilliger unter Oberst Williamson ausgesandt, um Rache dafür zu nehmen. Am 8. März 1782 kam sie bei Gnadenhütten an, entwaflnete, sich als Freunde ausgebend, die zu ihrem Schutz gekommen seien, die auf dem Felde arbeitenden Indianer und ermordete sie sämmtlich (94 an Zahl) bis auf zwei Knaben, die glücklich entkamen und durch ihre Berichte die Indianer in Schönbrunn und Salem vor gleichem Schicksal bewahrten. Es ist erfreulich, berichten zu können, daß sich unter den Mördern kein deutscher Nachkomme befand.

weiß, theils gemischt, dem Indianer in allen den Bewohnern der Wildniß kennzeichnenden Eigenschaften nicht nur nicht nachstand, sondern ihn häufig noch übertraf. Von Kindheit auf in der Wildniß lebend, mit jeder Gefahr derselben vertraut, gegen jede Witterung abgehärtet, allen Strapazen gewachsen, als Jäger und Bootlenker unübertroffen, durchstreifte der *coureur de bois*, gekleidet in Hirchleder, die Gamaschen nach Indianer-Art mit Perlen und Stacheln des Igels verziert, und als Kennzeichen des Kriegers die Adlerfeder in's Haar geflochten, zu Fuß und zu Kahn die Wälder von Labrador bis zum Mississippi, erkundschafte die Dörfer und Verkehrspfade der Indianer, überbrachte den befreundeten Stämmen die Botschaften und Befehle der Regierung in Quebec, benachrichtigte diese von drohenden Aufständen, und war den Missionaren und Forschern ein Führer, dem französischen Kaufmann ein Agent. In die entferntesten Gegenden dringend, hat er zur geographischen Kenntniß Nord-Amerikas Bedeutendes beigetragen.

Der östliche Theil des Gebiets war im J. 1787 noch so gut wie leer von Weißen. Aber im Oktober jenes Jahres bildet sich in Massachusetts eine neue Ohio-Compagnie, welche Land am Nordufer des Ohio ankauft, und am 7. April 1788 die erste dauernde Niederlassung in Ohio — Marietta — anlegt. Bald darauf werden North-Verd, und durch einen als Deutsch-Pennsylvanier bezeichneten Feldmesser aus Springfield in New Jersey, Namens Matthias Demmann, sicher also einen Mann deutscher Abkunft, unter dem Namen Rosantiville das spätere Cincinnati gegründet, von dessen heutiger Stätte er 800 Acres für \$1000 ankauft und dafür in Schuldscheinen der Ver. Staaten in gleichem Nenn- aber nur \$125 wirklichem Werthe zahlt.

Sehr bald bilden sich Niederlassungen von New Jerseyern und Deutsch-Pennsylvaniern am Miami, und in das nordöst-

Deutsche und deutsche Nachkommen in Illinois

liche Ohio — die sogenannte Western Reserve — beginnt der Zuzug der überschüssigen Bevölkerung Neu-Englands. Im J. 1791 bringt eine von Franzosen gebildete Land-Compagnie (Scioto Co.), die gar kein Land besitzt, 219 Franzosen, worunter wahrscheinlich viele Elsäßer, an den Ohio, von denen trotz der üblen Erfahrung ein Theil bleibt, und im J. 1798 vom Congreß durch Landschenkung entschädigt wird.

Im südlichen Illinois siedeln sich Ende der achtziger und im Laufe der neunziger Jahre eine Anzahl Nord-Carolinaer, Virginier, Tennesseer und Kentudier an, zur ungefähren Hälfte deutscher Abkunft. Aber noch im J. 1798 enthält das ganze Nordwestgebiet, das nun in 8 Counties getheilt ist, nur 5000 stimmungsfähige Männer.

Am J. 1800 (7. Mai) erfolgt dessen Theilung in einen östlichen und westlichen Theil, dessen Scheidegrenze der Große Miami-Fluß bildet. Der östliche Theil wird als das Territorium Ohio constituirt und 1802 als Staat in die Union aufgenommen; der westliche, welcher die heutigen Staaten Indiana, Illinois, Wisconsin und einen Theil von Michigan umfaßt, wird zum Territorium Indiana mit der Hauptstadt Vincennes (erster Gouverneur der spätere Präsident William Henry Harrison), von welchem im J. 1804 Michigan mit dem heutigen Wisconsin, und 1808 Illinois als besondere Territorien abgetheilt werden. Als Indiana im J. 1816 Staat wird, hat es bereits 78,000, Illinois, das 1818 zu gleicher Würde gelangt, 47,000 Einwohner.

Nach der Volkszählung von 1830 hatten Ohio 926,311, Indiana 339,399, Illinois 155,061, die drei zusammen 1,420,771 Bewohner. Michigan, das 157,000 Einwohner zählte, als es 1837 Staat wurde, dürfte 1830 doch wohl schon 100,000 gehabt haben, und Wisconsin, seit 1848 Staat mit 250,000 Einwohnern, 20,000, so daß sich die Gesamtbevölkerung des Nordwestgebiets im J. 1830 auf nahezu

Deutsche und deutsche Nachkommen in Illinois

1,550,000 gestellt haben dürfte. Da diese fünf Staaten 644,925 Quadratmeilen umfassen, so kamen auf jede davon wenig über 2 Einwohner.

In den 70 Jahren bis zum Ende des Jahrhunderts war die weiße Bevölkerung auf 15,710,053 angewachsen, hatte sich also mehr als verzehnfacht, und dazu hatte die um 1830 eintretende neue deutsche Einwanderung ein sehr reichliches Viertel beigetragen.

Die Besiedlung dieses Gebiets während des Endes des achtzehnten und bis gegen Ende der zwanziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts erfolgte naturgemäß vornehmlich dem Ohio, der mit seinen Quellströmen es im Osten und Süden umschloß, dessen nördlichen Nebenflüssen, und dem Mississippi und Illinois-Fluß entlang. Denn sie bildeten die natürlichen, leichtesten und sichersten Verkehrswege. Von den Ufern der Ströme schoben sich dann die Ansiedlungen weiter in's Innere vor.

Durch die im J. 1825 erfolgte Vollendung des Erie-Canals, der es ermöglichte, vom Hudson aus zu Boot nach dem Erie-See zu gelangen, wurde das nördliche Gebiet der Besiedlung zugänglicher gemacht, und nachdem man mittelst des 1832 vollendeten Ohio-Canals von Cleveland am Erie-See nach Portsmouth am Ohio gelangen konnte, benutzten auch die nach dessen südlichen Theilen bestimmten Auswanderer aus den Neu-England-Staaten, New York und dem nördlichen Penninslvanien, sowie die in New York landenden Einwanderer diese Straße, um an den Ohio und auf diesem zu ihren Bestimmungsort zu gelangen. Sogar dem Innern von Illinois Hinstrebende kamen auf diesem Wege bis an den Mississippi, und dann diesen und den Illinois-Fluß hinauf, was durch die auf diesen Flüssen schon früh entwickelte Dampfschiffahrt — schon im J. 1811 erreichte das erste

Dampfboot von Cincinnati die Mündung des Ohio in den Mississippi — wesentlich erleichtert wurde.

Für das südliche Pennsylvanien, Maryland und Virginien, und die in Philadelphia und Baltimore landenden Einwanderer wurde durch den Bau der sogenannten Cumberland-Straße über das Gebirge bis nach Wheeling, und später auch weiter durch Bau von Schleusen-Canälen über das Gebirge, der Erreichung des Gebiets Vorſchub geleistet.

Für die in New Orleans landenden deutschen Einwanderer bildete selbstverständlich der Mississippi die Einfallsstraße.

Später kamen dann, wenn auch langsam, die Eisenbahnen, deren erste westlich von New York im J. 1835 von Toledo in Ohio bis Adrian in Michigan als Pferdebahn eröffnet wurde, und 1836 die erste Lokomotive erhielt, und verminderten in etwas die Beschwerden der Einwanderung, die seit 1830 geradezu riesigen Umfang angenommen hatte. Im J. 1830 passirten Detroit 13,000 Landsucher, meist aus den Neu-England-Staaten, die natürlich in's südliche Michigan oder weiter nach Illinois wollten, im Monat Mai des folgenden Jahres allein 2000, im Mai 1836 gar 2400. Nach Eröffnung der Dampfschiffahrt auf den Seen werden Chicago und Milwaukee die Haupt-Einfalls-Thore für das nördliche Illinois und Wisconsin, und den weiteren Westen. Seit dem Ende der fünfziger Jahre führen Eisenbahnen vom Osten fast in jeden Theil des Gebietes.

Doch nicht alle benützten die Wasserstraßen. Noch bis in die fünfziger Jahre legte ein sehr beträchtlicher Theil der eingeborenen Zuwanderer aus dem Osten wie der Einwanderer den langen Weg zu Fuß und zu Wagen zurück — auf dem Wagen der Hausrath, die Frauen und Kinder, die Männer den meist mit Ochsen bespannten Wagen lenkend und das Vieh vor sich hertreibend. Die ungeheuren Schwierigkeiten einer solchen Reise kann man sich heutzutage schwer vorstellen.

Denn es gab noch wenig ausgefahrene Straßen, gar keine Brücken, nur selten eine Fähre, und oft mußte man sich meilenweit einen Weg durch dichten Wald schlagen, und über vom Regen geschwollene Bäche durch gefällte Baumstämme dürftige Brücken herstellen, um vorwärts zu kommen. Und oft ging die mitgenommene Nahrung aus, und nur mit den größten Schwierigkeiten und Geldopfern ließ sich in dem menschenleeren Lande auch nur Mais aufstreuen.

Zweiter Abschnitt.

Die ersten Deutschen im Nordwestgebiet und das Wesen der deutschen Einwanderung des 19. Jahrhunderts.

Während des Unabhängigkeitskampfes und des halben Jahrhunderts, das zwischen dessen Ende und der französischen Juli-Revolution im J. 1830 verfloß, war zwar die deutsche Einwanderung im Vergleich zu der von 1709 bis 1770 unbedeutend gewesen, hatte aber nie ganz aufgehört, und sich nach dem Ende der napoleonischen Kriege und in Folge schwerer landwirthschaftlicher Nothjahre in Deutschland am Ende des zweiten Jahrzehnts, in den zwanziger Jahren etwas gehoben. Und auch in jener Zeit hatten schon Deutsche ihren Weg in das Nordwestgebiet gefunden, namentlich nach Ohio. Das ist daraus ersichtlich, daß in Canton in Ohio im J. 1821 die erste in hochdeutscher Sprache (statt in deutsch-pennsylvanischer Mundart) gedruckte Zeitung westlich von den Alleghanies — der Canton Deutsche Beobachter — erschien; daß im J. 1825 Deutsche in Cincinnati die Lasa-

Deutsche und deutsche Nachkommen in Illinois

nette-Garde bildeten, welche dem Marquis Lafayette bei seinem einige Jahre später erfolgenden Besuch in Cincinnati als Ehren-Garde diente; daß 1826 und 1831 in Cincinnati deutsche Campagne-Blätter gedruckt wurden; daß 1828 in Columbus in Ohio eine deutsche lutherische Gemeinde gegründet und 1830 zur Gründung eines deutschen evangelischen Seminars geschritten wurde, welchem zwölf Jahre später als Vorstufe das rühmlichst bekannte Germania-College beigelegt wurde.

Auch im Norden des Gebiets gab es wenigstens einzelne Deutsche. So in Detroit, wo ein aus Augsburg gebürtiger, im J. 1791 von Montreal dorthin übergesiedelter und wahrscheinlich mit den Bayreuther Hülfsstruppen der Engländer nach Amerika gekommener Arzt, Dr. Melchior Eberts, im J. 1796 der erste Sheriff des County Wayne wurde, das damals den ganzen nordwestlichen Theil von Ohio, das nördliche Indiana und das ganze Michigan umfaßte. Aus dem von ihm hinterlassenen Tagebuche ist ersichtlich, daß es zu seiner Zeit noch andere Deutsche in Detroit gegeben hat.*)

Im südlichen Illinois gab es schon zur Zeit der französischen und englischen Herrschaft einzelne Deutsche, und auch bei den im J. 1819 entdeckten Bleigruben bei Galena mögen sich einige befunden haben.

Aber im Ganzen war ihre Zahl gering. Erst nach der französischen Juli-Revolution und den ihr folgenden politischen Unruhen in Deutschland setzte die eigentliche neue deutsche Einwanderung ein, die, zu einem periodisch an- und ab-schwellenden gewaltigen Ströme werdend, im Laufe des 19. Jahrhunderts aus den deutschen Ländern fünf Millionen Personen nach den Vereinigten Staaten geführt

*) Nach Angabe des Michigan Volksblatt, Jubiläums-Nummer, Seite 21.

hat. Und von diesem Strome ist dem Nordwestgebiet ein reichliches Fünftel zugeflossen.

Diese neue deutsche Einwanderung zerfällt der Zahl wie Ursache nach in mehrere Perioden. Die Einwanderung bis 1837 war hauptsächlich durch die berregten politischen Ereignisse hervorgerufen, und brachte eine Reihe von Männern von bedeutenden Kenntnissen und von hochgebildeten Familien in's Land, die der neuen Heimath von hohem geistigem Nutzen wurden; die von 1837 bis 1848 war theils wirthschaftlicher, theils — hervorgerufen durch Friedrich Wilhelm's III. von Preußen wohlgemeintem, wenn auch thörichtem Versuch, die Calvinisten und Lutheraner in seinem Lande in eine Kirchengemeinschaft hineinzuzwingen — religiöser Natur. Sie brachte hauptsächlich eine landwirthschaftliche Einwanderung aus den Ländern östlich der Elbe, von woher bis dahin verhältnißmäßig nur sehr wenige ihren Weg nach Amerika genommen hatten. Vom deutschen Hungerjahr 1847 und dem deutschen Sturmjahr 1848 an ist die Einwanderung eine sowohl wirthschaftliche wie politische. Sie nimmt in den fünfziger Jahren einen gewaltigen Umfang an, und bringt in den sogenannten Achtundvierzigern Männer von hoher Geistesbildung und politischer Kampfeslust, und Handwerker und Bauern, welche dem Gewerbe und der Landwirthschaft von großem Nutzen werden. Wirkt auch der Anfangs der sechziger Jahre ausbrechende Bürgerkrieg hemmend auf die Einwanderung, so reizt er doch manchen Tapferen, der, nachdem er geholfen, der Union zum Siege zu verhelfen, sich als ruhiger Bürger niederläßt. Die gewaltige Lockung des 1862 erlassenen Heimstätte-Gesetzes ruft gleich nach dem Kriege eine Massen-Einwanderung tüchtiger Landbauer hervor. Der deutsch-dänische Krieg, der deutsche Krieg und der deutsch-französische Krieg und ihre Folgen, besonders aber der Kulturkampf, beleben die deutsche Einwande-

Deutsche und deutsche Nachkommen in Illinois

rung der siebziger Jahre, während die riesige der achtziger Jahre wohl vornehmlich wirtschaftlichen Ursachen zuzuschreiben ist, ebenso wie ihr erheblicher Rückgang im letzten Jahrzehnt der Besserung der wirtschaftlichen Zustände im deutschen Reich. Die Einwanderung der achtziger, wie auch zum Theil die der siebziger war eine vorwiegend industrielle und diente hauptsächlich dazu, das deutsche Element der Städte zu verstärken und der amerikanischen Industrie zu nie geahnter Blüthe zu verhelfen.

* * *

Diese allgemeinen Darstellungen und Betrachtungen erschienen nöthig, ehe wir uns zu unserm eigentlichen Vortwurf, der Geschichte des Deuththums von Illinois, wendeten.

Dritter Abschnitt.

Deutsche und deutsche Nachkommen in Illinois.

Die Geschichte des Deuththums in Illinois fällt mit der Geschichte von Illinois zusammen. Denn schon unter seinen ersten weißen Bewohnern, den Franzosen, befanden sich Deutsche, und unter seiner ersten amerikanischen Bevölkerung, wie schon in den einleitenden Kapiteln angeführt, zahlreiche Eingeborene deutscher Abkunft. Und seit dem Jahre 1833, zu welcher Zeit Illinois, obwohl es 1818 zur Würde eines Staates gelangt war, noch in den Kinderschuhen lag und kaum 2 Einwohner auf die Quadratmeile zählte, hat es einen beständigen, befruchtenden Strom deutscher Einwanderung und Zuzug deutscher Nachkommen erhalten.

Deutsche und deutsche Nachkommen in Illinois

Nach einer Schätzung, die auf dem am Ende der verschiedenen Perioden vorhandenen Bestande deutscher Eingewanderten begründet, und sicher sehr annähernd richtig ist, erhielt Illinois an deutschen Einwanderern in den Jahren 1820 bis 1850 33,500; 1851—1860 130,264; 1861—1870 79,868; 1871—1880 80,258; 1881—1890 131,114, 1891—1900 74,701. Von welcher Bedeutung diese deutsche Einwanderung für den Staat war, ergiebt sich schon aus der Betrachtung, daß sie zu der ganzen Bevölkerungszunahme im Jahrzehnt 1851—1860 36 Prozent, zu der von 1871—1880 15 Prozent, und zu der von 1881—1890 $17\frac{1}{2}$ Prozent beigesteuert hat, die von ihr hier gezugten Kinder nicht eingerechnet. — Wie groß die Zahl der alten eingeborenen deutschen Nachkommen gewesen, entzieht sich der ziffermäßigen Berechnung.

Die Franzosen und ihre Zeit.

Die ersten weißen Bewohner von Illinois waren, wie wir gesehen haben, Franzosen. Sie dürfen deshalb in dieser Darstellung nicht völlig übergangen werden. Sie wohnten im südlichen Illinois um das 1720 als hölzerne Befestigung angelegte und 1756 in Stein ausgebaute, später vom Mississippi verschlungene Fort Chartres herum — damals die gewaltigste Festung westlich von den Alleghanies, und die einzige, die steinerne Wälle hatte — inmitten der Dörfer der Illinois-Indianer in Cahokia, Kaskaskia, Prairie du Pont, St. Philippe und Prairie du Rocher, den von französischen Ordensgeistlichen gegründeten indianischen Missions-Stationen, und in Peoria, an oder nahe der Stelle des von La Salle 1679 erbauten Fort Crèvecoeur.

Die älteste dieser Missionen im südlichen Illinois war ohne Zweifel Cahokia, das schon 1686 bestand, und, wahrscheinlich 1684, vom Jesuiten-Pater Pinet als Notre Dame

de Cahokia zur Mission unter den Tamaroa- und Cahokia-Stämmen gegründet, bald zum Niederlassungsort französischer Händler wurde und seit dem Jahre 1700 auch Ackerbau betrieb; die zweitälteste, Kaskaskia, das im J. 1675 auf der Stelle des heutigen Utica am Illinois-Fluß als Mission für die dort wohnenden Illinois-Indianer gegründet, nach deren Verdrängung durch andere Indianer und Ueberfiedelung nach dem südlichen Illinois, zwischen 1685—1690 an die Mündung des Kaskaskia verlegt wurde. Im J. 1721 errichteten die Jesuiten dort ein Kloster und ein Priesterseminar, und 1725 erhielt es die Stadt-Gerechtigkeit, und einen gemeinsamen Weideplatz. Dann folgen dem Alter nach Prairie du Rocher, das von 1724 datirt, und als jüngste Prairie du Pont (Mission de Saint Sulpice), das als Mission seit 1754, als Dorf, das sich um die von den Priestern angelegte Wassermühle gebildet hatte, die erste innerhalb der Grenzen des heutigen St. Clair County, seit 1760 bestand. Es lag eine Meile südlich von Cahokia und soll 1765 von vierzehn Familien bewohnt gewesen sein. St. Philippe, das eine Art Vorort von Fort Chartres bildete, ist wahrscheinlich zu gleicher Zeit entstanden. Indessen, da Vivier im J. 1750 bereits fünf französische Dörfer vorfand, mögen diese Daten noch um einige Jahre zurück versetzt werden müssen. Ueber Cahokia und Kaskaskia schreibt der Pater Charlevoix, der Illinois im J. 1721 aufsuchte:

„Wir übernachteten gestern im Dorf der Cahokia und Tamaroa, zwei Illinoiser Stämmen, die sich zusammengethan haben, und keine sehr zahlreiche Gemeinde bilden. Dies Dorf liegt an einem sehr kleinen Fluß, der von Osten kommt und nur im Frühjahr Wasser hat. Ich brachte die Nacht bei den Missionaren (zwei Geistlichen aus dem Seminar zu Quebec und früher meine Schüler) zu. — In Kaskaskia kam ich gestern um 9 Uhr an. Hier haben die Jesuiten eine sehr blü-

hende Mission, die kürzlich in zwei Theile getheilt ist, da es bequemer ist, zwei Indianer-Bezirke zu haben, als einen. Der volkreichste ist der am Mississippi-Ufer, der unter der geistlichen Aufsicht von zwei Jesuiten-Patres steht. Eine halbe Meile unterhalb liegt Fort Chartres, ungefähr einen Büchsen-schuß vom Fluß entfernt. Herr von Boisbrant befehligt dort im Namen der Compagnie (Compagnie de l'Occident. Die Reb.), welcher der Platz gehört. Die Franzosen fangen jetzt an, sich zwischen dem Fort und der ersten Mission niederzulassen. Vier Meilen weiter, ungefähr eine Meile vom Fluß, ist ein großes Dorf, das von Franzosen bewohnt ist, die fast durchweg Canadier sind, und einen Jesuiten zum Pfarrer haben. Das zweite Dorf der Illinois liegt weiter in's Land hinein, zwei Meilen vom letzten, und steht unter Aufsicht eines vierten Jesuiten.

„Die Indianer hier haben es gut. Ein Flamländer (!), der Diener bei den Jesuiten war, hat sie gelehrt, Weizen zu säen, der gut gedeiht. Sie haben Schweine und schwarzes Rindvieh. Die Illinois düngen den Boden, nach ihrer Art freilich, und sind sehr arbeitsam. Auch ziehen sie Federvieh, das sie an die Franzosen verkaufen. Ihre Frauen sind sehr geschickt und fleißig. Sie spinnen die Büffelhaare in Fäden, gerade so fein, wie sie aus englischer Wolle gezogen werden können. Man könnte sie manchmal für Seide nehmen. Daraus weben sie Zeug, das schwarz, gelb und roth gefärbt wird, und stellen daraus Kleider her, die mit den Sehnen des Rehes zusammengenäht werden. Letztere werden drei Tage lang der Sonne ausgesetzt, und wenn trocken, mit Schlaginstrumenten bearbeitet, worauf sich ohne Schwierigkeit weiße Fäden von großer Feinheit herausziehen lassen.“

Hieraus, wie aus den ein Jahrhundert lang ununterbrochen friedlichen und freundlichen Beziehungen, die sie zu den

Franzosen unterhielten, geht klar hervor, daß die Illinois-Indianer der Civilisation völlig zugänglich waren.

Was die Franzosen selbst betrifft, so waren sie ein unwijendes zwar, aber ein friedliches, braves, gesittetes und lebenslustiges Völkchen. Sie wohnten nicht wie die Amerikaner auf einzelnen Höfen, sondern in geschlossenen Dörfern mit engen Straßen, die gewöhnlich am Ufer eines klaren Baches zwischen Wald und Prairie angelegt waren. Die Häuser bestanden aus einem Gerüst von in die Erde gegrabenen Pfosten, die durch starke Querbölzer mit einander verbunden waren; die Mauern aus mit Stroh oder spanischem Moos vermischem Mörtel; das Dach aus Stroh. Sie waren außen und innen stets sauber geweißt, und waren fast immer von einer breiten Veranda umgeben, auf der sich den größten Theil des Jahres hindurch das Familienleben abspielte. — Jedes Dorf hatte einen Gemeinde-Acker, von welchem jedem Familienvater nach Maß der Größe seiner Familie ein Stück zugetheilt wurde, sowie einen Gemeinde-Forst, der Allen das Brennholz lieferte.

Da ihnen der Acker bei geringer Mühe hundertfältige Frucht trug, Fluß und Wald und Prairie Fisch und Wildpret im Ueberfluß lieferten, und der Pelzhandel mit den Indianern und die Versorgung der französischen Ansiedlungen am unteren Mississippi mit Lebensmitteln ihnen alle sonstigen — sehr bescheidenen — Bedürfnisse verschafften, war ihr Leben frei von Nahrungsorgen.

So schreibt Rivier von den Franzosen in Peoria, die er 1750 besuchte: „Die Mehrzahl bestellt den Boden; sie ziehen Weizen, Rindvieh, Schweine und Pferde, und führen ein Leben wie die Fürsten. Es wird dreimal so viel erzeugt, als verzehrt werden kann, und große Mengen Getreide und Mehl werden nach New Orleans versandt.“

Nach Pastor F. B. Beß in seinem Prachtbände „Populäre Geschichte von Peoria“ hatten die Franzosen auch ausgedehnte Weinberge und machten viel Wein, mit dem man sich dann werthvolle Pelze von den Indianern einhandelte.

Glaubt man den alten englischen Schriftstellern, deren ernststen Lebensanschauungen das lustige Treiben der Franzosen wohl wunderbar erscheinen mochte, so wäre deren Leben ein fortgesetzter Festtag gewesen. Namentlich fielen ihnen die häufigen Tanzvergüngen auf, die fast an jedem Tag der Woche stattfanden; aber sie mußten zugeben, daß es dabei stets sittsam herging, vielleicht weil nicht nur die Alten, sondern auch der Pastor denselben beivohnten.

Alle katholischen Feiertage wurden, wie überhaupt alle Gebote der Kirche, sorgfältig beobachtet; Neujahr, der Dreikönigstag und die Vorfastenzeit durch lustigen Drummenschanz gefeiert.

Nach den Gesetzen kamen sie — auch in der späteren englischen und amerikanischen Zeit — gehorjam nach, und Gouverneur Reynolds stellt ihnen das rühmliche Zeugniß aus:

„Das Strafgesetz übertraten sie selten. Sehr wenige Creolen (d. h. die im Lande geborenen Nachkommen der Franzosen), wenn überhaupt welche, wurden jemals eines Verbrechens angeklagt, das die Gesetzbücher als böse in sich selbst bezeichnen. Keiner saß, meines Wissens, eines Verbrechens halber im Zuchthause. Ich glaube nicht, daß die Gerichtskluten in Illinois gegen einen hiergeborenen Franzosen eine schlimmere Anklage als Offenhalten seiner Grocery an einem verbotenen Tage aufweisen.“

Die Tracht der Männer bestand aus Hosen — in der wärmeren Jahreszeit aus blauem Tuch, im Winter aus Hirschleder —, Hemden und langen Westen, einem Mantel mit Kapuze, die im Winter über den Kopf gezogen wurde, und Lederstrümpfen, mit mehr oder weniger reicher Verzierung.

Bei den Frauen ersetzte die Hose natürlich der Rock, meist aus derbem, selbstgewobenem Wollenzeug, und die Weste das Nieder. Die Waldboten und Jäger trugen um den Kopf meist ein blaues Tuch in Form eines Turban gewunden, das bei festlichen Gelegenheiten, und dann selbstverständlich hübsch mit Bändern verziert, auch den Kopfschmuck der Frauen bildete.

Von den Anfängen einer Industrie, außer der erwähnten Wassermühle in Prairie du Pont und einer andern im jetzigen Randolph County, findet sich keine Spur, und wenn man auch annehmen muß, daß es wenigstens Bau-Handwerker gegeben hat, ohne deren Hilfe doch z. B. das Fort Chartres nicht hätte ausgeführt werden können, und Waffen- und andere Schmiede, so erwähnt ihrer Niemand, und der Bezug amerikanischer Handwerker wird als ein Ereigniß begrüßt.

Schulen gab es nicht! Die große Mehrzahl der Bewohner war des Lesens und Schreibens unkundig. Selbst die Priester standen, wie aus den Kirchenbüchern hervorgeht, mit der französischen Rechtschreibung vielfach auf gespanntem Fuße, und auch unter den französischen Offizieren war mancher gezwungen, seine Unterschrift durch ein X zu bekunden. — Aber freilich, damit stand es in Amerika in jener Zeit überhaupt schlecht, namentlich unter denen, welche sich in die unbekannten Grenzgegenden wagten, und wenn der erste Territorial-Gouverneur von Illinois, Gen. St. Clair, schreibt:

„Nicht einmal der Fünzigste konnte lesen oder schreiben, und der ganze Bezirk enthielt kaum eine genügende Anzahl Personen, die in irgend welchem Grade geeignet waren, die nöthigen Beamtenstellen zu übernehmen,“

so bezog sich das nicht auf die Franzosen allein, sondern auf die ganze Bevölkerung, die zu St. Clair's Zeit doch schon zur Hälfte aus Amerikanern bestand.

Auch von einem Gerichtsweisen im angelsächsischen Sinne war keine Rede. Streitigkeiten wurden von den Priestern und wenn nöthig von den französischen Commandanten und Gouverneuren geschlichtet, die absolute Gewalt besaßen, sie aber, wie man zu ihrer Ehre sagen muß, kaum jemals mißbrauchten, und statt mit dem Stab „Wehe“, mit dem Stab „Sanft“ regierten. Kein Wunder, daß einem Völkchen, das sich unter der Bevormundung wohlmeinender Geistlichen und Beamten glücklich gefühlt hatte, das englische Gerichtsweisen mit seinen anklagenden und verurtheilenden Geschworenen, seinen Advokaten, und seinem schleppenden Gang, wie überhaupt das englische System der Selbstregierung nicht einleuchten wollte, und daß es vorzog, unter französischer Herrschaft zu bleiben. — Nach Beginn der englischen Herrschaft verließ ungefähr ein Drittel der Franzosen das südliche Illinois und siedelte sich auf dem rechten Ufer des Mississippi in St. Genevieve oder in St. Louis an.

Nur ein sehr geringer Theil ihrer Nachkommen ist noch heute im südlichen Illinois zu finden. Von ihren staatlichen Einrichtungen ist nichts geblieben. Die Kapellen, in denen sie ihren Gottesdienst begingen, haben längst neuen Gebäuden Platz gemacht und in ihnen walten englische und mehr noch deutsche Priester des Amtes. Und doch wäre es Unrecht, ihnen, wie es geschehen ist, jeden civilisatorischen Einfluß abzuspochen. Daß die Amerikaner mit den Illinois-Indianern ohne Blutvergießen fertig wurden, und diese sich willig unter deren Oberhoheit schickten, hat man den Franzosen zu danken. Desgleichen, daß die Amerikaner bereits Handelsverbindungen mit dem unteren Mississippi vorfanden, die ihnen Absatz ihrer Produkte sicherten; und endlich, daß die französischen Lebensgewohnheiten und die französische Lebensfreude auf lange Zeit hinaus ein hochschätzbares Gegenwicht gegen den mit der zunehmenden amerikanischen Be-

Deutsche und deutsche Nachkommen in Illinois

siedlung sich immer stärker geltend machenden, jeder Lebensfreude abholden starren Puritanismus bildeten.

Deutsche unter den Franzosen und bis zum Jahre 1790.

Wie bemerkt, befanden sich unter den Franzosen auch Deutsche. Es wäre auch anders kaum denkbar. Denn nicht nur bildeten von dem, was damals Frankreich war, die deutschen Provinzen — Elsaß und Lothringen — den auswanderungslustigsten und dem Kriegsdienste in fremden Ländern geneigtesten Theil, wir wissen auch, daß unter den, von dem Vorbild der modernen Spekulanten, dem Schotten Law, Ludwig's XIV. Finanz- und Handelsminister, nach Louisiana gebrachten 17,000 Kolonisten sich 2000 Pfälzer und Schweizer befanden, und daß, nach neueren Ermittlungen von J. Hanno Deiler, von dem im Jahre 1721 von Havre kommenden Schiffe La Durance in New Orleans 100 deutsche Familien gelandet wurden, mit der Anweisung, „sie nach den Concessionen im Bezirk Illinois am oberen Mississippi zu senden“. Darunter konnten nur die erwähnten französischen Niederlassungen im südlichen Illinois und in Peoria gemeint sein.

Urkundlich freilich begegnen wir wenigen deutschen Namen. In den Kirchenbüchern von Prairie du Rocher, die aus den Jahren 1743—45 erhalten und vom dortigen Pfarrer Rev. C. F. Eschmann veröffentlicht sind,*) finden wir folgende Namen, die deutschen Ursprungs und von den der deutschen Sprache unkundigen Priestern französisirt erscheinen: Ignatius H e b e r t, Hauptmann der Miliz und seine Tochter Marie, welch' letztere häufig als Taufpathin waltet. Das sind unzweifelhaft deutsche H e b e r t, denen die Franzosen nach ihrer Gewohnheit das stumme H vorge setzt haben. Sin-

*) Siehe Publications Illinois State Historical Society Seite 128—149.



„Die Vergangenheit ist die Mutter der Gegenwart.
Wir säen für unsere Nachkommen.“

Antwort auf Herrn Brundens Einwände.

Debatten über Fragen, welche den Zielen dieser Zeitschrift entsprechen, werden dem Leserkreise sicherlich nicht unwillkommen sein, vorausgesetzt, daß sich die Gegner auf sachlichen Boden stellen und denjenigen Ton bewahren, der sich unter Gleichstrebenden geziemt. Deshalb bitte ich die verehrte Redaktion um Aufnahme der folgenden Zeilen.

Im Juliheft der „Geschichtsblätter“ erhebt Herr Ernest Brunden zwei Einwände gegen meinen im Aprilhefte abgedruckten Artikel: „Die ersten deutschen Einwanderer“. Er bemängelt meine Bemerkung: „Die anglo-amerikanischen Geschichtsschreiber ignorieren geistlich die Beteiligung der Deutschen an der Besiedlung Amerikas“. Ich gebe meinem Herrn Gegner insofern Recht, als das „geistlich“ eine unnötige Verschärfung des Vorwurfs darstellt. Da hat mir wohl unbewußt der Merger die Feder geführt, der Merger darüber, daß die anglo-amerikanischen Geschichtsschreiber gar nicht genug

Lobeshymnen anstimmen können über das Wirken der Scotch-Irish, während das deutsche Element, dessen Kulturbedeutung weit höher steht, wie ein Stiefkind so nebenhertrodelt und kaum der Erwähnung gewürdigt wird. Den Ausdruck „Kulturdünger“ kennt der Anglo-Amerikaner nicht, wohl aber, wie es mir scheint, dessen Anwendung.

Ist es nicht erstaunlich, daß das vortreffliche Buch Gustav Körner's den Anglo-Amerikanern so gut wie unbekannt ist (ich fürchte, es ist nicht einmal in's Englische überetzt worden), daß man von den Arbeiten Rattermann's, Mannhardt's, Deiler's und Anderer (darunter auch die Arbeiten Brunden's) so wenig in jenen Kreisen weiß? Ich habe immer vergebens nach einem Echo derselben in den anglo-amerikanischen Darstellungen gesucht. Welche Erfahrungen hat Kapp mit seinen in's Englische überetzten Schriften gemacht (abgesehen von Kapp's Heftenbuch)! Kapp spricht sich selbst ja bitter genug darüber aus. Die-

ses Ignorieren wirklich hervorragender deutscher Leistungen auf dem Gebiete der amerikanischen Kulturgeschichte ist denn doch mehr als befremdend, und rechtfertigt wohl meine oben citirte Auslassung, so gern ich auch das Wort „geflissentlich“ daraus gestrichen haben möchte.

Nun meint Herr Brunden, daß die Darstellung der amerikanischen Kulturgeschichte erst einer späteren Zeit überlassen bleiben muß, daß der Anglo - Amerikaner bisher eigentlich nur die politische Geschichte behandelt habe. Ich halte das für einen Irrthum. Der Amerikaner hat immer Kulturgeschichte geschrieben, mußte das thun, auch wenn er nur die Darstellung politischer Dinge bezweckte. Uebrigens ist Theodore Roosevelt's Buch: „The winning of the West,“ so gut wie ausschließlich Kulturgeschichte. Und was steht in diesem Werke über das Wirken des deutschen Pioniers und Siedlers?!!

Ich freue mich von Herrn Brunden zu hören, daß es in allerneuester Zeit in der betr. Angelegenheit besser geworden ist. Wir sind die von ihm angeführten Arbeiten nicht zugänglich gewesen, Dissertationen dringen ja nur in einen sehr beschränkten Kreis. Uebrigens muß man wohl unterscheiden zwischen den Arbeiten der Anglo-Amerikaner und derjenigen Literatur, welche von Deutschen oder Deutschabkömmlingen in englischer Sprache verfaßt worden ist. Auf letzterem Gebiete geschieht übrigens noch viel zu wenig. Ich meine, wir sollten möglichst bald eine englisch geschriebene Geschichte des Deutschamerikanerthums besitzen. Wer will da der wackeren Familie Seipp folgen und einen anständigen Preis aussetzen für ein derartiges Werk? Dann aber Sorge man auch für eine tüchtige Verbreitung desselben. Uebrigens freut es mich hier festzustellen, daß ich meinen Herrn Gegner früher auf diesen Bahnen getroffen habe. Ich meine Brunden's in englischer Sprache geschriebene

Darstellung der achtundvierziger Einwanderung, eine Arbeit, die ich mit großer Freude und mit Nutzen gelesen habe. (Erschienen in den „Geschichtsblättern“.)

Die zweite Ausstellung des Herrn B. lautet folgendermaßen:

„Das zweite, gegen das ich in dem Aufsatze des Herrn Kaufmann protestiren möchte, ist die scharfe nationale Trennung, die er zwischen Deutschen und Holländern zieht.“

Daß die Holländer und die deutschen Friesen und Niedersachsen vor 300 Jahren eigentlich ein und dasselbe Volk waren, ist durchaus richtig. Das muß übrigens auch aus dem Sinne meiner Ausführungen hervorgehen, wenn ich auch auf eine ausführliche Darlegung dieses vollstlichen Zusammenhanges wegen Raummangels zu verzichten hatte. Hätte ich die holländischen Pioniere von Neu - Amsterdam schlichtweg als niederdeutsche Landsleute ansprechen dürfen, so wären mir sieben Achtel meiner Ausführungen und namentlich die mühseligen Forschungen in der dokumentarischen Geschichte von New York erspart geblieben Aber ich mußte die Deutschen von den Holländern für meine Zwecke streng abtrennen.

Mein Aufsatz hatte die ganz bestimmte Tendenz, dem weitverbreiteten Geschichtsirrthum entgegenzutreten, wonach die deutsche Einwanderung nach Amerika erst 1683, also mit der Ankunft von Pastorius und seinen dreizehn Leineweberfamilien aus Crefeld beginnt. Es ist geradezu jammervoll, wenn man sieht, wie auf den vielen (allzuvielen und deshalb immer mehr verflachenden und auf das Niveau der Picnics sinkenden) Deutschen Tag - Festen jener Irrthum sogar von den Festrednern immer wieder vorgebracht wird. Es ist ein gewaltiger Unterschied, ob man sagt, die deutsche Einwanderung beginnt 1683 mit Pastorius, oder wenn man, wie es richtig wäre, sagt, sie beginnt 1620, d. h.

mit dem Anfange der Kultur der Europäer auf amerikanischen Boden überhaupt. Jenen Irrthum wollte ich bekämpfen, jener einseitigen Pastorius - Verhimmelung wollte ich entgegentreten. Um das zu thun, mußte ich streng unterscheiden zwischen Holländern und jetzigen Reichsdeutschen. Nur wenn ich nachweisen konnte, daß neben den eigentlichen Holländern schon in der allerersten Zeit viele eigentliche Deutsche gewirkt hatten, erhielten meine Ausführungen überhaupt irgend welchen Werth. Ich habe nach langem Suchen ungefähr achtzig Deutsche unter den Holländern angetroffen und auch genügendes Material für die Annahme geliefert, daß ihrer weit mehr gewesen sein müssen. Namentlich legte ich Gewicht darauf, daß so viele hervorragende Deutsche damals in Neu - Amsterdam wirkten. —

Mit der an sich berechtigten Behauptung, „Holländer und Deutsche sind ein Volk, wenigstens vor 300 Jahren war ihr volklicher Zusammenhang noch erhalten“, konnte ich in Bezug auf die mir gestellte Aufgabe keinen Eindruck machen. Außerdem schrieb ich nicht für einen historisch geschulten Leserkreis, wie denjenigen der „Geschichtsblätter“, sondern für die Leser einer großen Zahl deutschamerikanischer Zeitungen, die manche Zehntausende von Deutschamerikanern bedienen. Daß meiner für das Verständniß großer Massen zugeschnittenen Arbeit die Ehre eines Abdruckes in den „Geschichtsblättern“ zu Theil werden würde, konnte ich nicht voraussehen, obschon ich gegen diesen Abdruck durchaus nichts einzuwenden habe.

Dresden, im September 1907.

W. m. Kaufmann.

Deutsch-Amerikanische Geschichtsforschung.

Die deutsch - amerikanische Geschichtsforschung macht Fortschritte. Wie schon im Juli - Heft mitgetheilt, ist der jetzt in Dresden in Deutschland wohnhafte Hr. Wilhelm Kaufmann von Cleveland dabei, eine Geschichte der deutschen Betheiligung am Bundeskriege zu schreiben, und diese Arbeit ist bereits weit vorgegeschritten. Doch zögert der Verfasser mit der Veröffentlichung, um ein möglichst vollständiges und von Irrthümern freies Werk zu liefern. Wir wiederholen seine Bitte an die Veteranen, ihm einschlägiges Material an seine Adresse: Dresden 20, Palaisstraße 5, zugehen zu lassen.

Im Portsmouth, Ohio, Correspondent hat neuerer Zeit Hr. Louis F. Roth auf gleichem Gebiete eine Anzahl Artikel erscheinen lassen.

In der diesjährigen Festschrift des Chicago Schwaben - Vereins hat Emil Mannhardt einen Artikel über die Schwaben

in Amerika veröffentlicht; sowie eine gedrängte Uebersicht der allgemeinen Geschichte der Deutschen in Amerika in der Festschrift zum diesjährigen Deutschen Tage in Chicago. Sie soll als Rahmen für eine größere Arbeit dienen.

Von größter Bedeutung für die deutsch-amerikanische Geschichtsforschung sind die fortgesetzten und erfolgreichen Bemühungen des Hrn. Richard L. Selbig, Bibliothekar der deutschen Abtheilung der New Yorker Public Library, diese Abtheilung zu vervollständigen. Dieselbe ist schon jetzt sehr reichhaltig und wird mit der Zeit für den Forscher eine wichtige Fundgrube sein. Sein Ersuchen an sämtliche deutsche Zeitungsherausgeber, der Abtheilung ihre Zeitungen umsonst zugehen zu lassen, sollte nicht ungehört verhallen. Dieselben werden dort sicher und gebunden aufbewahrt werden.

Die früher mitgetheilten Anstrengungen des Herrn Selbig zur Erlangung eines vollständigen Exemplars des *N. Y. Belletristischen Journals* haben recht erfreulichen Erfolg gehabt, indem jetzt 43 Jahrgänge vollständig sind. Es fehlen noch vom Jahrgang 12 No. 25, 29, 32—52 (1864/65); Jahrgang 16 No. 1 (1867); Jahrgang 24, No. 1 und 52 (1875/76); Jahrgang 25, No. 1 (1876); Jahrgang 41 (1892); Jahrgang 48—50 (1899—1901); Jahrgang 51, No. 1, 4, 7, 12, 16, 22 und 24 (1902); Jahrgang 52 und 53 (1903 bis 04); Jahrgang 54, No. 1 und 52 (1905).

Die Bibliothek ist bereit, für vollständige Jahrgänge zu bezahlen, und auch willens, die unvollständigen auf diese Weise zu ersetzen. Im Schenkungsfalle wird die Bi-

bliothek, wenn erwünscht, die Transportkosten tragen.

Auch die *Staats-Verbände* des *Nationalbundes* fangen an sich zu rühren. Der von *Ohio* hat ein *Comite* zur Ausarbeitung einer Geschichte des *Deuththums* von *Ohio* ernannt; der von *New York* ein *Comite*, das zwar zunächst nur beauftragt ist, Bücher und Pamphlete, die sich auf das *Deuththum* in *Amerika* und die zwischen *Deutschland* und *Amerika* stattgehabten Wechselwirkungen beziehen, zu sammeln, und sie der deutschen Abtheilung der *New Yorker Bibliothek* zuzustellen; hoffentlich aber zu selbstständiger Forschung übergeben wird. Auch der *Staatsverband Indiana* hat ein *Geschichts-Comite* ernannt, dessen Vorsitzender *Hr. Dr. W. A. Fritsch* in *Evansville* ist.

Kurzer Lebensabriß eines achtundvierziger politischen Flüchtlings.

Von Joseph Rudolph.

(Fortsetzung)

Wie man bei dem Aufwärmern von alten Begebenheiten und Erlebnissen die persönliche Betheiligung nicht leicht ganz weglassen kann; ebenso finde ich es für angezeigt, um die gesellschaftlichen Zustände der damaligen Zeit und insbesondere die derzeitigen Verhältnisse der Deutschen in *Nordamerika* in kurzen Umrißen darzulegen, daß ich mir eine kurze Abschweifung über die deutsche Einwanderung im Allgemeinen erlaube.

Nach meiner Ansicht zerfällt die deutsche Einwanderung nach *Nordamerika* in (3) drei Hauptgruppen.

Erstens: Die vor 1848 Eingewanderten, mit Ausnahme der 30er politischen Flüchtlinge, bestanden größtentheils aus Familienvätern, denen es in *Deutschland* schwer wurde, mit ihrer Hände Arbeit für die Erhaltung und Zukunft ihrer Angehörigen zu

sorgen, und die auch keine Hoffnung hatten, daß das Loos ihrer Kinder ein anderes werde. Oder es waren unbemittelte, junge Leute, welche trotz ihres Strebens und ihrer Fähigkeiten keine Aussicht hatten, sich in *Deutschland* empor zu arbeiten. Diese Pioniere hatten auch in *Amerika* manche Entbehrungen und vielerlei Kämpfe mit Natur und Menschen zu bestehen, ehe es ihnen gelang, ein erträgliches Dasein zu gewinnen und ein Heim zu begründen. Aber nachdem sie sich zur Selbstständigkeit empor gearbeitet hatten, waren auch ihre Sympathien für *Deutschland* größtentheils erloschen, und wenn sie auch deutsches Wesen und Gemüthlichkeit vermißten, so hatten sie doch materiell dem alten Vaterlande wenig zu danken, und fügten sich geduldig den hiesigen Verhältnissen. Denn der geistige Verkehr mit *Deutschland* war beinahe

so gut wie abgebrochen, da noch keine Dampfschiffe den Verkehr erleichterten, und die deutsche Presse noch in ihren ersten Anfängen und wenig geeignet war, den geistigen Vermittler zu spielen.

Die zweite Klasse bestand aus Abenteurern und Egoisten, welche, um dem heimischen Druke zu entgehen, sich nach Amerika wandten und nur ihr persönliches Interesse im Auge hatten. Diese Klasse suchte sich so schnell als möglich zu amerikanisiren, welches gewöhnlich mit der Anglisirung des deutschen Namens begann, und wenn sie durch Unterwürfigkeit unter nativistischen Hochmuth und durch günstige Verhältnisse eine ziemlich gesicherte Stellung erreicht hatten, suchten sie allen Verkehr mit ihren Landsleuten zu vermeiden, um ja nicht zu den „Dutch“ gezählt zu werden. Leider gehörten zu diesen Deutschverleugnern meistens Personen aus der sogenannten besseren Klasse der Deutschen, und man kann ihrer nur mit Widerwillen und Beschämung gedenken. Zudem waren die Deutschen über ganz Amerika zerstreut, und deren Nachkommen waren größtentheils für deutsches Wesen und Fühlen verloren; und selbst in Bezirken und Städten, wo viele Deutsche beisammen wohnten, erhielt sich die deutsche Sprache nur in einzelnen Vereinen und Kirchen - Gemeinden, und war nebstdem durch die vom alten Vaterlande mitgebrachten religiösen und politischen Vorurtheile und die Uneinigkeit der verschiedenen Stämme und Landestheile gegenstandslos geworden. Unter solchen Verhältnissen konnte das amerikanische Deuththum zu keinem gesellschaftlichen und politischen Einfluß gelangen und es war der dritten Klasse von deutschen Einwanderern, den Achtundvierzigern, vorbehalten, den Deutschen in Amerika eine geachtete politische und gesellschaftliche Stellung zu verschaffen, wie es aus späteren geschichtlichen Thatfachen erwiesen ist. Man muß gerechterweise den politischen Flücht-

lingen der dreißiger Jahre und einzelnen anderen Einwanderern, welche deutsche Sprache und Wesen zu schätzen wußten und zu erhalten suchten, dasselbe Verdienst für das Deuththum zuerkennen; aber ihre Anzahl war zu gering, um einen größeren Einfluß geltend machen zu können. Die achtundvierziger Flüchtlinge tauchten in allen Ecken und Winkeln wie aus den Wolken herabgefallen in größerer Anzahl auf, um den Kampf für eine neue Lebensstellung zu beginnen. Die Schwierigkeiten, mit welchen ihre Mehrzahl zu kämpfen hatte, waren ungleich schmerzlicher, als die, welche den Meisten der früher Eingewanderten entgegen standen, welche entweder an harte Arbeit gewohnt waren, oder ein praktisches Geschäft erlernt hatten, während die meisten achtundvierziger Flüchtlinge, ohne verwerthbare Kenntnisse und ohne Mittel, steuerlos hin und her geschleudert wurden, weil Viele im Unklaren waren, was sie mit sich anfangen sollten. Es war eine herbe Prüfung, welche Viele nicht bestanden und ihr erlagen. Ihre freierlich erhabte Phantasie betrachtete Amerika mit kritischen Augen und das Schicksal der alten Heimath klang fortwährend klagend durch ihre Seele. Diesen Gefühlen muß man zu Gute halten, wenn der Idealismus sich in unpraktischen Wegen verirrt, und in diesem Sinne muß man auch die Thätigkeit der Achtundvierziger betrachten, wenn man deren Streben und Wirken Gerechtigkeit widerfahren lassen will.

Ich gehörte zu jenen Pilzlosen, welche nicht wußten, was sie mit sich anfangen sollten. Nachdem meine kaufmännische Fähigkeit als Fabrikant Schiffbruch gelitten hatte, und ich mit meinem Latein und meinen unpraktischen Kenntnissen nicht so viel verdienen konnte, um mir meine Stiefeln besohlen zu lassen, welche ich auf meinen Geschäftsgängen als Fabrikant zerrißen hatte, und welche neue Schuhsohlen damals gerade so viel kosteten, wie heute: so war es mein

feſter Entſchluß, daß die Geſchicklichkeit meiner Hände mir das tägliche Brod verdienen ſollte, weswegen ich ernſtlich an die Arbeit ging, eine gute und ſchöne Cigarre machen zu lernen. Das Cigarren - Geſchäft war damals noch gewißermaßen in ſeiner Kindheit und mit dem gegenwärtigen ſchwunghaften Geſchäft gar nicht zu vergleichen, denn damals ſpielte der Kautabak die Hauptrolle. Alte Herren und bartloſe Jünglinge waren mit einem geſchwollenen Baden verunziert durch das Primchen Tabak, das ſie im Munde führten, und kauten ihren Tabak, wie heutzutage manche Frauen und Mädchen ihren Gummi. Das Tabakkaſen war eben damals in Amerika Modeſache, gerade wie zu meiner Jugendzeit in Europa das Tabakſchnupfen. Nicht allein jeder Profeſſor und Schüler, Meiſter und Geſelle ſchnupften dort um die Wette, ſondern auch manche Köchin führte in der Taſche ihrer Küchenschürze die Tabakſdoſe, und ſchärfte durch eine Priſe Tabak ihren Verſtand bei der Zubereitung einer piquanten Fleiſchbrühe oder einer künſtlichen Zupeiſe. Wenn man damals in Geſellſchaft das Verlangen nach einer Priſe Tabak verſpürte, ſo ſchnupfte man nicht allein, ſondern klopfte auf den Deckel der Doſe, welches als allgemeine Einladung zu einer Priſe Tabak galt; die Doſe machte die Runde in der Geſellſchaft, woraus ſich Jeder nach Belieben eine Priſe nahm, ganz ähnlich dem früheren amerikaniſchen Gebrauch, daß man beim Eintritt in ein Trinklokal nicht gut etwas genießen konnte, ohne ſeine Freunde einzuladen, wenn ſolche gerade anweſend waren; andererseits konnte man die Einladung zu einem Trunke nicht gut verweigern, weil es als eine Beleidigung angeſehen wurde, wenn man ſie ablehnte.

Wie vorher erwähnt, war das Cigarrengeſchäft wegen des allgemeinen Gebrauchs des Kautabaks nicht von dem Umſatz wie gegenwärtig und der größte Verbrauch beſtand in ganz gewöhnlichen Cigarren, welche in Bündeln von 100 Stück für 15 Cents hauptſächlich an Wirthſche verkauft wurden, welche zu jedem Trunk eine Cigarre verſchenkten, wenn es der Gaſt verlangte oder annehmen wollte. Den meiſten Tabak, welcher damals in Kentucky und Miſſouri gezogen wurde, verarbeitete man damals zu Kautabak und nur eine leichtere Sorte von Kentucky - Tabak, hauptſächlich aus Maſon County, gebrauchte man für Cigarren, welche trotz ihrer Billigkeit gar nicht ſo ſchlecht waren. Viele von dieſen Cigarren wurden in Kentucky von Sklaven gemacht und beim Faß an Cigarrenhändler verkauft, welche dieſe Cigarren nach Anſehen und Größe ſortirten und in Bündeln von 100 Stück für 10 Cents verkauften.

Als Cigarrenmacher - Lehrling mußte ich natürlich an der billigſten Sorte meine Kunſt zu erlernen ſuchen und als Arbeitslohn für 100 Stück ziemlich gut gemachte Cigarren wurde 10 Cents bezahlt. Bei dieſer Ausſicht auf äußerst mageren Verdienſt ſchien mir ein billiges Koſthaus noch zu koſtſpielig; deſhalb mietete ich mit noch zwei Unglücksgefährten, welche in derſelben Lage waren, von einer Bürſtenmacher-Wittwe das ganze dritte Stockwerk ihres Hauſes, welches in einer ziemlich geräumigen, leeren Stube beſtand und wofür wir monatlich 3 Dollars Miethe bezahlten, welcher Betrag nicht wie heutzutage im Voraus, ſondern zu Ende des Monats verlangt und von uns auch pünktlich bezahlt wurde.

(Schluß folgt.)

— Erſt 79 Jahre alt und ſchon Ur-Urgroßmutter in Frau Sarah Hoffman in Adams County, Pennſylvanien. Ihre noch lebende Tochter, Frau Herr, heirathete mit 15

Jahren und gebar ein Jahr ſpäter die jetzige Frau Alice Pollinger, die Mutter von Frau Hann Wageman, die 18 Jahre alt iſt und einen 14 Jahr alten Sohn hat.

Goldene Jubelfeier von Grand Island in Nebraska.

Am 4. Juli d. J. wurde in Grand Island in Nebraska die fünfzigste Jahrgang der ersten Besiedlung von Hall County gefeiert. Diese Besiedlung erfolgte, wenn auch nicht auf erste Anregung von Deutschen, so doch durch Deutsche — wenigstens in überwiegender Mehrzahl. Die Anregung ging von dem Washingtoner Bankhause Chubb Bros. and Barrows und deren Zweiggeschäft in Davenport in Iowa aus. Damals trugen sich Viele mit der Idee, bei der fortschreitenden Besiedlung und dem sich mehrenden politischen Schwergewicht des Westens, werde die Bundeshauptstadt nicht mehr lange an der Ostküste bleiben können, sondern in's Herz des Landes verlegt werden müssen, — in's Mississippi- oder Missourithal. Und es hatte sich in Washington auch ein Consortium von Kapitalisten, einflußreichen Politikern und Congressmitgliedern gebildet, welches darauf aus war, vorweg den günstigsten Platz für die künftige neue Hauptstadt nicht nur zu finden, sondern zu erwerben. Dazu erschien ihm, als so ziemlich in der Mitte gelegen, die Gegend am Platte-Fluß in Nebraska besonders geeignet, — auch weil man sicher erwartete, daß die erste zu bauende Eisenbahn nach der Pacific-Küste den Weg das Platte-Thal hinaufnehmen würde. Und es galt nun, Leute zu finden, die es unternehmen wollten, in die menschenleere Gegend hinauszuziehen und dort eine Niederlassung zu gründen. Es gehörte großer Muth dazu, denn das nördlich vom Plattefluß belegene Nebraska war erst eben vorher von den Sioux-Indianern an die Ver. Staaten abgetreten worden, das südliche noch völlig in ihrer Hand. Nur zwei kleine vorgezeichnete Siedlungen von Weißen (Fremont aus 10, und Columbus aus etwa 18 Blockhütten bestehend), befanden sich westlich von Omaha, sonst außer den Besatzungen der Militärposten keine Weißen.

Aber das Wagniß wurde unternommen, und zwar von 32 Deutschen und 3 Amerikanern aus Davenport, denen von Seiten des Consortiums der Landmesser R. C. Barnard und dessen Bruder Lorenz Barnard aus Washington beigegeben waren.

Die 32 deutschen Theilnehmer waren mit Ausnahme von 8 sämmtlich Holsteiner. Ihre Namen: Wilhelm Stollen, Friedrich Hedde, W. A. Sagge, Heinr. Joehnde und Frau, Christian Mendt, Cay Ewoldt, Anna Stier, Wilh. Stier und Frau, Heinr. Egge, Heinr. Schoel und Frau, Peter Stuhr, Hans Wrage, Mary Stelf, Friedr. Doll und Frau, Geo. Schulz, Friedrich Batje, Johannes Hamann, Detlef Saß, Nikolaus Thebe, Cornelius Arelsen; ferner Christian Andresen mit Frau und Tochter aus Schleswig, die Preußen Heinrich Schaaf und Matthias Spies, die Mecklenburger Friedrich Landmann, der Thüringer Hermann Basold und der Waldecker Theodor Nagel.

Der Haupttheil dieser Gesellschaft verließ mit fünf schwerbeladenen Wagen, gezogen von 19 Joch Arbeits-Ochsen, am 28. Mai 1857 Davenport, erreichte am 18. Juni Omaha, und über Fremont und Columbus am 2. Juli die Mündung des Wood- in den Platte-Fluß. Sieben Meilen oberhalb wies der Landmesser den Platz zur Ansiedlung an, und nachdem man sich durch weiteres Absuchen der Gegend überzeugt hatte, daß es der geeignetste sei, wurde am 12. Juli mit der Errichtung der Häuser und dem Aufbrechen der Prairie begonnen. — Schon im Frühjahr 1858 kamen 13 weitere deutsche Ansiedler: Heinrich und Johann Bierrega, Carl Böhl und Frau, Adolph Höpfner, August Schernikau, Johann Hann mit Frau und 4 Kindern und Chas. Gardener von Davenport an.

Die junge Ansiedlung hatte im ersten Winter in Folge der Schwierigkeit, Lebens-

mittel und Kleidung zu beschaffen, große Noth zu leiden; und nachher von Feuerbrünsten, Prairiefeuern, Furcht vor Indianerüberfällen und Ende der Sechziger und in der ersten Hälfte der Siebziger Jahre von der furchtbaren Heuschreckenplage; ferner durch Landhaie etc. zu leiden. Heute ist Grand Island eine der wohlhabendsten Städte in Nebraska. — Die sehr interessante anfängliche Geschichte dieser Ansiedlung

hat Hr. Wilhelm Stollen, der als ihr Vater anzusehen ist, in einer 120 Seiten starken Broschüre eingehend beschrieben, und damit einen dankenswerthen Beitrag zur Geschichte der Deutschen in Amerika, und einen neuen Beleg dafür geliefert, daß die Deutschen unter den Pionieren dieses Landes und in der Gründung dauernder Niederlassungen in der Wildniß allezeit voran gewesen sind.

Auf Aguinaldo's Fährten.

Kriegserlebnisse eines deutschen Freiwilligen auf den Philippinen.

(Fortsetzung und Schluß.)

In dieser Schlacht hatten auch wir leider schwere Verluste zu beklagen. Major Logan Jr., der Sohn des aus dem Bürgerkriege bekannten Generals, fiel als erster. Außer ihm fielen noch 7 und 22 wurden verwundet. Major Logan war der, der auf der Ueberfahrt den Hund über Bord warf, und leider wurde verschiedentlich in der Presse betont, daß er dieser That wegen von seinen eigenen Leuten erschossen worden sei. Eine nichtswürdigere Verleumdung der 33er konnte nicht erfonnen werden. Wer jemals in einem Gefecht war, der wird verstehen, wie absurd es ist, an so etwas zu denken. Logan fiel in die Stirne getroffen von einer Kugel eines in einer Palme versteckten Scharfschützen, der auch den sich über den sterbenden Major beugenden Hospital-Sergeanten und den Sergt. Major des Bataillons erschoss. Alle drei lagen auf derselben Stelle. Der Scharfschütze wurde auch bald entdeckt und als er getroffen aus dem Baum fiel, war er eine unkenntliche Masse. Major Logan war der einzige, der an diesem Tage die blaue Uniform trug und so als Offizier leicht kenntlich. Die Schützen in den Bäumen kamen auch mir recht unangenehm nahe mit ihrem Blei. Um ein Kommando weiter zu geben, trat ich auf einen kleinen Erdwall; im sel-

ben Moment flogen mehrere „Bohnen“ mit einem unheimlichen Pfeifen mir an den Ohren vorbei, ich brauchte keine zweite Einladung mich zu „erniedrigen.“ Nun ging es im Laufschrift in die nahegelegene Stadt San Jacinto. In der Erwartung dort wiederum auf den Feind zu stoßen, wurden wir getäuscht; die Stadt war verlassen. Schnell wurde eine Posten-Linie um die Stadt gezogen, und um einem Ueberfall vorzubeugen, wurde fortwährend in das die Stadt umgebende Gehölz gefeuert. Da es mittlerweile Nachmittag geworden war, also Zeit an das Essen zu denken, und da das Jouragieren unseren Leuten gar nicht schwer fiel, so konnte man den einen mit Hühnern, Gänzen etc. beladen, kommen sehen, einen andern mit Eiern und allerlei Früchten. Mein Koch, nebenbei ein Deutscher, kam in's Lager, eine Heerde von fünf Schafen vor sich hertreibend. Daß wir nicht hungrig auf Posten stehen mußten, kann man sich denken. Jede Compagnie hatte fünf Coolies (Chinesen) in Manila zuertheilt bekommen als Krankenträger, da diese Chinks aber dank der Philippiner von ihren Pflichten als solche nicht sehr in Anspruch genommen wurden, so gebrauchten wir sie zum Wassertragen und als Gehülfen des Kochs, wo sie Vorzügliches leisteten.

ten. Besonders gut verstanden sie es den Reis, den wir in Mengen überall vorfinden, zuzubereiten.

In der unter meinem Befehl stehenden Posten-Linie lag ein Friedhof, in dem ich eine Wache aufstellen mußte. Als es dunkel geworden war, und die Ablösung aufzog, fiel dieser Posten dem Irländer S. zu. Nach etwa einer halben Stunde nahm ich eine Revision vor um mich zu überzeugen, daß ein Jeder seine Pflicht that. Aber als ich in den Kirchhof kam, fand ich keinen Posten; leise rufend ging ich umher und fand schließlich S. außerhalb der Kirchhofsmauer auf einer ungezügigten gefährlichen Stelle. Als ich ihn zur Rede stellte, gestand er mir, daß er im Dunkeln auf einem Friedhof nicht stehen könne und bat mich ihm einen anderen Posten anzuweisen. Da ich aber einen einmal gegebenen Befehl nicht ändern wollte und es auch sehr wichtig war, daß ein Posten hier, wo er sich gut hinter einem Grabstein verstecken konnte, Ausguck hielt, so brachte ich ihm den kleinen R., einen 18-jährigen Deutsch-Amerikaner, der mit ihm Wache stand, und so konnte einer die Todten und der andere die Lebenden beobachten. Später in der Nacht, wie ich in meiner, als Nachtlokal eingerichteten Hütte etwas zu schlafen versuchte, wurde ich von einem meiner in der Nähe stehenden Posten gebeten, ihm auf einige Minuten Ablösung zu schicken. Um meine Leute so viel wie möglich zu schonen, löste ich ihn selber ab. Er sagte mir, er glaube in einem etwa 100 Meter vor ihm liegenden Hause seien zwei Männer eingegangen. Ich beobachtete diese Hütte besonders genau und auch schon nach wenigen Minuten sprang ein Kerl aus einem Fenster in's Gebüsch und verschwand im Augenblick. Gleich darauf sah ich den anderen, der ein Gewehr trug, am Fenster und wie er sich herauschwingen wollte, feuerte ich auf ihn. Am nächsten Morgen fanden wir ihn im Gebüsch kaum zehn Schritte vom Haus liegen. Es war ein alter Mann, der eine werthlose alte Flinte in der Hand

hielt. Leider konnte ich ihn in der Dunkelheit nicht von einem Soldaten unterscheiden. Zum Nachtlokal zurückgekehrt, hörte ich bald darauf in der Nähe einen markerschütternden Schrei, sofort hineinend mit einer Patrouille, fand ich einen nackten jungen Filipino am Boden und meinen Posten W. über ihm, sein Seitengewehr in des Armen Brust. Der braune Anhänger Agui-naldos hatte es versucht, mit einem Messer zwischen den Zähnen sich durch unsere Posten-Linie zu schleichen, um dann so viele Amerikanos wie möglich mit dem Bolo zu ermorden. Aber dieses Vorhaben scheiterte an der Wachsamkeit des Postens. Das Geschehene theilte sich schnell den anderen Posten mit und wie man sich denken kann, war die Wachsamkeit von da an eine doppelt scharfe. Den schwer verwundeten Filipino schickte ich mit zwei Mann nach dem Hauptquartier des Obersten. Ich habe nie erfahren, was aus ihm geworden.

Um etwa 3 Uhr Morgens kam die 13. Infanterie von San Fabian und löste uns ab, da unsere Leute kaum noch fähig waren, sich aufrecht zu halten. Der Tag war ein sehr anstrengender gewesen und da es fast ununterbrochen regnete, so marschirten wir in knietiefem Dreck. Nach der Ablösung wurde etwas geschlafen. Dann nach dem Frühstück ging's zurück nach San Fabian, wo wir von den dort gebliebenen Kameraden mit großem Jubel begrüßt wurden. Die folgenden Tage benutzten wir dazu, unsere arg mitgenommene Garderobe zu repariren. Wir machten einige längere und kürzere Rekognoszirungs-Märsche, und verließen den Vorpostendienst um San Fabian. Am 16. November erhielt das 1. Bataillon den Befehl auf einem weiten Umweg nach Menaoag zu gehen und dort Station zu nehmen. In der Nähe des Ortes Alava am Fuße eines Berges, näherte sich uns eine Prozession von Eingeborenen, Männer, Frauen und Kinder mit weißen Fahnen als Zeichen ihrer friedlichen Gesinnung. Jedoch der Vorsicht unseres Ma-

jors E. haben wir es zu verdanken, daß wir nicht in einen schändlich gestellten Hinterhalt fielen. Er ließ sehr langsam vorgehen und schickte Aufklärer und Seitenpatrouillen aus; nach kurzem Vorgehen wurden wir vom Berge aus heftig beschossen und zwar war der Feind in Gräben und einem Blockhaus versteckt. Wir schwärmten aus, erwiderten das Feuer und rückten entschlossen vor. Wohl einen Sturm fürchtend wandte der Feind sich bald zur Flucht. Die feindlichen Kugeln schlugen vor uns in den Schlamm des Reisfeldes und bespritzten uns mit Dreck. Daß Niemand getroffen wurde, haben wir wiederum dem schlechten Zielen der Filipinos zu verdanken. Auch glaube ich nicht, daß dem Feinde, außer einigen Verwundeten, viel Schaden zugefügt wurde, da derselbe sich in verdeckter Stellung befand. Trotzdem wir sofort eine eifrige Verfolgung vornahmen, sahen wir Niemand außer einer Menge „Amigos“ (freundlich gesinnt). Wahrscheinlich hatten sie ihre Gewehre schnell versteckt und sich im Dorfe zerstreut. Bei unserem Einmarsch schimpften sie dann auf die bösen Insurgenten und sagten uns, auf die Frage, wohin diese gegangen sein: „In die Berge.“ Obgleich wir sehr überzeugt waren, daß gerade diese selben Kerle Diejenigen waren, die auf uns geschossen hatten, so konnten wir doch nichts machen. So setzten wir unseren Marsch fort. Hätten die Offiziere es nicht verhindert, so hätten wir dieses Städtchen „Maba“ verbrannt. Und wer hätte es den Leuten übelnehmen können? Auf dem Wege nach Menaoag trafen wir am andern Tage ein Bataillon Macabebe Scouts unter dem Kommando des berühmten Texas Ranger Offiziers Lee Gall. Er war Hauptmann in unserem Regiment, aber als Befehlshaber dieser in amerikanischen Diensten stehenden Filipinos abkommandirt. In Pozorrubio trafen wir eine Abtheilung des 4. Kavallerie-Regiments unter General Young, das auf der Verfolgung Aguinaldos war. Der war je-

doch durchgeschlüpft. Am Abend des 18. langten wir in Menaoag an, wo wir in einem großen, steinernen, vormals als Kloster benutzten Gebäude Quartier bezogen, und sogleich den nöthigen Wachdienst einrichteten. Aus dieser Stadt waren die Einwohner nicht alle geflohen, auch fanden wir hier einen katholischen Priester vor, der uns in jeder Weise zuvorkommend begagnete. Am 20. durchzogen wir companieweise die Umgegend, da wir erfahren hatten, daß Aguinaldo dort kürzlich gesehen wurde. In Carabaan gelang es einer Abtheilung des Bataillons nach Umzingelung des Dorfes Aguinaldo's Minister des Auswärtigen, Buen Camino, sowie einen Adjutanten und den dreijährigen Sohn Aguinaldo's, mit seiner Wärterin, gefangen zu nehmen. Ebenfalls fiel uns eine größere Geldsumme in die Hände, die der Adjutant wahrscheinlich als Steuer erhoben hatte. Die Gefangenen wurden am andern Tage nach San Jacinto, wo sich Oberst Gare befand, geschickt und von dort nach Manila.

Da unser Proviant ausgegangen war, so mußten neue Rationen herbeigeschafft werden, umsomehr, da wir unser Letztes einer Abtheilung des 4. Kavallerie-Regiments gegeben hatten, die unter General Lawton vorbei kam. Da Freiwillige verlangt wurden, um diesen Zug nach San Jacinto zu machen, so meldete ich mich mit noch 20 Soldaten. Mir wurde vom Major der Befehl über diese Fourage-Expedition erteilt. Mit etwa 12 von Caribaus (Wasserbüffeln) gezogenen Schlitten fuhren wir los und kamen noch am selben Nachmittag unbehelligt in San Jacinto an. Am andern Morgen wurden die Schlitten bei Zeiten beladen, worauf wir wieder abzogen. Aber schon nach ungefähr einer Meile fanden wir, daß die Herren Filipinos es auf unseren Speck und Hardtack abgesehen hatten, denn der Tags zuvor noch gute Weg war grundlos geworden, da sie in der Nacht die Dämme an beiden Seiten des Weges durchstochen hatten und so das Wasser aus den

Reisfeldern auf den Weg geleitet, der in Folge dessen fast unpassirbar war. Aber vom Feinde war nichts zu sehen; nur einige Eingeborene waren in den Feldern an der Arbeit. Da ich ihnen jedoch nicht traute, so gab ich den Befehl auf jeden Filipino zu schießen, (d. h. nicht in der Absicht sie zu treffen, sondern nur sie einzuschüchtern) der nur irgendwo sich zeigte, und so hatten wir sie in kurzer Zeit alle verjagt. Jetzt kamen wir endlich an eine Brücke und dachten am anderen Ende würde es besser gehen. Aber wie wir bald sahen, war ein Theil dieser Brücke zerstört. Nun war guter Rath theuer. Doch wir gingen sofort an's Werk, packten unsere Kisten etc. auf die Büffel und schwammen mit ihnen durch den Fluß. Am anderen Ufer wurde abgeladen und dann ging's zurück und soweit bis wir Alles übergeschafft hatten. Nun weiter durch den Dreck. Ich gebrauchte gerade 9 Stunden, um diese zwei Meilen des zerstörten Weges zurück zu legen. Als wir endlich wieder auf festen Weg kamen, war es dunkel geworden und die Gefahr eines Ueberfalles wurde größer. Da die Nacht jedoch sehr dunkel war, so zog ich mit den Schlitten und den die Büffel treibenden Filipinos so schnell wie möglich voran; ließ einige meiner Leute etwa eine halbe Meile zurück, mit dem Befehl, fortwährend nach beiden Seiten zu feuern, um dadurch den Feind irre zu leiten. Durch dieses Schießen angezogen, wurde uns von Manaoag eine Abtheilung entgegen geschickt und so kamen wir um 1 Uhr Nachts endlich mit dem Proviant, der gut verpackt war und im Wasser keinen Schaden gelitten hatte, in unserm Quartier an, freudig begrüßt von den hungrigen Kameraden.

Am nächsten Tage wurde wiederum eine Abtheilung nach Carabaan geschickt. Dieselbe wurde von Major C. selbst befehligt. Als wir etwa eine Meile von der Stadt waren, sahen wir eine Menge Eingeborener sich versammeln und bereiteten uns auf ein Gefecht vor. Aber wie sich bald heraus-

stellte, kamen die Einwohner in friedlicher Absicht, und mit Musik zogen sie uns entgegen, um uns von ihrem guten Willen zu überzeugen. Aber vorhergegangene Thatfachen ließen uns nicht die nothwendige Vorsicht vergessen. Da besonders unser Führer in dieser Hinsicht die äußerste Vorsicht gebrauchte, so war unser Vertrauen in ihn unbegrenzt. Gleich nach unserem Einrücken wurde der Bürgermeister, der Priester und ein anderer reicher Einwohner mit seinem Gelde als Bürgen für unsere Sicherheit festgenommen und unter Wache in der Kirche, in der auch wir unser Quartier aufschlugen, festgehalten. Allen Einwohnern ließ der Major sagen, daß er ihnen 3 Stunden gäbe, um alle in ihrem Besitze befindlichen Waffen und Patronen an uns auszuliefern. Er sagte ihnen, daß er genau unterrichtet sei über die Anzahl der vorhandenen Waffen. Nach Ablauf der 3 Stunden wurden die Häuser etc. revidiert und jedes Haus, in dem irgend eine Waffe gefunden würde, wurde ohne Gnade niedergebrannt und dessen Einwohner gefangen genommen. Auch war die Mutter und eine Nichte Aguinaldo's zur Zeit in der Stadt. Bald nach unserer Ankunft lieferten sie sich aus; der Verfolgung müde, wollten sie gewiß mit dem kleinen Söhnchen des Anführers, das vorher schon gefangen war, vereint sein. Daß alle diese Gefangenen mit der größten Achtung und Schonung unsererseits behandelt wurden, brauche ich nicht zu erwähnen. Die vom Major gemachte Drohung hatte geholfen, nach und nach kamen Leute mit allerlei Sachen angezogen. Gewehre von Anno Tobias, bis zu den Martern neuester Konstruktion; Pistolen, Bajonette, Bolos, Säbel, leere und gefüllte Patronentaschen, Gürtel und Uniformen etc. etc. Am Abend hatten wir 80 gute moderne Gewehre und eine überraschend große Masse von Patronen in unserm Besitz. Die Bewohner hatten einen Büffel uns zu Ehren geschlachtet und ganze Unmassen Reis gekocht, so daß wir ein gutes

Abendessen bekamen. Es wurden einige verdächtige Häuser durchsucht, aber nichts gefunden. Am Abend dieses Tages fand auch vor dem Herrn Major und den Offizieren auf dem freien Platz vor der Kirche eine Aufführung statt. Junge Damen und Herren der besseren Stände deklamirten etwas in tagalischer Sprache — was, blieb uns allen natürlich ein Räthsel. Die Stadtmusikanten spielten den ganzen Tag. Am nächsten Morgen vor Sonnenaufgang wurde ich leise geweckt von meinem Hauptmann und aufgefordert, aufzustehen und nach draußen zu kommen. Hier fand ich fast alle Offiziere und einige ausgesuchte Leute versammelt; wir begaben uns sofort im Lausfchritt, die Offiziere zu Pferde, nach einem etwas außerhalb der Stadt gelegenen Hause, dasselbe wurde umstellt und dann die Einwohner geweckt und herausbefohlen, wo sie näher beesehen wurden. Es waren ungefähr 5 oder 6 Männer dort und mehrere Frauen und Kinder. Das Haus wurde durchsucht, aber nichts Verdächtiges entdeckt. Ich bin der Meinung, daß der Herr Major glaubte, dieses Haus diene Aguinaldo zum Versteck. Auch glaube ich, daß diese Annahme berechtigt war. Hinter dem Hause standen mehrere kleine aus Bambus und Schilf gebaute Häuschen, die zum Aufbewahren von Getreide etc. dienten. Bei einer näheren Besichtigung dieser Hütten fiel es mir auf, daß eine derselben keinen Eingang besaß; mit einem Volo hatte ich bald ein Loch in die Seitenwand gehauen und sah imwendig jedoch nichts als einen Haufen Sen. Ich erweiterte das Loch genügend, um durchkriechen zu können. Als ich mit dem Bajonette in das Sen hinein stieß, traf ich einen harten Gegenstand. In wenigen Sekunden hatte ich das Sen entfernt und etwa sieben bis neun Holzkisten von verschiedener Größe vor mir. Mit meinem Volo die erste dieser Kisten zu öffnen, war das Werk eines Augenblicks. Der Inhalt bestand aus Papieren, Dokumenten und Büchern, die sich bei näherer

Untersuchung als Dokumente und private Schriften des Präsidenten der Filipino Republik, Don Emilio Aguinaldo, erwiesen. Ich hatte die beste Absicht mir einige dieser interessanten Papiere als Souvenire anzueignen, aber da mittlerweile mehrere Offiziere sich eingefunden hatten, so ging es nicht. Die Kisten wurden auf Befehl des Majors sofort auf Schlitten geladen und unter Bewachung in die Stadt gebracht. Hier wurden auch die ausgelieferten Waffen und Patronen aufgeladen und der Rückmarsch nach Manaoag angetreten. Die Mutter und Nichte Aguinaldo's wurden in einem von Ochsen gezogenen Wagen mitgeführt.

Als wir wieder in unser Quartier einzogen erfuhren wir, daß Befehl eingetroffen sei, die Stadt zu verlassen und nach San Fabian zurück zu marschiren. Ein Theil der 13. Infanterie bezog als Garnison Manaoag. Am 27. November marschirten wir zurück zum Hauptquartier in San Fabian. Am 28. November erhielten die zwei Bataillone unseres Regiments Befehl, nördlich der Küste entlang zu marschiren und uns den Truppen unter General Young anzuschließen, der in der Nähe von Vigan die Gegend säuberte. Unser 3. Bataillon war schon am Tage vorher unter Major M. nördlich in die Berge gezogen, um Aguinaldo, dessen Spur wieder gefunden war, zu verfolgen. Wir zogen wohlgemuth los, in der Hoffnung, uns bald wieder mit dem Feinde messen zu können. Der Marsch ging durch die wunderhübsche, dicht bewölkerte Küstenlandschaft und da die Regenzeit so ziemlich vorbei war, waren die Wege auch etwas besser, nur mußten wir häufig Flüsse mittels Hölzern oder wachend über- und durchschreiten, da die Brücken meistens zerstört waren. So zogen wir am 28. von San Fabian nach Bajang, am 29. nach San Fernando, am 30. nach Ramapacan, am 1. Dezember nach Bangar, am 2. nach San Rosa, am 3. nach San Diego. In den größeren Städten auf unserer

Marchroute ließen wir eine Compagnie als Garnison zurück. Am 4., Mittags kamen wir noch etwa 200 Mann stark in die Nähe von San Quintin Paß. Hier vernahmen wir zu unserer Rechten in den Bergen heftiges Gewehrfeuer. Unser Oberst mit einem Eskort begab sich sofort dorthin und traf General Young mit einem Theil der 34. Infanterie und einer Eskadron Kavallerie an, die schon seit einigen Tagen bemüht waren, den Feind, der sich am Paß auf einem Berg verschanzt hatte, zu vertreiben. Wir wurden sofort zur Stelle befohlen und sahen bald die Festungswerke der Feinde auf einem sehr steilen Berge. Wir hielten ungefähr 2000 Yards von dem Berge, pflanzten unsere Fahnen am Wege auf und legten uns in's Gras, um etwas zu ruhen. In der Nähe der Fahne hatten sich einige der Leute gesetzt und beschäftigten sich mit einem Crapgame, als plötzlich einer der Spielenden todt niederfiel. Eine Mauerfugel hatte ihm die Stirne durchbohrt. Während derselben Zeit stand ich mit meinem Hauptmann und dem Hauptmann E. auf einem kleinen Erddamm im Schatten eines großen Baumes. Wir versuchten mit unseren Redaks einige Momentaufnahmen der feindlichen Befestigungen zu machen, da aber plötzlich einige Kugeln in das Blätterwerk des Baumes und eine zwischen uns in den Stamm einschlugen, so machten wir uns eilig davon.

Bald darauf war die Berathung der Kommandeure beendet und die noch anwesenden Feldwebel erhielten Befehl, 100 der besten Leute auszusuchen und, mit 200 Patronen versehen, in Bereitschaft zu halten, da wir in der Nacht die Festung im Sturm nehmen wollten. Wie wir später erfuhren, hatte General Young die Absicht auf Artillerie zu warten, aber Oberst Hare war der Ansicht, daß seine Sharp- und Crapshooters genügend Artillerie auf den Schultern trügen, und auf unsere schon bewiesenen Erfolge mit Sturmangriffen bauend, wurde beschlossen, daß am Abend im Finstern der

Angriff unter Befehl des Oberst-Leutnant S. von den 34ern, der schon mehrere Tage dort war und das Gelände studirt hatte, gemacht werden sollte. Wie wir später von Gefangenen erfuhren, soll General Tinio, der die Festung befehligte, als ihm berichtet wurde, die Teufel mit den zwei Dreien seien angekommen, gesagt haben, daß es gleichgültig wäre, und wenn wir den ganzen Gut voll Dreien hätten, so könnten wir die Stellung nicht nehmen. Wie sehr er sich täuschte, werde ich berichten: Sobald es dunkel war machten wir uns bereit. Außer dem Gürtel mit Patronen und dem Gewehr wurde nichts mitgenommen, um ja kein Geräusch zu verursachen. Wir erhielten Befehl unter keinen Umständen zu feuern, bis wir Feuer erhielten. So ging es vorwärts. Es war eine stockfinstere Nacht und wir schlichen langsam, jedes Geräusch vermeidend, aufwärts. Ich will hier nicht verhehlen, zu berichten, daß es ein merkwürdiges Gefühl war, das sich unser bemächtigte. Nur eine Handvoll Leute gegen eine sechsfache Uebermacht, und der Feind wohl geschützt. Halbwegs oben ruhten wir aus und als das im Flüstertone gegebene und weiterbeförderte Kommando kam: Vorwärts ohne Geräusch, da drückten sich manche Kameraden stillschweigend die Hand. Gesprochen durfte nicht werden. Ich war neben meinem Hauptmann und Freund S.; auch er reichte mir die Hand und wir verstanden uns. So kamen wir endlich nach einem furchtbar beschwerlichen Aufstieg über Felsen und durch Dornengesträuch, bis auf etwa 50 Fuß an die Wälle der kleinen Festung. Da mit einem Mal ein Schrei eines Filipino Postens: „Viele Amerikaner! Viele Amerikaner“ im selben Augenblick fiel ein Schuß und der Arme war auf seinem Posten gestorben. Eine andere Wache wurde fast zur selben Zeit mit einem Kolben niedergeschlagen. Nun begann der Tanz. Der Feind, aus tiefem Schlaf geweckt, feuerte in die dunkle Nacht, er konnte uns nicht sehen. Aber das Feuer, das aus den Gewehrlä-

fen aufblitzte, gab uns ein Ziel, und unter heftigem Gegenfeuer und mit dem bewährten Kriegsgeheiß nahmen wir einen Graben und Wall nach dem anderen. In wenigen Minuten waren wir Herren der Festung. Der Feind war auf der anderen Seite des Berges in der Dunkelheit verschwunden, die Verwundeten mit sich nehmend, mehrere Todte oben zurücklassend. Wir selbst waren nicht ohne Verlust davongekommen; 14 waren verwundet, einer todt. Zwei der Verwundeten starben am nächsten Tage. Sobald wir oben angekommen waren, wurde der Sieg durch lautes Rufen den unten Harrenden mitgetheilt. Wir alle lagen ausgestreckt auf dem kleinen Plateau und in den Schützengraben auf's Heußerste ermüdet und furchtbar durstig, da wir unsere Feldflaschen unten gelassen hatten. Jedoch nach etwa einer halben Stunde kam unser lieber Befehlshaber, der Oberst Gare, mit mehreren Leuten, alle schwer beladen mit den Kantinen voller Wasser oben an. Der alte Herr selbst hatte etwa ein Dutzend Flaschen um sich hängen, jede hielt eine halbe Gallone. Durch solche Aufmerksamkeiten und Fürsorge hatte der Oberst sich die Herzen aller seiner Leute schon längst erobert. Daß wir in dieser Nacht, trotz der scharfen Kälte auf dem ungeheürtesten Plateau fest und gut schliefen, kann man sich denken. Als wir uns am andern Morgen bei Tageslicht daran machten die Festung zu untersuchen und ich gerade dabei war einem todtten Filipino die Patronentasche abzunehmen, wurde ich unangenehm überrascht, als plötzlich einige blaue Bohnen in recht bedenklicher Nähe einschlugen. Der Feind hatte sich in der Nacht nach unserem Angriff auf einen ganz in der Nähe liegenden Hügel, der auch stark besetzt war, zurückgezogen und brachte uns einige Salven als Morgengruß dar. Aber auch hier hatten die armen Kerle sich wiederum verrechnet, denn in der Nacht hatte eine Compagnie der 34. Infanterie einen dritten dort liegenden Hügel besetzt

und konnten so dem Feind mit einem scharfen Flankenfeuer erwidern, was auch sofort geschah. Der so überraschte Nachzug des General Tinio suchte schleunigst das Weite.

Nachdem wir unsere Ration Speck und Zwieback eingenommen hatten, machten wir uns zur Verfolgung des Feindes auf. Zunächst erreichten wir das in der Nähe des Schlachtfeldes am Abra Flusse liegende Dörfchen San Quintin. Hier trafen wir auf einige junge Leute, die allem Anscheine nach in der Nacht an der Vertheidigung des Passes theilgenommen hatten. Ihre weißen Anzüge bewiesen, daß sie erst kürzlich gerollt gewesen waren. Diese kleinen „braunen Brüder“ kamen uns sehr freundlich entgegen und erzählten uns, daß die „bösen Insurgenten“ dort durchkamen auf ihrem Rückzuge. Auf die Frage, wohin sie marschirten erhielten wir die vielversprechende Antwort: In die Berge. Nach kurzer Rast ging es weiter. Da hier zwei Wege in die Berge führten, so zog das 34. Regiment auf dem einen und wir auf dem anderen nördlich. In der Nähe der Stadt Bangued erfuhren wir von Einwohnern, daß die fliehenden Philippiner 23 amerikanische Gefangene mit sich führten. Darunter der Marineleutnant Gilmore. Die meisten dieser Leute waren schon 8 Monate in Gefangenschaft. Wie wir dieses erfuhren, ging's in Eilmärschen vorwärts. In Dolores wurde ein Tag Ruhe gemacht und die Kranken, sowie die mit wunden Füßen, und einige ohne Schuhe wurden von hier nach der nächsten Stadt Vigan geschickt.

Die Befreiung Gilmore's und seiner Schaar.

Mit hundert ausgesuchten Leuten ging's nun voran: In die Berge. Oberst Gare hatte sich vorgenommen, Weihnachten mit Gilmore zu Mittag zu essen; es war keine leichte Aufgabe den Leichtfüßigen mit den Bergen und Schlupfwinkeln vertrauten Philipinos zu folgen. Aber mit Begeisterung gingen wir an's Werk. Vorläufig waren

die Wege noch gut, nur mußten wir häufig Flüsse durchschwimmen oder feichte Stellen suchen, um durch zu gehen. Am Abend eines Tages kamen wir in eine Stadt, deren Name mir entfallen ist, und fanden mehrere Spanierinnen vor, die hier gefangen gehalten wurden. Sie wandten sich an uns mit der Bitte, sie zur Küste zu bringen, aber leider waren wir zu sehr in der Eile, um diesem Wunsche folgen zu können. So versorgten die Offiziere die Damen mit einigen Geldmitteln und der Oberst befahl dem Bürgermeister der Stadt, die Damen am nächsten Tage nach Vigan zu schaffen, und sie dort dem amerikanischen Befehlshaber zu übergeben. Auch prägte er ihm ein, daß wir in drei Tagen wieder hier zurückkommen würden, und wenn wir dann oder zu irgend einer anderen Zeit erführen, daß dieser Befehl nicht auf das pünktlichste ausgeführt sei, so würden wir die hübsche Stadt in Asche legen. Ich habe nie wieder etwas von den Damen gehört. Auf diesem Marsche stießen wir ab und zu auf Magazine des Feindes, die mit Lebensmitteln (Reis) und Kleidung reichlich versehen waren. Diese wurden selbstredend sofort verbrannt. Am nächsten Abend nachdem wir ungefähr 30 Meilen marschirt waren, kamen wir in ein kleines Dorf in den Bergen, das von den Igorotten bewohnt war. Hier herrschte große Aufregung; wir wurden von den guten Leuten auf's beste empfangen. Am Nachmittage desselben Tages waren die Insurgenten hier gewesen und beabsichtigten sich hier zu verchanzen. Sie wollten die Bewohner zwingen, Schützengräben zu machen, diese weigerten sich jedoch und der Befehlshaber der Filipinos ließ den Präsidente (Bürgermeister) des Dorfes auf's grausamste mit heißen Eisen martern bis er starb. Dann wurde vor den Augen der Mutter ihr 2 Jahre altes Söhnchen ebenfalls gebrannt. Hierbei müssen sie wohl durch irgend Jemand die Nachricht erhalten haben, daß wir im Eilmarsch anrückten, denn plötzlich seien sie davongelaufen. Ich

denke mir, daß sie durch Glockensignale auf unser Kommen aufmerksam gemacht waren. Denn sobald wir ein Dorf passirt hatten, so konnten wir die Glocken läuten hören. Nachher nahmen wir ihnen die Klöppel fort. Das Kind war noch am Leben und unser lebenswürdiger Arzt, der Hauptmann S. (ein Deutscher) hat sich die ganze Nacht bemüht die Schmerzen des Kleinen zu lindern. Als wir am frühen Morgen weiterzogen, ließ er Watte und Medizin dort, und glaubte, daß das Kind am Leben bleiben würde. Diese Rohheit ließ uns nur noch mehr wünschen, mit der Bande zusammen zu kommen. Auf diesen harten Märschen durch Wasser und heißen Sand blieb es natürlich nicht aus, daß unsere Schuhe allmählich in einen schlechten Zustand geriethen. So kam es öfters vor, daß Jemand, dem die Blasen am Fuße wehe thaten, sich bei Gelegenheit ein Pferd (Pony) „eroberte“. Wenn der Oberst dann diesen Kavalleristen sah, so fragte er ihn, wo er das Pferd her habe: „Oh das habe ich von einem Filipino gekauft für \$5.00“ wurde ihm dann bechieden. „Dann ist's gut, erwiderte der Oberst; ich gestatte nicht, daß Ihr den Leuten irgend etwas anderes, wie Nahrungsmittel wegnehmt. Für Alles muß bezahlt werden, und wenn Ihr kein Geld habt, kommt zu mir.“ Eines Tages sahen wir auch den Herrn Oberst zu Pferde und einer der Leute fragte ihn, wo er das Pferd her habe, er antwortete: „Ich habe es gerade so gekauft, wie Ihr euere gekauft habt.“ Eines Nachmittags kamen wir an ein Feld mit riesigem Zuckerforn bewachsen. Da wir schon etwa zwei Tage nicht mehr recht gegessen hatten, so kann sich ein Jeder denken, daß wir uns ansetzten, das Feld zu verzehren, aber der Oberst ließ sofort eine Wache aufziehen, um dasselbe zu schützen. Wir machten Rast und der Oberst ritt mit seinem Adjutanten zu einem in der Nähe gelegenen Haus. Nach wenigen Minuten kam er zurück und sagte uns, daß wir das Zuckerforn haben könnten; er hatte es von

dem Besitzer gekauft. Am Abend dieses Tages kamen wir in eine Stadt, wo wir Vieh vorfanden. Ein Ochse wurde geschlachtet und wir hatten eine herrliche Mahlzeit. Das noch zuckende Fleisch wurde am Bajonet gebraten; auch Reis fanden wir und Zucker konnten wir von den Frauen kaufen, die sich bald in unserem Lager einfanden, allerlei Sachen zum Verkaufe anbietend. Cigarren kauften wir hier das Hundert für 20 Cents. Da diese Leute jedoch sahen, daß wir im Vergleich mit den spanischen Soldaten reiche Leute waren, so stiegen die Preise sehr rasch. Am selben Abend ging es noch weiter, und wir langten um 2 Uhr Morgens in der Stadt Dingras an, wo Halt gemacht wurde. Da wir alle sehr ermüdet waren, bezogen wir Quartier in einem großen festen Steingebäude, aus dem alle Filipinos entfernt wurden. Wir schloßen die Thüren und stellten keine Wachen aus, ein jeder mußte Ruhe haben. Am nächsten Tage gegen 10 Uhr ging's weiter. Aber nur sehr langsam, da der Tag zuvor uns doch sehr angestrengt hatte, denn wir legten etwa 40 Meilen zurück. Gegen Mittag langten wir in dem kleinen Städtchen Solsona an, wo wiederum Rast gemacht wurde. Auch wurde zunächst ein kleiner Ochse gekauft und geschlachtet, was mein Schreiber, der Unteroffizier Fritz und ich gewöhnlich besorgten. Ueberhaupt war es auffallend, daß fast immer diese Arbeit wie auch das Kochen für die Offiziere von Deutschen versehen wurden. Wenn es hieß Freiwillige vor! zu irgend einem besonders gefährlichen oder anstrengenden Dienst, so waren die Deutschen fast immer die ersten, die sich meldeten, was auch von den Offizieren gebührend anerkannt wurde.

Also der Ochse war geschlachtet und wir vertheilten das Fleisch, den Offizieren suchten wir immer das beste Stück aus. Für die Arbeit des Schlachtens war es Sitte geworden, daß wir die Leber bekamen. Da wir aber nicht die ganze Leber vertilgen konnten, trotzdem unser Appetit nichts zu

wünschen übrig ließ, so theilten wir mit anderen, die auch diesen Theil des Thieres für einen Lederbissen hielten. So geschah es eines Tages, daß, nachdem alles vertheilt war, ein Offizier seinen Vurichen zu uns schickte und um etwas Leber fragte. Natürlich gaben wir es ihm, trotzdem wir nicht viel mehr hatten. Aber Fritz war hierüber sehr aufgebracht und meldete die Sache dem Oberst, der denn sofort durch seine Ordonnanz dem betreffenden Offizier den Befehl erteilte, die erhaltene Leber sofort an uns zurück zu erstatten. Ich erwähne dies, um zu zeigen, wie peinlich genau der Oberst darauf sah, daß ein Jeder erhielt, was ihm zukam. Der betreffende Offizier wußte nicht, daß die Leber schon vertheilt war und wir unseren Theil an ihn abtraten.

Hier in Solsona erfuhren wir, daß das 34. Regiment am Tage zuvor dort gewesen sei, und sofort schickte Oberst Hare einige Offiziere und Mannschaften aus, um die 34er zu finden. Auch hier kamen bald die Einwohner in's Lager und boten allerlei Sachen zum Verkaufe aus. Da dort fast alles mit Kupfergeld bezahlt wurde, so war es für uns in der Regel notwendig, daß wir die gekauften Sachen, die nur 2 oder 3 Centavos kosteten, mit 5 oder 10 Cents zu bezahlen, denn die schlauen Eingeborenen hatten niemals Kleingeld. Auch hier kam uns der Oberst zur Hülfe, indem er den dortigen katholischen Priester bat, uns sein Klingelbeutelgeld gegen Silber zu wechseln, was er auch bereitwilligst that. Ich selbst wurde vom Oberst kommandirt, als Kassirer zu fungiren und wechselte in kurzer Zeit etwa 80 Dollars. Derselbe Priester brachte uns einen Kasten mit etwa 1000 Cigarren, die aus dem berühmten Magayan Tabak gemacht waren, und wie man uns sagte, in jedem Jahre an den russischen Zarenhof in St. Petersburg verkauft wurden. Sie waren aber auch gut. Gegen 4 Uhr Nachmittags kehrten die ausgeschiedenen Offiziere zurück mit der Meldung, daß die 34er etwa eine halbe Stunde von dort in ei-

nem kleinen Dörfchen am Paß sich aufhielten, durch den die Filipinos mit den Gefangenen am Tage zuvor in die Berge geflohen waren. Es wurde sofort aufgebrochen und wir vereinigten uns wiederum mit der 34. Infanterie. Am Tage zuvor hatten die Filipinos hier übernachtet und es war zwei der amerikanischen Gefangenen gelungen zu entkommen. Diese schlossen sich dann unserer Abtheilung an. Da die Leute des 34. Regiments fast alle ohne Schuhe waren, so nahm Oberst Gare mit etwa 100 Mann der 33er noch am selben Abend die Verfolgung auf. Alle Kranken wurden zurückgelassen. Die 34er erhielten neue Schuhe am nächsten Tage von einem Kriegsschiff, das an der Küste lag und wohin schon vorher Boten geschickt waren. Dann folgten auch sie sofort den vorangegangenen 33ern. Nach einigen Tagen stieß diese Expedition auf den Feind und nach einem kurzen Gefecht wurden einige desselben getödtet und mehrere nebst zwei „Damen“, die sich in ihrer Begleitung befanden, gefangen. Diese mußten sich dazu bequemen, der Abtheilung zu folgen und allerlei Dienst im Lager zu versehen, was sie auch gerne besorgten.

Nun begann ein ganz außerordentlich schwieriger Marsch durch wegeloße, mit Schlingpflanzen bewachsene Wälder, über Felsen und durch reißende Gebirgsströme. Die Rationen waren aufgezehrt, die Leute lebten nur von den hin und wieder zu findenden Früchten und etwas Reis, der in den Feldern der Igorroten gefunden wurde und den die Leute erst aus den Aehren stampfen mußten. Nach langen und beschwerlichen Märschen gelang es endlich, dem fliehenden Feinde auf die Spur zu kommen, und daß die einmal gefundene Spur nicht wieder verloren ging, ist hauptsächlich einem der Gefangenen zu verdanken, den die Filipinos mitzuschleppten. Es war dies der Agent für die Pabst Brauerei in Milwaukee. Der Herr war in der Nähe von Manila gefangen genommen und da er ein Amerikaner

war, vermutheten die Filipinos, daß er ein Soldat sei und hielten ihn fest. Auf dieser Flucht durch die Berge ließ er keine Gelegenheit unbenutzt, um uns auf die richtige Spur zu lenken. Er fragte mit scharfen Steinen in andere Steine und Felsen Merkmale, u. A. „Drink Pabst Beer“ oder „on the way to hell“. Als diese letzte Inschrift unserem Oberst zu Gesicht kam, sagte er: „Wir werden Euch auch von dort wieder zurückholen.“ So endlich am 18. Dezember 1898 gelang es den vorausmarschirenden Scharfschützen, eine Gruppe Menschen zu erspähen. Die Abtheilung war auf einem Berge und die erspähten Menschen im Thale. Da auf die große Entfernung nicht zu erkennen war, ob es Feinde seien oder nicht, so wurden alle möglichen Vorsichtsmaßregeln getroffen, die Scharfschützen wurden hinter Felsen versteckt und der Oberst sagte, er würde in's Thal hinunter rufen, daß, falls sich Amerikaner unter den Leuten befänden, diese sich auf die Erde werfen sollten, die dann Stehenbleibenden sollten dann erschossen werden. Kaum hatte der Oberst gerufen, so sahen die Männer im Thale überrascht hinauf, der Oberst rief nochmal, aber Niemand legte sich hin, statt dessen wurde plötzlich eine kleine amerikanische Fahne geschwungen und heftig Hurrah gerufen. Wie der Oberst sah, daß keine Feinde in Sicht waren, so ging es den Berg hinunter; über die Freude des Wiedersehens und die Erlösung nach 8monatlicher grausamer Gefangenschaft, kann sich Niemand ein Bild machen. Rein Auge vom Obersten bis zum jüngsten Gemeinen war thränenleer. Wären die Retter 24 Stunden später gekommen, so wäre es zu spät gewesen, die wilden Einwohner dieses Theiles der Insel würden die unbewaffneten Gefangenen überfallen und vernichtet haben. Die Filipinos hatten diese 23 Amerikaner hier verlassen, in der Hoffnung, daß die Wilden ihnen den Garaus machen würden. Sie selbst wagten nicht, dies blutige Handwerk auszuüben, da eine solche Schand-

that unsererseits grausam gerächt worden wäre.

Nun kam die größte Schwierigkeit, die Küste zu gewinnen, mit den 23 kranken, halbverhungerten Befreiten. Ohne Nationen lange Märsche machen, war unmöglich. So wurden dann mit Hilfe einiger gefangenen Eingeborenen Flöße gebaut aus Bambus, und die Kranken auf diesen, die Gesunden schwimmend, oder wenn möglich an den Ufern marschierend, ging es den Fluß hinunter bis zur Mündung, eine Reise von etwa 16 Tagen. Es gelang dem Dolmetscher endlich, sich einigen Wilden zu nähern und als ihnen auseinander gesetzt war, daß wir Lebensmittel haben wollten und dafür gut bezahlen würden, so wurde ein Vertrag geschlossen, dahin lautend, daß wir die Dörfer dieser Naturkinder nicht betreten würden, falls sie der Abtheilung Schweine und Reis zum Fluß hinunter brächten. Es wurden Läufer von einem Dorf zum anderen geschickt, und so gelang es der Expedition dann endlich nach unsagbaren Strapazen und Entbehrungen die Küste zu erreichen. Hier war zufällig ein amerikanisches Kanonenboot vor Anker, das alle an Bord nahm und die Mannschaften der 33. und 34. Infanterie nach Vigan und die Befreiten wieder nach Manila beförderte.

An Anerkennung für diese Leistung seitens der Regierung und der verschiedenen Befehlshaber fehlte es nicht. Unser Oberst Sare wurde bald nachher zum Brigade-General befördert und mußte somit sein geliebtes Regiment verlassen. Die 33er wurden nun vertheilt in verschiedene Städte, um Garnisondienst zu verrichten und auszu-

ruhen. Jedoch aus dieser Ruhe wurde nicht viel. Sobald die Regenzeit wieder einsetzte, machten die Feinde häufige Attacken. Meine Compagnie sowie die anderen 3 des ersten Bataillons wurden in der Stadt Vangued stationirt. Von hier aus machten wir viele harte Märsche und hatten mehreren heftigen Angriffen, die immer während der Nacht ausgeführt wurden, zu widerstehen. Ich selber bekam einen heftigen Anfall von Malaria-Fieber und lag 2 Monate im Hospital, wo nur geringe Pflege gewährt werden konnte.

Nach 2 Monaten befand ich mich auf der Besserung und versah wieder meinen Dienst, hatte mir jedoch zu viel zugetraut. Nach einem sehr beschwerlichen Marsche nach Vabalajan, wo wir ein heftiges Gefecht hatten und 35 der Feinde fielen, ohne irgend welche Verluste unsererseits, bekam ich, nach Vangued zurückgekehrt, einen Rückfall und lag im Hospital von Mitte August bis Ende November 1899. Dann wurde ich von Vigan per Dampfer nach Manila gebracht; dort kam ich auf das Armeetransportschiff „Sherman“, und fuhr am 15. Dezember von Manila ab. Wir landeten nach einer sehr stürmischen Reise am 10. Januar in San Francisco. Ich hatte an Gewicht 84 Pfund verloren, von 228 auf 146. Jedoch nach kurzem Aufenthalt in San Francisco wurde ich kräftiger und kam um meine Entlassung ein, die mir auch sofort gewährt wurde. Ich kehrte nach Texas zurück und nach etwa einem halben Jahre hatte ich wieder ein Gewicht von 208 Pfund. Nachher diente ich nochmals 2½ Jahre im Rekrutirungsbureau in St. Louis, Mo.

F. J. P.

— Das alte Wohnhaus von Conrad Weiser bei Womelsdorf in Berks County in Pennsylvanien ist am 12. Juli d. J. abgebrannt. Es war aus Steinen errichtet, anwerthhalb Stodwerke hoch, 50 Fuß breit und 20 Fuß tief.

— Der von dem spätern Erzbischof von Milwaukee im Jahre 1837 in Cincinnati gegründete „Wahrheitsfreund“ (das älteste deutsch-amerikanische katholische Blatt) hat nach nahezu siebenzigjährigem Bestehen sein Erscheinen eingestellt.

† Hermann Heidbreder-Quincy.

Schon wieder ist ein Mitglied der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois aus dem Leben geschieden. Hermann Heidbreder, einer der Pioniere Quincy's, der als zehnjähriger Knabe mit seinen Eltern im Jahre 1852 hierher gekommen, starb unerwartet am Mittwoch Nachmittag, den 28. August, nachdem derselbe längere Zeit am Gallenstein gelitten. Geboren war derselbe am 7. März 1842 nahe Herford, Westfalen. Schon im Jahre 1853 waren seine Eltern und drei seiner Brüder hier am Typhus gestorben, und war der damals 11 Jahre alte Knabe, so zu sagen, auf sich selbst angewiesen. Nachdem er auf dem Land gearbeitet, kam er als Knabe in eine Materialwaarenhandlung und brachte es durch Fleiß und Ausdauer dahin, daß er im Jahre 1863 ein Geschäft auf eigene Rechnung betreiben konnte. Im Jahre 1885 trat er von diesem zurück und gründete mit Wm. S. Gubert und Heinrich C. Sprick die State

Street Bank, die sich unter seiner umsichtigen Leitung zu einem soliden Finanzinstitut entwickelte. Auch war er an anderen geschäftlichen Unternehmungen theilhaft, der Gem City Ofengießerei, den Central Iron Works, der Quincy Engine Company, u. s. w. Mit Hermann Heidbreder ist einer der Besten aus dem Leben geschieden, ein Mann, der nicht nur Unternehmungsgeist besaß, sondern auch einen Sinn für das Gemeinwohl und eine stets offene Hand hatte, wo es galt, das Wohl der Stadt zu fördern, oder Armen und Nothleidenden zu helfen. Vom Anfang an war er ein eifriges Mitglied der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois und ist sein Tod auch ein Verlust für diese. Der Dahingeshiedene hinterläßt seine Gattin Anna, geb. Junker, drei Söhne, Wilhelm, Walter und Harry, und drei Töchter, Frau Clara Sprick, und die Frä. Minnie und Alma.

Geschichte der Deutschen Quincy's.

Von Heinrich Bornmann.

XXVI.

Zu Anfang der 40er Jahre kam Dr. Heinrich G. Wöbken nach Quincy. Derselbe war am 6. Juni 1808 in Oldenburg geboren und hatte deutsche Universitäten besucht. Jahre lang war er hier als Arzt thätig und theilnahmte sich an allen deutschen Bestrebungen. Als in den Jahren 1849 und 1851 die Cholera hier herrschte, widmete er sich in aufopfernder Weise dem Dienste seiner Mitmenschen. Beim zweiten Auftreten der Seuche im Jahre 1851 wurde Dr. Wöbken von der Krankheit befallen und starb am 3. Juli des genannten Jahres.

Georg Weisenborn, geboren im Jahre 1804 zu Niederdorf, bei Mühlhausen in Thüringen, trat dort mit der im Jahre 1806 geborenen Dorothea Stephan in die Ehe. Im Jahre 1844 kam die Familie nach Quincy und zog später aufs Land, wo sich Weisenborn viele Jahre dem Ackerbau widmete. Der Mann starb im Jahre 1870 und die Frau folgte ihm im Jahre 1902 im Tode.

Der am 29. Oktober 1840 zu Durnen, Württemberg, geborene Johannes Sarscher, kam im Jahre 1844 mit seinen Eltern nach den Ver. Staaten, wo

sich die Familie nahe Virginia, Cass County, Illinois, auf dem Lande niederließ. Johannes, der im Frühjahr 1855 konfirmirt wurde, war dem Vater bis zum Jahre 1856 in der Landwirthschaft behülflich. Dann trat er in das lutherische Lehrerseminar zu Springfield, Ill., um sich für das Lehramt vorzubereiten; später nahm er noch einen Handelskursus in Chicago. Im Jahre 1873 wurde er von der deutschen ev.-luth. St. Peters-Gemeinde in Quincy als Lehrer an der Gemeindefschule berufen, an der er 14 Jahre lang mit unermüdlichem Eifer thätig war, bis sein Gesundheitszustand ihn zwang, die Stelle niederzulegen. Im Jahre 1878 heirathete er Frä. Meta Dieje, die älteste Tochter von Pastor Simon Dieje, damals Seelsorger der St. Peters-Gemeinde. Am 1. Juni 1902 starb er. Die Wittwe, zwei Söhne und vier Töchter weilen noch unter den Lebenden. Eine Tochter, Hulda, ist die Frau von Prof. Wilhelm Schaller, Lehrer am St. Pauls College zu Concordia, Mo.

Georg Hohenadel, geboren am 26. September 1819 zu Möllenbach, Großherzogthum Hessen, trat dort mit Gertrude Marie Nech in die Ehe; die Frau war am 30. Juli 1824 in demselben Ort geboren. Im Jahre 1845 wanderte das Ehepaar nach den Ver. Staaten aus und ließ sich in Quincy nieder, wo der Mann Jahre lang seinem Handwerk als Steinhauer nachging. Im Jahre 1887 zog die Familie nach Chicago, wo die Frau am 26. Mai 1901 starb; der Mann folgte ihr am 15. Dezember 1905 im Tode. Ein Sohn, Franz, lebt in Chicago, ein anderer Sohn, Georg, wohnt in Kansas City, Mo. Eine Tochter, Frau Emilie Morehouse, lebt in Quincy.

Der am 31. März 1830 zu Süddlohn, Westfalen, geborene Johann Heinrich Tushaus, kam im J. 1844 mit seinen Eltern nach den Ver. Staaten. Die Familie landete in New Orleans und fuhr

von dort direkt nach Cincinnati, Ohio. Im Jahre 1845 siedelte er nach Quincy über. Nachdem Johann Heinrich Tushaus eine Reihe von Jahren in Diensten von S. und W. B. Thayer gestanden, ging er im Jahre 1859 eine Geschäftsverbindung mit Johann Altmir ein und betrieb die Firma an 11. und Broadway eine Handlung in Ellenwaaren und Materialwaaren. Im Jahre 1865 baute Johann Heinrich Tushaus das Geschäftshaus 713 Hampshire Straße, in welchem er viele Jahre eine Materialhandlung betrieb. Im Jahre 1852 war er mit Maria Anna Scheiner in die Ehe getreten. Die Frau starb am 13. Januar 1891, er selbst schied am 16. November 1894 aus dem Leben. Johann Heinrich Tushaus war ein echter Westfale, ein Mann aus deutschem Schrot und Korn. Fünf Kinder des Ehepaares weilen noch unter den Lebenden, nämlich: Frau Wm. Weisenhorn, Frau F. B. Ricker, Thomas L. Tushaus, Frau Jos. Michael, sämmtlich in Quincy, und Joseph S. Tushaus in St. Joseph, Mo.

Johann L. Lichtendahl, geboren im Jahre 1818 zu Süddlohn, Westfalen, kam in den 40er Jahren nach Cincinnati, Ohio, wo er als Baukontraktor thätig war, und sich einen Ruf als Erbauer von Kirchthürmen erwarb, indem er deren nicht weniger denn drei in genannter Stadt errichtete. Zu Anfang des Jahres 1851 kam er nach Quincy, wo er den mächtigen ersten Thurm auf der St. Bonifazius-Kirche errichtete, die bis dahin ohne Thurm gewesen war; auch für die damalige St. Lawrence Kirche an 8. und Main Straße erbaute er einen Thurm. Am 11. Januar 1856 kam er infolge Durchgehens seiner Pferde um's Leben. Seine Frau, Katharina, geb. Heming, welche im September des Jahres 1820 zu Herdingen, Rheinpreußen, geboren wurde, starb am 23. April 1907, und erreichte ein Alter von 86 Jahren und 8 Monaten. Ein Sohn,

Johann Dichtendahl, ist hier als Bauschreiner thätig.

Der am 26. September 1826 zu Dautborn, Amt Limburg an der Lahn, im Herzogthum Nassau, geborene **Heinrich Scheid** erlernte in der alten Heimath die Küferei und wanderte im Jahre 1853 nach Amerika aus; die Reise per Segelschiff dauerte vom 27. August bis 18. Octob., an welchem Tage er in New York landete. Von dort begab er sich nach Sandusky, Ohio, reiste dann nach Cincinnati und kam schließlich nach Quincy. Hier ging er eine Zeit lang seinem Handwerk nach, und betrieb dann zusammen mit Ernst Werner in „Possum Hollow“, nahe Seehorn in diesem County, eine Branntweinbrennerei; auch war er eine Zeit lang als Mälzer in der nördlich von Quincy gelegenen Bluff Brauerei von Heinrich Rupp thätig. In der Nähe von Clarksville, Mo., widmete er sich etliche Jahre dem Ackerbau. Heinrich Scheid trat am 11. Dezember 1856 zu Quincy mit Helene Merker in die Ehe; die Frau war am 7. März 1837 zu Groß Nieberau im Großherzogthum Hessen geboren und im Jahre 1854 nach Quincy gekommen. Am 8. Mai 1882 starb die Frau zu Kansas City, Kansas; der Mann schied am 18. September 1887 in Quincy aus dem Leben. **Wilhelm Scheid**, ein am 20. Mai 1859 in Quincy geborener Sohn des Ehepaares, diente 11 Jahre als Mitglied der Polizei, und wurde dann im Frühjahr 1903 auf 4 Jahre zum Polizeirichter gewählt; nach Ablauf seiner Amtszeit im Frühjahr 1907, wurde er zum zweiten Male auf 4 Jahre gewählt. Ein anderer Sohn, Benjamin Scheid, lebt in St. Louis. Eine Tochter, Josie, ist die Frau des Väckers Heinrich Schwalb, zu Avon, Ill.; eine andere Tochter, Dorothea Scheid, lebt in Quincy.

David Reuter, geboren am 21. September 1833 zu Karlsruhe, Großherzogthum Baden, kam im Jahre 1835 mit

seinen Eltern in dieses Land, wo sich die Familie in St. Louis niederließ. Dort erlernte er später in der Werkstatt seines Bruders die Küferei und arbeitete auch in Veldher's Zuckerraffinerie. Im Jahre 1855 kam er nach Quincy und trat hier am 3. September 1857 mit Elisabeth Schuchmann in die Ehe, eine Tochter des alten Pioniers Heinrich Schuchmann, der zu Anfang der 30er Jahre nach Quincy gekommen war. David Reuter war Jahre lang als Flößer auf dem Mississippi thätig und fungirte auch als Kapitän des Flößerboots „Old Lionhead.“ Während des Krieges diente er in Company G. 43 Illinois Regiment. Am 13. März 1895 starb er, nachdem ihm die Frau am 17. Juni 1892 im Tode vorausgegangen war. Es leben noch die Söhne Eduard, Wilhelm, David, Walter und Robert; und die Töchter Elisabeth, Frau von Heinrich Merkel, und Emma, Frau von Karl Krüger.

Es war am 12. Dezember 1833, als **August Bernhardt**, zu Groß-Rottern, Thüringen, das Licht der Welt erblickte. Nachdem er die Vorstudien gemacht, wurde er von seinen Eltern nach dem Lehrerseminar in Gotha gesandt, um sich für den Lehrerberuf auszubilden. Im Jahre 1856 kam er nach Quincy und wurde hier Lehrer an der Gemeindeschule der Salems-Gemeinde, wo er Tüchtiges leistete. Nach vier Jahren legte er die Stelle nieder und ertheilte Privatunterricht als Musiklehrer. Eine Zeit lang war er auch Lehrer an der Gemeindeschule der deutschen ev.-luth. St. Peters-Gemeinde. Später wurde er Dirigent des Quincy Niederfranz. August Bernhardt trat hier mit Louise Weisenborn in die Ehe; dieselbe war am 21. Dezember 1836 zu Niederdorla, bei Mühlhausen, Thüringen, geboren und im Jahre 1844 mit ihren Eltern nach Quincy gekommen. August Bernhardt war ein ideal angelegter Mensch; er starb am 26. März 1872; die Frau schied am 25. De-

zember 1892 aus dem Leben. Eine Tochter, Frau Hulda Koch, lebt in Warschau, Illinois.

Casper Bättsch, geboren am 6. Juli 1824 zu Silsuri, in der Schweiz, als Sohn von Johann Bättsch und dessen Ehefrau Veronica, geb. Tannin, erlernte in der alten Heimath die Bauischreinerei und trat dort am 29. Oktober 1848 mit Barbara Bernhardt in die Ehe. Im Jahre 1856 kam die Familie nach diesem Lande, zunächst nach der Bundeshauptstadt Washington und siedelte nach kurzem Aufenthalt nach Quincy über, wo der Mann ein Jahr lang sein Handwerk ausübte. Dann aber zogen sie nach Camp Point in diesem County, wo Caspar Bättsch Jahre lang als Holzhändler und auch als Leichenbestatter thätig war. Im Jahre 1866 reiste er nach der alten Heimath und kehrte 1867 wieder nach Camp Point zurück, wo er am 10. Januar 1885 starb; die Frau schied im Januar 1889 aus dem Leben. Dann zogen die beiden Töchter, Verene und Dora, nach Kansas City, Mo., wo Dora mit Robert Plum in die Ehe trat; später siedelten sie nach Los Angeles, Californien, über, wo sie jetzt wohnen.

Johann Bättsch, ein Neffe von Caspar Bättsch, erblickte am 8. März 1855 zu Silsuri, in der Schweiz, das Licht der Welt, als Sohn von Johann Bättsch und dessen Ehefrau, Ursina, geb. Schmidt. Der Vater war Lehrer und starb im Jahre 1867 während die Mutter im Jahre 1891 aus dem Leben schied. Nachdem Johann Bättsch im Jahre 1870 die Bürgerichule absolviert hatte, diente er zwei Jahre als Lehrling bei einem Bauischreiner, besuchte dann zwei Jahre lang die Kunstschule in Zürich, und studierte schließlich noch zwei Jahre lang die Baukunst in Winterthur. Mehrere Jahre war er in seinem Fache als Architekt thätig, bis er im Frühjahr 1884 eine Reise durch die Hauptländer Europa's unternahm und die Meisterwerke berühm-

ter Baumeister, Maler und Bildhauer studierte. Im Herbst des Jahres 1884 kam er in dieses Land, zunächst nach St. Louis, brachte eine Zeit lang in Camp Point, Illinois, und Dubuque, Iowa, zu, und ließ sich im März 1886 dauernd in Quincy nieder, wo er im Laufe der Jahre wiederholt Proben seiner Meisterchaft in der Baukunst abgelegt hat, indem er die Pläne für Bauten im Illinoiser Soldatenheim, das Gem County Business College, die Washington Schule, Irving Schule und Verrian Schule entwarf und den Bau beaufsichtigte, sowie andere große Gebäude in dieser Stadt und in anderen Städten aufführte. Am 4. August 1891 heirathete er Frä. Louise Schönmann, Tochter des alten Pioniers Johann Schönmann, welcher schon in den 40er Jahren nach Quincy gekommen war. Die Frau starb am 25. Mai 1898. Ein Sohn, der am 1. Januar 1893 geboren, Johann Martin Bättsch, ging aus dieser Ehe hervor. Johann Bättsch nimmt unter den Baumeistern Quincy's einen hohen Rang ein.

Der im Jahre 1825 in der Nähe von Osnabrück, Hannover, geborene Heinrich Durholt, kam in der ersten Hälfte der 50er Jahre nach St. Louis und siedelte von dort im Jahre 1855 nach Quincy über. Viele Jahre betrieb er hier eine Sodawasserfabrik und nahm im öffentlichen Leben eine hervorragende Stellung ein, denn er wurde im Jahre 1861 zum städtischen Steuereinnnehmer gewählt und im Jahre 1873 betrauten ihn seine Mitbürger mit dem Amt des Stadtschatmeisters. Er war zweimal verheirathet; seine erste Frau war Katharina Grone, geboren 1828 in Westfalen. Nach ihrem 1878 erfolgtem Tode trat er 1882 mit der Wittwe Marie Otten in die Ehe, die am 12. Juli 1836 nahe Osnabrück geboren und im Jahre 1857 mit ihrem Manne Heinrich Otten nach Quincy gekommen war, (Otten war in 1817 geboren und starb in 1877). Am

7. Dezember 1902 starb Heinrich Durholt. Noch lebende Kinder aus erster Ehe sind: Conrad Durholt, Toledo, Ohio; Emma Koch, Chicago; Anna Durholt, Quincy; und Franziska, Frau von Heinrich Michael, in Quincy.

Georg Benz, geboren am 2. April 1829 zu Lauterbach, Baden, kam im Jahre 1854 nach Cincinnati, Ohio, und trat dort am 22. April 1854 mit Marie Hildebrand in die Ehe; die Frau war am 2. August 1829 zu Oberkirch, Baden, geboren. Im Jahre 1857 kam die Familie nach Quincy, wo Georg Benz viele Jahre als Schreiner und Baukontraktor thätig war. Im Jahre 1872 eröffnete er einen Materialwaaren-Laden. Der Mann starb am 9. Dezember 1889, die Frau schied am 12. Juni 1897 aus dem Leben. Noch lebende Kinder sind: Frau Marie Schleicher, Hannibal, Mo.; Franz J. Benz, San Diego, Cal.; Georg L. Benz, Houston, Tex.; Frau Mat. Huber, Plainville, Ill.; Frau Emma Ruder und Ida Benz in Quincy.

Der am 29. August zu Oberabtssteinach, Großherzogthum Hessen, geborene Leonhard Ziemer, kam 1857 nach Quincy, wo er am 20. November desselben Jahres Eva Stalf, geb. am 16. November 1837, zu Dreisel, Großherzogthum Hessen, heirathete. Er erlernte hier bei Heinrich Mensch die Klempnerei und betrieb 22 Jahre lang ein eigenes Geschäft, von dem er sich nun zurückgezogen hat. Fünf Söhne, Alois, Nikolaus, Leonhard, Eduard und Georg, sind sämmtlich Klempner.

Carl Dietrich Behrensmeier, geboren am 31. Dezember 1837 zu Deynhaus, Regierungsbezirk Minden, Westfalen, Preußen, wanderte im Jahre 1857 nach Amerika aus, landete am 15. November in New Orleans und kam von dort nach Quincy. Hier trat er am 26. Februar 1861 mit Wilhelmine Caroline Becker in die Ehe, die am 3. März 1836 ebenfalls zu Deynhaus geboren und im Jahre

1857 mit demselben Schiffe nach New Orleans gekommen. Er war viele Jahre als Bauhrentner und Kontraktor thätig, betreibt nun aber schon eine Reihe von Jahren eine Handlung in Materialwaaren und Ellenwaaren. Die Söhne Carl und Franz sind bei ihm im Geschäft. Töchter sind: Minna, Frau von Heinrich Theisen; Bertha, Frau von Heinrich Drehmann; und Clara, Frau von Georg Zoller.

Was unbeugsamer Muth und unerschütterliche Willenskraft vermögen, davon gibt Gottlieb Schanz, geboren am 19. Oktober 1845 zu Gommaringen, Oberamt Reutlingen, Württemberg, ein gutes Beispiel. Sein Vater war Johannes Schanz, die Mutter Christine, geb. Killing. Der Vater war Kürschner von Beruf und später Landwirth. Gottlieb half dem Vater bis zu seinem 20sten Jahre bei der Landarbeit, dann wanderte er im Jahre 1865 nach Amerika aus. Die sehr stürmische Reise nach New York mit dem Segelschiff „Clara“ dauerte 70 Tage. Von New York kam er zunächst nach Pottsville, Pa., wo seine erste Arbeit darin bestand, Löcher für Zaunpfosten zu graben. Dann fragte er in der großen Porter- und Ale-Brauerei von Georg Lauer um Arbeit nach. Der Sohn des Brauherren sagte: „Vater, den nehmen wir, das ist ein Grüner, der kann was aushalten.“ Underthalb Jahre verblieb er dort, dann wanderte er nach Philadelphia, wo er in Adam Wolf's Lagerbier-Brauerei nahezu zwei Jahre thätig war. Nun kam er nach dem Westen und erhielt in Adam Wesm's Brauerei in Milwaukee eine Anstellung. Später kam er nach St. Louis, wo er in verschiedenen Brauereien arbeitete und schließlich Vormann in Wainwright's Brauerei wurde. Im J. 1875 endlich kam er nach Quincy, wo er als Vormann in Dick's Brauerei eintrat und drei Jahre lang als solcher thätig war. Da Michael Türstein, einer der Theilhaber der Washington Brauerei, gestorben war, trat Gottlieb Schanz mit

Jakob Luther den Betrieb dieser Brauerei an und war zwei Jahre an derselben theilhaftig, worauf er sich zurückzog und die von Michael Becker gegründeten Harrison Brauerei übernahm. Fünf oder sechs Jahre betrieb er diese Brauerei, als dieselbe niederbrannte, und er fast Alles verlor, da er nur geringe Versicherung hatte. Die Brauerei wurde von den Eigenthümern wieder aufgebaut, aber Gottlieb Schanz übernahm bald nachher mit Friedrich Wahl die frühere Eber'sche Brauerei, welche von Jakob D. Siemenz geführt worden war, und wurde das Geschäft unter dem Firmenamen Schanz-Wahl Brewing Company betrieben. Zwei Jahre später löste sich die Firma auf und Gottlieb Schanz erwarb nun die Washington Brauerei. Das war im Jahre 1891, und hat er seither dieses Geschäft mit Erfolg betrieben, und zur Blüthe gebracht. Im Jahre 1900 wurde Gottlieb Schanz als Vertreter der 3. Ward in den Stadtrath gewählt, und hat sich als solcher so wohl bewährt, daß ihn die Bürger der Ward seither drei Mal wieder gewählt haben. Söhne des Genannten sind: Friedrich, Gottlieb, Georg und August; Töchter: Wilhelmine, Christine und Auguste.

Wozu ein Schulmeister es in diesem Lande bringen kann, davon gibt Franz Sonnet einen beredten Beweis. Geboren wurde er am 24. Januar 1818 zu Schöneberg, Amt Kreuznach, Regierungsbezirk Koblenz, Preußen. Seine Eltern waren Sebastian Sonnet und Katharina, geb. Kiefer, aus Waldhilsersheim. Die Großeltern mütterlicherseits wanderten im Jahre 1852 aus und kamen nach Quincy. Die Mutter starb am 13. Januar 1850, als Franz kaum 2 Jahre alt war. Von seinem fünften bis vierzehnten Jahre besuchte er die Elementarschulen, dann bereitete er sich auf das Lehrersfach vor. Am 10. Januar 1866 starb sein Vater und Franz war nun auf sich selbst angewiesen. Auf sein Gesuch an die Regierung um eine Lehrerstelle er-

hielt er am 18. Dezember 1866 seine Ernennung und trat die Schule zu Erlentrath am 1. Januar 1867 an. Schon als Kind hatte er den Wunsch gehegt, nach Amerika auszuwandern, doch hatte der Vater seine Einwilligung verweigert. Nach dem Tode des Vaters konnte er nicht sofort auswandern, da er militärpflichtig war, und so mußte er Schule halten bis zum 1. März 1869. Der Regierung für das ihm erwiesene Vertrauen dankend, legte er am 1. April 1869 seine Stelle nieder, und am 18. April war er schon auf der Reise nach Amerika. Am 9. Mai 1869 in Quincy angekommen, erlernte er hier die Bäckerei. Im Frühjahr 1873 ging er nach Cheyenne, Wyoming, wo er sich einer Vermessungsparthie anschloß, welche das Territorium in Townships auslegte. Im November desselben Jahre kam er wieder nach Quincy und eröffnete hier am 1. Januar 1874 eine Bäckerei. Am 4. Juni 1875 heirathete er Christine Mast, eine Tochter des alten Pioniers Joseph Mast, welcher schon im Jahre 1834 nach Quincy gekommen und hier mit Anna M. Proß in die Ehe getreten war, als erstes katholisches Brautpaar, das in Quincy getraut wurde. Am 1. April 1886 verkaufte er die Bäckerei und unternahm eine Reise nach der alten Heimath. Vom 1. August 1887 bis 1. August 1888 war er Buchführer im Schuhgeschäft der Firma Wegger & Freiburg. Vom 1. August 1888 bis 1. April 1893 war er Theilhaber in dem Restaurant von Tommy Fountain. Dann zog er sich vom Geschäft zurück und unternahm mit seiner Frau eine Reise nach Deutschland. Im Oktober 1893 kam er nach Quincy zurück. Am 1. Januar 1894 reisten sie nach Californien, wo sie bis Frühjahr blieben und dann wieder nach Quincy kamen. Am ersten Montag im Mai 1895 wurde Franz Sonnet zum Spezial-Steuerkollektor ernannt, welches Amt er vier Jahre verwaltete. Inzwischen zum Stadtschatzmeister erwählt, versah er

dieses Amt zwei Jahre bis zum 1. Mai 1901. Im November 1902 wurde er zum County-Schadmeister gewählt und verwaltete dieses Amt vier Jahre.

Johannes Bürkin, geboren am 2. März 1810 zu Bahligen, Amt Emmendingen, Baden, erlernte dort die Bäckerei und trat später mit der im Jahre 1817 geborenen Magdalena Gasser in die Ehe. Der älteste Sohn des Ehepaares, **Johann Jacob Bürkin**, erlernte in der alten Heimath die Schlosserei und kam in 1856 nach Quincy, wo er das Metzgerhandwerk erlernte; im Jahre 1864 starb er. **Friedrich Bürkin**, der zweite Sohn, kam im Jahre 1860 nach Quincy, diente im 148. Illinois Regiment, und betrieb später einen Metzgerladen bis zu seinem im Jahre 1897 erfolgten Tode. Der dritte Sohn, **Johann Georg Bürkin**, welcher die Schuhmacherei erlernte, kam 1866 nach Quincy und lebt noch hier. Eine Tochter, **Katharine**, trat hier mit **Jacob Becker** in die Ehe und lebt jetzt in Kansas City, Mo.

Der am 16. März 1848 geborene Sohn **Joseph Bürkin**, kam im Jahre 1867 mit den Eltern nach diesem Lande, zunächst nach New York. Gering war sein Kapital, dafür aber besaß er Gesundheit

und Energie. Da er in der alten Heimath die Möbelschreinerei erlernt hatte, so kam ihm dieses in seinem hier gewählten Berufe, der Bauerschreinerei, sehr zu Statten. Im Jahre 1870 nach Quincy gekommen, arbeitete er zuerst bei Baukontraftoren und gründete später mit **J. C. Kämpen** die Firma **Bürkin & Kämpen**, welche im Laufe der Jahre viele große Gebäude in Quincy errichtete, unter anderen das Opernhaus, das Gem City Business College, die Hochschule, die Webster-Schule u. s. w. Im Jahre 1872 war **Joseph Bürkin** mit **Auguste Lerp** in die Ehe getreten, der Tochter eines alten Pioniers. Kinder des Paares sind: **Rosa**, **Auguste**, **Katherine**, **Emma**, **Margarethe**, **Edwin** und **Julius**.

Audere noch hier lebende Kinder des Ehepaares **Johannes Bürkin** und **Gattin** sind: **Martin Bürkin**, welcher als Bau-schreiner bei der Firma **Bürkin & Kämpen** arbeitet, und **M a g d a l e n e**, die Gattin des Backsteinlegers **Heinrich Gentermann**.

* * *

Berichtigung. — In der Juli-Nummer der Geschichtsblätter entstand in Bezug auf den Namen des verstorbenen **August Basse** ein Fehler, denn dort wurde derselbe unter dem Namen **Busse** aufgeführt.

Eine Streitfrage der Geschichtsforschung und das Bildniß Michael Gillegas auf dem neuen Zehndollarscheine.

Von **J. P. Kenkel**, St. Louis.

Im dritten Hefte des laufenden Jahrgangs der Deutsch-Amerikanischen Geschichtsblätter glaubt einer unserer fähigsten Männer die angloamerikanischen Geschichtsschreiber vor dem Vorwurfe in Schutz nehmen zu sollen, daß sie „die Betheiligung der Deutschen an der Besiedlung Amerika's geflißentlich ignorirt haben,“ eine Behauptung, die man wohl öfters hören kann. Nun gesteht **Prof. Brundage** zwar zu, daß

„in den älteren Werken über amerikanische Geschichte, bis auf **Wancroft**, ja selbst noch in den Werken von **Schuyler** und **Adams**, die Deutschen nur gelegentlich einmal erwähnt“ seien. Aber er meint, das habe darin seinen guten Grund, „daß jene Schriftsteller, im Geiste der Zeit, darin geschrieben wurde, unter Geschichte hauptsächlich politische Geschichte verstanden.“ Nun sei es aber doch nicht wegzuleugnen,

„daß politisch die Deutschen in den ersten zwei Jahrhunderten amerikanischer Geschichte keine Rolle gespielt haben,“ wobei Prof. Brunden freilich überieht, daß das einhellige, opferfreudige Auftreten der Deutschen Pennsylvaniens für die Sache der von der Herrschaft der Engländer zu befreienden Kolonien für den Verlauf des Kampfes um die Unabhängigkeit von großer Tragweite war. Eine Thatfache, die dort andauernd übersehen worden ist, wo man nativistischen Vorurtheilen zu Liebe immer wieder auf die bösen „Heßen“ zu sprechen kam. Und wenn es wahr ist, was Prof. Brunden behauptet, daß „wenn einmal ein Deutscher jener Zeit, wie Seermann, Leisler, Weiser und einige wenige andere, im öffentlichen Leben in den Vordergrund trat, daß er dies nicht als Repräsentant eines deutschen Elementes that, sondern ganz und gar kraft seiner individuellen Bedeutung,“ so können wir doch nimmermehr dem Nachsatz zustimmen, daß zu jener „seine zufällige deutsche Geburt oder Abkunft gar nichts beitrug.“ Das unbegreifliche Rechtsbewußtsein eines Leisler, fogut wie der edle Gerechtigkeitsfönn des Indianerfreundes Weiser, ist ebensowohl ein Erbtheil deutschen Wesens wie der Fleiß und die zähe Ausdauer der deutschen Ansiedler Pennsylvaniens. Aber auch diese Männer hat die amerikanische Geschichtsforschung nicht einmal ihrer individuellen Bedeutung nach immer in gerechter Weise gewürdigt. Weisers edle Persönlichkeit und gemeinnützige Thaten blieben lange verschollen, und Leisler wurde nur zu oft in das Licht gerückt, das seine englischen Ankläger über ihn verbreitet haben. Und wie es dem Andenken dieser Männer ergangen, so geschah es anderen auch. Mag man sehen, was man will, wer tiefer in die amerikanische Geschichte eindringt, der wird sich kaum des Eindrucks erwehren können, es habe lange Zeit eine Art geheime Verschwörung bestanden, nur dem aus Eng-

land ausgewanderten Element des amerikanischen Volksthums allen Ruhm und alle Ehre zuzuwenden. Wir behaupten nun keineswegs, daß das bewußter Weise geschehen sei, glauben aber auch nicht mit Prof. Brunden, daß die Ursache davon allein darin zu suchen ist, daß man ehemals unter Geschichte hauptsächlich politische Geschichte verstanden hat. Wir suchen die Ursache dieser Erscheinung vielmehr in der Vorherrschaft des puritanischen Elementes in der Bevölkerung unseres Landes. Die ihm angehörenden Gelehrten und Schriftsteller schauten mit rückwärts gewendeten Blicken in eine englische Vergangenheit. An diese knüpften sie an; darin fanden sie die Wurzel aller amerikanischen Tugenden. Stießen sie bei ihren Forschungen auf andere Namen und Einflüsse, so gingen sie unachtsam daran vorüber. Und wie jene, machten es auch andere, so die Nachkommen der Herrenmenschen des Südens, ja sogar die Quäker, wie das Geständniß eines ihrer Forscher beweist.

Aus gänzlicher Vergessenheit gerettet wurde in jüngster Zeit das ehrenvolle Andenken des Pennsylvaniers Michael Hillegas, der von deutschen und französischen Vorfahren abstammend, thatsächlich der erste Schatzmeister der Vereinigten Staaten gewesen ist, eine Thatfache, die erst im Laufe der letzten Jahre aufgedeckt worden und zur öffentlichen Anerkennung gelangt ist, indem man sein Porträt auf den am 1. Juli verausgabten Goldschein im Werthe von zehn Dollars angebracht hat. In der New Yorker Eve. Post, die sich über die Auferstehung des Namens Hillegas in den Annalen der amerikanischen Geschichte und die nachträgliche Ehrung der bisher unbekannten ersten Schatzbeamten unjeres Landes verbreitet hat, lesen wir nun die durchaus treffenden Sätze:

That Michael Hilligas' fame should have been obscured so long is explain-

able only on the ground that he was of German-French descent, and that the principal historians of the day were Quakers who preferred to have it appear that the followers of William Penn were the principal actors in the history of Philadelphia. That this is the explanation is indicated by the president of a quaker college who recently wrote a history of Pennsylvania, and who explained his omission of all references to Mr. Hillegas by saying it was an "oversight", adding that he found Mr. Hillegas' name "hundreds of times" in his investigation.

Wie gänzlich Hillegas, der sich durch vierzehn lange Jahre als Schatzmeister sowohl der föderirten dreizehn Kolonien, als auch der Vereinigten Staaten große Verdienste um das Land erworben hat, vergessen war, erhellt aus der Thatfache, daß etwa vor Jahresfrist der Staat Pennsylvania dem Samuel Meredith ein Denkmal setzen ließ als dem ersten Schatzmeister der Vereinigten Staaten," während es heute unumstößlich feststeht, daß Hillegas dieses Amt zuerst innegehabt hat. Bekennt sich doch die Regierung zu dieser Anschauung, in-

dem sie das auf den neuen Schatzamtsscheinen angebrachte Bildniß des Mannes mit der Unterschrift versehen ließ:

"First Treasurer of the United States."

Und während anderseits innerhalb der letzten zwölf Monate die Erben des bekannten Robert Morris Anstrengungen machten, um aus dem Schatze der Vereinigten Staaten eine Geldsumme zurückbezahlt zu bekommen, die jener der Armee der Patrioten als Schatzmeister der Kolonien vorgestreckt haben soll, weiß man heute, daß es Hillegas war, der als Schatzmeister Washington aus eigenen Mitteln Gelder vorstreckte, wenn in der öffentlichen Kasse Ebbe war, und es fehlt jeder Beweis, daß er jemals die Wiedererstattung auch nur eines Pennys gefordert habe.

Und dieser Michael Hillegas war, wie gesagt, nahezu vergessen. Erst durch die während zwanzig Jahren fortgesetzten Bemühungen eines Nachkommens seines Bruders wurde sein Andenken der Vergessenheit entrißen und bei der Nachwelt aufgefrischt. Daß es aber just ein Abkömmling Deutscher war, dem das passiert ist, ist wohl nicht zufällig.

Die „Nögers“ (Hochzeitsbitter) von Florissant, Mo.

Von F. B. Kunkel, St. Louis.

„Ach, Bräuche sterben mit der Heimath
auch!“

Klagt Gottfried Kunkel in seinem Gedicht auf die Auswanderer aus dem Nrththal die er mit Weib und Kind, mit Sack und Pack den Rhein hinunter wassen sah. Und im gleichen Sinne schreibt der englische Volklorist Spenderjon:

“When people are wrenched away from local associations, though they may carry their traditions with them, they fail to transmit them to their descendants.”

Wie wahr das im Allgemeinen ist, wissen wir Deutsch - Amerikaner nur zu gut; denn von den Sitten und Bräuchen der Heimath unsrer Väter, sind nicht allzuvieler auf die neue Erde verpflanzt worden, und von diesen schlugen nur ganz wenige hier Wurzel. Um so größer ist das Anrecht, das jede Ausnahme von dieser vom Forscher beobachteten und vom Dichter beklagten Regel auf unser Interesse hat. Denn wenn schon jede überlieferte Aeußerung der Volksseele etwas Ehrwürdiges an sich hat, um wie viel mehr ein Brauch, der die an-

erkannten Fährnisse der Verpflanzung aus der Alten in die Neue Welt überstanden hat, und hier gepflegt wurde, bis er bodenständig ward, Heimathsrecht erlangt hatte.

Nicht durch schriftliche Einladung oder Karten beschied man in Deutschland auf dem Lande die Gäste zur Theilnahme an der Hochzeit, sondern reitende, bandgeschmückte Burjschen luden dazu in feierlicher Weise ein, obgleich in manchen Gegenden wohl auch das Brautpaar, oder der Bräutigam mit dem Ehrengesellen, oder die Braut mit dem Gespiel u. s. w. das Einladen besorgten. Meistens aber waren es bestimmte Personen, Hochzeitslader oder -Bitter, niederdeutsch Ummebidders, die mit der Ehre betraut wurden, die Verwandtschaft, die Nachbarn und Freunde der Brautleute zum Feste einzuladen. „Den Gut oder den Stab bunt bebändert oder bekränzt, schreibt Elard Hugo Meyer in seinem Buche über die deutsche Volkskunde, „hier und da auch wohl noch mit einem Säbel bewaffnet, kündigt er sich im Gebirgslande wohl durch einen Schuß an oder klopft mit einem Stab an die Thüre und ladet nach einem Rauchzer mit einem kurzen oder langen Spruch ein Der Lader wird bewirthet oder beschenkt und erfreut sich gewöhnlich großer Heiterkeit.“ Und in Richard Andree's Werk: Braunschweiger Volkskunde lesen wir: „Platzmeister hießen diese Einlader (in Theilen von Braunschweig) „weil sie auf der folgenden Hochzeit die Ordnung aufrecht zu erhalten und gleichsam den Befehl zu führen hatten. Ihren Geboten hatten alle sich zu fügen und als Zeichen ihrer Würde führten sie auch Fritschen, deren sie sich beliebig bedienten. Sie sahen darauf, daß sie bei ihrem Ritte schön mit Bändern geschmückte Pferde ritten, auf denen sie stolz von Dorf zu Dorf galoppierten, wo ihre Ankunft Aufsehen erregte und es gewöhnlich war, daß sie bis auf die weiten Diefen der niederländischen Häuser sprengten.

Meistens trugen sie Cylinderhüte, an sich aber Blumen und Bänder, mit denen auch die Reitpeitsche geschmückt wurde. Ein besonders schönes Stück war dabei der große, oft am Gut, Rockärmel oder vor der Brust angeheftete „Duzen“, ein Strauß aus künstlichen Blumen mit über meterlangen bunten Seidenbändern. Gewöhnlich stifteten die Brautjungfern, brutmäkens, diese Bandschleifen.“ — Aber von diesen Ummebidders oder Platzmeistern sind, so berichtet der hervorragende Forscher, den wir eben anführten, nur noch „Reste in den Dörfern nach der Heide hin und bei Vorsefelden vorhanden.“ Einfache mündliche Einladung oder Karten sind jetzt in Braunschweig an die Stelle der feierlichen Einladung durch reitende, bandgeschmückte Burjschen getreten. Also sterben Bräuche in der Heimath auch.

Wer am Samstag und Sonntag den 6. und 7. April in der Umgegend von Florissant, St. Louis Co., Missouri, des Wegs zog, dem konnte es geschehen, daß ihm zwei mit Bändern geschmückte Reiter begegneten, die ihn, auch wenn er ihnen fremd war, mit fröhlichem Zuruf begrüßten, wobei sie ihre Stöcke schwenkten, an denen viele lange Bänder flatterten. War es dem Wandersmann um Auskunft zu thun, so konnte ihm jeder Ortskundige berichten, daß die beiden Burjschen die „Rögers“ seien, die am Samstag und Sonntag vor der Hochzeit als Hochzeitsbitter umherritten, um einzuladen, was sich am Ehrentag von Braut und Bräutigam einfänden solle. Und zwar seien es — so fordere es der Brauch — zwei junge Leute aus dem Hause der Braut zunächst gelegenen Anwesen, die mit der ehrenvollen Aufgabe betraut worden seien, als „Rögers“ (auch Rödigers genannt) zu reiten. In diesem Falle hießen die Hochzeitsbitter Heinrich Hoormann und George Behlmann, so würde der Kundige dem wißbegierigen weiter berichtet haben, und ihre Aufgabe sei, 71 Familien einzuladen zur Theil-

nahme an der Hochzeit des Bräutigams Joseph Burde mit der Braut Maria Hoormann, die am kommenden Dienstag, den 9. April begangen werden würde. Und zwar wäre es Ehrensache für die Mögers, alle Einladungen an den beiden Tagen — Samstag und Sonntag — zu bestellen, und es sei keine ganz kleine Aufgabe, fertig zu werden bei Zeiten, weil sie in jedem Hause, das sie aufsuchten, die Einladung in gehöriger Art und Weise vorbringen mußten. Die Mögers zögen auch nicht etwa aufs Gerathewohl aus, sondern an beiden Tagen vom Hause der Braut, die ihnen am ersten Tage (Samstag) jedem zwei Stücke „Lind“ (Band) an den Stock befestigt, der ein unerläßliches Bestandtheil ihrer Ausstattung ist. Am ersten Tage sowohl, als auch am zweiten schmückt die Braut die Reitpferde der Mögers mit Bändern, die sie ihnen in die Stirnhaare und den Schweifen flicht und am Baumzeug befestigt. Die Hochzeitsbitter selbst haben roth - weiß - blaue Bänder um ihre Hüfte und im Knopfloch eine Kofarde mit Band in denselben Farben.

So ausgerüstet, die gereimte Einladung treu im Gedächtniß, reiten die Mögers fort, freudige Rufe ausstoßend, die Stöcke schwenkend, auf Pferden, denen man schon Monate lang eine sorgsamere Pflege angedeihen ließ. Kommen sie nun vor ein Anwesen geritten, dessen Bewohner zur Hochzeit geladen werden sollen, so steigen sie von den Pferden, die dann an den Zaun gebunden werden. Lärmend nahen sie sich dem Haus, das sie mit dem Rufe: „Hochtit“ betreten, worauf die Mögers alsbald ihre langen Einladungen aussagen, nachdem vorher die Stühle an die Wand gerückt oder sonst entfernt worden sind. Denn der Möger geht, während er seine Sprüche her- sagt, mit dem Hut in der Hand im Zimmer auf und ab. Der andere macht's sich unter- dessen, den Hut auf dem Kopf, auf einem

Stuhl bequem. Dieser tritt, sobald der Erste sich seiner Aufgabe entledigt hat, an dessen Stelle, während jener den Stuhl einnimmt. Jener beschließt seine lange gereimte Einladung, in der er von ihrem Mitt nach Hessen, Sachsen, Trier — und nach Mexiko erzählt, mit den Worten:

Endlich gelangten wir an der N. N. Hof.*
Da giebt es Gemüse, Schultern und Schin-
fen,

Da kann man noch düchtig ein'n up drin-
fen.

Ein gebratene Mettwurst wird auch nicht
fehlen.

Enten und Gänse werdet ihr nicht bekom-
men,

Denn die hat der Fuchs alle mitgenom-
men.

Hühner und Tauben werdet ihr auch nicht
kriegen,

Denn damit ging der Habicht fliegen.

Wenn hou noch mehr wilt weten,

Dann mött hou den Wiskibuddel nich ver-
geten.

Min Kamerad N. N. ist nich dumm,
De geiht van Deller noch lang nich frumm.

Nachdem der eine Möger so geendet, spricht der Andere seine Einladung — die nicht etwa abgelesen, sondern frei defla- miert wird. Ihren Schluß bilden fol- gende Strophen:

Wenn hou ment, dat ik hier stoh als en
frommer Hob,

So bint mi en Stück Lind an Stock.

Stück von jenen Elle

Is förn Hochtitnöger nich tau felle,

Nich van de roen müssen Lind,

Wo de Pur sin Büchsen mit bint,

Sondern van de feinen siden Lind,

Wo de Richter stolz mit sind.

Is min Perd fin pralen wert

So bint iim Stück Lind an Stert.

Min Stock ist roth, min Pant is blot,

Min Stock is länger als min Behn

* Hier wird der Name der Braut eingeschoben.

Det kennt hou alle doch wol seh'n.
 Nun wünsch ik hou bliwi gesund
 Bis dat Rosenblatt welkt an Punkt*
 Und de Gase fängt den Hund!
 Lind an Stod, of't Gus up en Kopp!

Diese letzten Worte: Band an den Stod, oder das Haus auf den Kopf (gestellt nämlich) wird vom Nöger mit besonderem Ausdruck hergesagt, worauf der Vater die Flasche hervorholt, während die Hausfrau ein langes Stück Seidenband herbeischafft, das sie in zwei gleiche Hälften theilt, worauf die beiden Stücke an die Stöcke der Nöger befestigt werden. Sie werden zuletzt recht umfangreich. Nachdem der Eine der beiden Nöger die Hausleute sodann noch aufgefordert hat, sich am Tage vor der Hochzeit im Hause der Braut einzufinden, um bei den Vorbereitungen Hülfe zu leisten in der Küche, schwingen die Beiden sich auf ihre Pferde und fort gehts mit erhobener Stimme und geschwungenen Stöcken.

Die Pflicht der Nödiger beschränkt sich übrigens nicht nur auf das Besorgen der Einladungen. Ein großer Theil der Vorbereitungen auf die Hochzeitsfeier wird von ihnen, unter ihrer Aufsicht oder Mithülfe getroffen. Im Nothfalle bedienen sie auch die Gäste. In dem von uns besprochenen Falle haben die beiden Nöger — Henry Hoormann und George Behlmann — sogar einen Tanzboden gebaut.

So walten die Hochzeitsbitter von Florissant ihres Amtes. Zwei Mal schon im Verlauf des gegenwärtigen Frühjahr

konnte man dort händlerge schmückte Nödigers reiten sehen. Im Jahre 1906 soll dieser Brauch etwa zu fünf Malen geübt worden sein. Freilich, die Alten klagen, die Sitte sei im Rückgang begriffen. Früher habe es keine Hochzeit ohne Nödiger gegeben, jetzt schicke man wohl anstatt ihrer auch gedruckte Einladungen aus. Und sie mögen Recht haben. Denn auch hier wird das Schriftwort gelten: „Der Herr nimmt weg die Sitten der Alten“. Aber ganz aussterben wird wohl der aus der Heimath überkommene Brauch in nächster Zeit noch nicht, nachdem ihn einmal die hier geborene Generation geübt hat. Denn, und auch das verdient Erwähnung: schon seit Jahren sind es in Amerika geborene junge Leute, die als Nöger über Land reiten.

Wann dieser Brauch dort eingeführt wurde, und von wem, konnten wir bisher noch nicht erkunden. Die Mehrzahl der in der Florissant Valley angesiedelten deutschen Familien stammt aus der Umgegend von Meppen in Hannover. Einige aus dem oldenburgischen Münsterlande, andere aus Westfalen. Um 1846 sollen nur fünf oder sechs deutsche Familien dort ansässig gewesen sein. Zwischen 1846 und 1866 kamen dann die meisten von jenen Familien, die heute den Grundstock der deutschen Herz Jesu - Gemeinde in Florissant bilden. Mögen sie noch lange an der Sprache der Väter und allem was gut und schön ist am deutschen Wesen festhalten, wie es Sachsenart ist.

C. Daenell, Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika.

In einem kleinen Büchlehen von 170 Seiten, hat Dr. C. Daenell, Professor der Geschichte in Kiel, einen Ueberblick der Geschichte der Vereinigten Staaten geliefert, der wohl der Empfehlung werth ist.

Professor Daenell ist als Geschichtschreiber längst bekannt, hat er doch mit seinem Werke über die „Ganja“ seiner Zeit den ersten Preis erworben. Er arbeitet jetzt an einem größeren Werke über die „Ver-

* Unverständlich, aber wörtlich aus dem Originalmanuskript, denen sich der eine der Nöger bedient hatte.

einigten Staaten von Amerika“, zu welchem Behufe er schon mehrere Male nach London, England, gereist ist, um dort in den Archiven zu arbeiten, und später nach den Ver. Staaten zu kommen gedenkt. Das eben veröffentlichte Werk ist als eine Abschlussszahlung auf sein in Aussicht stehendes größeres Werk zu betrachten und macht den Plan anschaulich, welcher bei seinen weiteren Publikationen eingehalten werden soll. In gedrängter aber klarer Schreibweise erzählt Professor Daenell in acht Kapiteln recht anschaulich die Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. Das erste Kapitel bringt eine geographische Ansicht der Vereinigten Staaten von Amerika. Zweites Kapitel. Franzosen und Engländer im Kampf um Nordamerika. Drittes Kapitel. Die Revolution der Kolonien. Viertes Kapitel. Verfassung und Schicksale der Union bis zum Frieden von Gent 1814. Fünftes Kapitel. Ausbreitung der Be-

völkerung und wirtschaftliche Entwicklung der Union bis 1860. Sechstes Kapitel. Die politische Entwicklung der Union von 1815 bis 1860. Siebentes Kapitel. Der Bürgerkrieg 1861—1865. Achtes Kapitel. Der neue Bundesstaat nach 1865.

Dann folgen zum Schluß noch einige werthvolle geschichtliche Tabellen, die das im Text gesagte ergänzen. Was diese kleine Schrift besonders auszeichnet, ist die Erwähnung an verschiedenen Stellen, wo es angebracht schien, von dem, was Deutsche hier im Lande geleistet und was Einzelne unter ihnen vollbracht haben.

Für Diejenigen, welche nicht Zeit haben, voluminöse Bände zu lesen, ist diese Geschichte der Ver. Staaten ein recht brauchbares Büchlein und da es für 1 Mark, gebunden 1 Mark 25 Pf., zu bekommen ist, in dem Bereiche Jedermanns, auch des Einwanderers, der sich daraus viele Kenntnisse holen kann. Dr. W. A. Fritsch.

Die deutsche Sprache.

Von Rev. John R. Rothensteiner, Fredericktown, Mo.

Liebtraute Mutter, Sprache Germaniens!
Als in der Kindheit freundlicher Lenzesnacht
Des Geisteslebens scheue Knospen
Sanft in der schlummernden Seele ruhten,

Da ward dein Hauch zum schwellenden Frühlingswind,
Und deines Wortes magischer Flügel Schlag
Durchzog mit leis' geheimnißvollem
Wehen und Weben die stumme Seele.

O traute Sprache, kraftvoll erschallt dein Wort,
So rein und edel, kernigem Sinne hold,
Wenn du die Wahrheit ernst verkündest,
Oder die Feinde des Rechts hinschmettest;

Und sanft melodisch säuselt dein Zauberlaut,
Wenn deiner Söhne tiefes Gemüth erklingt,
Bei seelenvollem Saitenspiele
Innig zu preisen die Lieb' und Treue.

Dem Meere gleichst du, Sprache Germaniens,
Und uns gehört dein herrliches Inselreich,
Und fremder Völker Geisteskräfte
Kommen getragen auf deinen Wellen.

O Muttersprache, innig und reich und klar,
Voll Kraft und Schönheit, möge dein trauter Klang
Durch alle Zeiten süß anheimelnd
Grüßen die Enkel auf weitem Erdkreis.

Dies herrliche, kraftvoll zugleich und formvollendete Lob der deutschen Sprache hat ein in Amerika geborener Sohn von Deutschen Eltern gesungen. Möge es den vielen Deutschen und deutschen Nachkommen, die ihre und ihrer Eltern Sprache als werthlos erachten, hell und laut und beschämend in die Ohren tönen.

Vom Büchertisch.

Deutsche Sprache und deutsches Streben in Amerika. Von einem Deutsch - Amerikaner. Lemke u. Büchner, New York, 11 East 17. Str. Der Verfasser, Hr. Dr. W. A. Jritsch in Evansville, Indiana, bespricht hier, was für die Erhaltung der deutschen Sprache in Amerika geschehen ist und geschieht: Unterricht in der deutschen Sprache und Literatur in den Colleges und Universitäten, Professoren - Austausch, die deutsche Presse, die deutschen Gemeindeschulen der Lutheraner und Katholiken (deren Mangel bei den Uirten er beklagt), den national - deutschen Lehrer - Verein und das Lehrerseminar, die Turn- und Gesang-Vereine, den kulturellen Einfluß der deutschen Kunst und der Musik, die deutsch-amerikanische Geschichtsforschung, die deutschen Abtheilungen in den öffentlichen Bibliotheken, den deutsch - amerikanischen Nationalbund, den d.-a. Schriftsteller - Verein; und giebt in Bezug auf das, was noch weiter geschehen könnte, folgende Rathschläge:

1. Im deutsch - amerikanischen Hause, im Familienkreise spreche man mit den Kindern deutsch; gehen dieselben zur öffentlichen Schule, sorge man dafür, daß sie an dem deutschen Unterricht theilnehmen, auch schicke man sie in eine deutsche Sonntagschule.

2. In den Städten, wo mehrere protestantische Gemeinden sind und keine im Stande ist, eine deutsche Schule aufzuhalten, sollten die Gemeinden zusammen gehen und eine deutsche Volksschule gründen, den Religionsunterricht könnten die Schüler zu bestimmten Stunden in der Kirche nehmen, zu welcher die Eltern gehören.

3. Man lese deutsche Zeitungen, sie sind in der Mehrzahl besser wie die englischenblätter und weniger sensationell wie diese.

4. In den Städten, wo öffentliche Bibliotheken sind, sehe man danach, daß die

deutsche Abtheilung durch neue gute Bücher von Zeit zu Zeit vervollständigt wird.

5. Man betheilige sich energisch an der Politik dieses Landes, sorge dafür, daß gute, deutsche Männer in den Schulrath gewählt werden, tüchtige, deutsche Abgeordnete in die Staatslegislatur und nach Washington viel mehr deutsche Repräsentanten in den Congreß kommen.

6. Jeden Herbst feiert das Deutschthum in Amerika die Wiederkehr des Tages, an dem die Deutschen zuerst ins Land gekommen sind, mit Reden und Gesang; es ist der „Deutsche Tag“, welcher alle Deutschen in der Umgegend zusammenbringt, zur Einigkeit und Zusammenarbeiten ermunthigt, er sollte deshalb von Jahr zu Jahr ohne Unterbrechung gefeiert werden.

Mittheilungen des Deutschen Pionier-Vereins von Philadelphia. Fünftes Heft, 1907. — Der Deutsche Pionier-Verein von Philadelphia fährt — Dank der Arbeit ihres eifrigen Sekretärs, Herrn C. F. Huch — fort, höchst wichtige Beiträge zur deutsch-amerikanischen Geschichte zu liefern. Das vorliegende Heft enthält neben Biographien von Rudolph Koradi und Friedr. W. Thomas in Philadelphia, eine sehr werthvolle Untersuchung über den sogenannten Baron Stiegel, der, wie es scheint, eigentlich Stengel hieß. Die Arbeit dieses Pionier-Vereins thut in überzeugender Weise dar, was bei Begeisterung für die historische Forschung von Einzelnen geleistet werden kann. Und das Beispiel sollte zur Nachahmung reizen. In jeder größeren und kleineren Stadt unseres Landes giebt es Männer, die wie Herr Huch die Zeit und die Kenntnisse haben, um nach den Deutschen zu forschen, die sich in ihrer Umgegend in irgend einer Weise ausgezeichnet oder nützlich gemacht haben. Es fehlt nur am Interesse.

„Ohnesorge“ führte, und Madeleine Gennet werden wohl den deutschen Namen *G e n n e* getragen haben; *Z i b e r t*, Sergeant in der Compagnie Mimbret, und genannt *Le Montagne*, dürfte ein deutscher *S i e b e r t* sein; und sogar hinter dem im Illinoiser Bezirk commandirenden Major, Chevalier D'Eberlet läßt sich ein Herr von Eberle vermuthen. Der Königliche Magazin-Verwalter in Fort Chartres heißt in den Kirchenbüchern Joseph Buchet, und mag ein deutscher Buche gewesen sein, was um so wahrscheinlicher ist, als wir in Peoria in Grundbüchern aus der französischen Zeit auf einen François Buche — daneben auch auf einen Jacques (Jacob) Mette stoßen. Und da dieser Buche ein Geistlicher war, sollte er gewußt haben, seinen eigenen Namen zu schreiben.

Unter den im J. 1783 im südlichen Illinois ansässigen und zur Bestätigung ihrer Besitztitel berechtigten Leuten finden sich in den amtlichen Akten so unzweifelhaft deutsche Namen wie Philipp Engel, Peter Zippe, Nikolaus und Georg Witmer, Wm. und Jacob Gros (auch Grab, Grootz und Grotz geschrieben), und noch mehrere andere, die sehr stark auf deutschen Ursprung hinweisen. Ferner in den Milizlisten aus dem J. 1790 Joseph und Louis Blay, Louis Grosle, Levi Theel, Louis Rohle und Daniel Schulz. Diese mögen freilich und werden wahrscheinlich zum größeren Theile, wie Jacob Rudy, Robert Seybold, Johann Lorenz Schönberger und Franz Graeter, auf welche wir in der gleichen Gegend in den Jahren 1791 bis 1792 stoßen, schon in der Zeit nach den Franzosen und Briten gekommen sein.

Näheres wissen wir nur von einzelnen der Genannten und auch von diesen nur wenig. Philipp Engel war aus Darmstadt gebürtig und hatte sich 1783 oder früher in Prairie du Pont niedergelassen, wurde im Jahre 1785 zum Richter am „Court of Common Pleas“ erwählt, welsch' hohes Amt er bis 1790 bekleidete. In diesem Jahre finden wir ihn als

Hauptmann der Miliz. Zippe's Name befindet sich gleichfalls in den Milizlisten von 1790. Schönberger war 1789 nach Amerika eingewandert, und 1790 nach Illinois gekommen; obgleich er erst 1816 Bürger wurde, finden wir ihn 1799 schon als Mitglied der Petit Jury und damals und auch noch 1818 auf der Wählerliste. Graeter erhielt 1793 einen Handelsgewerbechein und erwarb 1794 auf Sheriffs-Verkauf ein Grundstück; sein Partner hieß Johann Anton Alexis Claudius und wurde in Philadelphia auf einer Geschäftsreise überfahren und getödtet. Jacob Judy hieß eigentlich Tschudi, war aus der Schweiz gebürtig und als sechsjähriger Knabe mit seinen Eltern nach Frederick County in Maryland gekommen, in Pittsburg bei einem Büchschmied in der Lehre gewesen, und im J. 1786 mit Frau und drei Kindern nach Louisville übergesiedelt, auf dem Wege mit Mühe der Ermordung durch Indianer entgehend. Nach zweijähriger Arbeit dort lud er seine Familie und Habe auf einen Prahm, um den Ohio hinab und den Mississippi hinauf nach Kaskaskia zu gelangen, wurde aber wieder von Indianern bedroht und mußte sich sieben Wochen lang am Cash-Fluß im heutigen Alexander County versteckt halten, ehe ein Boot von Kaskaskia ihn abholte und erlöste. Dann ließ er sich im heutigen Monroe County, erst in New Design, später in dem als Judy's Mills bekannten Orte nieder, wo er 1807 starb. Sein 1773 geborener ältester Sohn Samuel that sich schon als Zwanzigjähriger in der Bekämpfung der Indianer hervor, ließ sich 1801 im Goshen Settlement in Madison County nieder, war im Kriege von 1812—14 Hauptmann der Milizen und leistete als solcher hervorragende Dienste; wurde 1814 Mitglied des Oberhauses der Territorial-Gesetzgebung, in welcher er — obgleich mit Lesen und Schreiben nur schlecht vertraut — durch seinen scharfen Verstand großen Einfluß ausübte; war einer der ersten Commissäre von Ma-

dijon County, und wurde vom Gouverneur Reynolds zum Mitglied der Commission ernannt, welche das Zuchthaus in Alton zu erbauen und das Zuchthauswesen zu organisiren hatte. In Folge seiner Tüchtigkeit als Landwirth, die mit strenger Rechtlichkeit verbunden war, brachte er es zu ansehnlichem Wohlstand. Er legte in seiner Gegend den ersten Obstkarten an und baute dort 1808 das erste Backstein-Haus darin. Er starb 1838. Einer seiner Söhne, Jacob, war 1845—1849 Landregistrator in Edwardsville, ein anderer, Thomas, Oberst im Blachawffkriege und 1852—54 Vertreter von Madison County in der Legislatur. Nachkommen Judy's wohnen noch in Madison County.

Jacob G r o z wurde im J. 1787 bei Piggots Fort auf der Ridge Prairie von Indianern erschlagen. Seine Wittve heirathete Robert S e y b o l d , der 1785 nach Kasaskia gekommen und Sohn von Casper Seybold war, der, 1718 am Rhein geboren, im J. 1732 auf einem Amsterdamer Schiffe, auf dem die Pest ausbrach, der die meisten Passagiere erlagen, nach der Chesapeake Bai gekommen war, und für das Ueberfahrts-geld auf 7 Jahre an einen Pflanzer verdingt wurde. Als seine Zeit um war, hatte er Mcey Clendenning, eine Schottin und wie er Redemptionistin, geheirathet, und sich mit ihr 1740 am westlichen Fuße der Blue Ridge in Loudon County in Virginien niedergelassen. Trotz bitterer Armuth zogen sie zwölf Söhne und zwei Töchter auf, denen nachgerühmt wurde, daß sie nie ein Verbrechen begangen, nie die Treue gebrochen und nie Reichthümer erworben hätten. Acht der Söhne dienten im Unabhängigkeitskriege und stehen in den Pensionslisten verzeichnet. Robert ließ sich später (1803) in Jarvis Township in Madison County nieder. Sein 1795 im Fort Piggot geborener Sohn Samuel war 16 Jahre lang, von 1827—1843, Friedensrichter. Wie die

Deutsche und deutsche Nachkommen in Illinois

Sie sind die Seybold mit den angesehensten Familien des südlichen Illinois verschwägert.

Derner finden sich 1783 ein Pelzhändler Namens Meyers in Cahokia, und 1787 ebendasselbst ein Myer Michaels als Kläger gegen Pierre Troge. Und der Pater Paul de St. Pierre war (nach Moord) entweder ein Deutscher oder ein Holländer.

Dem Namen zufolge dürfte auch ein Mann Namens Valis, der im J. 1788 den im tapferen Kampf mit Indianern empfangenen Wunden erlag, ein Schweizer gewesen sein. Verbürgt war es Jean du Moulin, der 1790 die höchste Gerichtsstelle im Cahokia-Bezirk von St. Clair Co. bekleidete, und lange Jahre Friedensrichter und Nachlassenschaftsrichter, sowie Oberst der Miliz von St. Clair Co., d. h. von so ziemlich ganz Süd-Illinois war. Er wird als ein Mann von Bildung geschildert, in den Rechtsgeschäften wohl erfahren, und als trefflicher Organisator und Führer der Milizen, wobei ihm sein stattliches und gebietendes Aeußere zu Hülfe kam. Beim Volke stand er in hoher Achtung, und erzwang sich dieselbe, indem er, wenn nöthig, die Würde des Gerichts eigenhändig aufrecht erhielt, d. h. denen, die sich ungebührlich betrugten, eine tüchtige Tracht Prügel verabreichte. Er war Junggeselle und hinterließ bei seinem 1815 erfolgten Tode keine Nachkommen. Ob er aus der französischen Schweiz kam, oder ob sein Name aus von Mühlen überetzt war, was sehr wohl möglich, muß dahingestellt bleiben.

Sind es nun auch nur wenige Deutsche oder Deutsche erster Generation, die wir in Illinois vor der Zeit vorfinden, zu der dieses — 1790 — als County des Nordwestgebiets seine eigene staatliche Existenz beginnt, so sind darunter doch Männer von ganz besonderer Tüchtigkeit und hervorragendem Nutzen für das junge Gemeinwesen.

Von in Illinois anässig gewordenen Nachkommen der alten deutschen Einwanderung vor 1790 sind dem Namen nach nur sehr wenige bekannt. Zwar steht ausdrücklich verzeichnet, von den 920 Einwohnern, welche in Illinois zur Zeit des ersten Besuchs des Gouverneurs St. Clair in Kaskaskia gezählt oder geschätzt wurden, (620 um Kaskaskia und 240 um St. Philippe und Prairie du Rocher), seien die Mehrzahl Franzosen und Virginier gewesen, und letztere meist 1778 mit Oberst Georg Rogers Clark gekommen. Nun haben ja die Offiziere und Soldaten Clark's für ihre Dienste Landanweisungen erhalten, und einige der Offiziere die übrigen ganz oder zum Theil noch in den achtziger Jahren; die meisten aber erst viel später. Aber ihre Namen erscheinen nicht in den Grundbüchern, welsch' letztere überhaupt erst seit 1818 existiren, oder unter den bleibenden Ansiedlern, und wenn sie im J. 1790 da waren, müssen sie wieder fortgezogen sein, ohne eine Spur zu hinterlassen. Die meisten werden jedenfalls ihre Anweisungen an Andere verkauft haben. Erst gegen Ende des letzten Jahrzehnts des achtzehnten Jahrhunderts, nach dem Frieden von Greenville im J. 1795, beginnt ihre Einwanderung stärker zu werden. Wenn berichtet wird, daß in den Jahren 1788 und 1789 zwischen 800 und 900 Böte mit 20,000 Menschen, 7000 Pferden, 3000 Kühen, 900 Schafen und 600 Wagen an Fort Harmar (Marietta) vorbei den Ohio hinabgefahren seien, so ist diese Auswanderung wohl vornehmlich und fast ausschließlich Kentucky und vielleicht Tennessee zu Gute gekommen. Illinois erhielt so gut wie nichts davon.

Von wirklichen Ansiedlern deutscher Abkunft finden sich vor 1790 außer den früher aufgeführten nur noch William S u f f, der 1786 aus dem Monongahela-Gebiet im westlichen Pennsylvanien gekommen war, und 1794 von Indianern getödtet wurde, und die große, aus Berkeley County in

Virginien stammende Familie *L e m e n*, deren deutscher Ursprung zwar nur wahrscheinlich, aber doch recht wahrscheinlich ist, da nicht nur der Name entschieden auf den deutschen Lehmann hinweist, sondern auch in Berkeley County eine starke deutsche Nachkommenschaft saß. Diese Lemen spielen in der Besiedlungsgeschichte von Illinois eine bedeutende Rolle; besondere Berühmtheit erlangte einer der Söhne, Joseph, als Prediger und Organisator der ersten Baptisten-Gemeinden im südlichen Illinois.

Werfen wir nun, ehe wir in der Geschichte der Besiedlung weiter fortfahren, einen Blick auf die anfängliche politische Gestaltung des jungen Gemeinwesens.

Vierter Abschnitt.

Das staatliche Werden.

In der Einleitung ist kurz angeführt, daß das Nordwestgebiet durch die Verordnung des Congresses vom 13. Juli 1787 geschaffen wurde. Von Interesse ist es, etwas über die Vorgeschichte dieser Verordnung zu erfahren.

Gleich nach Beendigung des Krieges hatte General Rufus Putnam von Vermont — derselbe, welcher die ersten Ansiedler nach Ohio brachte und Marietta gründete — dem Congress einen Plan vorgelegt, wonach das Land zwischen dem Erie-See und dem Ohio an die Veteranen des Krieges vertheilt werden sollte, um so zugleich die Besiedlung des Gebietes und einen kräftigen Schutz der westlichen Grenze durch waffengewohnte Männer zu erlangen. Aber da damals noch die einzelnen Staaten ihre Ansprüche an das Gebiet nicht aufgegeben hatten, konnte der Congress, so viel Freunde der Plan auch fand, noch nichts in der Sache thun.

Am 1. März 1784 ernannte der Congreß indeß ein Comité, um einen Plan für die staatliche Gestaltung des ganzen westlichen (nordwestlichen und südwestlichen) Gebietes auszuarbeiten und dessen Vorsitzender — kein Geringerer als Thomas Jefferson — erstattete bereits am 17. März einen Bericht, wonach daraus siebenzehn Staaten, zehn aus dem Nordwestgebiet, gebildet werden sollten, letztere zu benamen: Sylvania, Michigania, Cheronefus, Assenisipia, Metropotamia, Illinoisia, Saratoga, Washington, Polypotamia und Pelisipia. Es ist überflüssig, die für diese Staaten von Jefferson vorgeschlagenen Grenzen anzuführen, da dieser Theil des Vorschlags nicht angenommen wurde, und übrigens auch dessen am 23. April angenommener Theil nie zur Ausführung kam, wonach jedes der angeführten Gebiete auf eigenes Geßuch hin oder auf Beschluß des Congresses die Erlaubniß erhalten solle, eine provisorische Regierung zu bilden, und nachdem sich darin 20,000 freie Einwohner niedergelassen, bevollmächtigt sein solle, einen Convent zu berufen, eine Verfassung anzunehmen und sich selbst eine dauernde Regierung zu geben. Nur sollten dabei folgende unerläßliche Bedingungen beobachtet werden: Die neuen Staaten haben wie die ursprünglichen, auf immer einen Theil der Conföderation der Ver. Staaten zu bilden und sich den Beschlüssen und Verordnungen des Congresses zu unterwerfen; sie dürfen der Verwerthung des Landes durch den Congreß nichts in den Weg legen, müssen den auf sie rechtmäßig entfallenden Antheil an der zur Zeit vorhandenen oder künftig entstehenden Bundes-schuld tragen, und dürfen die den Ver. Staaten gehörigen Ländereien überhaupt nicht, und die Ländereien, die Nicht-Bewohnern gehören, nicht höher besteuern, als die der Bewohner. Und ihre Regierungsform muß eine republikanische sein.“

Aber wie gesagt, es erfolgten keine Schritte, um dem Ge-

biet auch nur eine provisorische Regierung zu geben, und die Bewohner waren gezwungen, so gut es ging, sich ohne eine solche zu behelfen, und wenn nöthig, das Gesetz selbst in die Hand zu nehmen. Und solche ungeregelte, der Stimmung des Augenblicks unterworfenen Selbsthilfe führt auf die Dauer zu unerträglichen Zuständen. Zwar behaupten einige Historiker, zu jener Zeit seien Verbrechen sehr selten gewesen, und Friedensbruch, Betrügereien und andere unehrliche Handlungen nur wenig vorgekommen. Doch lassen schon die bei Eintritt der staatlichen Ordnung erlassenen scharfen Gesetze, von denen man doch annehmen muß, daß sie einem obwaltenden Bedürfniß entsprachen, erkennen, daß diese Behauptung auf demselben Boden fußt, wie die von der „guten alten Zeit“, nämlich dem der Phantasie.

Illinois freilich war nie ganz ohne Regierung, indem der französische und englische die virginische Regierung geistlos war. Patrick Henry, zur Zeit der Eroberung von Kasaskia Gouverneur von Virginien, hatte noch im December 1778 den Oberst John Todd, der unter Clark als Oberstlieutenant diente, zum militärischen Befehlshaber des County Illinois ernannt, und ihn zugleich mit der bürgerlichen Verwaltung betraut. Er kam auch im Frühjahr 1779 nach Kasaskia, und erließ als erste Maßregel am 15. Juni ein vorläufiges Verbot, in den Flußniederungen, innerhalb einer Meile vom Fluß, neue Ansiedlungen zu bilden, es sei denn in der Weise und Form der früher von den Franzosen gebildeten Niederlassungen; sowie die Anordnung, alle Landansprüche mit den nöthigen Beweisen den sobald als möglich zu ernennenden Landbeamten zur Registrirung einzureichen. Damit sollte bezweckt werden, die berechtigten Ansprüche der alten Bewohner vor Uebergreifen der Neukömmlinge zu schützen.

Todd setzte 1779 auch ein Criminal- und Civilgericht ein, das seinen Sitz in Vincennes am Wabash hatte, und dem jun-

gen Gemeinwesen, dessen Bevölkerung zum allergrößten Theil dem Mississippi entlang wohnte, schon der großen Entfernung halber von geringem Nutzen war. Eine einheitliche Rechtsgrundlage gab es noch nicht, und das Recht, das geübt wurde, beruhte auf einem Sammelsurium von französischem Civilrecht, willkürlichen Erlassen der englischen Commandanten in Fort Chartres, und Anordnungen der virginischen Behörden. Jedenfalls war der herrschende Zustand nicht zufriedenstellend, denn im August 1786 richteten die Bewohner von Kaskaskia eine Denkschrift an den Congreß, mit der Bitte, sie in den Stand zu setzen, eine bessere Regierung zu bilden, worauf am 24. August folgende Antwort erlassen wurde:

„Der Congreß hat einen Plan für eine zeitweilige Regierung besagten Bezirks unter Verathung, und dessen Annahme wird nicht länger verzögert werden, als die Wichtigkeit des Gegenstandes und die gebührende Rücksicht auf die Wohlfahrt der Bevölkerung erheischen mag.“

Wichtig genug war der Gegenstand, und es ist nicht zu verwundern, daß die Baumeister unserer staatlichen Behandlung sich Bedenkzeit nahmen, um zu einem ausführbaren Plane zu gelangen. Denn es galt vor allen Dingen, eine allgemeine Regierungsform für noch gar nicht vorhandene, und erst zu bildende Staaten zu finden, — ein ganz neues und schwieriges Problem, da es sich nicht um Gestaltung von Vorhandenem nach den in der „Bill of Rights“ niedergelegten Grundsätzen, sondern um Schaffung von etwas Zukünftigem aus noch nicht Vorhandenem handelte. Ferner war für die Vermessung und den Verkauf der dem Bunde zugefallenen Domäne ein intelligentes, praktisches und überall anwendbares System zu erdenken; es mußte Vorseeung für die Enteignung der Indianer getroffen werden, und endlich war die

Deutsche und deutsche Nachkommen in Illinois

große Frage zu entscheiden, ob in dem Gebiete Sklaverei zulässig sein solle oder nicht.

Was diesen letzteren Punkt von allerhöchster Wichtigkeit betrifft, so hatte schon Jefferson in seinem Entwurf vorgeesehen, daß nach dem Jahr 1800 in keinem der aus dem Gebiet zu bildenden Staaten Sklaverei oder unfreiwillige Dienstbarkeit bestehen solle, es sei denn als Strafe für ein Verbrechen, dessen die betreffende Person gesetzlich überführt worden sei. Aber dieser Paragraph war damals nicht angenommen worden.

Und am 16. März 1785 hatte Rufus King einen Beschluß eingebracht, wonach in keinem der im Beschluß vom 23. April 1784 vorgeesehenen Staaten Sklaverei oder unfreiwillige Dienstbarkeit bestehen solle, außer als Strafe für Verbrechen, deren der Betreffende sich persönlich schuldig gemacht habe, „und daß diese Bestimmungen einen unlöslichen Vertrag zwischen den dreizehn ursprünglichen Staaten und jedem der im Beschluß vom 23. April 1784 beschriebenen Staaten bilden, und ein Fundamentals-Grundsatz der Verfassung bleiben sollen.“

Aber dieser Beschluß, der an ein Comité von acht Staaten verwiesen wurde, war darin eingeschlafen.

Wie dringend nöthig namentlich wegen der Besitzverhältnisse für den Bund selbst wie für die Bevölkerung eine geordnete Regierung war, erhellt am besten aus folgendem:

Das vorerwähnte vom Oberst Todd eingesetzte Gericht in Vincennes, dessen Vorsitzender der militärische Commandant des Postens, Oberst J. M. P. Legras, war, betrachtete sich als unumschränkter Souverän des seiner Jurisdiktion unterstehenden Landes und begann mit freigelegter Hand Grund und Boden in Stücken von verschiedenem Umfang an die

französischen und amerikanischen Ansiedler, und an Civil- und Militärbeamte zu verschenken. Bis 1787 hatte es auf diese Weise 48,000 Acres Land vergeben. Außerdem aber vertheilte es einen im J. 1742 von den Piankeshau-Indianern zum Besten der Franzosen in Vincennes abgetretenen Landstrich, der sich am Wabash entlang 72 Meilen (von Pointe La Coupee bis an die Mündung des White-River), und 120 Meilen westlich in Illinois und 90 Meilen östlich in Indiana hinein erstreckte, — also ein Gebiet von über 15,000 Quadratmeilen, — unter seine eigenen Mitglieder, und ließ einen betreffenden Beschluß in die Gerichtsakten eintragen, vielleicht in der Hoffnung, daß die Ver. Staaten nach der Besitzergreifung die Schenkung ohne Weiteres als zu Recht bestehend anerkennen und bestätigen würden. Jedenfalls aber, um für sich sofort einen Nutzen zu ziehen. Denn die Bescheinigungen dieser Schenkungen fanden, da sie im Namen des Staates Virginien ausgestellt und mit dessen Großem Siegel versehen waren, bereite Käufer in den Landspeculanten, die sie für eine Kleinigkeit aufkauften und sie im Osten mit großem Gewinn an Leute verhandelten, die nach dem Westen wollten, und die selbstverständlich in die Echtheit der so beglaubigten Dokumente keinen Zweifel setzten. Viele gerieten durch dieselben in große Noth, wenn sie auf dieselben hin sich wirklich niederließen. Denn oft erst nach Jahren, nachdem sie das Land bebaut und eingezäunt und Häuser und Wirthschaftsgebäude darauf errichtet hatten, fand sich, daß ihr Besitztitel nichts werth war, und sie hatten nicht nur das Kaufgeld, sondern auch die Arbeit von Jahren verloren.

Uebelstände, wie diese, die Einsicht, daß die Ver. Staaten den ihnen zugefallenen Landbesitz vor den Räubereien mehrerer und habgieriger Beamten und die Ansiedler vor Betrug schützen müsse, und besonders auch der Vorschlag der

von Rufus Putnam begründeten Ohio-Compagnie, für die in ihren Händen befindlichen Bundesschuldcheine im Betrage von mehreren Millionen Dollars Land zu nehmen, und die dadurch gegebene Aussicht auf Tilgung der Bundesschuld, trieben den Congreß endlich zum Handeln.

Nachdem zwei andere Pläne, die im September 1786 und Ende April 1787 dem Congreß vorgelegt wurden, debattirt, aber nicht zur endgültigen Annahme gelangt waren, wurde am 8. Juli 1787 auf Vetreiben von Rev. Dr. Manassah Cutler von Massachusetts, der als Agent der erwähnten Ohio-Compagnie nach New York, wo der Congreß damals saß, gekommen war, ein neues Comité ernannt, bestehend aus Edward Carrington von Virginien, Vorsitzender, Nathan Dane von Massachusetts, M. S. Lee von Virginien, John Nean von South Carolina und Melancthon Smith von New York. Dieses brachte schon am 11. Juli eine neue Verordnung ein, welche am 12. durch Hinzufügung des Verbots der Sklaverei amendirt, und am 13. Juli durch das einstimmige Votum der acht Staaten, deren Vertreter zur Zeit im Congreß anwesend waren, — Virginien, Delaware, Nord-Carolina, Süd-Carolina, Georgia, Massachusetts, New York und New Jersey, — angenommen wurde. Bedenkt man, daß die erstgenannten fünf dieser Staaten Sklavenstaaten, nur drei freie Staaten waren, von denen überdies in zweien (New York und New Jersey) Sklaverei noch geduldet wurde, so erscheint die Annahme des Verbots der Sklaverei als geradezu wunderbar. Und doch erklärt sie sich aus der Thatfache, daß „Sklaverei“ damals noch nicht zum Gegenstand und Mittel der Politik geworden war, und durch den von William Granjon von Virginien für sein Votum angegebenen Grund: „das Verbot der Sklaverei würde den Anbau von Tabak, Baumwolle und Indigo nördlich vom Ohio verhindern“. Es wurde nämlich von den südlichen Pflanzern stets behauptet,

tet, daß diese Produkte nur bei Sklavenarbeit einen Gewinn abwürfen.

Die Verordnung machte zum Zweck der Einrichtung einer zeitweiligen Regierung aus dem ganzen Gebiet einen Bezirk. Sie verfügte, daß das Eigenthum auf die Erben in gleichen Theilen übergehen sollte, doch wurde den vorgefundenen französischen und canadischen Bewohnern und andern Ansiedlern in und bei Kaskaskia und Vincennes, die Virginien den Eid der Treue geschworen, gestattet, ihr Eigenthum nach den bei ihnen bisher üblichen Gesetzen und Formen zu übertragen und zu vererben. Ein Gouverneur war auf drei Jahre, ein Sekretär auf vier Jahre zu ernennen. Beide mußten im Bezirk wohnen und darin, der Erstere 1000, Letzterer 500 Acres Land besitzen. Ein Gericht, mit Common-Law-Gerichtsbareit und drei Richtern, war einzusetzen. Die Amtszeit der Richter war unbeschränkt, so lange sie sich gut verhielten. Auch sie mußten 500 Acres Land besitzen. Sie zusammen mit dem Gouverneur hatten den Gesetzen der alten Staaten solche zu entnehmen, die den Verhältnissen in dem neuen Gebiet angepaßt waren, und diese sollten in Kraft bleiben, bis eine Volksvertretung sie abändere oder bestätige. Der Gouverneur wurde zum Oberbefehlshaber der Milizen ernannt, und erhielt Vollmacht, alle Offiziere, außer den Generalen, anzustellen. Bis zur Organisation der Volksvertretung lag ihm auch die Anstellung aller bürgerlichen Beamten in den Counties ob. Sobald der Bezirk 5000 freie volljährige Männer enthielt, hatte der Gouverneur eine Volksvertretung zu berufen, bestehend aus einem Vertreter für je 500; wenn die Zahl der Vertreter 25 erreiche, sollte die Legislatur selbst das Vertretungsverhältniß bestimmen. Zum Abgeordneten war wählbar, wer drei Jahre im Bezirk gewohnt hatte, oder drei Jahre Bürger in einem Staate gewesen war, ehe er in den Bezirk zog, und wer 200 Acres Land besaß; Wäh-

ler mußten 50 Acres besitzen, und 2 Jahre im Bezirk gewohnt haben oder ebenso lange Zeit Bürger eines Staates gewesen sein. Die Abgeordneten waren auf zwei Jahre zu wählen. Die Gesetzgebung oder General-Assembly sollte aus dem Gouverneur, dem Rath (Council) und dem Haus der Abgeordneten bestehen. Der Rath sollte aus fünf Mitgliedern bestehen, welche der Congreß aus zehn Männern und Grundbesitzern von 500 Acres, die vom Abgeordnetenhaus des Gebiets vorzuschlagen waren, zu erwählen hatte. Vorlagen mußten, um Gesetzeskraft zu erlangen, von einer Mehrheit beider Häuser angenommen, und vom Gouverneur unterzeichnet sein, der ein absolutes Veto, d. i. die Vollmacht besaß, jedes Gesetz durch einfache Verweigerung seiner Unterschrift zu Fall zu bringen. Beide Häuser sollten, in gemeinsamer Abstimmung, einen Vertreter beim Congreß erwählen, dem das Recht zustand, sich an den Berathungen zu betheiligen, der aber nicht mitstimmen durfte, — sämtlich Bestimmungen, die sich als so praktisch erwiesen haben, daß sie auch für die spätere Organisation von Territorien in Geltung geblieben sind.

Wichtiger noch als diese waren die sechs Artikel, die zum unabänderlichen dauernden Vertrag zwischen dem Volk der alten Staaten und dem des neuen Gebiets erklärt wurden. Sie besagten:

1. Niemand soll wegen der Art seiner Gottesverehrung oder wegen seiner religiösen Anschauungen belästigt werden.
2. Den Bewohnern werden die Wohlthaten des Habeas-Corpus und der Geschworenen-Gerichte, Vertretung in der Gesetzgebung und ein auf das gemeine Recht begründetes Gerichtsverfahren gewährleistet. Alle sollen, außer in Mordfällen, wo der Beweis augenfällig oder der Verdacht groß ist, zur Bürgschaft zugelassen

werden; alle Geldstrafen sollen mäßig sein; grausame oder ungewöhnliche Strafen dürfen nicht verhängt werden. Niemand darf der Freiheit seiner Person oder seines Eigenthums außer durch das Urtheil seiner Gleichen oder durch das Landesgesetz beraubt werden; und falls es zur öffentlichen Nothwendigkeit werden sollte, zur Erhaltung des Ganzen Jemandes Eigenthum zu nehmen oder seine besonderen Dienste zu beanspruchen, so soll dafür volle Entschädigung geleistet werden. Kein Gesetz darf erlassen werden oder soll Kraft haben, welches in irgend einer Weise in gutem Glauben und ohne Betrug abgeschlossene Privat-Verträge beeinträchtigt.

3. Da für eine gute Regierung und das Wohl der Menschheit Religion, Sittlichkeit und Kenntnisse nöthig sind, soll Schulen und den Mitteln zur Erziehung immerdar Vorschub geleistet werden. Den Indianern gegenüber ist Treue, Gerechtigkeit und Menschlichkeit zu üben, ihr Land und Eigenthum soll ihnen nicht ohne Entgelt genommen, und Friede und Freundschaft mit ihnen unterhalten werden.
4. Die aus dem Gebiet zu bildenden Staaten sollen für immer einen Theil der Vereinigten Staaten bilden, und deren Gesetzen unterworfen sein; den auf sie entfallenden Theil der Bundesschuld tragen, die dem Bunde gehörigen Ländereien nicht besteuern, und die Nicht-Bewohnern gehörigen nicht höher besteuern, als die den Bewohnern gehörigen. Die Seen sollen für immer allen Bewohnern der Ver. Staaten offen bleiben.
5. Aus dem Gebiet sollen nicht weniger als drei noch mehr als fünf Staaten gebildet werden, mit nachstehenden Grenzen:

Der westliche Staat soll vom Mississippi, dem Ohio und dem Wabash-Fluß, einer von Post Vincennes am Wabash-Fluß bis zur Grenze zwischen den Ver. Staaten und Canada nach Norden gezogenen geraden Linie und von dieser Grenze bis zum Lake of Woods begrenzt werden.

Die Grenzen des mittleren Staates sollen sein: Die erwähnte gerade Linie, der Wabash von Post Vincennes bis zum Ohio, der Ohio, eine von der Mündung des Miami nach der canadischen Grenze gezogene gerade Linie und die canadische Grenze.

Der östliche Staat soll letztere Linie, die canadische Grenze, Pennsylvanien und den Ohio zu Grenzen haben.

Aber der Congreß behält sich vor, falls die Verhältnisse es rathsam erscheinen lassen, aus dem nördlich von einer durch den südlichen Punkt des Michigansees von Westen nach Osten gezogenen Linie liegenden Theil des Gebiets ein oder zwei neue Staaten zu bilden.

Sobald einer dieser Staaten 60,000 freie Bewohner enthält, sollen seine Abgeordneten, auf in jeder Hinsicht gleichem Fuße mit denen der ursprünglichen Staaten, in den Congreß der Ver. Staaten zugelassen werden, und soll er berechtigt sein, eine dauernde Verfassung anzunehmen und eine Staatsregierung einzurichten, — nur müssen Verfassung und Regierung republikanisch sein, und mit den in diesen Artikeln aufgestellten Grundsätzen in Uebereinstimmung stehen. Und falls es sich mit der allgemeinen Wohlfahrt des Landes verträgt, kann die Zulassung auch gestattet werden, ehe 60,000 freie Bewohner im Staate vorhanden sind.

6. In diesem Gebiet soll weder Sklaverei noch unfreiwillige Dienstbarkeit zulässig sein, es sei denn als Strafe

für Verbrechen, daran der Betreffende geistlich schuldig befunden worden ist.

Von welcher außerordentlichen Tragweite dieser letzte Artikel war, hat die Geschichte der Vereinigten Staaten im 19. Jahrhundert bewiesen.

Der Annahme dieser grundlegenden Verordnung ließ der Congreß am 5. Oktober 1787 die Wahl von Generalmajor Arthur St. Clair zum Gouverneur des Gebiets folgen. Der war ein geborener Schotte und 1755 nach Amerika gekommen, hatte 1758 unter General Amherst bei der Einnahme von Louisburg und 1759 bei dem Sturm auf Quebec unter Wolfe gedient, und sich nach dem Frieden von 1763 im westlichen Pennsylvanien niedergelassen. Im Unabhängigkeitskriege warb er ein Regiment von 750 Mann, dessen Oberst er wurde, und erhielt später die Beförderung zum Generalmajor. In Folge der Räumung von Ticonderoga und Mount Independence wurde er 1788 vor ein Kriegsgericht gestellt, aber ehrenvoll freigesprochen, und blieb bis zum Ende des Krieges im Dienst. Im J. 1786 wurde er in den Congreß und von diesem zum Präsidenten gewählt. Da der Krieg ihm große Verluste gebracht hatte, drangen seine Freunde darauf, daß er die Gouverneursstelle im Nordwestgebiet erhalte, damit er den Schaden einbringen könne.“ Schon damals also galt — wie leider durch vielfache andere Vorkommnisse bezeugt wird — die Anschauung, daß politische Ämter zur Bereicherung der Inhaber da seien. Zur Ehre St. Clairs sei es gesagt, daß er am Speculiren in Land weder Geschmack fand noch Anlage dazu besaß, ja es mit der Würde des Amtes unverträglich erachtete.

Die ihm vom Congreß ertheilten besonderen Instruktionen waren, daß er den Frieden zwischen den Indianern und den Ver. Staaten auf jede Weise zu fördern, alle Bündnisse zwischen den Indianern selbst möglichst verhindern, auf gute

Nachbarschaft zwischen ihnen und den weißen Ansiedlern hin-
arbeiten, und den Handel mit ihnen regeln solle; ferner, daß
er soweit als möglich Namen und Wesen der das Gebiet be-
wohnenden Stämme, ihre Häuptlinge und die Zahl ihrer
waffenfähigen Männer feststellen, sie auf jede mögliche Weise
für die Ver. Staaten gewinnen, und besonders keine Gelegen-
heit versäumen solle, den Indianern ihre westlich vom Mis-
sissippi liegenden Ländereien abzunehmen (to extinguish
the Indian title.)

Im Sommer 1788 kam St. Clair mit den drei gleichzei-
tig mit ihm ernannten Richtern — Samuel Golden Parsons,
James Mitchell Barnum und John Cleves Symmes — nach
Marietta, erließ eine Reihe von Gesetzen für das ganze Ge-
biet, schuf mehrere Counties in dem Gebiet östlich von Illi-
nois und ernannte die bürgerlichen Beamten für dieselben,
und am 15. Juli 1788 war die Territorial-Regierung in vol-
ler Thätigkeit.

Die Gesetze waren ziemlich draconischer Art. Auf Mord,
Godverrath und Brandstiftung, falls diese zum Verlust von
Menschenleben führte, stand Tod; Diebstahl, Einbruch und
Raub wurden mit 39 Peitschenhieben bestraft; Meineid mit
Auspeitschen, Geldstrafe oder Prangerstehen; Fälschung mit
Geldstrafe, Verlust der bürgerlichen Rechte und Prangerste-
hen; Trunkenheit mit Geldstrafe, und falls diese nicht ent-
richtet wurde, mit Prangerstehen in Fußketten. Im Allge-
meinen war der Sheriff ermächtigt, Verurtheilte, welche ihre
Geldstrafe nicht bezahlten, auf nicht mehr als sieben Jahre
zu verdingen. Unaufrichtige Unterhaltung und lästerliches
Gerede waren öffentlich zu rügen und brachten — furcht-
bare Strafe! — den Verlust des Vertrauens der Regierung
mit sich. Sittlichkeit und Frömmigkeit wurde den Bewoh-
nern zur Pflicht gemacht und der Sabbath für heilig erklärt.

Fünfter Abschnitt.

Das County St. Clair.

Erst im Februar 1790 kam der Gouverneur nach Illinois, und zwar auf direkte Anordnung von Präsident Washington, der ihm am 6. Oktober 1789 schrieb: „Sie werden ferner darangehen, sobald es mit Sicherheit geschehen kann, die vom verfloffenen Congreß erlassenen Anordnungen betreffs der Bewohner von Post Vincennes und bei den Kaskaskias und den anderen Dörfern am Mississippi zur Ausführung zu bringen. Es ist von einiger Wichtigkeit, daß die besagten Bewohner sobald als möglich in den Besitz des Landes, zu welchem sie berechtigt sind, nach einem bekannten und feststehenden Grundsatz gelangen.“

Sein erster Schritt nach seiner Ankunft in Begleitung des Territorial-Sekretärs Winthrop Sargent war, ein County abzutheilen und zu organisiren, welches er nach sich St. Clair County benannte, und das das südliche Illinois nördlich bis zur Mündung des Little Madinat Creek in den Illinois-Fluß umfaßte. Er setzte ein Gericht für „Common Pleas“ ein, und ernannte als Richter John Edgar von Kaskaskia, Jean Baptiste Barbeau von Prairie du Rocher und Jean du Moulin von Cahokia, die jeder in seinem Wohn-Bezirk zu Recht zu sitzen hatten. Die Gerichts-Termine hatten alle drei Monate zu beginnen, daher der später allgemein gebräuchliche Name „Quarter-Sessions“. Der Bruder des Gouverneurs, William St. Clair, wurde zum Clerk des Gerichts und Recorder der Urkunden, William Biggs zum Sheriff ernannt, Cahokia zum Countysitz bestimmt. Die Klagen waren in den Bezirken einzureichen, in denen der

Verklagte wohnte. Anklage-Juries waren in jedem der Bezirke für jeden Termin einzuberufen. Von den Entscheidungen dieser Gerichte konnte Berufung eingelegt werden, aber Niemand hat je von diesem Rechte Gebrauch gemacht, weil die Verhältnisse es nicht gestatteten. Denn das Ver. Staaten-Obergericht für das ganze Territorium hielt seine Sitzungen entweder in Cincinnati oder Chillicothe ab, und für die damaligen Verkehrsmittel war eine Reise dorthin so gut wie ausgeschlossen. —

Welchen Schwierigkeiten überhaupt in Folge der ungeheuren Entfernungen die Gerichtspflege unterlag, erhellt aus einem Falle, den Brown in seiner Geschichte von Illinois S. 273 erzählt: „Vor einem Friedensrichter in Cahokia war eine Klage auf Erstattung des Werthes einer Kuh eingebracht und dem Kläger waren \$16 zugesprochen worden. Berufung an das Common Pleas Gericht (die Friedensrichter durften über Civilfälle bis zum Klagerwerthe von \$20 aburtheilen, und Berufungen von ihrer Entscheidung gingen an das Common Pleas Gericht; in Criminalfällen führten sie nur die Untersuchung. Geschworene waren in den Friedensgerichten nicht gestattet) wurde eingelegt. Die verklagte und verurtheilte Partei und deren Zeugen wohnten 400 Meilen entfernt in Prairie du Chien im jetzigen Wisconsin. Der Sheriff, der auch einen Handel mit den Indianern betrieb, rüstete, nachdem ihm die Vorladungen zugestellt waren, ein Boot mit Waaren für die indianische Kundschaft aus, und machte sich nach Prairie du Chien auf, unterwegs seine Waare an den Mann bringend. Zurückgekehrt, brachte er, indem er für jede Vorladung, wie sein gutes Recht, das Meilengeld und die sonstigen Kosten ankredete, eine Rechnung von zusammen \$900 ein. Ob sie je bezahlt worden ist, ob überhaupt Verklagte und Zeugen der Vorladung Folge geleistet haben, steht nicht verzeichnet.“ —

Die Gesetze, welche Gouverneur St. Clair und die Richter für das County Illinois erließen, waren in einigen Beziehungen noch schärfer, als die vorher erwähnten, für das Nordwestgebiet erlassenen. Wm. M. Meese in seiner Proschüre "The Beginnings of Illinois" führt folgende an:

„Brandstiftung wurde mit dem Tode bestraft; Diebstahl von Schweinen mit Geldstrafen von \$50 bis \$100 und Peitschenhieben auf den bloßen Rücken; Pferdediebstahl mit Tod; Aenderung des eingebrannten Eigenthümerzeichens an einem Pferde mit 140 scharfen Peitschenhieben auf den bloßen Rücken, im Wiederholungsfalle mit Hinzufügung einer Geldstrafe, oder mit zweistündigem Stehen am Pranger, und Einbrennen eines T auf den linken Arm mit rothglühendem Eisen. Wer wißentlich ein gestohlenen Pferd an sich nahm, galt dem Diebe gleich, und hatte als solcher gleichfalls Todesstrafe zu gewärtigen. Verstümmelung eines Menschen war mit Gefängnißstrafe von einem bis zu sechs Monaten und einer Geldstrafe von nicht weniger als \$1000 bedroht. Auf Bigamie standen* einhundert bis dreihundert nachdrücklich zu verabsolgende Peitschenhiebe auf den bloßen Rücken.“

Da man auch hier annehmen muß, daß diese Gesetze der Vorschrift des Congresses entsprachen, sie dem obwaltenden Bedürfniß anzupassen, so sieht man sich leider zu der Schlußfolgerung gezwungen, daß die damaligen sittlichen Zustände in Illinois nicht gerade idyllischer Natur waren. Was freilich kein Wunder ist. Denn selbstverständlich waren neben braven und geschwiegenen Ansiedlern eine Menge Abenteurer von laxer Moral und viel gewaltthätiges Gesindel in das Gebiet geströmt, das es mit dem Mein und Dein nicht genau nahm, und zu dessen besonderer Liebhaberei der Pferdediebstahl gehörte.

Auch die wirtschaftlichen Zustände, welche Gouverneur

St. Clair vorband, waren wenig erfreulicher Art. Das untere Illinois, dem Wabash wie Mississippi entlang, hatte während des letzten Jahrzehnts drei schwere Ueberschwemmungen durchgemacht, welche entweder die Ernte fortshaweminten oder die Einfaat verhinderten. Auch die letzte Ernte war durch einen Frühfrost gänzlich vernichtet worden. Dazu kam, daß die Regierung von Virginien die Requisitionen für Clark und das Illinoiser Regiment nicht bezahlt hatte, die in ihrem Namen gemacht und von der Bevölkerung freudig und oft über die Kräfte der Einzelnen hinaus geliefert waren, so wie daß von dem vorerwähnten Gericht und Anderen, die sich als Bevollmächtigte Virginien's ausgaben, die schändlichsten Erpressungen verübt worden waren, und daß die Hauptquelle des früheren Wohlstandes, der Handel mit den Indianern, aufgehört hatte. Statt dessen sah sich die Bevölkerung feindlichen Indianer-Ueberfällen selbst von Seiten einiger derjeniger Stämme ausgesetzt, mit denen sie so lange Jahre in bester Freundschaft gelebt hatte. Jetzt sollten diese gänzlich verarmten Leute, die nach einer an den Gouverneur gerichteten Denkschrift des Pfarrers Gibault oft des täglichen Brotes entbehrten, auch noch, wie Gouverneur St. Clair angeordnet hatte, für die Vermessung des Bodens, der seit so langen Jahren ihr unbestrittenes Eigenthum gewesen, und für dessen Eintragung in die Grundbücher bezahlen. St. Clair selbst giebt in einem Bericht an den Staatssekretär zu, daß sie dazu außer Stande waren.

Ueberdies war das Verlangen eine Ungerechtigkeit und ein Vertragsbruch. Denn Virginien hatte in seiner Abtretungs-Urkunde ausdrücklich darauf bestanden, daß den Bewohnern von Illinois zur Zeit der Abtretung ihre Besitztitel bestätigt werden sollten, und der Congreß hatte im J. 1788 den Gouverneur des Nordwestgebiets angewiesen, den Besitz und die Rechtstitel der Franzosen und Aller, die in oder vor

dem Jahre 1783 sich als Bürger der Ver. Staaten bekannt hatten, zu bestätigen.

Die geschilderten traurigen wirthschaftlichen Verhältnisse, welche dazu beigetragen hatten, den größten Theil der Franzosen zu vertreiben, wirkten mit darauf hin, daß die Besiedlung des Illinoiser Gebiets anfänglich nur geringe Fortschritte machte. Der Hauptgrund davon war die fortwauernde Unsicherheit, welche im ganzen Nordwestgebiet in Folge der häufigen Ueberfälle durch die Indianer herrschte. Zwar hatte Illinois verhältnißmäßig wenig darunter zu leiden, — jedenfalls viel weniger als das nördliche Ohio und Indiana, — aber die Furcht davor genügte, die Einwanderung abzusprechen. Erst nachdem durch den am 19. November 1794 durch unseren Gesandten John Jay in London abgeschlossenen Freundschafts-, Handels- und Schiffahrts-Vertrag, in welchem England sich verpflichtete, bis zum 1. Juli 1796 seine sämtlichen Garnisonen aus dem im Frieden von 1783 abgetretenen Gebiete zurückzuziehen, den Indianern jede Hoffnung auf weitere englische Unterstützung geraubt war, und nach ihrer empfindlichen Niederlage am Maumee durch General Anthony Wayne und durch den ihr folgenden Vertrag von Greenville vom August 1795, wurde diese Furcht zum größten Theil gehoben. Denn durch diesen Vertrag traten die Indianer nicht nur den größten Theil des nördlichen Ohio und Indiana und einige Parzellen in Illinois ab, sondern versprachen, in Zukunft Frieden zu halten; und gestanden den Weißen außerdem freie und unbeschränkte Schiffahrt auf dem Wabash, dem Chicagofluß und Illinois-Fluß zu. Die abgetretenen Parzellen in Illinois waren: ein Stück Land, 6 Meilen im Quadrat, an der Mündung des Chicago-Flusses, der in das Südwest-Ende des Michigansees, da wo früher ein Fort stand, mündet; ein Stück Land, 12 Meilen im Quadrat, an oder bei der

Mündung des Illinois-Flusses, und ein Stück Land, 6 Meilen im Quadrat, bei dem alten Fort und Dorf Peoria, nahe dem Süd-Ende des Illinois-Sees am besagten Illinois-Fluß.

Aber die Furcht vor den Indianern war nicht das alleinige Abschreckungsmittel. Ein weiterer Hauptgrund der langsamen Besiedlung war die schlechte Rechtspflege, und die dadurch hervorgerufene Unsicherheit der Personen wie des Eigenthums. Vielleicht waren die nach dem Osten dringenden Gerüchte davon schwärzer gefärbt, als die Thatfachen rechtfertigten, aber daß die Rechtspflege lax war, ist daraus ersichtlich, daß in St. Clair County in fünf Jahren kein Criminalgericht in Sitzung gewesen war.

Und noch ein dritter und gleichfalls schwerwiegender Grund lag in der Schwierigkeit und Unsicherheit des Land-erwerbs seitens des unbemittelten Ansiedlers. Nach dem bestehenden Gesetz wurde das Land nur in Parzellen von 400 Acres abgegeben, die auf einmal bezahlt werden mußten. Dem späteren Präsidenten William Henry Harrison, der als erster Territorial-Abgeordneter von Indiana in den Congress gesandt wurde, verdankte man die wohlthätige Abänderung, daß das Land in Stücken von 320 Acres abgegeben werden konnte und daß nur der vierte Theil des Preises anzubahlen zu werden brauchte, und der Rest in ein, zwei und drei Jahren zu tilgen war. Auch das aber half fürs Erste nicht viel, weil noch keine Landämter und Grundbücher vorhanden waren — erst 1804 wurde das erste Landamt in Illinois in Kaskaskia eröffnet —, und riesige Complexe von Landspesulanten auf Grund von französischen Rechten und Schenkungen der britischen und amerikanischen Befehlshaber, die von ihnen aufgekauft waren, beansprucht wurden. Da diese Ansprüche vom Congress noch nicht bestätigt waren, mußte der Ansiedler fürchten, später das Land von Neuem

kaufen zu müssen. Auch war mit der vertragsmäßigen Ent-eignung der Indianer nur sehr geringer Fortschritt gemacht. Erst mit der berichteten Eröffnung des Landamtes in Kas-kaskia, und nachdem durch besonders dazu bestellte Beamte die Ansprüche untersucht waren, was bis zum Jahre 1810 währte, und 890 derselben als ungesetzlich und betrügerisch verworfen waren, trat in dieser Hinsicht Besserung ein. Lei-der wurden vom Congreß viele ebenso ungesetzliche Ansprüche bestätigt; so eine Schenkung von 30,000 Acres, die Gou-berneur St. Clair seinem Sohne Arthur gemacht hatte.

Nur wenig mehr als acht Jahre blieb Illinois ein Theil des Territoriums Indiana. Die große Entfernung der Ter-ritorialhauptstadt, Vincennes am Wabash, von dem besiedel-ten Theile von Illinois am Mississippi, die Schwierigkeit des Verkehrs und der Rechtspflege, machte das Verlangen nach Selbstständigkeit für Illinois zu einem Gebot der Selbsterhal-tung. Und nach einem mehrjährigen und erbitterten, mehr-fach zu blutigen Ausschreitungen führenden Kampfe zwischen den Parteien willigte der Congreß in die Trennung, und schuf am 3. Februar 1809 das Territorium Illinois aus al-lem westlich vom Wabash-Fluß und einer von Vincennes nach der britischen Grenze gezogenen senkrechten Linie liegenden Lande bis zum Mississippi. Das neue Gebiet schloß also den heutigen Staat Wisconsin und das östlich vom Mississippi liegende Stück von Minnesota ein. Am 21. Mai 1812 er-wählte das Territorium seinen ersten Vertreter beim Con-greß; sechs Jahre später wurde es — am 3. Dezember 1818 — als Staat in die Union aufgenommen.

Fast wäre das ohne Chicago und den ganzen nördlichen Theil des Staates geschehen. Im fünften Artikel der Ver-ordnung von 1787, durch welche das Nordwestgebiet geschaf-fen wurde, war bestimmt worden, daß der Congreß einen oder zwei Staaten aus dem Theile des Nordwestgebiets bil-

den dürfe, der nördlich von einer durch den südlichsten Vorphang des Michigansees gezogenen Linie, d. h. nördlich vom Breitengrad 41. Gr. 37 M. 7.9 S. liege, und in der am 17. April 1818 eingebrachten Vorlage für die Schaffung des Staates Illinois war diese Linie als nördliche Grenze des Staates vorgesehen worden. Glücklicher Weise besaß Illinois in seinem damaligen Congreß-Abgeordneten Nathaniel Pope einen weitsichtigen Mann, der erkannte, welch' ein Umding es sein würde, den neuen Staat gänzlich von den Vinnenseen auszuschließen. Seinem Eifer und seiner trefflichen Begründung gelang es, die folgende Grenzbestimmung durchzusetzen:

„Anfangend an der Mündung des Wabash-Flusses, diesen hinauf, und der Grenzlinie von Indiana entlang bis zur Nordwestecke jenes Staates; dann östlich die Grenze jenes Staates entlang bis zur Mitte des Michigan-Sees; von da nördlich die Mitte jenes Sees entlang bis zu 42 Grad 30 Minuten nördlicher Breite; von da westlich bis zur Mitte des Mississippi-Flusses; von da die Mitte dieses Flusses entlang bis zu seinem Zusammenfluß mit dem Ohio-Fluß und von da diesen Fluß an seinem Nordwestufer hinauf bis zum Anfangspunkt.“

Gegen diese für Illinois so glückliche Anordnung konnte das dadurch geschädigte Wisconsin nicht protestiren, da es noch so gut wie leer von Weißen war. Es that es aber 20 Jahre später und führte einen mehrjährigen Kampf um Wiedereinsetzung der in der Verordnung von 1787 vorgesehenen Grenze. Es fand auch manche Befürworter in den nördlichen Counties von Illinois. Am 6. Juli 1840 wurde in Rockford ein von den Counties Jo Davies, Winnebago, Stephenson, Rock Island, Ogle, Boone, McHenry, Carroll und Whiteside bezeichneter Convent abgehalten, welcher erklärte, Wisconsin sei zu den 14 nördlichen Counties von Illinois be-

rechtigt, und die Bewohner dieser Counties aufforderte, einen auf den dritten Montag im November anberaumten Convent in Madison, Wis., zu beschicken, um die nothwendigen verfassungs- und gesetzmäßigen Maßregeln zur Richtigstellung der Grenze zu treffen. Aber in Wisconsin selbst fand diese Bewegung nur geringe Unterstützung, und durch dessen Zulassung als Staat im J. 1848 mit Belassung der Grenze auf 42. Grad 30 Minuten war der Streit endgültig aus der Welt geschafft.

Daß der Verlust seiner vierzehn nördlichen Counties mit Chicago für den Staat Illinois ein empfindlicher gewesen wäre, bedarf keiner Erörterung. Und obgleich Chicago in Folge seiner geographischen Lage zur zweiten Großstadt des Landes auch als Wisconsiner Stadt emporgeblüht wäre, so hätte es als solche doch manche der Vortheile eingebüßt, die seine Zugehörigkeit zu Illinois ihm brachte und die namentlich sein anfängliches schnelles Wachsthum förderten. So wäre es mehr wie fraglich gewesen, ob es je zum Bau des Illinois-Michigan-Kanals gekommen wäre. Denn der wäre dann in zwei Staaten zu liegen gekommen, der Bau hätte von zwei Staaten ausgeführt werden müssen, die Verwaltung zweien Staaten obgelegen, was zu großen Schwierigkeiten geführt haben würde. Daß in neuerer Zeit ein Wisconsiner Chicago die Erlaubniß zur Anlage des zu seiner Existenz so nothwendigen Drainirungs-Kanals erhalten haben würde, ist mehr als unwahrscheinlich.

Und selbst für das ganze Land wurde die Verschiebung der Grenze von Bedeutung. Eine wahr gewordene Prophezeiung waren die Worte, mit welchen Nathaniel Pope sie im Congreß wie folgt unterstützte:

„Falls der Handel von Illinois auf die große Verkehrsader, die seine ganze westliche Grenze bespült, den Mississippi, und auf dessen Hauptzufluß im Süden, den Ohio, be-

Deutsche und deutsche Nachkommen in Illinois

schränkt werden soll, liegt die Möglichkeit vor, daß seine Handelsbeziehungen zum Süden so innige werden, daß im Falle eines Versuches zur Auflösung der Union Illinois sein Loos auf die Seite der Südstaaten werfen würde. Andererseits, wird die nördliche Grenze von Illinois so gelegt, daß der Staat Territorial-Gerichtsbarkeit über das südliche Ufer des Michigan-Sees erhält, so würde dadurch das junge Gemeinwesen mit nahezu unzerreißbaren Banden gleicher Interessen an die Staaten Indiana, Ohio, Pennsylvania und New York geknüpft werden. Durch Annahme einer solchen Grenze mag Illinois in der Zukunft der Eckstein der Fortdauer der Union werden.“

Das Jahr 1861 hat diese Voraussagung zur Wahrheit gemacht.

Pope war es auch gelungen, die in der Verordnung von 1787 für die Zulassung der aus dem Nordwestgebiet zu bildenden Staaten vorgeschriebene Bedingung einer Mindest-Bevölkerung von 60,000 für Illinois auf 40,000 herabzusetzen. Trotzdem bedurfte es der Hündigkeit des mit der Volkszählung betrauten Bundesmarschalls, um diese Ziffer herauszubringen. Der wirkliche Bestand der weißen freien Ansiedler soll nur 34,620 betragen haben. Aber der Bundesmarschall wies seine Unterbeamten an, alle durch das Gebiet ziehenden Personen zu zählen, und zwar sowohl wenn sie dasselbe vom Osten her betraten, wie wenn sie es nach Westen oder Norden hin verließen, und der Congreß drückte zu dieser sonderbaren Rechnung gnädig die Augen zu, und erklärte am 3. December 1818 Illinois zu einem der Vereinigten Staaten von Amerika und als auf in jeder Hinsicht gleichem Fuße mit den ursprünglichen Staaten in die Union aufgenommen.“

Dem war die Annahme einer Staats-Verfassung durch einen von 15 Counties bezeichnten verfassungsgebenden Con-

vent in Kaskaskia und die Wahl von Shadrach Bond zum Gouverneur und Pierre Menard zum Vice-Gouverneur vorausgegangen.

Nehren wir nach dieser die politischen und sonstigen allgemeinen Verhältnisse berührenden Abichweifung zu der deutschen Einwanderung zurück. Die war in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, wie im ganzen Lande, eine spärliche. Bekannt geworden davon sind:

Julius A. Bärensbach (hier Barnsbach), aus der Harzgegend, der schon vorher — von 1802 bis 1807 — in Kentucky angesiedelt gewesen, aber der Sklaverei halber, die er verabscheute, von dort fortgezogen war, und sich in Madison County ansiedelte, wo er ein großer Landwirth und Grundbesitzer wurde, bei seinen amerikanischen Mitbürgern, die ihn gegen seinen Willen mit vielen Lokal-Memtern betrauten und 1846 auch in die Gesetzgebung sandten, in hohem Ansehen stand, und seinen später kommenden Landsleuten in uneigennützigster Weise mit Rath und That zur Hand ging. Ende der zwanziger Jahre folgten ihm mehrere seiner Neffen, von denen der eine, Julius Barnsbach, schon Anfangs der dreißiger Jahre Friedensrichter wurde, und später in Edwardsville ein großes Kaufgeschäft errichtete; ferner Conrad Bornemann, ein Hesse-Darmstädter, ein Maurer von Beruf, der 1816 nach Belleville kam und die meisten der älteren Gebäude daselbst aufführte; die Schweizer Familien Steiner, Wildi und Gardi aus dem Aargau, die sich im J. 1818 nicht weit von Belleville in St. Clair County niederließen, und denen ein paar Jahre später ein Verwandter Namens Baumann folgte; Ferdinand Ernst, ein wohlhabender Gutsbesitzer aus dem Braunschweigischen, der aus menschenfreundlichen Gründen die Absicht hegte, in den Ver. Staaten eine deutsche Kolonie zu gründen, im J. 1819 eine große Forschungs-

reise durch die Ver. Staaten machte, um dafür einen passenden Platz zu suchen, und denselben in Fayette County, in welches gerade die Hauptstadt von Illinois — Vandalia — verlegt werden sollte, gefunden zu haben glaubte. Er brachte auch Ende 1820 oder Anfangs 1821 eine aus etwa 90 Köpfen bestehende Gesellschaft, meist Hannoveraner und Braunschweiger, nach Vandalia, wo er noch 1819 vor seiner über New Orleans erfolgten Rückreise Baustellen gekauft hatte. Ursprünglich sollen die von ihm Herübergebrachten 300 Köpfe betragen haben, aber viele davon blieben in Baltimore oder auf dem Wege, und mehr als angegeben haben schwerlich Vandalia erreicht. Auch von ihnen sind dem Namen nach nur Riemann, Leidig, Hornig, Zerkes, Schneider und Grün bekannt, und nur Leidig und Riemann gelangten zu Wohlstand und Ansehen. Ein Sohn Leidig's war Alderman und Bürgermeister von Vandalia; Riemann war Oberst im Blackhawk-Kriege, erwarb viel Land und wurde Bankier; sein Sohn, gleichfalls Bankier, war Mitglied der Geselschaft und (1894) des National-Abgeordnetenhauses. Ernst selbst starb schon 1821 und hinterließ seine Familie in dürftigen Umständen. Wie es scheint, hatte er die Kosten der Uebersiedlung für den größeren Theil der von ihm Herübergebrachten selbst getragen, und wenn er die Hoffnung gehegt hatte, daß sie ihm später von denselben ersetzt werden würden, oder die Werthsteigerung der von ihm angekauften Ländereien den Verlust gut machen werde, erlitt er eine große Täuschung. Sicher erhielt er nichts von denen, die ihn unterwegs verließen. Wohl mögen einige der nach Vandalia Gelangten ihren Verpflichtungen nachgekommen sein; aber schwerlich alle. Denn Vandalia gelangte nie zu gedeiblicher Entwicklung, da der Regierungssitz schon 1836 nach Springfield verlegt wurde; und das Land in der Umgegend, eine Sügellandschaft.

stand an Fruchtbarkeit weit hinter dem in der offenen Prairie zurück. Deshalb mögen wohl viele seiner Begleiter und Schuldner bald weiter gewandert sein. Wenn noch aus 1834 der deutsche Reisende Theodor Bromme von der damals 900 Einwohner zählenden Stadt Vandalia berichtet: „Die Hälfte der Bewohner der Stadt und Umgegend sind Deutsche, die seit 1820 hier eingewandert sind“, so mag das damals noch richtig gewesen sein; aber ihre Spur ist verweht.

Ferner wissen wir, daß sich im J. 1829 in Quincy der Schneider Mast niederließ, der vorher schon in Mexiko gewesen war, und daß über Kentucky, wohin er zwei Jahre vorher eingewandert war, nach Beardstown am Illinois-Fluß im J. 1829 der aus Blankenburg im Regierungsbezirk Köln gebürtige Kaufmann Franz Arenz kam, der sich schon im Blachhauß-Kriege durch Versorgung der Illinoiser Milizen mit Proviant und Wasser sehr nützlich machte, zur Entwicklung des Ortes und Hebung seines Handels und zur Besiedlung der Umgegend (Cass County) durch Deutsche sehr Erhebliches beitrug, im Orte das erste Schulhaus erbaute, das er der Gemeinde zum Geschenk machte, die erste Zeitung weitlich von Springfield, das „Beardstown Chronicle and Military Bounty Land Advertiser“, und 1837 das Städtchen Mrengville gründete, 1844 in Springfield eine deutsche Zeitung — den Adler des Westens — herausgab, die er freilich nach Schluß der Campagne wieder eingehen ließ, und in demselben Jahre als Vertreter von Morgan County in die Gesetzgebung gewählt wurde, in welcher er sich in hohem Grade auszeichnete. Ueberhaupt hat er an der wirtschaftlichen und politischen Entwicklung des Staates stets den lebhaftesten Antheil genommen. Den Sitzungen der Legislatur wohnte er regelmäßig von Anfang bis Ende bei, und übte auf deren Beschlüsse großen Einfluß. Mit allen bedeutenden Männern im Staate stand er in freundschaftlichem

Verkehr. Seine Fürsorge für die wirtschaftliche Entwicklung bezeugen die von ihm in's Leben gerufene landwirthschaftliche Gesellschaft von Cass County und die landwirthschaftliche Gesellschaft von Illinois, zu deren Gründern er gehörte. In beiden nahm er die höchsten amtlichen Stellungen ein. Ferner sein, in Folge der Finanzkrise von 1837 nicht zur Ausführung gelangtes, von ihm sorgfältig vorbereitetes Projekt, den Illinois-Fluß von Beardstown aus mit dem Sangamon-Fluß durch einen Schiffs-Kanal zu verbinden, und durch Aufstauen letzteren Flusses einen für größere Fahrzeuge benutzbaren Wasserweg nach der Hauptstadt des Staates herzustellen. Er hatte schon 1836 einen Freibrief dafür erlangt, und durch seinen in Deutschland zum Ingenieur vorgebildeten jüngeren Bruder, Johann A. Arenz, die erforderlichen Vermessungen und Berechnungen vornehmen lassen, welche die leichte Ausführbarkeit des Unternehmens darthaten. Aber die dann eintretenden ungünstigen Finanzverhältnisse legten der Verwirklichung des Planes unübersteigliche Hindernisse in den Weg.

Er wurde zu seinen Unternehmungen nicht durch Erwerbswuth getrieben. Schon 1835 hatte er den Entschluß gefaßt und auch ausgeführt, seine Geschäfte aufzugeben und sich auf sein Landgut zurückzuziehen. Aber gezwungen durch die große Vermögens-Einbuße, die ihm das Kanal-Projekt und die Anlage einer Mühle bei Arenzville gebracht hatte, bei der der Damm immer wieder einstürzte, vielleicht auch um seinem Bruder fortzuhelfen, nahm er sein Handelsgeschäft 1838 unter der Firma J. Arenz u. Co. wieder auf, und betrieb es mit dem Bruder bis 1844, und dann wieder allein bis 1853. Dann verkaufte er Alles aus, um sich ganz dem ihm stets am Herzen liegenden öffentlichen Geschäften widmen zu können. Kurz vorher, im J. 1852, war er von der Bundesregierung ausgezeichnet worden, indem der damalige Staatssekretär



Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter.

„Die Vergangenheit ist die Mutter der Gegenwart.
Wir säen für unsere Nachkommen.“

Vierteljahrsschrift.

Herausgegeben von der

**Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft
von Illinois.**

Preis per Jahr \$3.00. — Einzelhefte \$1.00.

Die Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft von Illinois.

No. 1401 Schiller Building, 109 Randolph Str.

Chicago, Ill.

Inhalts-Verzeichniß

des achten Bandes der Deutsch-Amerikanischen Geschichtsblätter.

1908.

	Hefte	Seite		Hefte	Seite
Vorwort zum ersten Jahrgang.....	1	1	Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft von Illinois. Achte Jahres-Versammlung.	2	60
Die frühesten deutschen Ansiedler in Indiana bis zum Jahre 1850.....	1	2	Bilder aus Ohio.....	2	71
Die deutschen Siedlungen im Scioto-Thal.....	1	7	Die Deutschen bei der Verteidigung Baltimores im Kriege 1812-1814.....	2	75
Auf alten deutschen Spuren	1	9	Siebzigjähriges deutsches Zeitungsjubiläum.....	2	77
Das Deutschthum in Kentucky	1	16	Interessante Briefe.....	2	78
Kurzer Lebensabriß eines achtundvierziger politischen Flüchtlings. (Schluß)	1	21	Ehrendiplom aus dem Jahre 1854.....	2	78
Geschichte der Deutschen Quincy's. XXVII.....	1	31	Editorielles.....	2	79
do. XXVIII.....	2	51	Vom Büchertisch.....	2	79
do. XXIX.....	3	102	do.....	3	Festel
do. XXX.....	4	153	Abraham Lincoln und Wasserwege.....	3	81
† Rudolph Koradi, Philadelphia.....	1	36	Rudolph Reichmann.....	3	99
Die Amerikanisierung der Deutschen in den Vereinigten Staaten.....	1	37	Eine hundert Jahre alte deutsche Kirche in Pennsylvanien.....	3	106
† Ernst Franz Ludwig Gauß	1	41	Die Deutschen im Bürgerkriege.....	3	107
Ein Denkmal zur Erinnerung an die ersten deutschen Einwanderer in Amerika und an die Gründung von Germantown.....	1	43	Im Jahre 1842 von St. Louis nach Detroit.....	3	115
Mitglieder- und Abonnentenliste.....	1	45	Die Deutschen in Canada... ..	3	124
† Dr. Albert von Pfister....	1	48	Der Deutsch-Amerikanische Nationalbund.....	3	124
Deutsche und deutsche Nachkommen in Illinois und den östlichen Nord-Central-Staaten. (Beilage).....	1	65-80	Deutsche Jubelfeiern.....		
do. do.	2	81-112	Ev.-Luth. St. Johannes-Gemeinde, Buffalo, 75 jähr.....	3	127
do. do.	3	113-128	Röm.-Kath. Gemeinde, Dunkirk, N. Y., 50 jähr.....	3	128
do. do.	4	129-160	Arion-Gesang-Verein, Newport, Ky., 25 jähr.....	3	128
Vor 70 Jahren.....	2	49	Ev.-Luth. St. Johannes-Gemeinde, Erie, Pa., 100 jähr.....	4	158
Todtenschau			New Salem, N. Dakota, 25 jähr....	4	158
Heinrich Anton Denning, Quincy..	2	57	Concordia-Gesang-Verein, Peoria, 50 jähr.....	4	159
Dr. Theodor Haring, Bloomington..	2	57	Der Krieg der Klacköpfe und Regulatoren im südlichen Illinois 1831-59.....	4	129
Philipp H. Postel, Mascoutah.....	2	64	Amana, die Gemeinschaft der Wahren Inspiration.....	4	135
Prof. Gustav E. Karsten, Urbana....	2	64	Neue deutsche Kolonisation im Süden.....	4	159
Rabbiner Dr. Bernhard Jellenthal, Chicago.....	2	66	Sudermann-Dramen.....	4	160
General Hermann Lieb, Chicago....	2	67	Ueber die deutsche Auswanderung.....	4	160
Lorenz Bär, Chicago.....	2	69			
Friedrich Wilhelm Menke, Quincy..	3	125			
Joseph Austrian, Chicago.....	3	125			
Philipp Schöck, sen., Ottawa.....	3	126			
Jacob Klein, La Salle.....	3	126			
Jacob Mohr, Hampton.....	3	126			
Heinrich Kenkel, Milwaukee.....	3	127			
Leo Hirsch, Columbus, Ohio.....	4	158			



„Die Vergangenheit ist die Mutter der Gegenwart.
Wir säen für unsere Nachkommen.“

Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter.

Achter Jahrgang.

Die „Deutsch-Amerikanischen Geschichtsblätter“ werden auch in diesem Jahre fortfahren zu erscheinen, und zwar wird, wie in der letzten Hälfte des verflossenen Jahres, ein Theil der Hefte der Fortsetzung der begonnenen „Geschichte der Deutschen und deutschen Nachkommen in Illinois und den östlichen Nord-Centralstaaten“ gewidmet sein.

Die „Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft von Illinois“ hofft, durch das bisher ihren Mitgliedern Gebotene und durch deren Mitwirkung Erreichte zu deren fernerer wohlwollender und kräftiger Unterstützung berechtigt zu sein.

Achtungsvoll,

Der Verwaltungsrath.

Die frühesten deutschen Ansiedler in Indiana bis zum Jahre 1850.

Von Dr. W. A. Fritsch, Evansville, Indiana.

Wer der erste deutsche Einwanderer oder deutsch-amerikanische Ansiedler in Indiana war, ist zu dieser Zeit kaum noch zu erforschen; vielleicht war es ein deutscher Missionar, einer von der Brüdergemeinde und Genosse „Seckemelders“, welcher den Indianern das Christenthum predigte, oder ein Elsäßer, vielleicht ein Rothringer, der mit den Franzosen in die Neue Welt gekommen war und bei der Gründung französischer Forts, den Wabash entlang, geholfen hat. So viel steht fest, daß bald nach der Gründung von Vincennes in der Colonisationsgeschichte Indiana's deutsche Namen mehr und mehr in die Augen fallen.

Unter den Truppen, welche General George Rogers Clark aus Virginien den Ohio hinunter, dann durch das südliche Illinois nach Kaskaskia führte, waren zwei deutsche Hauptleute: Bowman (Baumann) und Keller, welche viele Deutsche aus Virginien und Pennsylvanien in ihren Compagnien hatten*), sowie der Indianer-Agent Capt. Helm. Dieser erhielt bald nach der Eroberung Kaskaskia's den Kommandanten-Posten in Vincennes. Der englische Befehlshaber in Detroit erfuhr durch die ihm ergebenen Indianer, daß Capt. Helm keine genügende Mannschaft hatte, um das Fort erfolgreich zu vertheidigen und sandte den Oberst Hamilton mit Truppen aus, der sich auch leicht in den Besitz des Forts setzte und Capt. Helm zum Gefangenen machte.

General Clark unternahm nun, obwohl es Winterzeit war, den schwierigen Marsch nach dem Wabash, eroberte Vincennes am 25. Februar 1779 und nahm Col. Hamilton mit Besatzung gefangen; Capt. Helm setzte er wieder in seine früheren Aemter ein. Wie Judge Law in seinem Buche „Colonial History of Vincennes“ erzählt,

schickte General Clark den Oberst Hamilton wegen der Grausamkeiten, die derselbe mit den ihm verbündeten Indianern gegen weiße Ansiedler ausgeübt hatte, unter Bewachung nach Virginien, wo ihn der damalige Gouverneur Jefferson in strengen Arrest naahm.

Am Ende des kleinen, jetzt sehr selten gewordenen Buches bringt Richter Law eine Liste von Capt. Pierre Gamelin's Compagnie in Vincennes aus dem Jahre 1790. Die Compagnie zählte 46 Männer in Kriegsbereitschaft; darunter eine Anzahl Deutsch-Amerikaner oder wenigstens von Deutschen abstammende Colonisten, wie die folgenden Namen, die der Liste entnommen sind, beweisen mögen; da ist ein Peter Thorn, welcher Sergeant war, ein Frederick Mehl, Godfrey Peters, John Martin, Frederick Varger (Berger), Peter Varger, Frederick Widler, Christian Barkman (Bergmann), Abraham Barkman, Thomas Jordan, Michael Thorne, Solomon Thorne, und wahrscheinlich ist unter den übrigen halb englisch, halb französischen Namen, noch mancher andere Deutsche versteckt. — Die beständigen Indianer-Unruhen verhinderten vorerst eine schnelle Besiedelung des Territoriums Indiana. General William Henry Harrison, der 1801 zum Gouverneur ernannt war und in Vincennes residirte, gab sich die größte Mühe die Indianer-Confederation zufrieden zu stellen und halte zu diesem Zwecke eine Unterredung mit Tecumseh und mehreren andern Häuptlingen verschiedener Stämme, welche er zu sich geladen hatte. Es half nichts. Einsehend, daß er, wollte er sich nicht einem Ueberfall aussetzen, die Initiative ergreifen mußte, zog er nach des Propheten Stadt, bei dem heutigen Lafayette, überraschte die Indianer und schlug sie am 7. November

*) Siehe Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter, Band VII, S. 16.

1811 am „Tippecanoe River“ so gründlich, daß sie sich von dem Schlage nicht wieder erholten. Harrison's Armee bestand aus dem 4. U. S. Regiment und Milizen aus Kentucky und Indiana, worunter viele Deutsche. Besonders zeichneten sich der Hauptmann Geiger — oder Guiger, wie er von Einigen geschrieben wird — aus, indem er den ganzen Anprall des vom Propheten fanatisirten Feindes mit seiner Compagnie auszuhalten hatte. Oberst Luke Decker bedeckte sich als Befehlshaber eines Theils der Milizen ebenfalls mit Ruhm. Beide Offiziere wurden in der Schlacht verwundet und Oberst Decker erhielt, als bald darauf die Legislatur in Vincennes zusammen kam, Dankesbeschlüsse seiner Mitbürger für die Bravour, mit welcher er und seine Bürgerkrieger gekämpft hatten. Noch öfters diente Oberst Decker dem Staate in wichtigen Aemtern, und war während der Territorial - Zeit Indiana's eine der angesehensten Persönlichkeiten. Er war von Virginia eingewandert. Den Abend seines Lebens verlebte Luke Decker auf einer Farm bei dem heutigen Deckers - Station, südlich von Vincennes an der Evansville und Terre Haute Eisenbahn gelegen und nach ihm so benannt. Sobald die Indianerfurcht im Staate beseitigt war, kamen auch mehr Einwanderer in denselben hinein, um sich anzusiedeln. Eisenbahnen gab es in Indiana noch nicht, und so kamen sie größtentheils auf Flüssen, besonders dem Ohio, hinab von Virginien und aus Pennsylvanien; letzterer Staat sandte wegen seiner starken Bevölkerung deutschen Blutes sehr viele Deutsch-Amerikaner nach Indiana. In dem heutigen Switzerland County am Ohio hatte sich 1802 eine Schweizer Colonie von Weinbauern niedergelassen und das Städtchen Bevan gegründet; sie führten den Weinbau im Staate ein, der immer noch in dieser Gegend stark betrieben wird.

Die größte Masseneinwanderung Deutscher in den Staat, brachte jedoch Rapp's Colonie, sie hatte ihr Besitzthum „Harmony“ in Pennsylvanien verkauft und kam, Männer, Frauen und Kinder, mit beweglichem Eigenthum auf großen Flachbooten den Ohio hinunter, dann den Wabash hinauf und legte 1814 an der Indiana Seite, 60 Meilen von seiner Mündung in den Ohio, den Grund zu dem hübschen Städtchen New Harmony.

Es soll hier nicht die höchst interessante Geschichte dieser kommunistischen Sekte erzählt werden*), doch ihr Einfluß, ihre Bedeutung für den Staat Indiana darf nicht übergangen werden. Ferdinand Ernst, welcher sich später in Vandalia, Illinois, niederließ, bereiste im Jahre 1819 Amerika; auf seiner Reise nach dem Westen besuchte er New Harmony und schreibt recht hübsch darüber in seinem Büchlein, das er bald darauf herausgab. „Am 18. Juli, gegen 8 Uhr Abends, kam ich in die Nähe von Harmony. Die Thurmuhr schlug 8 — ein erfreuliches Zeichen der Kultur für einen Reisenden, welcher 800 Meilen zurückgelegt hat, ohne einen Mordanschlag gehört zu haben. Als ich im Wirthshause ankam, war es, als ob ich mich mitten in Deutschland befände. Kleidung. Sprache. Sitten und Gebräuche — Alles ist bei diesen Colonisten unverändert geblieben. Man setzte mir einen Krug Bier vor, und ich erstaunte nicht wenig, hier ein aufrichtiges, echtes Bamberger Bier zu finden. Früh am andern Morgen wurde ich durch das lebhafteste Getöse arbeitender Zimmerleute geweckt. Ich ging nach dem Frühstück zu Herrn Rapp, Vorsteher dieser Colonie, welcher mir zuvörderst seinen Garten zeigte, wo unter mehreren seltenen Gewächsen sich auch eine blühende Passionsblume befand. Dann führte er mich zu Herrn Becker und bat ihn, mir alles Sehenswürdige zu zei-

*) Siehe: Zur Geschichte des Deuththums in Indiana, von W. A. Fritsch, New York, C. Steiger & Co.

gen. Herr Becker ist ein Mann von feiner Bildung und sehr angenehmem Aeußern; er führt die Aufsicht über die Handlung.“ Ferdinand Ernst beschreibt nun die Wollenzeugfabrik und eine sehr ingeniös erfundene Dreschmaschine, welche vielleicht unsern modernen Dreschmaschinen als Muster gedient hat. Dann bespricht er die Brauereibrennerei und Brauerei, die Feldwirthschaft und den Weinbau. Die Einwohnerzahl schätzt er auf 800 Seelen und über den Gesamteindruck von New Harmony schreibt er folgendermaßen:

„Die Stadt ist im Viereck angelegt, der öffentliche Platz, von der Kirche, Rapp's Wohnhause, dem Kaufhause, der Schule und dem Gasthause eingefasst; die sehr breiten Straßen sind sämmtlich mit 2 Reihen Pappeln bepflanzt, welches dem Ganzen ein liebliches und freundliches Aussehen gibt, u. man ist jetzt mit der Erbauung sehr niedlicher Wohnhäuser für jede Familie beschäftigt. Wenn diese Arbeit beendigt ist, muß „Harmonie“ die schönste Stadt des westlichen Amerika sein, indem Alles in der vollkommensten Symmetrie erbaut wird, welches in keiner andern Stadt möglich zu machen geht; denn dort baut Niemand eine Hütte, während sein Nachbar vielleicht einen Palast nebenan baut.“

Sein Urtheil, welches er über die Harmoniten zum Schluß fällt, geht dahin: „Sie haben in der That gute Nahrung, Kleidung und Alles, was sie vermöge ihres Standes bedürfen, und sind sie von der Wahrheit der religiösen Grundsätze, welchen sie zu folgen vorgeben, überzeugt, so müssen sie die glücklichsten Menschen der ganzen Christenheit sein. In ganz Amerika habe ich selten den Namen „Harmonie“ nennen hören, ohne zugleich die Deutschen wegen ihres Fleißes, ihrer Ausdauer und ihrer Rechtlichkeit loben zu hören. — —“

Ernst schreibt nichts von Friedrich Rapp, dem Adoptiv-Sohn des alten Johann Georg Rapp, aber wir dürfen denselben in

dieser Geschichte nicht übergehen. Während Vater Rapp den kirchlichen und geistlichen Angelegenheiten vorstand, war Friedrich Rapp sozusagen Handelsminister der Colonie; ihm lag es ob nach dem Vertrieb ihrer Erzeugnisse zu sehen. Die Kommune hatte Niederlagen in Vincennes und in Shawneetown, Illinois, wo ihre Fabrikate gerne gekauft wurden und gut abgingen.

Im Jahre 1816 wurde in Indiana eine legislative Versammlung abgehalten, um eine Constitution für den neuen Staat zu entwerfen. Dieselbe tagte in der neuen Hauptstadt Corydon vom 10. bis 29. Juni, Fr. Rapp war Mitglied derselben und zweier Comités. Im Jahre 1820 ernannte die General-Assembly von Indiana zehn Bürger zu Commissären, um einen mehr central gelegenen Platz für eine neue Staats-Hauptstadt auszuwählen, einer dieser Commissäre war Fr. Rapp von New Harmony. Sie suchten eine Stelle aus, wo heute Indianapolis liegt, wenig ahnend, welche große Stadt in verhältnißmäßig kurzer Zeit hier aufblühen werde.

Im Jahre 1825 verkauften die Rappisten New Harmony und ihre Ländereien in Indiana an Robert Owen und zogen zurück nach Pennsylvanien, wo sie Economy gründeten. Einige blieben in Posey und Vanderburgh County zurück und halfen mit anderen alten Ansiedlern die Erinnerung und Errungenschaften wach halten, bis eine größere deutsche Einwanderung direkt aus Deutschland in diesem Theile von Indiana ihren Einzug hielt und mit neuer Energie den sonst noch aus dem Osten und Süden Zuziehenden beim Aufbau des jungen Staates weiter halfen. Im Oktober 1816 wurde auf einer Farm bei Brookville, Franklin County, ein Mann geboren, der im Bürgerkriege als General auf dem Schlachtfelde sein Leben lassen mußte, während er Indianer-Soldaten zum Siege führte; es ist der einzige General von Indiana, der im offenen Kampfe sein Leben

verlor, und der Name: General Pleasant Adams Hackleman wird deßhalb im Staate in Ehren gehalten. General Hackleman's Vater war 1786 in North Carolina, sein Großvater 1752 in Deutschland geboren. Beide Großeltern waren 1773 und 1774 aus Deutschland nach den Carolinas gekommen und schrieben sich Hackelmann; ich verdanke diese Daten und Einzelheiten einem Vetter des Generals, Doktor J. M. Hackleman in Rockport, Indiana, dem man den Deutschen auf den ersten Blick ansah. Ihre Großeltern waren mit den Kindern 1795 oder 1796 von N. Carolina nach Kentucky verzogen und sind von dort im Jahre 1800 nicht weit von der Ohio Grenze in's Indiana Territorium gekommen. So wie diese Familie, kamen noch viele andere deutsche Familien aus Virginien und Pennsylvanien, aus Kentucky und den Carolinas nach Indiana.

Es ist schwer, ja fast unmöglich, sie alle namhaft zu machen, doch einen Mann, der ein Lehrer unserer Größten im Staate gewesen, dürfen wir hier nicht übergehen. Samuel R. Hoshour (Hoschauer?), ein Pennsylvania - Deutscher, kam, nachdem er sich in Maryland verheirathet hatte, nach Wayne County, Indiana, und war an die 50 Jahre mit dem kleinen Gehalte von 25 Dollars pr. Monat in den Counties Wayne, Shelby, Rush und Marion als Schulmeister thätig, bis er an der „Northwestern Christian Universität“ in Indianapolis als Professor angestellt wurde. Oliver P. Morton, Thomas M. Hendricks, Lew Wallace und Addison C. Harris, gehörten zu seinen Schülern und er war der Autor eines merkwürdigen Buches: „Ultionant Letters.“

In den dreißiger und vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sah es im alten deutschen Vaterlande nicht zum Besten aus. In den Kleinstaaten, die mit den Großstaaten rivalisiren wollten, mußten die Einwohner sich manches gefallen lassen. Die kaiserliche

Regierung Oesterreichs, welche auch in den übrigen deutschen Bundesstaaten den Ton angab, ließ den Einigungsgeanken nicht aufkommen und wenn Einzelne solche Gedanken erfazten, wurden sie mit an Grausamkeit streifender Strenge in Gewahrjam genommen und oft zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilt. Freigemeuter und viele Andere haben dafür, daß sie an ein einiges Deutschland glaubten und es herbeiwünschten, schwer büßen müssen. So wendeten sich denn zu jener schweren Zeit viele Deutsche einer andern Zukunft entgegen und wanderten nach Amerika. Indiana erhielt einen guten Theil dieser Einwanderung. Sie kamen, da es an Eisenbahnen nach dem fernen Westen von der Küste aus noch fehlte, gewöhnlich auf zwei Wegen in den Staat. Von New York kamen Viele den Hudson hinauf, über den Erie Kanal und die Seen in den Staat, wo Fort Wayne ihnen nahe lag, das auch bald eine große deutsche Bevölkerung erhielt; wollten die Einwanderer aber in den südlichen Theil des Staates, dann gingen sie von Sandusky nach Cincinnati, den Ohio hinunter und kamen auf diesem Wege nach Evansville. Sehr viele Einwanderer kamen aber über New Orleans, den Mississippi und Ohio hinauf nach Evansville, wo sie sich in Stadt und County Vanderburgh, sowie den benachbarten Counties niederließen. Der deutsche Prediger Tölke, aus Lippe stammend, hatte in Deutschland ein Pamphlet: „Das Morgenroth des Westens“ veröffentlicht, und darin bei seiner Schilderung die Farben nicht gespart. Er wollte nord-östlich von Vincennes, in Knox County, ein Städtchen Bethlehem gründen, und zog auch eine große Anzahl Landsleute dahin, welche das Land dort urbar machten und auch größtentheils wohlhabend geworden sind. Doch die größte Mehrzahl dieser Einwanderer aus Lippe und dem Wupperthale blieben in Vanderburgh Co. und Evansville, sowie den angrenzenden Count-

ties, nachdem etliche durch persönliche Anschau in Bethlehem sich überzeugt hatten, daß am Ohio-Fluß sich günstigere Aussichten zum Fortkommen für sie eröffneten. In Posey County gab es bald ein Lippe und um dasselbe herum siedelten sich die Lückenhofs, Herrenbrücks, Wimpelbergs und viele andere Nachbarn aus der alten Heimath an. Etwas nördlich im gleichen County gab es eine andere deutsche Ansiedlung, wo Wm. Deubler einen „Country-Store“ eröffnete. Hier sammelte Gustav Lemke, der dem Onkel Deubler aus Hamburg nachgekommen war, seine ersten Erfahrungen auf amerikanischem Boden. Beide zogen später nach Evansville und der junge Lemke versuchte sich in allerlei kaufmännischen Unternehmungen, wurde dann Politiker und hatte verschiedene Aemter in Evansville und Vanderburgh Co. inne, bis er zum Staatschatzmeister erwählt wurde. Er versah dies Amt während zweier Termine und wurde nach seinem Abschiede in Indianapolis sesshaft.

Evansville wurde durch die große deutsche Einwanderung bald zur zweiten Stadt des Staates; sie kam meist über New Orleans; so Wm. Rahm, Frau und 8 Kinder von Hülleswagen, deren ältester Sohn Wm. Rahm, ein Kaufmann in Evansville, während zweier Termine seine Mitbürger im Staatesenat vertrat; Wm. Hinzpeter mit Frau und 4 Kindern aus Mühlheim an der Ruhr; Lehnhard, Frau und 3 Kinder von Varmen; Albert Steinbach und die Familie König aus dem Wupperthale.

Etwas früher wie diese kamen aus dem Heissenlande Christian Decker (1837), dem Bruder und Vater nachfolgten; ihnen schlossen sich viele Heissen-Darnstädter an wie die Koch, denen später wieder ein junger Mann folgte, der zuerst in Posey County auf der Farm arbeitete, dann mit seinem Schwager Christian Kratz in Evansville erfolgreich eine Maschinenfabrik betrieb und sich auch stark an der Politik betheiligte, in

Folge wovon er den 1. District von Indiana zweimal im Congreß der Vereinigten Staaten vertreten hat. Der alte John M. Reich, erfolgreicher Geschäftsmann und der Bierbrauer Kroener, gehören ebenfalls zu den Pionieren des Deutschthums in Evansville.

Auch Terre Haute war, obwohl damals noch etwas abgelegen, von dieser Einwanderungswelle getroffen. Hier zeichnete sich besonders Albert Lange aus, der schon 1836 kam, ein Freund des Advokaten und späteren Marineministers Thompson. Lange erhielt mehrere Aemter in Terre Haute, Stadt und County, und war während der Kriegszeit als Staats-Auditor in Indianapolis. Neben ihm werden als erste deutsche Pioniere dort genannt: Kaspar Linf, ein Ostfrieser; Boelsen, der nach einer Fahrt in die alte Heimath 1846, 22 junge Ostfriesen aus der Gegend von Aurich mitbrachte, darunter M. S. Lücken; C. Leemhuis; Gilest Harms; Johann Zimmermann; Hein. Brunken; Dige Emmen u. s. w. In den nächsten Jahren folgten andere nach, so 5 Gebrüder Friedrichs; die beiden Vargmann; F. S. Lufen; Wilh. Vargmann; Ed. Hausmann u. a. m. Im nördlichen Indiana siedelten sich von 1830—1840 mehrere tausend Deutsch-Pennsylvanier in St. Joseph, Elkhart, La Porte, Steuben, Marshall, Lagrange, Jasper, Allen, DeKalb, Howard, Miami und Noble Counties an; sie halten noch immer zusammen, haben eine Pennsylvanische Gesellschaft, die alljährlich in Elkhart zusammenkommt, wo alte Bekanntschaften erneuert werden und man sich auf gemüthliche Weise mit Ansprachen in deutsch-pennsylvanischer Mundart unterhält. In Grant Co. wohnten bis in unsere Tage hinein noch Indianer auf einer Reservation und nahe bei Kalapa in unmittelbarer Nachbarschaft dieser Indianer wurde von deutschen Eltern der Dichter Joaquin Miller geboren, welcher hier seine Jugendjahre verlebte.

über die er in einem Briefe vom 25. Februar dieses Jahres bei Gelegenheit einer Einladung zu einer Zusammenkunft alter Pioniere des County um Liberty herum, zu denen er die Knoones, Wilts, Millers und Ellises rechnet, so gemüthvoll und in der ihm eigenen Weise sich verbreitet hat.

Als in Deutschland die Revolution von 1848 niedergeworfen war und die Reaktion das Volk wieder niederhielt, nahm die Auswanderung nach Amerika aus Deutschland den größten Aufschwung. Die Verbindung zwischen den östlichen Hafenplätzen und dem Westen wurde durch neue Eisenbahnlinien immer leichter gemacht, welche nun auch den

Staat Indiana zu durchkreuzen anfangen und auf ihren Zügen deutsche Einwanderer und Ansiedler aus dem Osten schneller und direkter zum Ziele brachten.

Vom Jahre 1850 beginnt eine neue Aera für die Deutschen in Indiana, sie nahmen nicht nur an Zahl zu, sondern erhielten Zuwachs an geistigen Capacitäten und die sogenannten Scotch-Irish konnten sich nicht im geringsten mit ihnen messen. Schon ein Jahrzehnt weiter stellten sie ganz deutsche Regimenter in den Dienst der Union und auch die übrigen Regimenter, welche zum Kriegsschauplatz zogen, hatten oft ganze deutsche Compagnien in ihren Reihen.

Die deutschen Siedelungen im Scioto-Thale.

Aus Portsmouth, O., Correspondent — Louis F. Korth, Herausgeber.

Wenn wir von der Colonisirung des Scioto-Thales sprechen, an welcher ja auch die Deutschen ihren Antheil, einen großen, gehabt haben, so müssen wir auch die Vorgeschichte derselben, die der Entdeckung und der ersten Durchquerungen und Durchforschungen, streifen, welche uns in die Indianerzeit trägt, um nicht in der Mitte zu beginnen.

Als der stolze Marquis de la Vallière, der Gouverneur und Vicekönig von Neu-Frankreich, im Jahre 1749 den kühnen Capitain Celoron unter dem Lilienbanner mit einer Abtheilung von Soldaten und Iroquois-Indianern den, von seinem Entdecker La Salle ursprünglich La belle Riviere genannten, Ohio hinabsandte, um das Besitzrecht der französischen Krone auf das Ohio-Thal gegen die in dasselbe eindringenden Engländer geltend zu machen, fand dieser Sendling an der Scioto-Mündung ein großes, mit Wällen besetztes Shawanese-Dorf, (Shawnees - Village), welches sich an den beiden Ufern des Ohio hüben und drüben, hinstreckte.

Die erste Beschreibung dieses Indianer-Dorfes und seiner dunkelhäutigen Bewohner, sowie des Sciotothales, stammt aus der Feder des Deutschen Christoph Geist, von seinen amerikanischen Zeitgenossen Christopher Gist genannt und als solcher in der Geschichte rühmend erwähnt, welcher General Washingtons Feldmeister, treuer Freund und Begleiter auf seinen Zügen vor der Revolutionszeit gewesen war, so eine Art Pfadfinder, was ihn auch in die Wildniß am Scioto brachte, im Jahre 1751 schon, nur zwei Jahre nach Celoron.

Das Sciotothal blieb aber den Weißen ein verhältnißmäßig unbekanntes Land, bis die Indianer daraus vertrieben waren, theils durch Col. Lewis' Sieg bei Point Pleasant am Ohio im Sommer 1774, theils durch die folgenden siegreichen Expeditionen von General Clark im Jahre 1780 und von General Todd acht Jahre später.

Im Jahre 1791 gründeten die von der „Scioto Land Co.“ unter falschen Verheißungen herübergelockten französischen Emi-

granten und Refugees Gallipolis (die Stadt der Gallier), fanden aber, daß sie keine rechtmäßigen Besitztitel auf das gekaufte Land erlangen konnten und wandten sich in ihrer Noth an den Congreß, welcher (1798) durch Gesetz den sogenannten „French Grant“ schuf, das heißt ihnen das heute noch unter diesem Namen bekannte Gebiet: östlich vom Scioto, anwies, wo ihre Nachkommen heute noch hausen und sich zum Theil wenigstens, Sprache und Sitten ihrer Väter bewahrt haben. Unter ihnen haben sich auch eine Anzahl Elsässer angesiedelt, die aber nicht fransöfirt worden sind, ein Beweis, daß gerade der urdeutsche Elsässer sich in der Fremde seine Stammesart bewahrt, ebenso wie der Schweizer.

Die alte französische Siedlung am Scioto mit ihrer lebensfrohen Eigenart hat auch wohl die so zahlreich im unteren Scioto-Thale angesiedelten Pfälzer und Westdeutschen angezogen, denen die Norddeutschen erst später gefolgt sind.

Der erste deutsche Ansiedler im unteren Scioto-Thal, von dem wir Kenntniß haben, war ein Pennsylvanisch-Deutscher, einer von General Harmars Soldaten, Jaac Bonser, welcher am Little Scioto, wo heute noch fast alles Deutsch ist, im Jahre 1795 eine Ansiedlung schuf.

Ein Deutscher, Johann Belli (wahrscheinlich Balle oder Bellin), hat in Scioto County, am Turkey Creek, das erste Blockhaus gebaut, und man geht wohl nicht fehl, wenn man behauptet, daß Emanuel Traxler, der nachweislich das erste Haus in Portsmouth errichtet hat, am Sciotoufer, überhaupt der erste weiße Siedler der Stadt, von deutscher Abkunft war, denn die Traxlers kamen, wie die Bonser, von West-Pennsylvanien, wo um jene Zeit noch alles deutsch war. Sie waren pennsylvanische Grenzer.

Zu den Begründern Portsmouth gehörten ebenfalls David Gehrke (Gharfen genannt) ein Hinterponner, welcher in Stadt

und County die ersten Stellen bekleidete, Joseph Feurt (Fürt), Philipp Soladen, Martin Funk, einer von den heßischen Soldaten, die im Lande geblieben waren, Philipp Noel, Heinrich Utt und ein paar Andere, welche Gehrke aus Pittsburg mitgebracht hatte, als er sich von dort seine Frau holte, die aber später wieder dorthin zurückkehrten.

Heute ist mindestens Eindrittel der Bevölkerung von Portsmouth und Scioto County deutsch. Das Geschäft ist zum größten Theil in deutschen Händen, sehr viele von den besten deutschen Farmen auch, und die Kataster und Steuerbücher zeigen, welcher großer Theil von den Lasten und Pflichten der Commune auf deutsche Schultern fällt.

Ganz dasselbe, was von Portsmouth und Scioto County gilt, darf von Chillicothe und Ross County, von Waverly und Pike County, von Circleville und Pickawan County, welches die Menicks (Meinicks), Ziegler, Dresbachs, Kredelbachs, Lugs und Andere einmal ganz in der Tasche hatten, gesagt werden.

Nach Pike County, hauptsächlich dem östlichen Theil, kamen zu Anfang des vorigen Jahrhunderts auch viele Deutsch-Pennsylvanier, die Schönwießs, Eignas, Brambles, Prätters, Schweringens, Emmitts u. s. w., deren Nachkommen heut zu den reichsten Grundbesitzern im County gehören. Ihnen folgten aus dem alten Lande viele Andere, welche zu den angesehensten und wohlhabendsten Bürgern zählen.

Pike County hat sein Klein-Germany, wie sein Preußenland, und wenn dort auch nicht mehr alles „gerade wie in Deutschland“ ist, so haben die Nachkommene der alten deutschen Siedler sich doch deren Charakter- und Eigenthümlichkeiten bewahrt, hauptsächlich in ihrem Haus- und Familienleben, im Geschäfts- und Farmbetriebe, wie meist überall. Die bestgehaltenen Farmen in „Old Pike“ sind heute noch die deutschen.

Am deutschesten von allen Städten im Scioto-Thal, abgesehen von Columbus, ist wohl Chillicothe geblieben, besonders in geselliger Beziehung.

Es hat, wegen seiner ungünstigen Lage, mit Portsmouth nicht gleichen Schritt hal-

ten können, aber es lebt sich in der alten Stadt sehr gut und gemüthlich, was in erster Reihe den Deutschen zu verdanken ist, ohne welche sie wohl bald zu den Reliquien einer schönen Vergangenheit gehören würde.

Auf alten deutschen Spuren.

Von Wm. Kaufmann.

In Virginien.

(Mit Erlaubniß des Verfassers.)

In langgestreckten Ketten ziehen sich die apalachischen Gebirge dahin, fast vom Lorenz-Strom im Norden bis nach dem sonnendurchglühnten Tieflande von Alabama und Georgia, in südöstlicher Richtung verlaufend. Aber zwischen diesen Vergzügen liegen weite, wohlbewässerte, gesunde Hochthäler mit herrlichem, fruchtbarem Boden. Manchmal wird man hier an deutsche Landschaften erinnert, an weite, blühende Längsthäler, wie es das Rheinthal ist. Dort die Vergfetten des Schwarzwaldes und der Vogesen als Umrahmungen des Thals, hier die Apperidge-Kette und die Great Northern Mountains der Alleghenies. Diese virginischen Berge haben ungefähr die Höhe der Hochpyrenäen und ähneln ihnen auch durch ihren halbalpinen Charakter. Doch ist der Shenandoah kein Rhein, sondern kaum der Mosel vergleichbar. Das Thal des Shenandoah ist das größte dieser Gegend, aber der Virginier meint ein ganzes System von Thälern, wenn er von seinem „Valley“ spricht. Es gehören dazu außer dem Shenandoah die Thäler des James-, des Roanoke-, des New-, des Kanawha-, des Greenbrier und — nach Südwesten sich ausdehnend auch die Thäler des Holston- und des Tennesseeflusses. George Washington hat als junger Landvermesser in Begleitung seines treuen deutschen Führers Christoph Gist (oder Geist) diese Thäler durchzogen und erklärt, daß das Ackerland und das Klima

unübertrefflich seien und als der Garten Amerikas betrachtet werden müssen. In diesen Thälern war es, wo Washington viele Ansiedler traf, aber kein Wort englisch hörte, wie er selbst später erzählt hat. Er war in Deutsch-Virginien.

Das schönste dieser Thäler ist dasjenige des Shenandoah, daselbe, welches im Bürgerkriege so oft die Scene blutiger Kämpfe und schrecklicher Beutezüge war. Es beginnt, wo sich im Norden der Shenandoah in den Potomac ergießt, bei Harpers Ferry, und zieht sich mit seinen Ausläufern 300 Meilen und oft gegen dreißig Meilen breit nach Südosten hin. Um das Jahr 1720 war es eine blühende Prairie, Büffelherden mähten sich auf den fetten Naturwiesen, Hirche, Elks und deren stete Begleiter, der Wölfe und der Panther, tummelten sich dort, und in den reichlichen Wäldern und Büschen haute der fleißige Biber. Die Kunde von diesem Paradiese drang bald zu den Pennsylvanischen Deutschen, welche sich um diese Zeit schon vortrefflich in Amerika eingerichtet hatten und zu beträchtlichem Wohlstand gekommen waren. Vornehmlich waren es die erwachsenen Söhne und Töchter der deutschen Pioniere aus Penn's Landen, welche die lange und mühevoll Reise über den alten Indianerpfad nicht scheuten, der vom Susquehanna über die heutigen Städte York und Wösbura (Gettysburg) nach Harpers Ferry führte.

Es sind die ersten Spuren der von den Pennsylvanisch-Deutschen in's Werk gesetzten Binnenwanderung, welchen wir in diesen Zügen begegnen. Quer durch Maryland führte der Pfad und unterwegs traf man zuweilen auf Landsleute, denn auch die Deutschen Marylands waren schon früh zur Stelle. Justus Heid ist wohl der Führer der pennsylvanisch-deutschen Wanderung nach Südosten gewesen. Er zog mit seiner ganzen Familie, darunter mehrere erwachsene Söhne, vier Schwiegerjöhnen und einigen Freunden, zusammen sechzehn Familien, über den Potomac nach Virginien im Jahre 1732 und dort, wo jetzt die Stadt Winchester liegt, machte er Halt. Diese Siedlung ist berühmt geworden durch den fünfzig Jahre dauernden Prozeß um den „Joist Site Landgrant.“ Es ist traurig, daß dem Erfolge deutscher Siedlungsarbeit so oft der Prozeß um die Behauptung des neuen Landes folgt, doch darf man daraus nicht immer auf Betrügereien und Mißgunst seitens der Engländer schließen. Es herrschte oft Confusion bei der ersten Auftheilung des Landes. Dasselbe Land wurde häufig an zwei oder noch mehr Parteien ausgetheilt und daher meistens die späteren Prozesse.

Dem wackeren Heid — die Engländer nannten ihn Joist Site — sind die Deutsch-Pennsylvanier in Massen nachgezogen. Es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, daß in manchen Jahren halb so viele Deutsch-Pennsylvanier südöstlich nach Virginien wanderten, als neue deutsche Einwanderer nach Penn's Landen aus der alten Welt einströmten. Natürlich gibt es keine Statistik dieser Wanderung und auch keine Volkszählung bis zum Jahre 1791. Aber Kercheval, ein Anglo-Amerikaner, welcher die Geschichte von Virginia Valley geschrieben hat, erzählt uns, daß die Zahl der deutschen Lutherischen Gemeinden in jenem Valley-Distrikt über hundert betragen habe und

daß die Zahl der reformirten Gemeinden ebenso groß gewesen sei. Das klingt kaum glaublich, namentlich wenn man bedenkt, daß es so viele deutsche Lunker, Mennoniten und andere Sektirer in Virginien gab und daß speziell die Herrnhuter hier eine große Thätigkeit entfaltet haben. Schuricht, welcher doch wohl der beste deutsche Kenner virginischer Lokalgeschichte ist, übernimmt Kercheval's obige Angabe anstandslos (Seite 91. Schuricht's Virginien 1. Band). Wenn nun auch manche Gemeinden aus wenigen Familien bestanden haben mögen, so läßt doch die Meldung, daß gegen zweihundert lutherische und reformirte Gemeinden im „Valley-Distrikt“ bestanden haben, auf eine mindestens doppelt so starke Volkszahl schließen, als man bisher für Virginien angelegt hat. Kercheval hat vielleicht die deutschen Gemeinden des angrenzenden Marylander Distrikts in seine Schätzungen mit einbegriffen (?). In der Geschichte der am. lutherischen Kirche von Hazelius ist die virginische Synode sehr stiefmütterlich behandelt worden, auch in dem ähnlichen Werke von Wolf findet man nur sehr wenige Hinweise auf Virginien an, und das Dubbs'sche Werk „Hist. Manual of the Ref. Church“ weist eigentlich nur in seinen Nekrologen auf die Existenz einer virginischen reformirten Kirche hin. — Nach Hazelius (Seite 280) umfaßte die lutherische Synode von Virginien im Jahre 1830 nur noch 39 Gemeinden. — (Ich würde für weiteres Material über diesen Gegenstand sehr dankbar sein. Die mir nicht zugänglichen Schriften der Lutheraner und Reformirten müssen sicherlich bessere Aufschlüsse enthalten. Die Sache ist von großer Wichtigkeit bezüglich der Schätzungen unseres Volksthum's zur Zeit kurz vor der Revolution).

Ganz besonders zahlreich sind die deutschen Pioniere im südwestlichen Theile des Valley-Distrikts gewesen, wo die Quellen des New River und des Kanawha liegen,

und über jenes Gebiet hinaus im heutigen West-Virginien. Auch in dem ganz wilden Theile der apalachischen Bergwelt, in den Gegenden, wo die Berge bis über 6500 Fuß emporsteigen, trifft man noch auf deutsche Spuren. Bei den „verwilderten“ Amerikanern im sogenannten Mondschein-Distrikte, dort, wo die Grenzen Kentucky's, Virginien's und Tennessees zusammenlaufen, hat man deutsche Bibeln und Exemplare von „Arndt's wahrem Christenthum“ aufgefunden, obschon die Besitzer dieser Reliquien dieselben nicht mehr lesen konnten, schon deshalb nicht, weil sie überhaupt nicht — oder doch nur sehr selten — lesen können. Diese Spuren deutschen Lebens in einer völlig auf den Naturzustand zurückgefallenen Bevölkerung hat man bis in die wildesten Regionen von Alabama, Georgia und Tennessee verfolgt. In diesen westabgeschlossenen Gegenden, in welchen ein Theil der alten Pioniere aus wer weiß welchem Grunde vor hundertundfünfzig Jahren abströmte und dort derartig verkümmerte, daß die heutigen Bewohner das dunkelste Blatt auf dem sonst so strahlenden Bilde amerikanischer Kulturgeschichte darstellen, kommt jetzt endlich neues Leben durch die Verbesserung der Verkehrswege. Aber wie ungeheuer viel ist da noch zu wirken, um diese unglaublich rückständige Bevölkerung zu Kulturmenschen heranzubilden!

Aber nicht allein über Pennsylvanien und Maryland allein kamen die alten Deutschen nach Virginien. Die älteste deutsche Siedlung liegt vielmehr in der ungefähren Mitte des Staates, im sogenannten Piedmont-Distrikte, das heißt am Fuße des Hauptzuges der Apalachen oder Alleghenies, an der sogenannten Blue Ridge. Bekannte, traurig bekannte Namen klingen hier an unser Ohr. Zwar liegen die Schlachtfelder am Bull Run, den man wohl die amerikanische Raibach nennen könnte, noch weiter nordöstlich, aber der Rappahannock und sein Nebenfluß Rapidan durchströmen

unser Gebiet und die Namen Culpepper, Spottsylvania und das die traurigsten Erinnerungen weckende Chancellorsville erklingen uns hier. Wie mancher deutsche Mann liegt hier begraben, der, unter den Unionsfahnen kämpfend, den Soldatentod starb! Diese Gräber liegen größtentheils in „deutscher Erde,“ wenn man der Kulturgeschichte ihr Recht läßt. Hier am Fuße der blauen Berge liegt das zweite große Kulturgebiet der deutschen Siedler von Virginien. Hier trafen mehrere deutsche Wandererströme zusammen. Deutsche Schweizer aus Nord-Carolina von der Graffenried'schen Kolonie Neu-Bern, grüne Deutsche, die in Baltimore oder in Hampton Roads gelandet waren, und Marylander und Pennsylvanier Deutsche. Schon 1714 wurde die Stadt Germanna am Rapidan von diesen Leuten begründet (ungefähr an den Grenzen der heutigen Madison und Culpepper Counties). Der Gouverneur Spotswood ist der Vater dieser Anlage. Unter den Siedlern waren viele deutsche Bergleute und von diesen wurde hier im Jahre 1716 das erste Eisenwerk auf amerikanischem Boden begründet. Gouverneur Spotswood baute sich selbst hier an und heirathete eine deutsche Einwanderin (ein schönes Mädchen Namens Thase aus Hannover). In der lutherischen Gemeinde brachen Zwistigkeiten aus in Folge des Werbens der Dunker und der Herrnhuter, und viele der alten Ansiedler zogen ab nach besserem Lande. Die „Hoffnungsreiche“ Kirche am Rapidan hat noch bis um's Jahr 1810 in deutscher Sprache ihre Geschichte verzeichnet. Ihre Orgel war hochberühmt, das schönste, volltönendste Orgelwerk in ganz Virginien. Natürlich war sie aus Deutschland. Vor hundert- und siebenzig Jahren hat man sie mit unsäglichem Mühen in Ochsenkarren vom Hafenort über die Berge geschleppt. Und wenn ihre Töne erklangen beim Gottesdienst, dann standen Schildwachen mit schußbereiten Waffen an der Kirchenthür, um die in

der alten Baumstammkirche versammelten Mäubigen vor Ueberfällen der Indianer zu schützen. Auf der Kanzel stand damals der wackere Pastor Stöver und er diente seiner Gemeinde mit Hingabe und christlicher Liebe. Aber bald nach seinem Tode machten sich englische Elemente in der Gemeinde breit. Einer der Nachfolger Stöver's änderte selbst seinen Namen Zimmermann in Carpenter, da er aber trotzdem ein tüchtiger deutscher Mann blieb und später im Hinterwalde von Kentucky an anderen Gemeinden deutsch wirkte, so wollen wir über diese Namensänderung hinweggehen.

Die ganze Potomac - Gegend Virginien's war ursprünglich stark deutsch besiedelt, was sich schon aus der Nachbarschaft von Deutsch - Maryland erklärt. Aber diese deutschen Siedlungen erstreckten sich weit südlich über die Mitte des Staates. Hermann Schuricht, der bekannte deutsche Schulmann, fand die Spuren seiner Vorfahren, als er sich im Jahre 1886 auf einer Farm in Louisa County, Virginien, niederließ. Ueberall stieß Schuricht hier auf deutsche Namen, obgleich die Countybeamten und andere Notablen erklärten, Louisa County sei, wie Virginien überhaupt, von Engländern begründet worden. Schuricht konnte den Familiengeschichten seiner Nachbarn nachgehen und fand, daß sein nächster Nachbar, Crittenberger, von einem gefangenen Heiden abstammte, daß die Neager, Schloßier, Scholz, Baer und Marcus, die übrigen Nachbarn, alle von alten deutschen Siedlern abstammten, und als Schuricht dann in den 1712 beginnenden County-Records blätterte, da bekam er die vollständigen Beweise, daß dies „von Engländern“ begründete Wimmencounty von Virginien eine ursprünglich fast ganz deutsche Siedlung war. Aber die Leute waren nach und nach anglisirt worden, wie das ja auch nicht zu verwundern ist, da jede Verbindung mit der alten Heimath schon vor dem Un-

abhängigkeitskriege aufhörte. Ursprünglich, vor 150 Jahren, hat im deutschen Virginien ganz dasselbe deutsche Leben geherrscht, wie in Pennsylvanien. Aber die Siedlungen waren doch mehr verzettelt als in Penn's Landen, frühzeitig wurden sie von Englischen durchsetzt und so nach und nach zersprengt. Doch spricht man in Theilen des Shenandoah - Tha's noch heute deutsch.

Ueber die Virginischen Deutschen sind die zeitgenössischen Geschichtsquellen sehr dürftig. Ueber sie haben wir keine Berichte, wie die Halle'schen Nachrichten über Pennsylvanien und die Urksperger Nachrichten über die Salzburger in Georgia. Wir haben auch keine Schiffslisten, keine Registrirung der Neuangekommenen vor Bericht, wie es seit 1727 in Pennsylvanien eingeführt wurde, und auch die deutschen Gemeindegeschichten Virginien's werden von Hazlins, Wolf und Dubbs, die sonst so ausführlich von anderen deutschen Gemeinden zu erzählen wissen, nur dürftig behandelt. So ist man bezüglich des virginischen Deutschthums wesentlich angewiesen auf denjenigen Theil der deutschen Siedlernamen, der den alten deutschen Klang noch unverkennbar erklingen läßt, sowie auf die spärlichen Nachrichten über die Gründung virginischer Ortschaften. Doch ist genug bekannt geworden, um zu dem Schlusse zu gelangen, daß fast ein Drittel der beiden Virginias ursprünglich von Deutschen angesiedelt worden ist.

* * *

Wie viele der Städte und Ortschaften Virginien's wurden von Deutschen begründet und führten einst deutsche Namen! Jeder kennt Harpers Ferry in Maryland, aber am nördlichen Eingangsthor von Virginien gelegen. Dort begann ja eigentlich der Bürgerkrieg mit dem Putzche des Fanatikers John Brown. Aber wer weiß, daß sich hier zuerst der deutsche Bauer Robert Harper im Jahre 1734 niederließ und dem

Orte den Namen gab? Winchester im Shenandoah - Thal ist eine andere deutsche Gründung, auch an sie knüpfen sich so viele traurige Erinnerungen aus dem Bürgerkriege. Einst hieß sie Fredericstown. Und aus dem Stephensburg unseres Peter Stephan von 1758 klingt im heutigen Stephensburg noch ein voller deutscher Laut zu uns herüber. Auf Adam Kerns Lande entstand Kernstown; Staufferstadt im Shenandoah - Thal heißt jetzt Strasburgh, und aus dem von Jacob Müller begründeten Müllerstown ist Woodstock geworden. Deutsch genug blieb ja das neue Woodstock, namentlich zur Zeit Peter Mühlenberg's. Jeder der ursprünglichen 196 Bauplätze Woodstocks war von einem Deutschen besetzt. 1762 wurde Shepherdstown, zuerst Schäferstadt, begründet, jetzt heißt es Medlenburg, aber nicht etwa um dadurch das Andenken der deutschen Gründer zu verewigen, sondern wegen der Beziehungen der englischen (welfischen) Königsfamilie zum Lande der Obotriten. Aus demselben Grunde (nicht aus deutschvolklichem) finden wir an der Nordcarolina - Grenze Virginien's die beiden deutschklingenden Namen Mecklenburg und Lunenburg Counties.) Wheeling in West - Virginia (damals noch zu Virginia gehörig) wurde 1770 von dem Deutschen Kane begründet (er hieß Zahn!) und West Liberty dicht dabei, von dem Deutschabkömmling Foreman; Christian Peter gründete 1770 Peterstown (jetzt in West Virginia), Martinsburg wurde von dem Deutschen Stephan begründet, und wer denkt wohl, daß der tapfere General Darke, welcher Darkeville gründete, von deutschpennsylvanischen Eltern stammt? Und so könnte man noch viele Ortschaften aufzählen, welche jetzt englische Namen haben, aber von Deutschen begründet wurden, die in ihrer übermäßigen Weichheit darauf verzichteten, als Taufpaten ihrer Siedlungen genannt zu werden, so Lexington, Amsterdam (von deutschen Tunkern

begründet), Harrisonburg, Lewisburg, Clarksburg, Frankfurt, Front Royal, Weverlen, Verryville, Alexandria. Das deutschklingende Kieselstown in Rockingham County hieß ehemals Kieselstadt u. s. w.

Daß die deutschen Virginier als Siedler und Pioniere hochgeschätzt wurden, erfahren wir aus der allerbesten Quelle nämlich von George Washington selbst. Dieser hatte für seine Leistungen im Indianer- und Franzosenkriege 10,000 Acker Land südlich vom Ohio erhalten und am Kanawha- und Greenbrier - Flüsse noch beträchtliche Strecken durch Kauf erworben. Dieses Land wollte Washington mit Deutschen besiedeln. Im Februar 1774 schreibt er an James Tilghman in Philadelphia, daß er dieses Land rasch erfolgreich und wohlfeil besiedeln möchte und daß von allen Vorschlägen, die man ihm darüber gemacht habe, keiner besseren Erfolg verspreche, als die Ansiedlung des Landes mit Deutschen aus der Pfalz. Auch an die Rhedersfirma Riddle in Philadelphia schrieb Washington in gleichem Sinne, erbot sich, die Kosten für den Transport der Pfälzer nach dem Potomac und nach dem Ohio zu tragen, den Ansiedlern Nahrungsmittel bis zur ersten Ernte zu gewähren und den Leuten auf vier Jahre die Rente zu erlassen. — Aber der Unabhängigkeitskrieg brach bald darauf aus und Washington hatte sich um andere Dinge zu kümmern, als um die Besiedlung jener Wildniß.

* * *

In dem preisgekrönten Bayland'schen Aufsatze „The Germans of the Valley“ wird merkwürdigerweise die erste Erforschung des südöstlichen Zuges des apalachischen Gebirges durch Johannes Lederer (Mitte des 17. Jahrhunderts) vollständig ignoriert, obgleich diese bedeutungsvolle und folgenreiche Forscherarbeit eines deutschen Pfadfinders für die virginische deutsche Geschichte doch weit wichtiger ist, als z. B. die

jagenhaften Meldungen von der Mitwirkung einiger deutscher Handwerker bei der ersten wirklichen Besiedlung von Virgtnien (unter John Smith 1607). Dagegen meldet uns Wayland über eine Anzahl deutsche Pioniere, deren Namen schon um 1635 auf den Registern der Virginia Land-Patente auftreten: Johann Busch, Thomas Spielmann, John Schumann, Ph. Claus, S. Rohlmann, John Laube, sämmtlich in den heutigen virginischen Counties Spottsylvania und Madison. Auch erfahren wir, daß das älteste Haus im heutigen Richmond 1737 von einem Deutschen Samuel Ege erbaut wurde; vier Jahre früher wurde Richmond gegründet.

Wayland gibt dem deutschen Elemente den dritten Platz bei der ältesten Besiedlung von Virginien. Den ersten räumt er, mit Recht, den Engländern ein, den zweiten den sog. Scotch - Irish (welche übrigens meistens Angelsachsen waren), und den dritten den Deutschen. Es wird wohl niemals zu entscheiden sein, welches Element von den beiden letztgenannten das mächtigere in dem Virginien der wichtigen Besiedlungsepoche jener Zeit war (Mitte des achtzehnten Jahrhunderts). Die Scotch - Irish waren wohl frühzeitiger in größeren Massen zur Stelle als die Deutschen, die Massenzüge der Letzteren setzten erst gegen 1730 ein, waren dann aber so stark, daß zur Zeit des Ausbruchs der Rebellion der deutsche Stamm in Virginien wahrscheinlich weit mächtiger gewesen ist, als derjenige der sogenannten irischen Schotten. Die Deutschen in Virginien sind der größten Zahl nach durch Binnenwanderung nach Virginien gekommen, die Scotch - Irish mehr durch direkte Einwanderung aus Europa. Bei der Binnenwanderung wird die geschichtliche Verfolgung dieser Züge und namentlich die Stärke derselben weit schwieriger, als bei dem direkten Zuzug aus Europa. Bei den „Treds“ fehlt das geschichtlich so wichtige Material der Schiffs-

listen und der Ankunfts-meldungen an den amerikanischen Hafenplätzen. Was sich im Innern des Landes vollzog, entging den Beobachtern der Zeitgeschichte sehr leicht, während an der Küste die Einwanderung immer einigermaßen beobachtet werden konnte. Pennsylvanien war schon zu Vater Mühlberg's Zeit derartig mit Deutschen überfüllt, daß es diesem Patriarchen des Deuththums Angst wurde. Er schreibt darüber an die „Halle'schen Nachrichten“ sehr ausführlich. Wenn wir den deutschen Massenandrang nach Pennsylvanien betrachten und zugleich den Kinderreichtum der in Pennsylvanien angesiedelten deutschen Bauern, so will das gar nicht zu der deutschen Volkszahl dieses Staates stimmen, welche man (kurz nach der Revolution bei der ersten Volkszählung) vorgefunden hat. Blickt man dann aber auf die Massen von Deutschpennsylvaniern, welche frühzeitig nach Virginien, nach Maryland — bald darauf nach Kentucky und namentlich nach Ohio auswanderten, so findet man die Erklärung. Dem deutschen Bauern von Pennsylvanien lag wenig am Staate Pennsylvanien, er ging stets dem billigen guten Lande nach und nahm es in Besitz, ohne lange zu fragen nach den politischen Grenzen seiner neuen Heimath.

Wayland weist nach, daß die Deutschen in Virginien bei den Engländern und Scotch - Irish nie gern gekehrte Gäste gewesen sind. Die Knownothing - Bewegung des 19. Jahrhunderts machte sich in ihren Anfängen schon während der ersten Besiedlungsperiode geltend. Der damalige Engländer sah mit einer Geringschätzung, welche oft an Verachtung grenzte, auf die „Dutch“ herab. Als dann die deutschen Fürsten, namentlich der Landgraf von Hessen, ihre Truppen an England verschachteten, übertrugen die thörichten Anglo - Amerikaner in Virginien ihren berechtigten Haß gegen die Seelenverkäufer auf die amerikanischen Deutschen. Besonders in Virginien

war diese Bewegung stark und Deutsche, deren Heimath zufällig Hessen gewesen war, hatten, falls das bekannt wurde, viel unter Verfolgungen zu leiden. Wayland führt mehrere aus Hessen-Kassel eingewanderte Familien an, welche, um den Verfolgungen zu entgehen, ihre Namen änderten, ihr Deutschthum verleugneten, und sich möglichst rasch zu anglisiren trachteten. W. hat diese Mittheilungen von seiner eigenen Mutter, welche sicherlich ebenfalls deutscher Abkunft war, empfangen. Die Deutschen waren besonders im nordwestlichen Theile des Shenandoah-Thales außerordentlich zahlreich und sicherlich bestand die größere Mehrheit der Bewohner jener Gegend aus unseren Landsleuten.

Die Geschichte der Besiedelung des Shenandoah-Thales durch Deutsche aus Pennsylvanien schildert Wayland in ähnlicher Weise, wie es oben bereits erzählt worden ist. Wayland weiß da kaum irgend etwas Neues beizubringen und hat offenbar dieselben Quellen benutzt, welche mir zur Verfügung standen: Kercheval und Schuricht. (Letzterer ist für Virginien das, was Seidensticker für die deutsch-pennsylvanische Geschichte ist, und wie Seidensticker in Rupp seinen Vorarbeiter hat, so hat ihn Schuricht in Kercheval).

Während der Revolution hatte die Vinnenvwanderung etwas nachgelassen, aber schon bald nach dem Jahre 1780 ergoß sich ein neuer Einwandererstrom aus dem volkreichen Pennsylvanien nach den fruchtbaren virginischen Thälern. Als Uebergang über den Potomac diente auch diesen „Fretters“ das „Old Packhorse Ford,“ eine Furth wenige Meilen oberhalb des Einflusses des Shenandoah in den Potomac.

Auch Wayland rühmt den Patriotismus

der Deutschen zur Zeit der amerikanischen Revolution und citirt den damals in Philadelphia erscheinenden „Staatsboten,“ welcher viele deutsche Leser im Shenandoah-Thale und im übrigen Virginien hatte. Die Deutschen Virginien stellten eine große Anzahl Soldaten zu den Heeren Washingtons und von deutschen Tories (Anhängern des englischen Königs, die unter den Engländern Virginien sehr zahlreich waren) weiß unser Gewährsmann nur einen Einzigen zu nennen. Schon im Jahre 1774 wurden drei Volksversammlungen in Virginien abgehalten, um die Rechte des virginischen Volkes gegen die Ansprüche der britischen Regierung zu wahren. Zwei dieser Versammlungen fanden in Fredericksburg und in Woodstock, beide damals fast reine deutsche Ortschaften, statt.

Die deutsche Kirche in Woodstock, Va., wurde als Holzbau 1762 errichtet. Nachdem Peter Mühlenberg das Pfarramt übernommen hatte, wurde eine neue Kirche erbaut, für welche angeblich die berühmte Kirche S. Melchior Mühlenbergs (an der „Trappe“ in Pennsylvanien) das Vorbild gewesen sein soll. In dieser neuen Kirche bildete Peter Mühlenberg das erste deutsche Regiment der virginischen Patrioten. Peter Mühlenberg streifte bekanntlich auf der Kanzel den Predigertalar ab und forderte dann in der Uniform eines amerikanischen Offiziers zum Eintritt in die Armee auf. 162 Mann, sämmtlich Deutsche, traten sofort in Mühlenbergs Regiment ein. Mead hat den Vorgang in seinem herrlichen Gedichte „The Rising“ verewigt. Victor Pracht hat ihn in „Krauß und Rutte“ dramatisch verwerthet und Wilhelm Müller hat es zu dem schönen Gedicht „Die letzte Predigt“ (abgedruckt im D. Pionier) begeistert.

— Die Stadt Mechanicsburg in Cumberland County, Pennsylvanien, hat am 3. und 4. Juli letzten Jahres ihren hundert-

sten Geburtstag gefeiert. Die erste Hütte daselbst baute im Jahre 1807 Heinrich Stauffer.

Das Deutschthum in Kentucky.

(Aus „Westl. Post“, 7. October 1904.)

Von Louis G. Stein, „Louisville Anzeiger“.

Der erste Deutsche, der seinen Fuß auf Kentuckier Boden setzte, war Johann Salling, und die Tradition bezeichnet ihn auch als den ersten weißen Mann, der in einem aus Büffelhäuten gefertigten Canoe den Ohiofluß bis zu dessen Mündung in den Vater der Ströme hinabfuhr. Salling lebte als ehrlicher Weber in Williamsburg in Virginien und wurde dort von einem deutschen Händler Namens Mehrlin durch interessante Schilderungen von der Schönheit westlicher Indianer-Gebiete verleitet, mit diesem zusammen eine abenteuerliche Reise nach Südwesten anzutreten. Unterwegs wurden die beiden an einem nicht näher bekannten Punkte von Cherokees überfallen. Mehrlin entkam, aber Salling wurde von den Rothhäuten nach ihren Dörfern am oberen Tennessee-Flusse geschleppt und dort in den Stamm aufgenommen. Drei Jahre später — man schrieb das Jahr 1740 — begleitete er mit anderen Kriegern seinen Häuptling auf einem Jagdzuge nach dem Salt Rick in Kentucky und als man dort mit feindlichen Indianern vom Stamme der Illinois zusammentraf, setzte es einen Kampf ab, in welchem die Cherokees unterlagen. Salling wurde gefangen und nach Kaskaskia gebracht, wo ihn eine alte Squaw als Sohn annahm. Die zärtliche Adoptivmutter verkaufte ihn später als Dolmetscher an spanische Kaufleute, und mit diesen zog er nach Canada, um sich dann wieder nach Virginia durchzuschlagen. Lange litt es ihn nicht in der Heimath. Mit einem Abenteurer Namens John Howard zusammen trat er in einem Canoe eine Fahrt den Obie hinauf an, auf der Rückreise aber wurde er von franzosenfreundlichen Indianern aufgegriffen und nach einem französischen Posten gebracht. Seine späteren Schicksale sind unbekannt.

Der zweite Deutsche, der den „dunklen und blutigen Grund“ zu sehen bekam, dürfte der Pennsylvanier Indianer-Jäger und Pfadfinder Conrad Weiser, ein geborener Schwarzwälder, gewesen sein, der im Laufe seines bewegten Lebens mehrmals zu den Shawaneesen und Cherokees gekommen zu sein scheint.

Pläne zur Besiedelung Kentucky's waren vor dem Unabhängigkeits-Kriege allgemein zahlreich. Aber nicht den Ohio herab kamen schließlich die ersten Pioniere, sondern von Nord-Carolina, durch die Cumberlandschluchten. Es waren verwegene Jäger und Händler und nicht wenige von ihnen waren Deutsche aus den Niederlassungen von Granville, Stokes und Mecklenburg. Zu den waghüftigsten von ihnen gehörten Simon Kenton und George Zager, ein Pflzer, der an Kenton's Seite im Jahre 1771 an einem Tage am großen Kawasa von Indianern erschossen wurde. Ein ihm ähnlicher Waldsohn war Michael Schuch, der mit Daniel Boone nach Kentucky vordrang. Schuch's Eltern und Geschwister waren von Rothhäuten erschlagen worden, und er verfolgte alle Indianer mit glühendem Hass. In den Wildnissen Missouri's hauchte er seinen Geist aus und seine Biographie befindet sich im „Missouri Intelligencer“ vom November 1827. Andere Deutsche kamen mit einem von dem Oberst James Knox geführten Streikcorps, und auf der Nordseite des Big Warren, etwa drei Meilen von Bowling Green, steht eine Gruppe dickstämmiger alter Buchen, in deren größte unter dem Datum des 13. Juni 1775 dreizehn Namen eingedchnitten sind, unter denen sich auch die folgenden deutschen finden: Johann Adamann, Valentin Herrmann und Nikolaus Hall.

Der erste Weiße, der in Kentucky ein Getreidefeld bebaute, war der Deutsche *H o h a n n S e r m a n n*, der sich in der Umgebung des im Jahre 1774 begründeten Harrisburg in Mercer County ansiedelte. Ein Zeitgenosse und Bekannter von ihm war der Oberst *W i l h e l m C h r i s t i a n*, ein in Staunton erzogener Sprößling einer deutschen Familie, der eine Schwester des berühmten Patriot Henry zur Frau hatte und als Pionier Kentucky's im Kampfe mit Indianern fiel. Sein Andenken wurde dadurch geehrt, daß man später ein County des Staates nach ihm benannte. Als N. 1776 die Gesetzgebung von Virginia auf eine Pittschrift der Colonisten hin Kentucky formell annektirte, befanden sich unter den Petenten auch die Deutschen *G e o r g M h l a n d*, *H e r m a n n C o n s o l y*, *H e r m a n n M a n f e l d*, *B e r n h a r d* und *C o n r a d W a l t h e r*, *P e t e r P a u l*, *J o h a n n* und *A n d r e a s S a u s* und *W i l h e l m M e n e r s*. Der letztere gehörte zu den Begründern der Salzwerke am Bullitt Dick am Salt River, wo zuerst im Westen Salz gewonnen wurde und zeitweilig 500 Personen beschäftigt waren. Die erste Sitzung des Distriktsgerichts am Kentucky fand in der „deutschen Station“ — Dutch Station — bei Harrodsburg statt, und so zahlreich waren dort die Deutschen, daß, wie Butler erzählt, selbst die anglo-amerikanischen Pioniere zahlreiche deutsche Brocken in die Unterhaltung einsflochten. Die Indianer nannten die Deutschen „Schaharies“, ein Name, mit dem sich die Begriffe der Genauigkeit und Sparsamkeit verbinden.

(Wahrscheinlich auch, weil die Deutschen im Schoharie - Thal, von wo ja auch Conrad Weiser kam, bei den Indianern in hohem Ansehen standen. Ann. d. Ned.)

Nach dem Unabhängigkeits - Kriege wurden 1780 Louisville und dann, auf der anderen Seite der Fälle des Ohio an Stelle des heutigen Jeffersonville Fort Steuben

gegründet, zu dessen Besatzung zahlreiche Deutsche gehörten. Elf Jahre später wurde Kentucky als Staat anerkannt — „the first born of the union.“ Zwei Jahre vorher hatte sich die „Whiskey - Rebellion“ als ein Segen für den Staat erwiesen. Von den deutschen Bauern in Pennsylvania, die sich in offener Empörung der auf Verreiben Alexander Hamiltons im Congresse angenommenen Brauntweinsteuer - Akte widersetzen, kamen viele in die Kentuckier Wildniß, bis wohin sich die Steuerbeamten nicht verirren, und siedelten sich in dem heutigen County Bourbon an. Vor 40 Jahren unterzog sich Professor S. Williams von St. Louis der Mühe, im Staatsdepartement in Washington die Akten über die „pennsylvanische Rebellion“ zu studieren, und er schrieb damals Folgendes: „Die Namen der compromittirten Personen sind deutschklingende.“ Diese Teutonen, die Pionier - Einwanderer aus Deutschland, waren ebenso steifnackige Anti-Mucker in der Getränkefrage in der Kindheit unserer Republik, wie die Deutschen es jetzt noch sind, und ahndeten jegliche Einmischung der Regierung in die Fabrikation ihres famosen alten Monongahela Whiskys ebenso entschieden, wie sie in heutigen Tagen die puritanischen Versuche, sie am Sonntage des Genusses eines Glases Lagerbier zu berauben ahnden. Und so ward „Old Bourbon“ der Erstgeborene am „Old Monongahela.“ Die geeigneten alten Patrioten, die den Bourbon Whiskey erfanden, und deren Namen man noch von ihren Abkömmlingen auf jedes „Ante-Bellum“-Faß eingebrannt finden kann, waren die *S p i e r j e s* (Spearie's), *K e l l e r s*, *K a i s e r s* (Kizer's), *L u d i c k s*, *H o f m a n n s*, *M e i s e r s* und Andere, welche es für gerathen hielten, aus Pennsylvania um die Zeit herum zu verschwinden, wo Bundesmarschälle mit Haftbefehlen in ihren Taschen Jagd auf Hugh Henry Breckinridge, den Verfasser der „Modern Knighthood“ machten. Sie sub-

ren auf Flößen mit ihren Frauen und Kindern den Ohio hinab bis nach Linnstone, dem heutigen Mansville, überschritten mit ihren kupfernen Breunfolben die Viding-Hügel und bauten ihre Hütten in den Rohrgebüsch des County Bourbon, frei von der Belästigung der Bundesbeamten. Die Accisesteuer wurde bald wieder aufgehoben. Sie hatten für ihre Produkte keinen Markt in Kentucky und Vieh mußte hunderte von Meilen durch die Wildniß getrieben werden, um es verkaufen zu können. Wenn sie aber Mais und Roggen in Whiskey und Speck verwandelten, konnten sie diese auf dem Viding hinausschleßen, Boot und Ladung in dem damaligen spanischen Hafen New Orleans verkaufen, und mit ihren spanischen Dublonen, die sie in Segeltuchjacken auf der Schulter trugen, heimkehren. Solcher Art ist der Ursprung des Bourbon-Whiskey, der seinen Ruf denselben ehrlichen Herstellungsmethoden verdankt, welche früher den „Old Monongahela“ berühmt machten.

Die Nachkommen dieser pennsylvanischen Bauern sind leider für das Deutschtum verloren gegangen. Inmitten einer amerikanischen Bevölkerung lebend, haben sich die Nachkommen vollständig amerikanisirt, und nur die Namen erinnern noch an die deutsche Abstammung.

Das erste weiße Kind, das in Kentucky geboren wurde, war ein Söhnchen von Michael Gutnacht, einem Deutschen, den Religionshaß aus dem Vaterland vertrieb, und der 1708 nach Rockbridge County in Virginia kam. Aus dem deutschen Namen Gutnacht scheint frühzeitig „Goodnight“ geworden zu sein, aber wenn die Familie auch die letztere Schreibweise beibehalten hat, so ist sie doch stolz auf ihre deutsche Abstammung und einige von ihren Gliedern erlernen jetzt wieder die deutsche Sprache. Michael Goodnight wurde der Vater von 22 Kindern und seine Nachkommenschaft ist über die ganzen Vereinigten Staaten verbreitet. Er war ein warmer Freund von

Patrick Henry und wurde ein eifriger Förderer der Revolutionsbewegung. Vier seiner Söhne kämpften unter Washington. Obwohl bejahrt, kam er mit James Harrod, dem Gründer von Harrodsburg und Erbauer der ersten Blockhütte nach Kentucky, um im folgenden Jahre nach Virginien zurückzukehren, um seine Familie zu holen. Als er dann mit anderen Ansiedlern zusammen den Rückweg nach Harrodsburg antrat, wurde der Zug nicht weit von der Station von Indianern überfallen und es folgte ein schreckliches Massacre. Goodnight wurde getödtet, seine Gattin die guter Hofnung war, entkam jedoch und man fand sie zwei Tage später bewußtlos in einem Dickicht, mit einer schweren Pferdedecke über dem Gesicht. Vier Monate später, am Neujahrstage 1776 schenkte sie einem Söhnchen das Leben, das den Namen Isaac erhielt. Michael Goodnight war nahezu 100 Jahre alt, als er starb, und Isaac starb 1869 im 95. Lebensjahre. Er war viermal verheirathet und hatte 17 Kinder. Einer seiner Enkel, Isaac Hirschel Goodnight, ein ausgezeichnete Mann, der eine Skizze des Lebens seines Großvaters und Abnen verfaßt hat, diente mehrere Termine im nationalen Repräsentantenhause.

Im letzten Jahrzehnt des 18. und in den beiden ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts scheint eine deutsche Einwanderung nach Kentucky gar nicht vorhanden gewesen zu sein, obwohl das rasch aufsteigende Louisville große Aufmerksamkeit auf sich zog. Als den ersten deutschen Bürger Louisvilles nannte man den Schuhmacher M. T. Ehrich, der 1817 einwanderte und erst 1861 starb. Dem Manne wurde einmal das ganze, jetzt einen Haupttheil des Großhandels-Bezirks bildende Gebiet auf der Nordseite der Main Straße, zwischen der 5. und Proof für \$50 und einen in seinem Besitz befindlichen alten Karren Gaul angeboten. Er lehnte ab und starb als armer Mann, denn das Glück klopfte nie wieder

bei ihm an. Unternehmender und weitblickender war nach einigen Jahren die Gattin eines deutschen Gärtners Namens *Birfemeier*, die einen ganzen Acker Land an der heutigen Varter Ave., unweit von Phoenix Hill, gegen ein Pfund austauschte. Nach 1820 nahm die deutsche Einwanderung in Louisville zu, und im Jahre 1832 zählte man 22 deutsche Familien, von denen diejenigen von *John Schmidt* und *Emanuel Seebold* die ältesten waren. Die erste deutsche Kirche, die katholische St. Bonifacius-Kirche, entstand 1838, und drei Jahre später, als langsam eine stärkere Einwanderung direkt aus dem alten Vaterlande einsetzte, wurde auch eine deutsche Wochenzeitung, die „*Volkstribüne*“ gegründet, die aber nur zehn Monate lang vegetierte. Im März folgte der „*Beobachter am Ohio*“, den man später in ein Tageblatt verwandelte. Das Blatt war demokratisch und sein Erscheinen führte zu heftigen Aufregungen des Deutschtums durch die nativistischen Whigs, welche die Deutschen manchmal durch Rowdies gewaltfam von den Stimmkästen zurücktreiben ließen. Es gab nur vereinzelte deutsche Whigs und einem von diesen, dem Väter *Daniel Jakob*, wollten seine Landsleute während einer Kampagne allen Ernstes sein Haus demoliren, — beiläufig erwähnt das erste Putschsteinhaus in der oberen Stadt und die Scene der ersten deutschen Ballfestlichkeit in Louisville. Mit den Jahren 1849 und 1850 begann für das Deutschtum eine neue Ära. Die mißglückte Revolution brachte eine Menge tüchtiger Söhne des Vaterlands nach Amerika und ein ungewöhnlich großer Theil von ihnen kam nach Louisville, wo sie eine schier unglaubliche Thätigkeit entfalteten. Ein Turnverein, ein Freimaurerverein, ein Verein freier Frauen und ein Arbeiterverein entstanden, und da die schon ortsansässigen Deutschen mit den vielen neuen Ideen nicht immer übereinstimmten, entstand eine tiefgehende

Gährung. Der „*Beobachter*“ wurde ein Organ der Reformer, der 1849 gegründete „*Louisviller Anzeiger*“ hielt sich neutral, und die „*Conservativen*“ gründeten den „*Adler*.“ Der Communist *Weitling* versuchte es auch mit einer Publikation, aber ohne Erfolg. 1853 begründete die sogenannte Fortschrittspartei den „*Herold des Westens*“, den nach einander *Jenner von Jennerberg*, *König* und *Karl Heinzen* redigirten, und aus dem nach einer verheerenden Feuersbrunst der „*Pionier*“ hervorging, den *Heinzen* in Boston später fortführte. 1854 erschien die „*Louisviller Plattform*“ in deutscher und englischer Sprache, ein Manifest der gerade erst organisirten „*Union der freien Deutschen in Amerika*“, das auch dem Präsidenten und dem Congreß zugeandt wurde, und in welchem die radikalen Deutschen „*Freiheit, Wohlstand und Erziehung für Alle*“, die Abschaffung der Sklaverei, die politische und soziale Gleichstellung der Neger mit den Weißen, das Frauenstimmrecht, Schulzwang, die Abschaffung von offiziellen Danktagungstagen und vieles andere verlangten. Das Manifest, das in anderen Städten von Gleichgesinnten begeistert angenommen wurde, rief eine gewaltige Opposition der Eingeborenen hervor, und wurde, mit der katholischen Agitation gegen das Freischulen-System zusammen, eine der Hauptursachen der *Knownothing*-Bewegung von 1855, die wie ein Sturmwind über das Land segte. Louisville wurde am schlimmsten heimgesucht. Bei der Staatswahl am 4. August 1855, dem berühmten blutigen Montag, zogen fanatische Pöbelhaufen sengend und mordend durch die Stadt, machten auf Deutsche und Irländer an den Stimmkästen Jagd, und steckten nicht nur zahlreiche Häuser in Brand, sondern trieben die unglücklichen Bewohner, die sich ins Freie zu retten suchten, mit Flintenschüssen in die Flammen zurück. Die verzweifelten Eingewanderten wehrten sich und

auf beiden Seiten gab es zahlreiche Opfer. Die Folgen jener Greuel waren erschreckend. Viele Deutsche zogen fort und widmeten ihre Kraft anderen Gemeinwesen. St. Louis nahm nicht wenige auf, darunter Männer wie Dr. Starkloff und Andere. Die Einwanderung nach Kentucky, die sich übrigens nahezu ausschließlich auf Louisville beschränkt hatte, hörte auf, und es dauerte Jahre, ehe das Deutschthum sich wieder eine Stellung eroberte. Als aber endlich die Gegenströmung einsetzte, war sie auch eine sehr starke. Unionstreue zogen zahlreiche Deutsche in den Bürgerkrieg, und nicht wenige von ihnen zeichneten sich hervorragend aus. Nach dem Krieg blieb zwar die Einwanderung eine geringe, aber das Deutschthum gewann im Gemeinwesen eine dominirende Stellung. Zweimal wurden deutsche Bürgermeister gewählt, Deutsche erhielten zahlreiche andere Aemter, in den Schulen führte man den deutschen Unterricht ein, — eine Errungenschaft, die leider wieder verloren gegangen ist — einem Deutschen, Gen. Phil. Doern, wurde die demokratische Nomination für das Vicegouverneurs - Amt angetragen, die er aber ausschlug, und ein anderer Deutscher, W. Krippenstapel, der Begründer des „Volksblatt“, wurde auf republikanischer Seite Candidat für das Staatsauditoramt. Um dies zu würdigen, muß man im Auge behalten, daß das Deutschthum Kentucky's sich auf Louisville beschränkte, denn die einzigen anderen Städte mit deutscher Bevölkerung im Staate, Covington und Newport, kommen eigentlich nur in Verbindung mit Cincinnati in Betracht. Als nach dem deutsch-französischen Kriege ein großes Friedensfest arrangirt wurde, war die Stellung der Deutschen eine so angesehene, daß man die Feier zu einer offiziell städtischen gestaltete.

Seitdem hat das deutsche Element seine Position zu wahren gewußt. Im Innern

des Staates entstanden einige deutsche Colonien, ohne jedoch große Bedeutung zu erlangen. Auch eine Schweizer Colonie, *Vernstad*, wurde begründet, und blüht heute noch, obwohl eine Ausbreitung des schweizerisch-deutschen Elements von ihr aus nicht in großem Maßstabe stattgefunden hat. In Covington, Newport und den umliegenden Orten ist das Deutschthum ungemein erstarkt, und in Louisville schätzt man die deutsche Bevölkerung rund auf 50,000 Seelen. In den letzten Jahren macht sich wieder eine Einwanderung bemerkbar, wie denn der industriell aufblühende Süden überhaupt mehr Einwanderer anzieht, als früher. Das Hauptverdienst des Deutschthums war und ist die Pflege von Gesang und Musik, und die Verbreitung einer liberalen Weltanschauung. Deutsche Gesang- und Musik - Vereine, von denen einige Jahre lang eine stehende Oper und eine deutsche Bühne hielten, haben dem musikalischen Leben in Louisville ein eminent deutsches Gepräge verliehen. Die Stadt ist frei vom Joche der Mäcker und man kennt weder Temperenz- noch Sonntagszwang. Im Finanz- und Geschäftsleben sind Deutsche tonangebend, in der Politik bilden sie einen Faktor, mit dem die Parteien rechnen müssen, und zahlreiche öffentliche Aemter haben deutsche Inhaber. Die Metropole Kentucky's allein hat 32 deutsche Kirchen - Gemeinden, und in Duzenden von deutschen Vereinen und Logen wird die Muttersprache und deutsches Wesen und deutsche Sitte gepflegt. Ich habe den Entwicklungsgang des Deutschthums seit 1865 absichtlich nicht so genau behandelt, wie die Anfänge des deutschen Elements, die der lebenden Generation ist ja bekannt; sie kennt ihre Stärke und ihre Stellung im Staate, und Alles was ihr fehlt, ist eine zentrale Organisation, deren Schaffung nun auch nahe bevorsteht. An das, was Deutsche in den Jahren vor dem Krie-

ge geleistet hatten, aber erinnert sie sich nie genügend, und es ist an der Zeit, der Verdienste der deutschen Pioniere zu gedenken,

deren Wirken von amerikanischen Geschichtsschreibern selten oder nie gebührend gewürdigt wird.

Kurzer Lebensabriß eines achtundvierziger politischen Flüchtlings.

Von Joseph Rudolph.

(Schluß)

Die Stube möblirten wir mit dem Allernothwendigsten, worunter ein alter, kleiner Kochofen der Hauptgegenstand war, da wir aus Sparjamkeitsrückichten nach Maßgabe unserer Geschicklichkeit und Mittel uns selbst beköstigen wollten; und die Wände der Stube zierte bloß ein kleiner Spiegel, welchen wir benutzten, wenn wir unsere Bartstoppeln abfragten; denn es war damals nicht Mode, den Bart wachsen zu lassen, und ich habe sogar meinen kleinen Schnurrbart abrasirt, um auf der Straße von den Buben nicht als Dutchman angerufen zu werden. Die Nankees waren damals Alle glatt rasiert und trugen bei der gewöhnlichsten Arbeit Fraß und Cylinderhut. Wenn damals Jemand mit einer Mütze auf dem Kopf und mit einer langen Tabakspfeife im Munde über die Straße gegangen wäre, würde er von den Buben mit Straßenschmutz beworfen worden sein. Man könnte in dieser Hinsicht nach den heutigen Zuständen beinahe Unglaubliches anführen; indessen diese Ansichten änderten sich bedeutend in verhältnißmäßig kurzer Zeit, zu welchen Veränderungen die große Anzahl und das selbstbewußte und furchtlose Auftreten der Achtundvierziger ohne jeden Zweifel einen großen Einfluß ausübte, und zur Zeit des Bürgerkrieges wuchs auf den Gesichtern der Nankees ein ganz respektabler Bart oder wenigstens mächtiger Schnurrbart, und aus dem dammed dutchman war bereits der (German) deutsche gute Freund geworden.

Wir hatten alle Ursache uns auf das Sparjamke einzurichten, denn unsere finan-

ziellen Mittel waren erschöpft, und die äußerst mageren Verdienste während der verhältnißmäßig kurzen Lehrzeit von wenigen Monaten zwang uns zur Entbehrung oft der gewöhnlichen Lebensbedürfnisse, brachte uns aber auch manche gute und praktische Lehre. Anfänglich waren wir unserer drei, aber gelegentlich quartierte sich ein Viertes nothleidender Freund für eine kurze Zeit ein, und selbst an hungrigen Gästen fehlte es uns später nicht. Wir waren eine echt communistiche Gesellschaft, welche aus einer gemeinschaftlichen Kasse schöpften, zu der Jeder seine geringen Verdienste redlich beisteuerte. Wahrheitsgetreu und aufrichtig muß ich gestehn, daß ich mich trotz allen Mühseligkeiten und Entbehrungen nicht unglücklich fühlte; denn ich betrachtete meine Lage nicht als eine Strafe für begangenes Unrecht, sondern bloß als ein kleines Opfer für sozialen und politischen Fortschritt. Wenn ich jetzt in meinem Alter von 83 Jahren diese Verhältnisse überblicke, welche noch heute so lebendig vor meinen Augen stehen, als ob sie sich erst vor ganz Kurzem zgetragen hätten, so erfreue ich mich noch heute der damaligen Begebenheiten, und betrachte diese Kämpfe um ein Stück Brod und für geistige Freiheit als meine interessanteste Lebenszeit, weswegen ich auch über unsere Zunaagefellen - Wirthschaft und die damaligen Verhältnisse einiges Wenige in möglicher Kürze mittheilen will.

Unser Kapitalist und Schatzmeister war ein ehemaliger preußischer Corporal, welchen auch die Sympathie für die 48er fortschrittlichen Bewegungen ins Schlammassel

gebracht hatten, und der damals schon 2 bis 3 Dollars die Woche verdiente. Mein Verdienst als Cigarrenmacher war für die erste Woche 35 Cents, verbesserte sich zwar von Woche zu Woche ein wenig, blieb aber noch lange sehr gering, weil ich nicht sowohl eine große Zahl wie gute Cigarren zu machen suchte, was mir auch später ganz gut zu statuten kam. Indessen drückte ich mich zur Noth durch, indem ich meine Forderung von 20 Dollars, welche ich als ehemaliger Fabrikant gerettet hatte, 25 centsweise erhob, und versilberte mit vielem Bedauern einen holländischen (meinen letzten) Dukaten, welchen ich einst von meinem Confirmations - Pathen als Geschenk erhalten hatte.

Unser Junggejellen - Hausstand entwickelte sich ungefähr nach folgender Regel: Zur Heizung unseres Kachofens brauchten wir Weichkohlen, welche wir in einer Kohlenhandlung kauften, und im Sack auf dem Rücken persönlich nach Hause tragen mußten. Die'ses Kohlenherbeischaffen sollte wechselweise geschehen; indeß drückte sich manchmal der eine oder der andere durch zu spätes Nachhausekommen; aber unser Corporal nahm dann ohne viel Worte zu verlieren den Sack unter den Arm, kaufte und schleppte die Kohlen herbei. Zum Abendessen brauten wir Kaffee oder Thee ohne Zucker und Milch, holten aus der Grocery kleine Laibchen grobes Schwarzbrot, ähnlich dem plat-deutschen Pumpernickel (Schusterwecken nannten wir dieselben, weil sie so schwarz wie Schusterpech) und wenn es die gemeinschaftliche Kasse und unser Schatzmeister erlaubte, schwelgten wir in dem Genuß von Wurst oder Speck zum Schwarzbrot. Das Frühstück bestand aus denselben Luxus-Gegenständen.

Sehr oft kam es dabei vor, daß mancher von uns mehrere Tage lang während der Woche keinen Cent Geld in der Tasche hatte, und doch Mittags essen mußte. In solchem Falle pumpten wir des Morgens von dem Schatzmeister 5 Cents und besuch-

ten zur Lunchzeit zwischen 10 und 12 Uhr eine Wirthschaft, woselbst ein reichlicher freier Lunch aufgesetzt wurde. Für die 5 Cents kauften wir ein Glas Bier und ließen uns den Lunch gut schmecken, der bis zum Abendessen ausreichen mußte. Ich habe mich mit diesen geborgten 5 Cents wochenlang durchschlagen müssen, und bloß einmal fühlte ich mich eines Tages beinahe unglücklich. Es war an einem heißen Sommer-tag, 1850, als ich gegen Abend von der Arbeit nach Hause ging und außerordentlich durstig fühlte. Da führte mich der Weg an der 15. und Vine Straße vorbei, wo eine gewisser Stiefel ein Bier verzapfte, welches wegen seiner besonderen Güte bekannt war. Die Thüren standen offen und das Lokal war mit Bier trinkenden und in lebendiger Unterhaltung begriffenen Gästen gefüllt. Da regte sich in mir ein besonderes Verlangen, meinen Durst mit einem Glas Bier zu stillen, und ich hatte keinen Cent Geld im Besitz. Ich blieb an der Ecke stehen, und meine Gedanken fingen an, sich mit meiner hilflosen Lage zu beschäftigen, ich fühlte dumm und elend. Da erschien in der Ferne unser Schatzmeister, welcher in eiligen Schritten unserer Junggejellen - Heimath zusteuerte. Du kommst mir gerade recht, dachte ich in jenem Augenblicke, denn ich mußte, daß er immer sein und unser ganzes Vermögen in der Tasche trug, welches wenigstens in 2 bis 3 Dollars bestand. „Hallo Nachmann!“ dies war sein rechtlichaffener Name, „ich fühle sehr durstig, sollten wir nicht ein Glas Bier trinken?“ „Ja mit Vergnügen, es war ein sehr heißer Tag und ich fühle auch sehr durstig,“ antwortete er, und ohne weiteres Bedenken traten wir in das Lokal und ließen uns zwei Glas Bier geben. Nachdem wir das Bier mit heiteren Gefühlen und lauten Lobsprüchen vertilgt hatten, wollte Nachmann als Gentleman eine freundliche Einladung erwidern, und bestellte noch zwei Glas

Bier. Nachdem das zweite Glas Bier so ziemlich unseren Durst gelöscht hatte, und wir zum Aufbruch bereit waren, sagte ich zu Adammann: „Bezahle die 4 Glas Bier.“ Mit erstauntem Blicke sagte er: „Ich habe bloß zwei zu bezahlen. Sie haben mich ja zu den ersten eingeladen.“ „Sie vergeßlicher Schafsk—“ wollte sagen Schatzmeister — sagte ich. „Ich habe keinen Cent Geld im Besitz, wie Sie wohl wissen sollten, denn die heute Morgen geborgten 5 Cent's habe ich für Lunch verausgabt.“ Gegen alle Regeln eines preussischen Korporals schimpfte er nicht, aber sein erstauntes Gesicht sehe ich heute noch. Er bezahlte, aber vergessen konnte er es nicht; ich hatte sein Vertrauen verloren, und er suchte sich stets gegen einen neuen Ueberfall zu schützen. Zufällig hörte ich in späteren Jahren, daß Adammann als Eigenthümer eines Cigarren-Geschäftes in Davenport gestorben sei.

Die Verhältnisse besserten sich mit jeder Woche etwas, und da uns die Noth ziemlich zahm gemacht, und das gemeinschaftliche Schicksal gewissermaßen verbrüderet hatte, so führten wir ein ganz gemüthliches Junggesellenleben, und je nachdem es die Mittel erlaubten, verbesserten wir unseren Hausstand hauptsächlich in Bezug auf die Beköstigung. Der Sonntag Morgen wurde zur allgemeinen Haus- und Kleider-Reinigung verwerthet, und unser Korporal brachte seine während der Militärzeit erworbene Kasernen-Kochkunst in Anwendung. Regelmäßig bereitete er am Sonntag mit unserer Unterstützung ein zartes, weil von uns weich geklopftes Beefsteak mit sogenannten bairischen Knödeln, wozu wir aus der Grocery Bier herbeischafften, und da dasselbe gewöhnlich ein dünner trüber Stoff war, verbesserten wir selbiges mit dem Inhalt von rohen Eiern und schlugen mit dem hölzernen großen Kochlöffel dasselbe zu einer schaumigen Brühe. Dieses Getränk hat uns jedenfalls

besser geschmeckt als den alten mythologischen Göttern ihr Nektar. Es konnte nicht fehlen, daß diese luxuriösen Sonntags-Mahlzeiten unter unseren Bekannten Aufmerksamkeit erregten, und ohne Einladung öfter Gäste erschienen. Zu diesen Gästen gehörte hauptsächlich mein Landsmann und Leidensgefährte Friedrich Hassaurek. Frig, wie ich ihn gewöhnlich nannte, war damals Neuigkeits-Verichterstatter einer neuen zu Wahlzwecken gegründeten demokratischen Zeitung, und konnte am Samstag öfter seinen Wochenlohn nicht erhalten. Er wohnte damals in dem „Firemen's Hall“ genannten Kosthause an der 5. Straße. Der Wirth hatte die dumme Gewohnheit, daß er Sonntags Mittag sich an der Thüre des Speisesaals aufstellte, und jedem Kostgänger, wenn er nicht vorher bezahlt hatte, das Kostgeld für die vergangene Woche abforderte. Wenn also Hassaurek am Samstag seinen Lohn nicht erhalten hatte, getraute er sich nicht an die Thür des Speisezimmers, und er machte bei uns sein Erscheinen als Gast. Da unsere Verdienste sich besserten und wir mit wirklichen Entbehrungen nicht mehr zu kämpfen hatten, führten wir in der That ein ganz gemüthliches Junggesellen-Leben, welches leider plötzlich gestört wurde, denn ich bekam in einer Nacht einen heftigen Cholera-Anfall. Meine Stubengenossen erfreuten sich eines gehenden Schlafes und rührten sich nicht, obwohl ich die Lampe angezündet hatte, öfter aufstehen mußte und durch andere geräuschvolle Vorkehrungen ihre Aufmerksamkeit erregen wollte. Als sich aber Erbrechen und Krämpfe einstellten, und ich nicht mehr vom Lager aufstehen konnte, da rief ich mit aller Anstrengung: Steht auf! Ich habe die Cholera. Dies brachte Beide mit einem Satz auf die Beine. Der eine eilte nach der nächsten Apotheke um Medizin zu holen, welche, wie jeder Apotheker wußte, die Doktoren damals hauptsächlich gegen Cholera verordnen, und

hinterließ den Auftrag, sobald als möglich einen Doktor zu schicken, und der Andere rieb mit wollenen Decken meinen ganzen Körper mit solchem Eifer und Anstrengung, daß der Schweiß von der Stirne tropfte. Nachdem ich vorschriftsmäßig Medizin genommen hatte, braute der eine mir starken schwarzen Kaffee, von welchem ich zur Erwärmung meines Blutes reichlich trank, und während Beide abwechselnd fortfuhren meinen Körper mit wollenen Tüchern zu reiben, versiel ich in einen leichten Schlaf. Als am frühen Morgen der Doktor erschien, untersuchte er meinen Körper, und erklärte befriedigt, daß die Hauptgefahr vorüber sei; denn wir hätten alles gethan, wie er es mir hätte verordnen können, und gab weitere Vorschriften. Die Wiederherstellung meiner Gesundheit verzögerte sich für einige Zeit, wahrscheinlich in Folge von mangelhafter Pflege und unpaßender Nahrung. Als ich mich wieder arbeitsfähig fühlte, suchte ich meine Stellung zu verbessern, und weil ich glaubte eine gute Cigarre machen zu können, bewarb ich mich bei Nielsen und Wersman in Cincinnati um eine Anstellung und ich wurde als Cigarrenmacher beschäftigt.

In dieser Fabrik wurden bloß bessere Sorten Cigarren gemacht, und die daselbst beschäftigten 20 Arbeiter waren beinahe ausschließlich ehemalige Hamburger und Bremer Cigarrenmacher. Ich fühlte, daß ich als Grünhorn in jeder Hinsicht mein Bestreben dahin richten mußte, gleich gute Waare wie die erfahrenen Arbeiter zu liefern. Wersman untersuchte beinahe jeden Tag die von jedem Einzelnen gelieferten Waaren, und ich hatte in einigen Wochen die Genugthuung, daß meine Arbeit in seinen Augen Anerkennung fand, indem er mir die beste Sorte, welche in der Fabrik hergestellt wurde, zu machen gab. Ich und Titjens, ein ehemaliger Hamburger Cigarrenmacher, Bruder der später berühmten Opernsängerin Titjens, welche leider bald

nach erlangter Anerkennung ihres Talentcs in London starb, machten die sogenannten Regalia, eine ziemlich große Sorte von reinem Habana Tabak, wofür damals der höchste Arbeitslohn 9 Dollars per Tausend bezahlt wurde. Ich machte jedenfalls eine so gute Cigarre wie Titjens, aber in der Zahl konnte ich ihm nicht gleich kommen; indeß konnte ich mit Leichtigkeit 1000 Stück per Woche fertig bringen. Neun Dollars Wochenlohn war damals ein ziemlich großer Verdienst, wovon man bei den damaligen billigen Lebens-Verhältnissen bequem leben und einen Nothpfennig für die Zukunft zurücklegen konnte.

Da mit dem Verschwinden der Cholera die allgemeinen geschäftlichen Verhältnisse, und ebenso unsere persönlichen sich gebessert hatten, kam unsere aller Bequemlichkeit entbehrende Junggesellen - Wirthschaft zum Abschluß. Der eine erhielt eine ziemlich gute Stellung in einer feinen Wäderei, der Schachmeister wollte im ferneren Westen sein Glück versuchen, und ich fühlte schon lange das Bedürfniß, mich in der englischen Sprache zu vervollkommen; denn mein ganzer gesellschaftlicher Verkehr war deutsch. Deshalb zog ich in ein Kosthaus, wo nur englisch gesprochen wurde; aber auch dort war mein Bleiben nicht sehr lange; denn mein Sinn stand nicht nach Gelderwerb, noch weniger kam mir der Gedanke, in Amerika eine Heimath zu gründen; aber desto mehr beschäftigten mich wie alle 48ger grünen Welt - Verbesserer die europäischen Zustände und die widerwärtigen puritanischen und die unnatürlichen politischen Sklaverei - Verhältnisse Amerika's.

Nachdem in Baden und der Pfalz das preussische Kriegsheer unter der Führung des Prinzen von Preußen das kleine und disciplinirte Volksheer geschlagen hatte, und die revolutionären Kämpfer zerstreut wurden, gab es im lieben Deutschland keinen Winkel, woselbst die Kämpfer oder auch

nur die revolutionärer Sympathien Verdächtigen sich hätten verbergen können; nur die Flucht in's Ausland konnte ihnen Leben oder persönliche Freiheit retten. Die Schweiz und England waren die einzigen europäischen Staaten, wohin sie sich wenden konnten; doch selbstverständlich flüchteten die Meisten nach Nord-Amerika.

Der mächtige Strom der deutschen revolutionären Einwanderung nach dem Jahre 1849 brachte unter das amerikanische Deutschthum frisches Leben und einen nie vorher gesehenen politischen Aufschwung. Nur wer persönlich die damaligen Zeiten durchlebt hat, kann sich von der fieberhaften Thätigkeit der 48ger Flüchtlinge den richtigen Begriff machen. Mit dem revolutionären Eifer, mit dem sie drüben gegen alles politische Unrecht und jede soziale Unterdrückung gekämpft hatten, traten sie auch hier gegen die ihnen widerwärtigen sozialen und politischen Verhältnisse auf, die sie hier vorfanden, und er wurde verschärft durch die Sorgen und Entbehrungen, mit denen sie zu kämpfen hatten. Diese Thätigkeit äußerte sich besonders in der Gründung von Turn-, Gesang-, Arbeiter- und Frei-Männer-Vereinen, sowie auch vieler neuer deutscher Zeitungen in allen größeren deutschen Siedlungen. Politische Conventionen und Congresse wurden abgehalten. Der Wheelinger Congreß, welcher von 48gern einberufen war, erließ auf Antrag von Carl Goepf eine Proclamation, worin die Vereinigten Staaten aufgefordert wurden, Deutschland als eine Republik zu annektiren oder besser eine Welt-Republik zu gründen. In einer Versammlung zu Cleveland beantragte Carl Heinzen die Abschaffung der Präsidentschaft, da der Präsident nach der Constitution nichts anderes sei, als ein König im Frack. Es war überhaupt kein Vorschlag radikal genug, daß er in diesen Versammlungen nicht Anklang gefunden hätte.

Die in 1852 fällige Präsidenten-Wahl warf bereits ihre Spuren voraus. Die Regierung der Vereinigten Staaten war und ist heute noch eine Partei-Regierung, wie sie nicht sein sollte. Es bestanden bloß zwei Parteien, welche sich um die Herrschaft stritten, die demokratische und die Whig-Partei; denn die junge und schwache Freiboden-Partei konnte noch kaum in Betracht gezogen werden. Die Wahlkämpfe wurden damals bloß unter persönlichen Einflüssen und politischen Machenschaften geführt; denn grundsätzlich waren beide Parteien hinsichtlich der Sklaverei darin einig, daß sie als Einrichtung selbständiger Staaten nicht angerührt werden durfte. Im Gegentheil hatte der Congreß Gesetze erlassen, wodurch jeder nördliche Bürger aufgefordert und gezwungen werden konnte, in seinem eigenen Staate beim Einfangen flüchtiger Sklaven behülflich zu sein. In den damaligen Wahlkämpfen wurden nicht allein die Candidaten, sondern auch die „Leitbäume“ der Partei und die Redaktionen der gegnerischen Zeitungen derartig schlecht gemacht, daß, wenn der ehrliche und friedfertige Bürger hätte alles glauben können, er sich gewiß so schnell als möglich in Sicherheit gebracht hätte.

Bei der vorhergegangenen Präsidenten-Wahl im Jahre 1848 sollen besonders die katholischen Kirchenfürsten einen wichtigen politischen Einfluß ausgeübt, und als Lohn für ihre Mithilfe einen Katholiken als General-Postmeister ins Amt gebracht haben. Um diesem katholischen Einfluß bei der nächsten Präsidenten-Wahl zu begegnen, wurden von demokratischer Seite manche Winkelzüge in Anwendung gebracht, und deswegen unternahm Molitor, der Eigentümer des einflußreichen „Cincinnati Volksblattes“ einen Kampf gegen den Katholicismus und dessen politischen Einfluß. Zu Folge der anti-katholischen Artikel verlor das „Volksblatt“ tausende von Abonnenten und Molitor sah sich aus Geschäfts-Mitt-

sichten gezwungen, den Kampf im Volksblatt einzustellen. Da die Partei aber die Fortsetzung des Kampfes wünschte, fand Molitor einen Ausweg, nämlich: Einige Zeit vor Ausbruch der Cholera hatte Herr Walker, der vorher schon Zeitungsherausgeber in Louisville war, den „Hochwächter“ als anti-katholisches Blatt gegründet, und damit einen gewissen Anflug gefunden; aber er starb als erstes Opfer der Cholera in Cincinnati, und mit ihm erlosch auch der „Hochwächter.“ Molitor glaubte den Wunsch der Partei zu erfüllen, wenn er das Blatt wieder ins Leben zurückrufen könnte, und machte Fritz Sassaurek den Vorschlag, den „Hochwächter“ neu erstehen zu lassen. Molitor oder wahrscheinlich die demokratische Partei schafften die Mittel herbei. Sassaurek schrieb, Wachsmuth setzte und das „Volksblatt“ druckte umsonst das Blatt, das wöchentlich erschien.

Das Erscheinen des „Hochwächter“ hatte auch für mich mehrfaches Interesse, ich verbrachte manche Stunde in der Geschäftsstube desselben, anstatt in der Cigarrenfabrik, und konnte dem Freund manche kleine Hilfe leisten. Das Blatt fand gleich im Anfang eine gute Unterstützung durch zahlreiche Abnehmer; denn es lag augenscheinlich in den damaligen Verhältnissen, daß irgend eine Opposition gegen die bestehenden unnatürlichen und corrupten Zustände Anflug finden mußte. Obgleich die älteren deutschen Bürger mit wenig Ausnahmen der demokratischen Partei angehörten, und den Partei-Vorschriften pünktlich folgten; so war doch vielen die Sklaverei im Innersten verhaßt, und da die obersten Leiter sowohl der puritanischen als auch der katholischen Kirchen-Gemeinschaften nicht zauderten, sich in politische Angelegenheiten einzumischen, so war jedem um die Wohlfahrt des Staates redlich Besorgten eine offene Opposition gegen derartige Zustände willkommen und fand Unterstützung.

Da das Gründen von Vereinen damals

zur Tagesordnung gehörte, so gründete auch Fritz Sassaurek einen Frei-Männer-Verein, wie solche schon an einigen Plätzen bestanden. Aus Freundschaft und finanziellen Gründen betheiligte ich mich lebhaft daran und vernachlässigte das Cigarrendrehen, wickelte überhaupt nur so viele Cigarren, daß ich mit dem verdienten Arbeitslohn meine nothwendigsten Lebensbedürfnisse bestreiten konnte. Bei der Organisation des Vereins wurden folgende Beamte gewählt: F. Sassaurek, Präsident; Jos. Rudolph, Sekretär und F. Ramloch, Schatzmeister. Zweck und Aufgabe des Vereins war: Bekämpfung religiöser und politischer Vorurtheile durch Belehrung und Aufklärung.

Ich wunderte mich selbst über das schnelle Wachstum des Vereins, denn die Mehrzahl der Mitglieder bestand aus Männern, welche vor 48 eingewandert waren und allen Erwerbszweigen, hauptsächlich aber dem Handwerkerstande als Mechaniker, Schlosser, Tischler etc. angehörten, denn Cincinnati war damals schon eine bedeutende Fabrikstadt, und die Fabriken und die Maschinen-Werkstätten beschäftigten meistens in Deutschland ausgebildete Arbeiter, wie z. B. die große Möbelfabrik von Mitchell & Mammelsberg. Diese deutschen Arbeiter vermieden den heitern Lebensgenuß, wurden von der puritanischen Engherzigkeit und der politischen Sklaverei-Lust angeekelt und wollten sich ihren gesunden Menschenverstand nicht durch unnatürliche religiöse und politische Dogmen rauben lassen.

Es war für alle Betheiligten eine wahre Genugthuung zu beobachten, mit welchem Eifer die Mitglieder an den Verathungen theilnahmen, und mit welcher Pünktlichkeit und in immer vermehrter Anzahl dieselben Sonntags bei den Vorträgen erschienen.

Um Abwechslung und Interesse für unsere Sonntagsvorträge zu gewinnen, kam ich durch Correspondieren mit andern Frei-

Männer-Vereinen und den thätigsten Arbeitern für Fortschritt in Verührung und wurde mit vielen persönlich bekannt, wie: Domjache, Gillingärtner, Schläger, Meyer, Rothacker, Winkler, sowie mit Ludwig, dem sogenannten Fadel-Ludwig, weil er ein freisinniges Blatt „Fadel“ genannt herausgab, das er persönlich zu verbreiten suchte, und in Folge davon sich öfter bei uns einfand und uns gelegentlich einen Vortrag hielt. Der Turner- und der Arbeiter-Verein waren bereits weiter fortgeschritten und hatten ihre eigenen Häuser erbaut. In der Turnerhalle hielten wir Vormittags unsere Sonntags - Versammlungen, und in der Arbeiter - Halle später unsere Kinderschule. In verhältnismäßig ganz kurzer Zeit hatte sich die Mitgliederzahl des Freien-Männer-Vereins dermaßen vermehrt, daß wir an den Bau einer eigenen Halle gehen konnten. Nachdem diese fertig und eingerichtet war, wurde ich zum Verwalter gewählt und hiermit endete meine Cigarrenkünstler-Laufbahn.

Die Abnehmer des „Hochwächter“ hatten sich zu dieser Zeit bedeutend vermehrt, und in Folge der vermehrten Einkünfte verheirathete sich Cassaured. Seine erwählte Lebensgefährtin sympathisirte nicht allein mit seinen Bestrebungen, sondern ermunterte ihn auch zu manchen weiteren Fortschritten. Da ich durch Freundschaft und vielmehr noch durch die Arbeiten für den Frei - Männer - Verein viel an die Gesellschaft Cassaureds gebunden war, veranlaßte mich Cassaured bei ihm zu wohnen.

Frau Anna Cassaured und ihr zweiter Gemahl, Herr Georg Kapp, welche vor vielen Jahren Chicago zu ihrer Heimath machten, nahmen hier stets an allen die Deutschen ehrenden Bestrebungen thätigen Antheil. So hat Herr Kapp viele Jahre als Beamter der deutschen Gesellschaft und des deutschen Altenheims bis zu seinem vor wenigen Jahren erfolgten Tode werthvolle thätige Dienste geleistet. Die Wittwe, Frau

Anna Kapp, könnte manches Ernste und Heitere aus der Sturm- und Drang - Periode der 48er mittheilen, weil sie an den Arbeiten und Bestrebungen der damaligen Zeit thätigen Antheil nahm und besonders als geschickte Leiterin der Theater - Vorstellungen in der Frei - Männer - Halle viele Anerkennung gefunden hat. Als einen kleinen Beitrag in dieser Hinsicht will ich eine heitere Begebenheit mittheilen, woran ich selbst theilhaftig war: Bei den Theater-Vorstellungen leistete ich als Souffleur Dienste. Obwohl ich als Verwalter wegen der vielen Gäste genug zu thun hatte, mußte ich doch in den Souffleur - Kasten steigen, denn die unerfahrenen Spieler waren auf den Souffleur angewiesen; sie behaupteten, daß sie mich am besten verständen, und wollten ohne meine Hilfe nicht spielen. Ich hatte glücklicherweise einen guten Gehilfen und da das eine oder andere Mitglied des Verwaltungsraths während der geschäftigsten Zeit meine Verpflichtungen als geschäftlicher Obergesehen übernahm, mußte ich in den Souffleur - Kasten. Da ich mit Augen und Händen arbeiten mußte, um den Spielenden ihre Aufgaben anzudeuten, so geschah es einmal, daß ich im Eifer mehrere Blätter des Buchs überschlug und als ich weiter lesen wollte, fand ich keinen Zusammenhang. Ich blätterte mehrmals vergebens hin und her und konnte den Spielenden keine Schlagworte geben, und bald standen diese einander stumm gegenüber und suchten nur mit den Händen; da fiel der Vorhang. Frau Cassaured erschien an der Rampe, wies mit der Hand nach dem Souffleur - Kasten, und rief. Der Mann da unten im Kasten ist Schuld an unserm Unglück, weil er uns im Stiche ließ. Wir werden von vorne anfangen.

Meine Stellung als Verwalter war durchaus nicht angenehm, und die Aufgabe nicht leicht. Die vielen Flüchtlinge aus Deutschland mit ihren Schnurrbärten und Schlapphüten wurden schon von vornherein

mit Mißtrauen beobachtet, als sie aber durch ihr unersticktes und kritisch-rendes Auftreten gegen verschiedene hiesige Einrichtungen sich besonders bemerkbar machten, und Einfluß zu gewinnen suchten, wurden sie von verschiedenen Seiten offen angefeindet.

Die Demokraten und Whigs haßten sie, weil sie gegen Sklaverei und Monopole, als einer Volksregierung unwürdig und der menschlichen Vernunft und dem gesellschaftlichen Wohlbefinden widersprechend, auftraten; die Puritaner schauften Rache, weil sie gegen Sonntags- und Kirchenzwang, die Temperenzler weil sie gegen Beschränkung der Genußmittel, und die Katholiken wütheten, weil Cassaured so wie andere Unabhängige in Zeitchriften und in den Vorträgen gegen Papismus und dessen politischen Einfluß donnerten. In den Verfolgungen der Turner- und Frei-Männer - Vereine concentrirte sich dieser Haß, welcher von der englischen politischen und religiösen Presse kräftig genährt wurde. Mein Freund Louis Hoffmann in Cincinnati, ein Mitbegründer und lange Jahre erster Verwalter der Turnerhalle in Cincinnati, konnte von manchen Anfeindungen und Gewaltthaten berichten, welchen die Turner ausgesetzt waren, ebenso Albert Zücker in Cincinnati, welcher schon 1846 den Krieg gegen Mexico als Freiwilliger mitgemacht hat.

Die Mitglieder der Frei - Männer - Vereine wurden als Atheisten und Revolutionäre gegen alles Bestehende erklärt, von allen Seiten angefeindet und verfolgt, weswegen ich als aktiver Vertreter dieser Gesellschaft besonders zu leiden hatte, wovon ich in möglichst wenig Worten eine kleine Vorgehenheit mittheilen will.

Wie in Turner- und Arbeiter - Hallen war mit der Frei - Männer-Halle ein Vierschauf verbunden. Da Sonntags Vormittag in dem oberen Saal Vorträge gehalten und Abends größtentheils Theater-Vor-

stellungen gegeben wurden, so hatten wir Sonntags immer den Saal und die unteren Räume voll besetzt mit ausschließlich Bier trinkenden Gästen, zu deren Bedienung ich manchmal bis zu 20 Gehilfen anstellen mußte, welche Gehilfen aber immer Mitglieder des Vereins waren, und die Hilfe gegen geringe Bezahlung oder ganz umsonst leisteten. Da die Gäste in der Regel Mitglieder des Vereins oder deren Freunde waren (denn wir hatten beinahe 1400 eingeschriebene Mitglieder) so herrschte immer die größte Ordnung, und trotz mächtiger Feindschaft getrauten sich die feindlichen Kraftebler zu keinen gewaltthätigen Angriffen gegenüber der vernünftigen Menge; ich machte manche Nacht mit geladenem Revolver auf dem Balkon über dem Haupteingange, weil man uns öfter des Nachts Fenster mit Steinwürfen zertrümmerte. Da geschah es eines Sonntag Abends, als alle Gäste sich entfernt und nur noch mehrere Gehilfen wegen Abrechnung anwesend waren, daß sich ein bekannter deutlicher Preisdichter, (Buffalo Bill genannt, weil Buffalo seine Heimath war) sich mit einem feindlichen Bierwagentreiber und drei anderen Lumpen einschlichen, augenscheinlich um Unheil anzurichten, und anstatt auf Erjuchen das Lokal wegen Geschäftsichluß zu verlassen, anfangen Möbel und Geschirre zu zerbrechen; es entwickelte sich eine großartige Meilerei, wobei auch ich mehrere große Beulen, verursacht durch Schlagringe, davon trug. Durch die herbeigerufene Polizei ließ ich die Hauptkraftebler verhaften. Als am andern Morgen der Fall vor den damaligen Bürgermeister Spooner, welcher seiner Würde gemäß damals zu gleicher Zeit Polizeirichter war, aufgerufen wurde, und ich als Zeuge vernommen werden sollte, entspann sich Folgendes: Auf dem Tische des Richters lag eine schmutzige Bibel, auf welche man beim Schwur die Hand legen und die man nachher küssen mußte. Ich verweigerte den

Schwur auf die Bibel und der Richter fragte mich, ob ich ein Jude sei. Ich antwortete ihm, daß ich von katholischen Eltern geboren, katholisch getauft und erzogen sei, aber nicht glaube, daß mich die Bibel für die Wahrheit meiner Aussagen verantwortlich mache, sondern das Gesetz, weßwegen ich auf die Anerkennung und Achtung des Gesetzes schwören wolle. Nun ließ der Richter Spooner mit der größten Verachtung eine Strafpredigt gegen mich los, und sagte zuletzt: Ich könnte meine Aussagen machen, aber er würde glauben, was ihm beliebt und was er für wahr halten könnte. Am nächsten Morgen waren die englischen Zeitungen voll der gemeinsten Schmähungen gegen den ungläubigen Rudolph, welcher nicht werth sei, daß Gottes Sonne ihn beschiene, oder die amerikanische Freiheit ihn beschütze. Nach den gegenwärtigen Zuständen in Bezug unserer wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Fortschritte, würde jetzt der Gesundheits-Beamte ein derartig ekelhaft schmieriges Buch vernichten, und der Richter könnte sich strafbar machen wenn er einen Zeugen zwingen wollte, ein solches Buch zu küssen, da in solchem Schmutz Millionen Mikroben sich tummeln und eine Krankheits-Epidemie verursachen könnten, wenn sie durch Verührung mit den Lippen in den menschlichen Körper eindringen würden.

Zu meiner späteren Genugthuung wurde in Columbus, Ohio, in der nächsten Gesetzgebung von einem Mitgliede der Gesetzgebung der Vorschlag eingebracht und auch als Gesetz angenommen, daß im Gerichtsverfahren anstatt des Eides auf die Bibel auch eine Affirmation angenommen und als Eid gelten soll, seit welcher Zeit diese Veränderung von den meisten Staaten angenommen wurde. Ob ich die Ursache der Veränderung war, weiß ich nicht, hat auch mit der Sache nichts zu thun, denn der allgemeine Fortschritt verlangte es.

Trotz manchem unpraktischen Vorgehen

und vieler phantastischer Pläne übten doch die 48er einen großen moralischen Einfluß auf alle Klassen der Bevölkerung und insbesondere auf das amerikanische Deuthum aus. Weinabe zum Ueberfluß erschienen nun auch noch Goepp, Kinkel und Kossuth als revolutionäre Geschäfts-Reisende. Viele und besonders einflußreiche und thätige Führer der Revolution waren in der Schweiz und London geblieben, und entwickelten eine besondere Thätigkeit für einen erneuten Ausbruch der Erhebung. Da aber zum Kriegsführen Geld gehört, wurden Goepp und Kinkel nach Amerika geschickt, um die nothwendigen Mittel zu sammeln. Ebenso that es Kossuth auf eigene Hand für Ungarn. Leider hatten die revolutionären Flüchtlinge in Amerika noch keine Reichthümer gesammelt, andererseits fanden sie wenig Anklang und Unterstützung und Keinzen opponirte sogar heftig in seinem „Pionier“ obgleich er wegen seiner extra radikalen Stellung „Färschte Miller“ genannt wurde.

Obgleich ich nicht als Mitglied zu den Turner- oder Arbeiter-Vereinen gehörte, besuchte ich doch öfter deren Versammlungen, und war mit vielen Mitgliedern dieser Vereine befreundet; denn sie strebten auch wie freie Männer nach geistiger Freiheit als Mittel zur Erreichung ihrer materiellen Zwecke.

Die Turner kämpften tapfer für sozialen und geistigen Fortschritt in ihren Versammlungen und hatten sich auch öfter bei Erholungs- und Vergnügungs-Ausflügen mit aufgehebktem nativistischem Geizdel herumzuschlagen und ordentliche Schlachten zu liefern. Die Arbeiter-Vereine beschäftigten sich damals noch nicht mit Streik und Boykott, sondern ihr Streben richtete sich mehr nach Aufklärung und Bildung. Der Cincinnati Arbeiter-Verein hatte eine nach Schulze-Delebschen Grundsätzen, und augenscheinlich mit gutem Erfolg geleitete Grocery im Betrieb. Weidling

war damals der Herrgott der deutschen Arbeiter, denn im Allgemeinen hatte die Arbeiter-Bewegung für sozialen Fortschritt noch wenig Anhang unter den eingeborenen Arbeitern gefunden, da zur Zeit noch der Grundsatz galt: „Hilf dir selbst.“ Amerika war damals bloß ein Agrikultur-Staat, und es war genug freier Platz vorhanden, daß Jeder seine eigenen Kartoffeln und seinen Kohl pflanzen konnte. Weidling war Nachbeter der Franzosen und Communismus war der Endzweck seines Strebens. In seiner Zeitung „Republik der Arbeiter“ und in Vorträgen schrieb und sprach er mit Schlagwörtern und communistischen Redensarten nach französischem Muster. Weidling gründete auch eine communistische Niederlassung am Oberen Mississippi, welche sich aber auflöste, bevor sie noch in praktische Thätigkeit getreten war. Nachdem Weidling seinen Einfluß auf die Massen verloren hatte, starb auch seine Zeitung; er selbst begab sich nach der Stadt New York und gründete eine Kleiderhandlung zu seinem persönlichen Nutzen.

Durch die außerordentliche starke deutsche Einwanderung hatte sich die Bevölkerung in den bisher ziemlich leeren westlichen Gegenden bedeutend vermehrt und in Folge der Forschungsreisen Fremonts, und den vielfachen Versuchen, die californischen Goldfelder auf dem Landwege zu erreichen, machte sich eine lebhaftere Thätigkeit bemerkbar, den fernen Westen den Indianern zu entreißen und der Kultur zu erschließen. Hauptsächlich unter den frisch Eingewanderten übte das Verlangen nach dem fernen Westen einen so mächtigen Einfluß, daß gewissermaßen eine kleine Völkerwanderung, Mississippi-Fieber nannte man es damals, entstand, um sich in den kleinen Städten am Mississippi und Missouri eine Heimath zu suchen oder in der Nähe der Städte eine Heimstätte zu gründen. Durch diese Völkerwanderung wurden die kleinen Plätze am Mississippi, wie Burlington,

Keosau, Davenport, Dubuque, St. Paul etc. zu ganz bedeutenden Städten, Guttenberg und New Ulm (?) wurden ausschließlich von Cincinnatiern Männern gegründet. Der Turner Pfänder, damals Buchhalter der deutschen Whig Zeitung, wurde als Gründer von New Ulm betrachtet, und mein Freund, der Apotheker Anton Göttinger, auch ein 48ger und ehemaliges Mitglied des Cincinnati Frei-Männer-Bereins, war Mitbegründer von Guttenberg und dessen Bürgermeister für zwei Termine, nach welcher Zeit er sich nach Chicago wandte, und heute noch an jedem schönen Tage im Lincoln Park in Gesellschaft einer ganzen Colonie alter Männer gefunden werden kann, in welcher Gesellschaft manche heitere und traurige Begebenheit der Vergangenheit aufgewärmt wird, und die guten alten Zeiten — nicht immer gelobt werden.

Hiermit will ich meine Mittheilungen schließen. Ich könnte, da ich mich selbst in kleinlichen Verhältnissen befand, nur über kleinliche Begebenheiten der jüngsten Vergangenheit schreiben, und hoffe und wünsche, daß, wie in der Vergangenheit so auch in Zukunft, hellere Köpfe über die geistigen und materiellen Arbeiten und Bestrebungen berichten werden, wodurch die Deutschen so wichtige Dienste für die Entwicklung und Wohlfahrt der Vereinigten Staaten beigetragen haben, wie eine richtige und wahrheitsgetreue Geschichtsforschung beistätten muß. Nachdem ich mich verheirathet und meine Stellung aufgegeben hatte, verließ ich am Neujahrstage 1853 Cincinnati, um auch im fernen Westen eine Heimath zu gründen, landete aber im Frühjahr 1855 in Chicago, und zwar am ersten Tage nach dem vielgenannten Bier-Arawall (Beer Riot), und ich sehe heute noch den dicken Oberst Swist mit einer großen Straußfeder am napoleonischen Marschallshut und dem Säbel an der Seite auf dem Platz vor dem Stadthaus bei seiner Kanone auf und ab spazieren.

Geschichte der Deutschen Quincy's.

Von Heinrich Bornmann.

XXVII.

Schreiber dieser Geschichte hat schon in seinem ersten Artikel in den „Deutsch-Amerikanischen Geschichtsblättern“, im April 1901, mitgetheilt, daß Anton Delabar einer der ersten deutschen Pioniere dieser Stadt war. Frau Louise Schroer, eine Tochter von Anton Delabar, und das erste in Quincy geborene Kind deutscher Eltern, welche am 21. März 1835 hier das Licht der Welt erblickte, theilt nun mit, ihr Vater habe im Jahre 1845 zusammen mit Naac M. Morris, dem späteren Vertreter dieses Distrikts im Congresse, die erste Dampffähre betrieben, die den Verkehr zwischen Quincy und dem Missouriufer vermittelte.

Unter den alten deutschen Pionieren, die frühzeitig in dieses Land kamen, war auch Franz Heinrich Kehlenbrink, geboren am 3. Dezember 1811 zu Borgholzhausen, Regierungsbezirk Minden, Westfalen. Derselbe trat im Jahre 1829 in der alten Heimath mit Marie Wittbrodt in die Ehe; die Frau war am 17. November 1806 zu Werder, nahe Herford, Westfalen, geboren. Im Jahre 1846 wanderte die Familie nach Amerika aus und kam am 1. Januar 1847 nach St. Louis, wo sie zwei Jahre blieben und von wo sie im Jahre 1849 nach Quincy übersiedelten. Hier widmete sich Kehlenbrink zuerst dem Ackerbau, unmittelbar südlich von der Stadt. Im Jahre 1855 kam er in die Stadt und eröffnete einen Groceryladen, betrieb auch die Schweinepöckerei. Im Jahre 1866 kaufte er ein Grundstück südöstlich von der Stadt, 15 Acker Land umfassend, das er mit Aebeln bepflanzt, um Weinbau zu treiben. Etliche geräumige Kellern wurden angelegt und Alles systematisch betrieben. Nicht nur das Produkt seines eigenen Weinberges, sondern auch große

Mengen Trauben von auswärts wurden in Wein verwandelt, so daß Kehlenbrink jährlich von 50,000 bis 60,000 Gallonen Wein, etwa 1000 Fässer fester, die zum größten Theil nach Iowa verkauft wurden. Außerdem machte er Apfelwein (Cider) in großen Mengen. Die Trester wurden in großen Cisternen untergebracht, und später, wenn sie in der Gährung waren, zur Herstellung von Apfelbranntwein benutzt. Franz Kehlenbrink starb am 12. April 1881, die Frau schied am 20. Dezember 1886 aus dem Leben. Die älteste Tochter, Katherina, heirathete Thomas Foote, einen Sohn von Rev. Thomas Foote, und lebt noch als Wittve in diesem County. Die zweite Tochter, Minna, heirathete den Dampfkesselfabrikanten Valentin Siegmiller, der aus Württemberg gebürtig, frühzeitig in Evansville, Indiana, eine Fabrik betrieben hatte, und dann nach Quincy gekommen war; dieselbe lebt als Wittve in Belleville, Ill. Die dritte Tochter Marie, wurde die Gattin des Baucontractors Wilhelm Winkelmann; beide weilen nicht mehr unter den Lebenden. Die vierte Tochter trat mit Richard Hansen, aus Ostfriesland, in die Ehe und lebt als Wittve in Chicago.

Sermann Schroer, geboren am 22. September 1824 in Breslau, Schlesien, erlernte in der alten Heimath die Goldschmiedekunst, und kam im Jahre 1848 nach Quincy, wo er am 15. März 1852 mit Louise Delabar in die Ehe trat, (dem, wie schon erwähnt, ersten in Quincy geborenen Kinde deutscher Eltern, die schon 1833 hierher gekommen waren.) Hermann Schroer war tüchtig in seinem Fache. Er stellte die feinsten Metallarbeiten her und war der Erfinder der ersten Gasolinlampe, die in Quincy benutzt wurde. Eine Zeit

lang war er Kapitän der Quincy Jäger-Kompagnie, die von seinem Schwiegervater Anton Delabar gegründet worden war. Hermann Schroer starb am 5. September 1866. Die Frau lebt noch hier, sowie ein Sohn, Duke Schroer, der Berichterstatter am „Journal“ ist.

Der am 11. November 1839 in der Stadt New York geborene J o h a n n W e i s b r o d , welcher im Jahre 1850 nach Quincy kam, theilt folgendes mit: „Mein Vater, Friedrich Weisbrod, wurde gegen Ende des 18. Jahrhunderts nahe Bamberg in Bayern geboren, wo er als Landmann thätig war; dort trat er mit Marie Sauer in die Ehe, welche im Jahre 1800 das Licht der Welt erblickt hatte. Im Jahre 1839 trat die Familie mittels eines Segelschiffes die Reise nach Amerika an, welche eine sehr reichwerliche war. Unterwegs starben etliche der Kinder und fanden im Meere ihr Grab. Schließlich, als schon das Land in Sicht war, erlitten sie Schiffbruch und verloren ihre ganze Habe; auf dem Eise, welches sich am Ufer angelegt hatte, gelang es ihnen, das Land zu erreichen. In New York fanden sie Aufnahme in einem Hospital, wo der Vater starb. Im Jahre 1850 kam ich nach Quincy, wo meine Mutter in 1886 aus dem Leben schied.“ Johann Weisbrod erlernte hier das Schneidermachen und ging viele Jahre seinem Handwerk nach; auch arbeitete er in der Brauerei von Heinrich Rupp. Im Jahre 1867 trat er mit Elisabeth Rupp in die Ehe; die Frau war am 21. März 1843 zu Unterrodach, bei Kronach in Bayern, geboren. Das Paar hat zwei Kinder, nämlich: Anna, die Gattin von Dr. Otto Meyer, das Paar bei Chicago und Mathilde Weisbrod, daheim bei den Eltern.

Aus welchem Holze manche unserer alten deutschen Pioniere geschnitten waren, die frühzeitig in dieses Land kamen, ist aus folgendem ersichtlich:

Heinrich Sprick, geboren am 1.

März 1826 nahe Herford, Westfalen, war mit 10 Jahren verwaisst und hatte als Kind seine liebe Noth, da er bei verschiedenen Leuten „Reih' um“ in die Kost gegeben wurde, die dann verjuchten, möglichst viel aus ihm herauszuschlagen. Als Heinrich das militärpflichtige Alter erreicht hatte, fehlte es ihm an der nöthigen Körpergröße und so wurde er bis zur nächsten Musterung zurückgestellt, doch erging es ihm auch da nicht besser, und wurde er abermals als „zu klein“ zurückgewiesen. Zum dritten Male zur Musterung befohlen, rechte er sich in die Höhe, so viel er konnte, und wurde angenommen. Das war eine Freude für ihn, denn er kam damit aus den armeneligen Verhältnissen heraus, in denen er bisher sich befunden. Während seiner Dienstzeit erübrigte er was er konnte, und brachte dann mit Hilfe guter Freunde so viel zusammen, daß er im Jahre 1853 nach den Ver. Staaten auswandern konnte. Zunächst in New York landend, kam er im nämlichen Jahre nach Quincy, wo er für John Wood arbeitete und dann eine Stelle als Arbeiter auf dem Lande erhielt.

Auf Verwendung von H. P. Prentiss, der östlich von der Stadt Ackerbau und eine Milchwirthschaft betrieb, schloß sich Heinrich Sprick im Jahre 1855 einer Colonisations-Gesellschaft an und fuhr mit einem Noth Ochsen von Quincy über Land nach Washington County, Nebraska. In Gemeinschaft mit 5 anderen Landsleuten, die ebenfalls aus Quincy gekommen waren, nämlich: Heinrich Birkmann, Wilhelm Wißing, Heinrich Stork, Fritz Hambroß und Wilhelm Moshage, wurde im Jahre 1856 eine Blockhütte errichtet, in welcher die 6 Pioniere zusammen Haus hielten, während sie das umliegende Land bebauten. Das Nochen wurde abwechselnd von ihnen besorgt.

Am Elkhorn Flusse wurde die Ortschaft Fontanelle angelegt, wo sich im Laufe der Zeit viele Ansiedler aus Quincy niederlie-

ben. Im Jahre 1857 wurde dort ein Col- lege errichtet, für welches Heinrich Sprick reges Interesse zeigte, und sich zur Aufbringung der nöthigen Mittel große Mühe gab. Doch wurde es Sprick bald klar, daß es ohne Frau im Hause nicht gehe, und so kam er im Jahre 1858 mit seinem Joch Ochsen über Land nach Quincy, auf der Suche nach einer Lebensgefährtin, die er auch bald in der Person von Sophie Willkening fand, geboren am 30. Mai 1837 in Lindhorst, Schaumburg-Lippe, welche im Jahre 1856 mit ihren Eltern nach Quincy gekommen war. Die Hochzeitsreise von Quincy nach Fontanelle wurde im Ochsenwagen zurückgelegt. Sieben Mal legte Heinrich Sprick die Reise über Land zwischen Quincy und Fontanelle zurück, drei Mal mit einem Joch Ochsen und vier Mal mit einem Gespann Pferden. Die Strecke mißt zwischen 425 und 450 Meilen.

Daß die aus Quincy nach Nebraska gezogenen Pioniere manche unliebsame Erfahrungen mit den Indianern hatten, kann man sich denken. Bei einer Gelegenheit, wo Friedensunterhandlungen im Gange waren, und die Vertreter der Weißen und Indianer sich in einer Hütte versammelt hatten, schloß einer der Weißen die Thür. Ein Indianer glaubte, es werde etwas gegen sie im Schilde geführt, erhob seinen Tomahawk und holte zum Hiebe gegen Heinrich Sprick aus, in der offenkundigen Absicht, diesem den Kopf zu spalten. Karl Ostermann, ein Schwager von Sprick, fiel dem Indianer in den Arm und rettete das Leben seines Schwagers.

Wenn Indianerunruhen ausbrachen, wurden die Frauen und Kinder in der Stadthalle von Fontanelle untergebracht, wo die älteren Männer der Ansiedlung zu ihrem Schutze blieben, während die jüngeren gegen die Rothhäute in's Feld zogen. Gelegentlich eines solchen Streifzuges wurde ein Indianer, der geschossen und gestürzt war, und den man für todt hielt, auf einen

Wagen geladen. Beim Kreuzen eines Stroms wurde der Indianer in den Fluß geworfen. Kaum hatte die Rothhaut das Wasser berührt, als derselbe wieder lebendig wurde und sich durch Schwimmen in Sicherheit brachte. Doch hatten die Ansiedler zuweilen Erlebnisse mit den Indianern, die zeigten, daß dieselben auch gute Eigenschaften besaßen. Eines Tages waren die Ochsen von Heinrich Sprick fortgelaufen, und er begab sich auf die Suche nach den Thieren. Nachdem er dieselben gefunden und sich auf dem Heimweg befand, gerieth er in einen Trupp Indianer, die ihm befohlen, seinen Rock und seine Stiefel auf eine ausgebreitete Decke zu werfen, die sie zusammenwickelten und welche dann von Squaws getragen wurde, während etliche Indianer die Ochsen vor sich her trieben. Sprick mußte mit und wußte nicht, was sie mit ihm vorhatten. Als er ihnen dann durch Zeichen bemerklich machte, daß sich ihre Wege trennen müßten, gaben sie ihm sein Eigenthum zurück und ließen ihn in Frieden ziehen, ein Vorfall, den er nie vergaß.

Doch gab es noch andere Schwierigkeiten, mit denen die Pioniere aus Quincy in Nebraska zu kämpfen hatten. Den Weißen mußten sie von Fontanelle nach Calhoun fahren, wo eine Mühle war, eine Strecke von etwa 25 Meilen; und dann das Mehl nach Fort Kearney fahren. Eine solche Reise nahm etliche Wochen in Anspruch, da etliche hundert Meilen zurückgelegt werden mußten. Zuweilen kam es vor, daß der Lenker eines Fuhrwerkes auf der Prairie von einem „Wizzard“ überrascht wurde, wo ihm dann nichts anderes übrig blieb, als auszuspannen, sich in eine Büffelhaut einzuwickeln und auf dem Plake zu bleiben, bis der Sturm sich gelegt hatte. Auch unter Prairiebränden hatten die Ansiedler oft zu leiden, wodurch zuweilen die Arbeit eines ganzen Jahres zu Grunde gerichtet wurde. Die alten Pioniere hatten manche bittere

Erfahrung zu machen, wovon die heutige Generation nichts weiß.

Heinrich Sprick nahm reges Interesse am öffentlichen Leben, wurde 1873 in's Unterhaus der Legislatur gewählt, und drei Mal nacheinander wieder gewählt. Im Jahre 1878 wurde er in den Senat der Legislatur gesandt. Im Jahre 1884 war er Präsidentenwahlmann der Republikaner. Am 21. Juli 1906 starb er; seine Frau lebt noch zu Fontanelle. Noch lebende Kinder sind: Frau Marie Sid, Gattin von Pastor Christian Sid, in Sterling, Neb.; Heinrich C. Sprick, Kassirer der State Street Bank in Quincy; Frau Sophie Krueger, Gattin von Karl Krüger, Professor der Sprachen in Midland College, Atchison, Kans.; Frau Anna Niebaum, Gattin von Eduard Niebaum, Farmer nahe Fontanelle, Neb.; Albert Sprick, Fontanelle; Frau Emma Langhorst, Gattin von Otto Langhorst, Kaufmann in Fontanelle; u. Clara Sprick, daheim bei der Mutter.

Heinrich Wilkening, der Schwiegervater von Heinrich Sprick, wurde am 27. Oktober 1807 zu Lindhorst, Schaumburg Lippe, geboren und kam im Jahre 1856 mit seiner Familie nach Quincy, wo er sich an der Mill Creek niederließ und Ackerbau trieb. Im Jahre 1859 siedelten sie nach Fontanelle, Neb., über, wo die Frau in ihrem 87. Lebensjahre starb; der Mann schied gegen Ende Dezember 1906 im Alter von über 99 Jahren aus dem Leben. Wm. Gelsion, der Superintendent der Wasserwerke in der Stadt Quincy, geboren in Nebraska, ist ein Enkel des Paares.

Der am 19. August 1834 zu Unterrodach, nahe Kronach, Bayern, geborene Johann Wich, erlernte in der alten Heimath das Küßerhandwerk und reiste alsdann drei Jahre lang als Handwerksbursche im alten Vaterlande. Im Jahre 1854 kam er nach Amerika, in Montreal, Canada, landend. Von dort kam er nach den Vereinigten Staaten und arbeitete als Küßer in New York,

Baltimore und Washington. Dann diente er als Feuermann einer Lokomotive in Süd-Carolina, und als Farmarbeiter in Ohio. Von Ohio kam er nach St. Louis und im Jahre 1860 nach Quincy. Hier trat er im Jahre 1861 mit Johanna Eber in die Ehe, die am 2. Februar 1836 zu Unterrodach, nahe Kronach, Bayern, geboren war. In der alten Heimath waren sie von Kindheit an Nachbarn gewesen, er als Sohn des Wälders und Gastwirthes im Ort, sie als die Tochter des Besitzers eines Kramladens. Die Frau war ebenfalls in 1854 nach Amerika gekommen, wo sie in New York landete, von dort nach Warren, Pennsylvanien, zog und im 1857 nach Quincy kam. Als der Bürgerkrieg im Jahre 1861 ausgebrochen war, trat Johann Wich in Company S. 16. Illinois Infanterie Regiment und diente drei Jahre. Mit Grant's Armee nahm er an den Schlachten von Nashville, Chicamauga und Chattanooga theil und an Sherman's Marsch nach dem Meere. Nach dem Kriege widmete er sich eine Reihe von Jahren der Fabrikation von Eßig. Die Kinder des noch lebenden Ehepaares sind: Oscar, Kummelmacher in Lincoln, Ill.; Rudolph, Bleigießer in Quincy; Walter, Apotheker, nun aber im Postdienst in Quincy. Töchter sind: Laura, Hedwig und Margarethe, Lehrerinnen in den öffentlichen Schulen der Stadt Quincy; Evalinde, die als Bibliothekarin der Quincyer Bibliothek von Gesetzbüchern fungirt; u. Jennie, Gattin von Friedrich Scheid, in Quincy. Maschinist in den Gardner Governor Works.

Sermann Michael, geboren am 30. Oktober 1825 zu Hunteburg, nahe Os nabrück, Hannover, war im Jahre 1845 mit seinen Eltern, Heinrich Michael und dessen Ehefrau Clara, geb. Völlner, nach Amerika gekommen. Mit dem englischen Segler „Marion“ fuhren sie von Bremerhaven nach New Orleans, wo sie ausgangs November ankamen. Von dort ging es per Flußdampfer nach Cincinnati, wo schon

drei Kinder der Familie wohnten. Hermann hatte in der alten Heimath das Küferhandwerk erlernt, dem er in Cincinnati oblag. Am 5. Juli 1853 trat er dort mit Bernardine Klatte in die Ehe, geb. am 18. Mai 1834 zu Hilde, im Kirchspiel Damm, Oldenburg, als Tochter der Eheleute Heinrich und Agnes (Mrling) Klatte, die im Jahre 1847 ebenfalls nach Cincinnati gekommen waren. Im Jahre 1854 kamen Hermann Michael und Frau nach Quincy, wo der Mann 24 Jahre lang die Käferei betrieb, und das Paar jetzt noch lebt. Söhne sind: Wilhelm Pfarrer der katholischen Gemeinde zu Pierron Madison County, Illinois; Joseph Johann, Sekretär und Geschäftsleiter der Föfelleibesitzer - Firma Blomer & Michael; Bernhard, Geschäftsreisender und Heinrich, Buchführer derselben Firma.

Der am 4. November 1831 zu Nieder-Waroldern, Fürstenthum Waldeck, als Sohn eines Ackerbauers geborene Wilhelm Ehe, kam im Jahre 1857 aus der alten Heimath nach Quincy. Von hier begab er sich nach Melrose, wo er sich dem Ackerbau widmete und im Jahre 1859 mit der Wittwe Marie Roger, geb. Meen, in die Ehe trat. Die Frau war aus Mengerlinghausen, Fürstenthum Waldeck, und ihr erster Mann, Friedrich Roger, aus Massenbach, bei Heilbronn, Württemberg, gebürtig. Wilhelm Ehe hatte in der alten Heimath im Waldeck'schen Jüsilier - Bataillon gedient und trat während des Bürgerkrieges in unserem Lande in das 10. Illinoiser Infanterie-Regiment ein. Nach dem Kriege ging er wieder dem Ackerbau nach. Seine Frau starb im Jahre 1895; er selbst ist nun schon einige Jahre im Illinoiser Soldatenheim bei Quincy.

Franz Sales Weisenhorn, geboren am 25. Januar 1806 zu Rothweil am Kaiserstuhl, Baden, verheiratete sich im Jahre 1834 mit Barbara Zähringer, Tochter von Konrad Zähringer und Gattin,

Kreszentia Zanderer, von Achtfaren, Baden. Barbara Zähringer war geboren in Achtfaren, den 3. Dezember 1810. In Rothweil war Sales Weisenhorn, oder der Stubenwirth, wie er gewöhnlich genannt wurde, Eigenthümer und Gastwirth vom Rebstock, oder gewöhnlich die Stube genannt, und betrieb dabei ebenfalls eine Schmiede und Landwirthschaft. Er hatte einen Sohn Gottfried, aus seiner ersten Ehe, der niemals nach Amerika kam, und jetzt noch als Greis in den siebziger Jahren stehend, in Rothweil wohnt. Von der zweiten Ehe lebten 7 Kinder, als die Eltern am 3. März 1857 von Rothweil über Straßburg, Paris und Havre nach Amerika auswanderten. Nach einer Seereise von 54 Tagen auf dem Segelschiff „Adam“ erreichten sie New Orleans. Die Reise auf dem Mississippi nach Quincy dauerte 10 Tage und langten sie am 10. März 1857 in dieser Stadt an. Weisenhorn glaubte, in Quincy eine Wirthschaft gerade so wie in Deutschland führen zu können, kam aber nach einer Probe von anderthalb Jahren zur Einsicht, daß die Verhältnisse hier in diesem Geschäft nicht so gemüthlich seien wie in Deutschland. Er verkaufte das Geschäft und kaufte die jetzige Joseph Benz gehörige Farm, 7 Meilen von Quincy; in 1866 verkaufte er die Farm wieder und unternahm mit der Frau und der jüngsten Tochter eine Reise nach der alten Heimath. Im Spätjahr 1867 kam die Familie nach Quincy zurück. Franz Sales Weisenhorn starb am 12. Juli 1890, im Alter von über 84 Jahren. Barbara, die Gattin, war ihm am 12. April 1883 im Tode vorausgegangen. Die Namen der Kinder sind: Walburga, trat in 1857 in Quincy mit Joseph Kurz in die Ehe; Sophie, mit Joseph Delabar verheiratet, lebt in Canon City, Colorado; Franz, in Denver, Colorado; Johanna mit Karl Röggle verheiratet, in Boulder, Colorado; Wilhelm, von der Firma Sohm, Ricker & Weisenhorn, in Quincy.

† **Rudolph Koradi-Philadelphia.*)**

24. Dezember 1824 — 12. Januar 1907.

Rudolph Koradi, dessen Familie ursprünglich von Oberneunforn, Kanton Thurgau, in der Schweiz stammt, wurde am 24. Dezember 1824 in Zürich geboren, wo er seine Schulbildung und Erziehung erhielt. Im Jahre 1840 trat er bei dem dortigen Buchhändler Friedrich Schultheß in die Lehre, und im Jahre 1846 erhielt er auf Empfehlung seines Prinzipals eine Gehilfenstelle in der Buchhandlung von Huber und Kompanie in Bern.

Sein Beruf als Buchhändler gab ihm in dem damaligen interessanten Zeitabschnitte Gelegenheit, viele bedeutende Persönlichkeiten kennen zu lernen, die während seiner Lehrzeit in Zürich im Geschäfte verkehrten, darunter Arnold Ruge, Ferdinand Freiligrath, Georg Herwegh, Hoffmann von Fallersleben, Karl Heinzen und andere. In die Zeit seines Aufenthaltes in Bern fiel der Sonderbundkrieg und die Anwesenheit der Flüchtlinge aus der badischen Revolution.

Im Jahre 1850 entschloß Koradi sich zur Auswanderung nach Amerika, wo er sich, nach einem Aufenthalte in New York und verschiedenen Reisen, im Herbst 1851 mit dem Leipziger Buchhändler Ernst Schäfer in Philadelphia unter der Firma Schäfer und Koradi verband. Nach dem Tode seines Theilhabers und Schwagers im Jahre 1878 führte er das Geschäft auf eigene Rechnung weiter.

Im November 1857 wurde er auf Empfehlung des damaligen schweizerischen General-Konsuls, John Fitz Sen. in Washington, zum Schweizer Konsul für die Staaten, Pennsylvanien und New Jersey ernannt, welches Amt er somit nahezu fünfzig Jahre bekleidete, so daß er sich von den konsularischen Vertretern in Amerika am längsten im Amte befunden hat.

Im Dezember 1897 feierte er sein vierzigjähriges Amtsjubiläum, wozu ihm, bei einem von seinen Landsleuten veranstalteten Ehrenbankett, durch den schweizerischen Gesandten Dr. F. B. Pioda, ein anerkennendes Glückwunschschreiben der heimatischen Bundesbehörde, nebst brieflichen Gratulationen der früheren Gesandten, Oberst Emil Frey und Dr. Alfred de Laparède, überreicht wurde. Seine Landsleute, die ihm schon am 17. Januar 1883 zu seinem fünfundzwanzig-jährigen Amtsjubiläum eine hübsche Feierlichkeit veranstaltet hatten, beschenkten ihn bei dieser Gelegenheit mit einem prachtvoll gearbeiteten silbernen Pokal, der mit Alpenrosen und Edelweiss verziert und mit einer entsprechenden Inschrift versehen war.

Unter den besonders bemerkenswerthen Ereignissen während seiner langen Amtsthätigkeit ist zunächst die durch ihn im Jahre 1860 veranlaßte Gründung der Schweizer Wohltätigkeits-Gesellschaft zu erwähnen, der er seit jener Zeit, also nahezu siebenundvierzig Jahre als Präsident vorgestanden hat. Ferner war es der Sezessionskrieg, der ihm in seiner Stellung vielfache Gelegenheit bot, verwundeten und gefangenen Landsleuten hilfreiche Hand zu reichen. Durch seine Wirksamkeit während der Ausstellung im Zentennialjahre 1876 kam er, als Mitglied der schweizerischen Ausstellungs-Kommission, mit vielen bedeutenden Personen aller Nationalitäten in nähere, theilweise nachhaltend freundschaftliche Verührung. In seine Amtszeit fällt auch im Jahre 1879 die Gründung des Schweizer National-Fest-Vereins und die im August 1891 abgehaltene Jubelfeier zur Erinnerung an das sechshundertjährige Bestehen der Eidgenossenschaft. Alle patri-

*) Aus Mittheilungen des Deutschen Pionier-Vereins in Philadelphia. Fünftes Heft, 1907.

otischen Feste seiner Landsleute suchte Koradi zu fördern und zu erhöhen und fast stets war er dabei Festredner. Mit welchem Pflichteifer er sich an allen solchen Feierlichkeiten betheiligte geht daraus hervor, daß er noch wenige Wochen vor seinem Tode für die vom Schweizer-Männerchor und vom Schweizer Turnverein veranstaltete Grütli-Feier eine Rede ausgearbeitet hatte, die er, da er nicht im Stande war, persönlich zu erscheinen, durch den Vereins-Sekretär verlesen ließ.

Bei seinen Landsleuten war Koradi allgemein beliebt und geachtet, und wo es galt, irgend eine gemeinnützige Sache zu fördern oder Mißlichkeiten zu schlichten, da wandten sie sich an ihn. Den Bedrängten unter ihnen, hier wie auch draußen, war er jederzeit zu helfen bereit.

Durch sein langjähriges Wirken im Amte, sein gutes Einvernehmen im Verkehr mit den Vertretern der Schweiz bei den Vereinigten Staaten in Washington und mit seinen Kollegen, sowie mit den heimathlichen Behörden in alten Vaterlande, ward es ihm ermöglicht, auch noch in seinem vorgerückten Alter seinem Amte in befriedigender Weise vorzustehen.

Obgleich er schon seit einiger Zeit kränk-

lich war, so trat sein Tod doch plötzlich am 12. Januar ein, nachdem er sich noch am Tage vorher in sein Geschäft begeben hatte. Er wurde am 16. Januar auf dem Süd-Laurel-Friedhofe begraben. Die gottesdienstliche Leichenfeier leitete der Professor Dr Adolf Späth, und an ihrem Schluß sang der Schweizer Männerchor, dessen Ehrenpräsident Koradi war, das Lied „Still ruht dein Herz.“ Die Deutsche Gesellschaft, der Deutsche Pionier-Verein und die Schweizer Vereine faßten Beileidsbeschlüsse, die sie seiner Wittve zusandten.

Durch seinen Tod erlitten nicht nur die in Philadelphia ansässigen Schweizer einen herben Verlust, sondern das ganze Deuththum der Stadt. Er brachte allen öffentlichen Angelegenheiten reges Interesse entgegen, war seit 1851 Mitglied des Archivkomitees und 1888 dessen Vorsitzer, als welcher er noch am 29. Dezember die Geschäftsversammlung leitete. Er half im Jahre 1880 den Deutschen Pionier-Verein gründen und war dessen Schatzmeister von Anbeginn bis zu seinem Tode. Er war ein pflichtgetreuer Beamter, ein liebwürdiger Freund, ein Ehrenmann, der sich in Philadelphia des höchsten Ansehens erfreute und nicht nur hier, sondern auch im alten Vaterlande hochgeschätzt und geachtet wurde.

Die Amerikanisierung der Deutschen in den Vereinigten Staaten.

Von Ernest Prunden in Sacramento, Kalifornische Staatsbibliothek.*)

Vor mehreren Jahren habe ich in einem in den „Proceedings of the Wisconsin State Historical Society“ (45th Annual Meeting, Madison 1898) erschienenen Aufsatz darzulegen versucht, wie die deutsche Bevölkerung der Vereinigten Staaten sich zu den äußeren Einflüssen verhält, welche ihre Amerikanisierung entweder fördern oder behindern. Im Folgenden sollen umgekehrt die psychologischen Eigenschaften behandelt werden, welche bei dem Umwandlungsprozeß diesen äußeren Einflüssen entgegenkommen.

Unter Amerikanisierung verstehe ich die Annahme der Sprache und Kultur des sogenannten anglosächsischen Völkerkreises durch Eingewanderte deutscher Kulturangehörigkeit und deren Nachkommen. Es ist dies zunächst ein Vorgang, den jeder einzelne für sich durchzumachen hat, so daß er je nach dessen Natur in unzählig verschiedener Weise stattfindet. Weil aber dieser Mannigfaltigkeit eine Anzahl zugrundeliegender Eigenthümlichkeiten in beinahe jedem Einzelnen wiederkehren, ist es möglich, durch die Freilegung dieser gemein-

*) Aus „Deutsche Erde“. Heft 5, 1907.

schastlichen Erscheinungen den Vorgang als Ganzes zu betrachten, so wie er schließlich zu Ergebnissen für das gesammte Volk führt.

Jeder Einwanderer kommt in die Vereinigten Staaten mit der mehr oder weniger bewußten Neigung, in Sprache, Sitte und Anschauungsweise möglichst so zu bleiben wie er ist. Denn jede Aenderung in diesen Dingen wird als Unbequemlichkeit oder Anstrengung empfunden, und daher nur unternommen, wenn ein übermächtiger Antrieb dies geistige Gesetz der Trägheit überwindet. Jedoch vom ersten Betreten des neuen Landes an beginnen solche Antriebe ihr Spiel, so daß in den meisten Fällen schon nach wenigen Jahren der Eingewanderte sein Wesen in viel beträchtlicherem Maße geändert hat, als es in der Heimath, unter dem bloßen Einfluß der Zeit, geschehen sein würde. Nur ein Theil dieser Wandlungen fällt unter den Begriff der Amerikanisirung, aber gänzlich ist wohl niemals ein Eingewandelter von dieser sowohl als von anderen Wesensveränderungen frei geblieben.

Man kann die Antriebe, welche zum Uebertritt in den anglosächsischen Kulturkreis führen, in zwei Arten theilen: diejenigen, welche die Amerikanisirung zum bewußten Zweck haben, und diejenigen, welche auf bloßer Nachahmung beruhen, ohne daß die Folgen klar erkannt werden.

Die überwältigende Mehrheit der deutschen Einwanderung ist nach Amerika gekommen, um ihre wirtschaftliche Lage zu verbessern. Soweit daher zu diesem Zwecke eine Amerikanisirung nothwendig ist, beginnt ein Jeder sogleich dieselbe zu erstreben. Die Kenntniß der englischen Sprache ist für die verschiedenen Berufsarten in sehr verschiedenem Maße eine solche Nothwendigkeit. Für die Wenigen, welche sich den höheren, eine größere Bildung erfordernden Thätigkeitszweigen widmen wollen, ist eine ziemlich weitgehende Beherrschung der Landessprache meist unbedingt erforderlich. Für den Handelsstand, und meist auch für die landwirthschaftlichen Klassen, ist wenigstens die Bekanntschaft mit der Sprache des Marktes und der Straße von Nothen, während der Handwerker, Fabrikarbeiter oder Tagelöhner sich ebenfalls mit ein paar hundert englischen Wörtern und Redensarten durch-

schlagen kann. Sehr groß sind die lokalen Unterschiede in allen Beziehungen. In vorwiegend deutsch bevölkerten Bezirken giebt es manchmal erfolgreich Gewerbe- oder Handeltreibende, deren Kenntniß der Landessprache höchst mangelhaft ist.

Der Gebrauch der englischen Sprache in Handel und Verkehr ist jedoch nicht als eine weitgreifende Amerikanisirung anzusehen. Erst wenn auch im Familienkreise und im geselligen Leben die Muttersprache beiseite tritt, kann man von einer solchen reden. Den meisten eingewanderten Deutschen bleibt das Englische innerlich fremd, selbst wenn sie es ziemlich fließend sprechen. Von einem Einfluß auf das Gemüthsleben ist kaum die Rede. Die durch englische Literatur vermittelten Kultureinflüsse haben nur für die verhältnißmäßig geringe Zahl der Gebildeten einige Bedeutung.

Außer einem ziemlich äußerlichen Erlernen des Englischen aber kann man kaum sagen, daß innerhalb der Vereinigten Staaten eine bewußte Amerikanisirung zum wirtschaftlichen Fortkommen deutscher Eingewandelter nöthig sei. Höchstens möchte in einigen Gegenden, wo das deutsche Element an Zahl geringer ist, ein zu starkes Hervorkehren deutscher Art einem Geschäftsmanne hinderlich sein.

Etwas anders liegen die Dinge, sobald der Eingewanderte, nachdem er zu Wohlstand gelangt ist, nun auch die gesellschaftliche Anerkennung seines wirtschaftlichen Emporsteigens sucht. Dann wird ihm gewöhnlich eine ziemlich weitgehende Anpassung an amerikanische Sitte und Anschauungsweise zur unvermeidlichen Bedingung. In den großstädtischen Mittelpunkten deutsch-amerikanischen Lebens, sowie in einzelnen kleineren Orten von stark deutschem Charakter, hat sich allerdings eine obere gesellschaftliche Schicht gebildet, welche im Wesentlichen innerhalb des deutschen Kulturlebens steht und den gleichartigen amerikanischen Schichten unabhängig gegenüber treten kann. In den meisten Orten aber sind die wirtschaftlich oder geistig hervorragenden Deutschen zu wenig zahlreich, um für sich allein einen solchen Kreis zu bilden. Sie müssen daher auf die Befriedigung ihres sozialen Ehrgeizes verzichten, oder dieselbe in anglo-amerikanischen Kreisen suchen. Um dies zu thun, ist jedoch eine recht weitgehende Anpassung erforder-

lich, denn gerade im gesellschaftlichen Leben stößt sich Ungleiches sehr energig ab. In solchen deutschen Familien pflegt die Amerikanisierung besonders schnell vor sich zu gehen. Auf die Kinder hat die deutsche Kultur dann kaum noch irgend einen Einfluß, und selbst die Eltern nehmen nicht selten das Englische als häusliche Umgangssprache an, was sonst im Allgemeinen selten vorkommt.

Für keinen Deutschamerikaner ist bewußte Amerikanisierung von größerer Bedeutung, als für den, welcher auf politische Gebiet eine Führerrolle zu spielen sucht. Trotzdem die deutschen Stimmgäber in einer ganzen Reihe von Staaten äußerst zahlreich sind, haben bekanntlich nur sehr wenige Deutsche es zu leitenden Stellungen im öffentlichen Leben gebracht. Die landläufigen Erklärungen dafür scheinen mir ganz falsch. So wird sehr oft behauptet, daß die Deutschen zu ehrlich seien, um an dem schmutzigen Parteigetriebe Gefallen zu finden. In Wirklichkeit ist die Zahl der deutschen Politiker von lokaler Bedeutung nichts weniger als gering, und wie unter ihren amerikanischen Kollegen giebt es darunter Leute von jeder Abstufung des sittlichen Werthes und Unwerthes. Nicht wenige davon finden ihren Vortheil darin, ihre deutsche Eigenart mit besonderem Eifer zu betonen, weil sie dadurch den Parteien als die Vertreter eines Elementes erscheinen, dem man gern schmeichelt, um seine Stimmen zu fördern. Auf diese Art heben sie sich oft in Stellungen, welche ihnen persönlichen Nutzen bringen, aber auf den Gang der öffentlichen Angelegenheiten wenig Einfluß haben. Zu wirklich führender Stellung aber wird das amerikanische Volk nicht leicht Jemand berufen, dessen Wesen ihm fremd erscheint; und der deshalb nicht als sein wirklicher Repräsentant gelten kann. Für den Erfolg eines amerikanischen Politikers ist es vor Allem nothwendig, daß er durch das Anschlagen von Tönen, die in der Volksseele schnell und stark nachklingen, sich in ein gemüthliches Verhältniß zu seinen Wählern setzen kann. Seine Ansichten über die Tagesfragen bedingen seine Volkstheilnahme erst in zweiter Linie. Wenigen Deutschen oder anderen Fremdgeborenen ist es gegeben, dem inneren Leben des amerikanischen Volkes so nahe zu kommen.

Während nur sehr wenige Deutsche zu

Führerschaft im öffentlichen Leben emporsteigen, lernen fast alle mit auffallender Schnelligkeit sich der landesüblichen Methoden bei Wahlen und in der städtischen wie ländlichen Selbstverwaltung, sowie als Geschworene bei der Rechtspflege, bedienen. Mehr noch: Die republikanische Auffassung aller Regierungsorgane als einfacher Vertreter und Diener des Volkes, im Gegensatz zu der in Deutschland herrschenden Vorstellung der Regierung als etwas außer und über dem Volke Stehenden, wird bei nahezu allen Eingewanderten äußerst schnell geläufig. So allgemein ist dies der Fall, daß es den meisten ganz selbstverständlich erscheint, obwohl es in Wirklichkeit eine höchst bemerkenswerthe Thatsache ist. Ich glaube, dieselbe dadurch erklären zu können, daß im Grunde die deutschen und amerikanischen Staatseinrichtungen nur verschiedene Formen einer aus der gemeinschaftlichen germanischen Auffassung vom Staatsleben entsprossenen Entwicklung sind. Deshalb bedarf es, um die eine an die Stelle der anderen zu setzen, keiner tiefgehenden Wandelung des geistigen Wesens. Diese scheinbar so starke politische Amerikanisierung ist also in Wahrheit gar nicht so bedeutend.

Hiernit sind wir schon von dem Gebiet der zweckbewußten Amerikanisierung zu denjenigen Erscheinungen gekommen, welche auf mehr oder weniger unwillkürlicher Nachahmung beruhen und durch andere Beweggründe gekennzeichnet sind, als den Wunsch, in den anglosächsischen Kulturkreis überzutreten. Mancherlei Sitten und Gewohnheiten, die dem Eingewanderten in der Heimath natürlich schienen, wird er infolge seiner veränderten Lebensumstände fallen lassen, und andere wird er allmählich von seinen neuen Nachbarn annehmen. Ohne Zweifel wird dieser Wechsel auch seine, aber vielleicht tiefwirkende Veränderungen in seinem Gemüthsleben und seiner Weltanschauung hervorrufen; doch diesen im Einzelnen nachzuforschen, würde hier viel zu weit führen. In dem oben genannten Aufsatz habe ich versucht, darzulegen, wie der Grad dieser Veränderung durch die Verschiedenheit der jeweiligen äußeren Einflüsse bedingt wird.

Wenn man das Ergebnis dieser Betrachtungen zieht, wird man finden, daß von einer weitgehenden Amerikanisierung der

eingewanderten Deutschen in den Vereinigten Staaten nicht die Rede sein kann. Dieselben stehen, trotz mancherlei Veränderungen in Neuzerlichkeiten, noch vollständig innerhalb des deutschen Kulturkreises, dem sie durch Geburt und Jugendentwicklung angehören. Sehr häufig wird behauptet, daß der Deutsche im Auslande auffallend schnell entdeutsche, wohl gar seine deutsche Abstammung zu verleugnen suche; dieses angebliche Nationallaster wird dann tiefgründig auf historische Gründe, die Kleinstaatserei, den dreißigjährigen Krieg oder dergleichen zurückgeführt. Angeblich soll der Franzose oder Engländer, wohin er auch gehe, stets mit Stolz sein Volksthum betonen. Der Vorwurf ist völlig ungerechtfertigt. Der Deutsche, gerade wie der Angehörige anderer Völker, ist auf sein Volksthum gerade stolz genug, um es lieber zu zeigen als zu verleugnen, aber nicht stolz genug, sich um seinetwillen wirthschaftlichem oder gesellschaftlichem Schaden auszusetzen. Wo dieser ihm droht, wird er sein Volksthum in den Hintergrund zu schieben versuchen. In den Vereinigten Staaten ist dies im Allgemeinen selten erforderlich, was immer in anderen Ländern der Fall sein möge. Der auswandernde Engländer geht beinahe stets in Länder, wo sein Volksthum ihm eher zum Nutzen als zum Schaden gereicht. Der bloße Reizende aber hat gar keine Veranlassung, seine Herkunft zu verkleinern und thut es auch nicht, er sei nun Engländer, Franzose oder Deutscher.

Ganz anders aber liegen die Dinge in Bezug auf die Kinder der Eingewanderten. Von einer Minderheit derselben kann man sagen, daß auch sie noch in der Hauptsache im deutschen Kulturkreise stehen. Dies gilt vor allem von dem Theile der Bevölkerung, dessen geistiges Leben unter der Führung der deutschen Kirche verläuft. In vielen katholischen und beinahe allen lutherischen und sonstigen deutsch-protestantischen Erziehungsanstalten herrscht ein durchaus deutscher Geist. Es ist oft geradezu wunderbar, wie wenig aus solchen Schulen hervorgegangene Leute, obwohl sie in Amerika geboren wurden, durch anglosächsischen Art in ihrem Wesen beeinflusst sind. In den wohlhabenden und gebildeten Kreisen der deutsch-amerikanischen Mittelpunkte findet man gleichfalls hin und wieder Männer,

und etwas häufiger noch Frauen, die entschieden der deutschen Kultur angehören. Bei weitem die Mehrzahl jedoch hat mit dieser so gut wie gar keine Fühlung mehr. Das ist selbst dann der Fall, wenn innerhalb der Familie stetig deutsch gesprochen wird. Die Kinder lernen dadurch doch nur so viel, was für die beschränkten Bedürfnisse des Hauses nothwendig ist, mehr oder weniger korrekt sprechen. Die deutsche Umgangssprache allein macht noch lange keinen Deutschen; dazu gehört vor Allem, daß man seine Ideale, seine Weltanschauung aus dem Vorstellungskreise der deutschen Kultur schöpft. Dazu ist aber für die große Mehrheit der deutsch-amerikanischen Jugend nicht die geringste Möglichkeit vorhanden.

Abgesehen von wenigen, stark deutsch bevölkerten Orten, ist der junge Deutsch-Amerikaner überall von anglosächsischer Kultur umgeben. In der Schule ist der Lehrstoff ausgeprägt anglosächsischer Art oder wird ihm auf anglosächsische Weise vermittelt. Eine Mehrzahl seiner Kameraden bei Spiel und Arbeit ist anglosächsisch. Dem allerdings sehr starken Kultureinfluß der deutschen Kirche steht ein großer Theil der Bevölkerung vollständig fern. Höchstens im gesellschaftlichen Leben, meist durch Hunderte von Vereinen vermittelt, ist die Jugend den Wirkungen deutschen Lebens ausgelegt. Es wäre thöricht, davon große Erfolge für die deutsche Kultur zu erwarten. In den meisten Fällen läuft dieser Einfluß auf wenig mehr hinaus, als daß die Trinksitten oder Unsitten der Väter sich auf den Nachwuchs vererben.

Der Durchschnittsmensch schwimmt mit dem Strome. Er handelt, denkt und fühlt wie seine Umgebung. Er wird amerikanisiert durch den Trieb zur Nachahmung. Der Wunsch nach Festhalten am Altgewohnten, welcher bei seinen Eltern diesem Trieb die Waage hält, fällt bei dem Eingeborenen weg. Nun ließe sich allerdings denken, daß er sich mit Bewußtsein gegen diesen Trieb stemme. Aber wo wären die Gründe dazu? Das Gefühl der Abstammung, der Zusammengehörigkeit mit seinen Eltern? Das ist wohl stark genug, ihn im Falle eines Angriffes, einer Beleidigung gegen das Deutschtum auf dessen Seite zu treiben, aber nicht, sich sein ganzes Leben mit Absicht auf die Seite der deutschen Kultur

zu stellen. Ein persönlicher Vortheil kann ihm durch Widerstand gegen die Amerikanisirung selten erwachsen. In wirtschaftlicher Beziehung wäre eine solche Stellungnahme in den meisten Fällen gleichgültig, zuweilen hinderlich, nur unter ganz besonderen Verhältnissen von Nutzen. In jeder anderen Beziehung wäre eine zu starke Betonung seiner deutschen Sonderart ein schweres Hemmnis. Er würde sich damit für einen Fremden im eigenen Lande erklären. So sind also alle Gründe des eigenen Nutzens und Ehrgeizes einer Bewahrung der deutschen Eigenart feindlich. Beweggründe idealer Art aber würden sich höchstens unter einer kleinen, hochgebildeten Minderheit entwickeln.

Gegen diese mächtige Strömung sind die eingewanderten Eltern auch beim besten Willen ohnmächtig. Selbst wenn es gelänge, der gesammten deutsch-amerikanischen Jugend eine deutsche Erziehung zu geben, ähnlich der jetzt von den kirchlichen Lehranstalten gebotenen, so würden doch noch immer gerade die kräftigen Elemente zur anglosächsischen Kultur übergehen, weil sonst für sie außerhalb der wirtschaftlichen Thätigkeit, und etwa noch dem Wirken in Kirche, Schule und deutscher Presse, keine Laufbahn freistände. Obendrein würde ein solches Vorgehen unvermeidlich einen Kampf auf Tod und Leben mit der anglosächsischen Mehrheit hervorrufen.

Für das dauernde Bestehen eines deutschen Sonderelementes in den Vereinigten Staaten sind demnach die Aussichten äußerst gering. Auf den ersten Blick würde es folglich scheinen, als ob die Millionen deutscher Stammesangehörigen in Amerika spurlos in der anglosächsischen Kultur aufgehen und der deutschen Kultur gänzlich verloren sein sollten. Aber in den letzten Jahren mehren sich die Anzeichen dafür,

daß die kommenden Generationen eine Durchdringung des amerikanischen Wesens mit deutschen Kulturelementen sehen werden, in solchem Grade, daß schließlich eine ganz neue Form der germanischen Bildung sich daraus entwickeln wird. Die Träger dieses Vorganges sind hauptsächlich die höheren Bildungskreise, und vor allen die jugendfräftig aufsteigenden amerikanischen Universitäten. Der Geist, welcher in ihnen herrscht, ist das Kind deutscher Wissenschaft. Deutsche Literatur und Kunst stehen einstweilen noch in zweiter Linie; aber auch ihr Einfluß ist zusehends im Erstarken begriffen. Es ist nicht unmöglich, daß die deutsche Kultur noch einmal den Kontinent erobert und die anglosächsische zwar nicht verdrängt, aber umgestaltet und veredelt.

Die bisherigen Bestrebungen zur Festigung der deutschen Eigenart in den Vereinigten Staaten franken fast allgemein an einer Verkennung der Ursachen der Amerikanisirung. Sie wenden sich an das Volksbewußtsein der Massen. Nun kann allerdings ein solches Gefühl unter Umständen die Triebkraft sehr energischen Handelns werden, aber nur, wenn jeder Einzelne sein eigenes Gefühl in allen ihn umgebenden Genossen wiederfindet und ihn kein eigener Vortheil in andere Richtung drängt. Weder das eine noch das andere trifft bei den Deutsch-Amerikanern zu. Da dieselben nicht in geschlossenen Massen, sondern zwischen Nichtdeutschen zerstreut leben, muß jeder sein deutsches Volksgefühl gegen den Widerstand seiner Nachbarn zur Geltung bringen, statt es an deren gleicher Stimmung entziünden zu können. So ist es nicht zu verwundern, wenn von solchen Bestrebungen im Ganzen kein nachhaltiger Erfolg errungen worden ist. Nicht selten verpufft die Begeisterung im Rausche von Denkmalsenthüllungen und Sängerverfesten.

† Ernst Franz Ludwig Gauß. †

Ein Streiter für deutsche Geistesgüter ist nicht mehr! E. F. L. Gauß ist von uns geschieden. Im Angesichte des Festes der Hoffnung, am Montag vor dem Weihnachtstage, erlag der anscheinend noch so kräftige und widerstandsfähige, ja blühende

Mann kurzer aber tödtlicher Krankheit. Sein Scheiden ist ein Verlust für das Deutschthum dieses Landes. Denn zog auch das Chicago's von seiner Thätigkeit den ersten unmittelbaren Nutzen, so machten sich deren hebende Wirkungen dem ganzen fühlbar.

Der Verstorbene wurde im Jahre 1842, am 31. August, in Stuttgart geboren, und entstammte einer Familie, welche der Welt viele bedeutende Männer der Wissenschaft geliefert hat. Früh verwais't — er verlor die Mutter im dritten, den Vater im sechsten Lebensjahre — kam er im Jahre 1859 nach New York, wo er sich durch Ertheilung von Unterricht durchschlug, und zugleich durch eifrige Studien seine Kenntnisse zu vermehren suchte. Bei Ausbruch des Bürgerkrieges folgte er dem Rufe des erkorenen Vaterlandes; nach zweijährigem Dienste in Co. K. des 1. New Yorker Infanterie-Regiments ehrenvoll verabschiedet, beschloß er, sich dem geistlichen Berufe zu widmen, und bereitete sich dazu erst auf einem deutschen, dann auf einem englischen Prediger-Seminar der evangelischen Kirche vor. Im J. 1870 zum Prediger ordinirt, bediente er vier Jahre lang die evangelische Gemeinde in Wunfer Hill, und ging dann nach Europa, um seine Studien zu vollenden. Nachdem er dies erreicht und mehrere Jahre im Kanton Zürich als Seelsorger amtirt hatte, kehrte er im J. 1878 nach den Ver. Staaten zurück und übernahm eine Gemeinde in Galena in Illinois, siedelte aber im Jahre 1880 nach Chicago über, um eine ihm angebotene Stelle im Bundesdienst zu übernehmen. Zugleich beschäftigte er sich hier mit literarischen Arbeiten, durch die er in weiteren deutschen und amerikanischen Kreisen bekannt wurde, und als es im J. 1887 galt, für die Chicagoer öffentliche Bibliothek einen Mann von umfassender Bildung und bewandert in alten und neuen Sprachen zu gewinnen, fiel die Wahl auf ihn.

Er hat diese Stelle seitdem ununterbrochen innegehabt. In ihr war es eine seiner Aufgaben, die neu einlaufenden Bücher, deren Zahl sich jährlich auf mehrere Tausende belief, auf ihren Inhalt zu prüfen, und nach demselben zu katalogisiren und den ver-

schiedenen Abtheilungen zuzuweisen. Die Anforderungen, welche dadurch an seine Arbeitskraft wie an seine allgemeinen und besonders seine sprachlichen Kenntnisse gestellt wurden, waren gewaltige. Trotzdem fand er Muße zu literarischer Bethätigung, besonders auf dem Gebiete der geistlichen und der Gelegenheitsdichtung. In Chicago waren in den letzten Jahrzehnten die idealen Zwecken dienenden deutschen Feiern selten, die er nicht durch einen poetischen Weihegruß verschönert hätte. Auch als Festredner, wozu eine große und klangvolle Stimme und schwingvolle Sprache ihn vor Anderen befähigten, ist er häufig und willig aufgetreten. Durch treffliche Uebersetzung deutscher Dichtungen in's Englische, das er völlig beherrschte, hat er sich vielfach verdient gemacht. Nicht minder dadurch, daß er Allen, die auf der Bibliothek Auskunft über besondere Gegenstände suchten, ohne zu wissen, wo sie zu finden, mit der größten Bereitwilligkeit und erheblichem Zeitopfer die Wege wies. Auch in dieser Hinsicht wird sein Fortgang von Vielen als ein großer Verlust empfunden werden.

Er war ein Streber, aber ein Streber im edlen Sinne des Wortes, im Sinne der Mahnung Schiller's:

„Zunmer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes
Bilden, als dienendes Glied schließe dem Ganzen dich an!“

Deshalb, wo seine einzelne Kraft nicht ausreichte, stellte er sich willig und freudig in den Dienst aller Bewegungen, die darauf gerichtet sind, sein Volksthum daran zu erinnern, daß es diesem Lande nicht nur die Kraft seiner Arme schuldet, sondern ihm auch von seinem geistigen Erbe mitzutheilen hat, und daß, um dies thun zu können, es selbst dies Erbe hoch halten, pflegen und mehrern muß.

Ein Denkmal

zur Erinnerung an die ersten deutschen Einwanderer in Amerika und die Gründung von Germantown.

Was Plymouth Rock, die Landestelle der puritanischen Pilgerväter für das Anglo-Amerikanertum bedeutet, das ist Germantown für die Amerikaner deutscher Abstammung: eine durch historische Erinnerungen geweihte Stätte, auf welche sich die gleichen Worte wie auf Plymouth Rock anwenden ließen:

“Here, if anywhere in our country, every American should stand with uncovered head.”

In Germantown schufen nach ihrer am 6. Oktober 1683 in Philadelphia erfolgten Landung dreizehn deutsche Einwandererfamilien in Gemeinschaft mit ihrem hochherzigen Führer Franz Daniel Pastorius unter ergreifenden Mühseligkeiten deutschem Wesen, Familienleben, Gewerbefleiß und Frohsinn die erste bleibende Stätte auf dem Boden der neuen Welt. Hier erklangen die ersten deutschen Lieder in Amerika; hier wurden die ersten deutschen Bücher, die ersten deutschamerikanischen Zeitungen und die erste in europäischer Sprache gedruckte Bibel in Amerika herausgegeben. Und hier wurde von Deutschen im Jahre 1688 der erste feierliche Protest gegen die Sklaverei erhoben!

Die Gründungs- und Entwicklungsgegeschichte von Germantown ist so reich an erhebenden, herzerfreuenden Zügen, daß das gesammte Deutschthum Amerikas auf dieses Anfangskapitel seiner glorreichen Geschichte mit vollstem Recht stolz sein darf.

Als auf dem am 6. Oktober 1901 zu Philadelphia abgehaltenen ersten Konvent des Deutschamerikanischen Nationalbundes bekannt wurde, daß die Absicht bestehe, dem Andenken des Franz Daniel Pastorius in Germantown eine Gedenktafel zu widmen, erhob der New Yorker Delegat, Rudolf Cronau, den Vorschlag, jenen Plan dahin zu erweitern, daß in Germantown ein Denkmal errichtet werde, welches nicht allein die Erinnerung an Pastorius, sondern auch an die mit ihm gekommenen deutschen Pioniere in späteren Geschlechtern erhalte.

Dieser Vorschlag wurde so beifällig aufgenommen, daß der Antragsteller sich erbot, für den im September 1903 in Baltimore abzuhaltenden zweiten Konvent ein Modell zu einem solchen Denkmal zu beschaffen.

Ein solches wurde nach seinen Angaben von einem bewährten Bildhauer in New York hergestellt und von den dem Konvent beizwohnenden Delegaten einstimmig angenommen.

Das Denkmal soll aus einer 9 Fuß hohen, auf einem Granitsockel stehenden Bronzefigur des Franz Daniel Pastorius und zwar in der Tracht eines Frankfurter Rechtsgelehrten aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts bestehen. Bekanntlich war Pastorius bis zu seiner Ueberfiedelung nach Pennsylvanien als Rechtsgelehrter in Frankfurt thätig.

Als weiterer künstlerischer Schmuck des Denkmals dienen vier unterhalb der Figur angebrachte friesartige Bronzereliefs, von denen dasjenige der Vorderseite den Urwald rodende und Blockhütten bauende Menmoniten mit ihren Familien, also die Gründung von Germantown darstellen wird.

Außerdem soll die Vorderseite des Monumentes folgende Inschrift tragen:

„Zum Andenken an die am 6. Oktober 1683 erfolgte Landung der deutschen Pilgerväter und die in demselben Monat erfolgte Gründung von Germantown, der ersten deutschen Niederlassung auf dem Boden der neuen Welt.“

Darunter die Namen der Gründer von Germantown:

„Franz Daniel Pastorius, geboren am 26. September 1651, gestorben im Dezember 1719.

Vir sobrius, probus, prudens et pius, spectatae inter omnes inculpataeque famae.

Nüchtern, rechtschaffen, weise und fromm, ein Mann von allgemein geachtetem und unbeholtenem Namen.

Mit ihm kamen: Dirk op den Gräff; Herman op den Gräff; Tiines Runders; Lenert Arens; Meinert Tisen; Wilhelm Strepers; Jan Jensen; Peter Keurliis; Jan Simens; Johann Kleifers; Abraham Tiines; Jan Lüken, nebst den Frauen und Kindern derselben, insgesammt 33 Personen.“ —

Eine gleichfalls in Bronze ausgeführte Wiedergabe des bekannten Siegels von Germantown mit dem dreiblättrigem Alee-

blatt mit der Umschrift „Vinum, Vinum et Textrinum“ (Wein, Lein und Webeschrein) soll den Abschluß der Vorderseite bilden.

Das Relief an der rechten Seite des Denkmals soll einen von blühendem Flachsbau umgebenen Webstuhl sowie einen Bienenkorb darstellen, zur Erinnerung daran, daß die Gründer von Germantown Leineweber waren, den Flachsbau einführten und fleißig wie die Bienen arbeiteten. Ferner soll eine darunter angebrachte Inschrift in folgenden Worten an eine Großthat der Deutschen in Germantown erinnern:

„Die Bewohner von Germantown erließen am 18. Februar 1688 einen feierlichen Protest gegen die Sklaverei, den ersten Widerspruch, welcher in der civilisirten Welt gegen die unfreiwillige Knechtschaft erhoben worden ist.“

Das Relief der linken Denkmalseite soll eine von Eichenlaub umgebene Buchdruckpresse, Bücher und Schreibutensilien veranschaulichen, darunter die Inschrift:

„In Germantown wurden die ersten Bücher mit deutschen Lettern in Amerika abgedruckt; hier gab Christoph Sauer am 20. August 1739 die erste deutsch-amerikanische Zeitung heraus und hier ließ er im Jahre 1743 die erste in europäischer Sprache in Amerika gedruckte Bibel erscheinen.“

Das die Rückseite des Denkmals zierende Relief zeigt eine von Weinreben umrannte Reize, einen Weinhumpen, einen Singvogel und Blumen, zur Erinnerung daran, daß die Bewohner von Germantown Freunde des Frohsinns waren, Musik, Poesie und Gesang pflegten, sich Weinbau und Blumenzucht angelegen sein ließen und damit in Amerika eine hohe Kulturmission erfüllten.

Ferner soll die Rückseite des Monumentes den bekannten, von Pastorius geschriebenen „Gruß an die Nachkommenschaft“ tragen:

„Sei gegrüßt, Nachkommenschaft! Nachkommenschaft in Germanopolis! Und erfahre zuörderst, daß deine Eltern und Vorfahren Deutschland, das holde Land, das sie geboren und genährt, in freiwilliger Verbannung verlassen haben (oh! ihr heimischen Herde!), um in diesem waldreichen Pennsylvanien, in der öden Einsamkeit, münder sorgenvoll den Rest ihres Lebens in deutscher Weise, d. h. wie Brüder, zu verbringen. Erfahre auch ferner, wie mühselig es war, nach Ueberschiffung des at-

lantischen Meeres in diesem Striche Nordamerikas den deutschen Stamm zu gründen. Und du, geliebte Reihe der Enkel, wo wir ein Muster des Rechts waren, ahme unser Beispiel nach. Wo wir aber, wie reumütig anerkannt wird, von dem so schweren Pfade abgewichen sind, vergieb uns. Mögen die Gefahren, die Andere liefen, dich vorsichtig machen. Heil dir, deutsche Nachkommenschaft! Heil dir, deutsches Brudervolk! Heil dir für immerdar!“

In dieser Weise sind auf dem Denkmal alle Momente angedeutet und vereinigt, welche Germantown und seine Gründer jedem Deutschamerikaner heilig und theuer machen.

Die Kosten des insgesamt 24 Fuß hohen Denkmals sind einschließlich des Sockels der 9 Fuß hohen Bronzefigur, einschließlich des Reliefs, des Granitpostamentes und der Erbauung einer großen Plattform auf etwa 15.000 Dollars veranschlagt.

Eine solche Summe für einen solchen Zweck sollte vom Deutschamerikanertum aufgebracht werden können, und es ergeht an alle Deutschamerikaner die herzliche Bitte, durch einen an den Schatzmeister des Deutschamerikanischen Nationalbundes, Herrn Hans Weniger, 437 Arch Str., Philadelphia, Pa., gesendeten Betrag den Plan, das Andenken der ersten deutschen Einwanderer und der Gründung von Germantown durch ein würdiges Monument zu ehren, verwirklichen zu helfen.

Der Denkmal-Ausschuß:

Rudolf Cronau, New York, Vorsitzender.

Dr. Albert J. W. Kern, Jamaica, L. I., Sekretär.

Dr. C. J. Hexamer, Philadelphia, Präsident des Deutschamerikanischen Nationalbundes; Hon. Richard Barthold, St. Louis, Hon. Samuel Pennypacker, Ex-Gouverneur von Pennsylvania; Prof. Dr. Otto Franke, Harvard-Universität zu Cambridge, Mass.; Prof. Dr. Hugo Münsterberg, Harvard-Universität zu Cambridge, Mass.; Prof. Dr. Marion D. Learned, Universität von Pennsylvania, Philadelphia; Louis B. Sennighausen, Baltimore; Frau Fernando Richter, St. Louis; Emil Mannhardt, Chicago. — Außerdem die jeweiligen Präsidenten der dem Deutschamerikanischen Nationalbund angehörenden Staatsverbände und Lokalorganisationen.

Mitglieder- und Abonnenten-Liste.

Ehren-Mitglieder.

† Dr. phil. Albert v. Pfister, Generalmajor z. D., Stuttgart.
 Prof. Hermann Duden, Gießen.
 Prof. E. B. Greene, Champaign, Ill.

Lebenslängliche. — Chicago, Ill.

Arend, Wm. Nil.
 Bartholomay, Henry, jr.
 † Binder, Carl
 Boldenwed, Wm.
 Boldt, Fritz L.
 Brand, Virgil
 Fuß, Otto G.
 Dewes, F. J.
 Eberhardt, Max, P. P. D.
 Eberhardt, Dr. Walbemar
 † Emmerich, Chas.
 Franzius, Fritz von
 Gunther, O.
 † Heißler, Jacob
 † Hob, Christian
 Hummel, Ernst
 Kalb, E. W.
 Klenze, E. F.

Laabs, Gustav
 † Lässig, Moritz
 Löhr, Justus
 Madlener, A. F.
 Mannheimer, Mrs. Aug.
 Matthei, Dr. Ph. H.
 Mees, Fritz
 Ortseifen, Adam
 Paepcke, Hermann
 Rendtorff, Hermann
 Roseneck, A. N. v.
 Rudolph, Frank
 Schaff, Gotthard
 † Schlotthauer, G. H.
 Schmidt, Leo
 Schneider, Otto G.
 Seifert, Rudolph
 Seipp, Mrs. M.

Spohn, Jacob
 Theurer, Jos.
 Trid, Carl
 Uihlein, Ed. G.
 Ulrich, Rich.
 † Vocke, Wm.
 Vocke, Henry
 Wacker, E. H.
 Weiss, John H.
 Wieboldt, Wm. A.
 Wolf, Adam

Danion, D.

Reber, Eduard

Greenville, D.

Rabenberger, Geo. A.

Jahres-Mitglieder und Abonnenten.

Abblson, Du Page Co.

Seminar-Bibliothek.

Albany, N. Y.

N. Y. State Library

Aurora.

Klein, Peter

Baden-Baden, Deutschland.

Hemberle, Eduard

Baltimore, Md.

Gesellschaft zur Erforschung der
 Geschichte der Deutschen in
 Maryland.

Belleville, Ill.

Andel, Cas.
 Feder, Chas.
 Eberhardt, Wm., jr.
 Rath, Elias
 Merck, Frau Chas.
 Public Library
 Kaab, Dr. G. F.

Berlin, Deutschland.

Kgl. Universitäts-Bibliothek.

Bibliothek des Kgl.-Preuss. Mi-
 nisteriums für geistliche, Un-
 terrichts- und Medizinal-
 Angelegenheiten.

Bloomington, Ill.

Vehr, Heinrich.
 Häring, Dr. Theo.

Bonn, Deutschland.

Kgl. Universitäts-Bibliothek.
 (Herm. Vehrenb, Buchh.)

Chicago, Ill.

Abler, Adolph
 Ambach, Alb.
 Arnholt, Phil.
 Pachellé, G. v.
 Padt, F. A.
 Palatka, Christ.
 Pau, Ignaz
 Paumann, Friedr.
 Paur, John
 Paur, Seb.
 Peder, Herm. J.

Pellinghausen, Wm.
 Penz, Aug.
 Penz, Aug.
 Perghoff, Herm. J.
 Perkes, Gustav A.
 Pirk, Jacob
 Plum, Aug.
 Plum, Simon G.
 Poehmer, Wilhelm
 Prammer, F. H.
 Brand, Horace L.
 Brand, Rub.
 Brandecker, F. K.
 Preitung, Alb.
 Prentano, Hon. Theo.
 Prill, E. F. G.
 Pruebach, G. J.
 Pühl, Carl
 Rüttner, Emil
 Rurthardt, O. J.
 Sahn, Bernhard
 Christmann, Dr. Geo. A.
 Claussenius, Geo. W.
 Clemen, Gust.
 Tadelstein, Sophus
 Tasing, Geo.

Deuß, Edmund
 Deutsch-Amerikanischer Nationalbund, Zweig Chicago
 Diehl, J.
 Dierks, Herm.
 Dittmann, Gust. H.
 Dony, John J.
 Ebcl, Emil
 Eberlein, Fred
 Eitel, Emil
 Eitel, Carl
 Ellert, P. J.
 Emme, Justus
 Ernst, Leo
 Fleischner, Chas. H.
 Fleischmann, Jos.
 Frankenthal, C.
 Franz, Hugo
 Freund, Wm.
 Frommann, Emil
 Fürst, Conrad
 Fürst, Henry
 Gärtnner, J. C.
 Gasch, C. J.
 Gäß, Martin
 Georg, Adolph
 Gerhardt, Paul
 Germania Bibliothek
 Gerstenberg, C.
 Gindele, Franz
 Girtlen, M. J.
 Glogauer, Fritz
 Göß, Fritz
 Göß, Adam
 Gößly, C. W.
 Graue, Joh. Geo.
 Greenebaum, Henry
 Grommes, J. B.
 Gunther, C. J.
 Habicht, J. C.
 Hackmeier, H.
 Hahl, A. P.
 Harnisch, Dr. J. C.
 Hartisch, Ed.
 Hartke, J. P.
 Heinemann, Aug.
 Heine, Phil.
 Herberg, Franz
 Heijert, Dr. G.
 Hettich, Leo
 Hettich, Wm. A.
 Heuermann, H. W.
 Heym, Dr. A.
 Hild, Fred H.
 Hill, Hy. W.
 Hoefner, Mrs. Katharine

Hölscher, Dr. J. H.
 Hoffmann, Francis A., jr.
 Holinger, Consul A.
 Holinger, Dr. J.
 Holinger, Dr. Otto
 Hollenbach, P.
 Horn, Hermann
 Huber, J. H.
 Hummel, G. J.
 Hunde, Carl
 Ides, Christ.
 Imhoff, Anton
 John, Rev. Dr. M.
 Josetti, Arthur
 Jummrich, G. A.
 Kalthoff, Fred.
 Kenfel, J. P.
 Kersten, Hon. Geo.
 Kies, Wm. C.
 Kirchhoff, H. Aug.
 Klanowski, Herm.
 Klappenbach, Alex.
 Klenze, Wm. I.
 Knoop, Ernst H.
 Koch, Rich. A.
 Kölling, John
 Kohls, Louis D.
 Kraft, Oscar H.
 Kraft, Fred. W.
 Krause, John W.
 Krefmann, Fritz
 Kühl, Geo.
 Kuhlmeier, Albert
 Lachner, Dr. C.
 Lachner, Oberst Franz
 Lauth, J. P.
 Lefens, Thies J.
 Legner, Wm.
 Leicht, Edw. A.
 Leisner, Oskar
 Link, Rud.
 Lüders, Aug.
 Maas, Phil.
 Mandel, Leon
 Mannhardt, Emil
 Mannhardt, Hans
 Mannhardt, Wm.
 Manz, Jacob
 Mattem, Lorenz
 Maß, Otto H.
 Mayer, Henry
 Mayer, Hy. J.
 Mayer, Oscar J.
 Mechelle, Chas.
 Meier, Christ.
 Metz, G.

Meyer, Albert
 Meyer, Chas. C.
 Michaelis, W. R.
 Müller, Paul J.
 Müller, Wm.
 Nebel, Fritz
 Newberry Library
 Nigg, C.
 Orb, John A.
 Petersen, Geo. L.
 Pfeiffer, Geo. L.
 Pietich, C. J.
 Piper, Mrs. H.
 Public Library
 Ramm, C.
 Rapp, Frau A.
 Rhode, R. C.
 Richter, Aug. J.
 Rubens, Harry
 Rudolph, Joseph
 Sala, Louis
 Sartorius, Ludwig
 Sautenhaus, Dr. Ernst
 Schaller, Heint.
 Schapper, Ferd. G.
 Schießwohl, J. C.
 Schleswig-Holst. Sängerbund
 Schmidt, Fred W.
 Schmidt, Dr. P. C.
 Schmidt, Dr. D. L.
 Schmidt, R. C.
 Schmidt, Wm.
 Schoellkopf, Hy.
 Schöninger, Jos.
 Scholl, Carl
 Schützen-Verein
 Schulze, Paul
 Schwaben-Verein
 Schwefer, Wilh.
 Schweizer, Karl
 Seeger, Gen.-Consul, Eugen
 Seipp, Wm. C.
 Siebel, Prof. J. C.
 Staiger, C. M.
 Striich, Dr. C.
 Suter, H.
 Tatge, Gust. J.
 Terry, Prof. Dr. P. C.
 Thielen, R. P.
 Turngemeinde Bibliothek
 Uhlraut, Ad.
 Voss, Fritz
 Wackerbarth, H. von
 Wagner, C. W.
 Wagner, Fritz
 Weinberger, A. J.

Weinhardt, H.
Wenter, Frank
Wiener, Dr. A.
Wild, Dr. Theo.
Wolf, Fred. W.
Wolff, Ludwig
Wyfow, Felix
Ziehn, B.
Zimmermann, Julius
Zimmermann, W. F.

Cementon, Ga.

Schabt, Rev. Thos. A. J.

Cincinnati, O.

Wilke & Co., A. C.

Davenport, Ia.

Wick, Hon. G. A.
Matthey, Dr. Carl
Lurngemeinde

Dresden, Deutschland.

Kaufmann, Wilh.

Duluth, Minn.

Anneke, Percy C.

East St. Louis, Ill.

Abt, Paul W.
Fethmann, Robt.
Eggmann, Emil J.

Evansville, Ind.

Scholz, F. W.

Elgin, Ill.

Grelck, Wilhelm

Fort Wayne, Ind.

Madwiz, Hermann

Fredericktown, Mo.

Kothensteiner, Rev. Joh.

Göttingen, Deutschland.

Kgl. Universitäts-Bibliothek.

Golden, Ill.

Grimminga, H. H.

Gotha, Deutschland.

Herz. Landes-Bibliothek

Grand Rapids, Mich.

Friedrich, Jul. A. J.

Greifswald, Pommern.

Rügen-Pommerscher Geschichts-
verein

Hannover, Deutschland.

Kgl. Landesbibliothek

Heidelberg, Deutschland.

Universitäts-Bibliothek

Highland, Ill.

Hörner, John C.
Kabs, Selmar
Wildi, John

Hobart, Ind.

Bruebach, Georg

Indianapolis, Ind.

Public Library
State Library
Keller, Joseph

Iowa City, Ia.

State Historical Society

Joliet, Ill.

Sehring, Louis

Ithaca, N. Y.

Cornell University

Keosau, Iowa.

Zellner, Alb.

Kiel, Holstein.

Kgl. Universitäts-Bibliothek

Königsberg i. Pr.

Kgl. Universitäts-Bibliothek

La Crosse, Ill.

Klein, Jacob

Lincoln, Ill.

Mautenberg, Ed. L.

Madison, Wis.

State Historical Society
of Wisconsin

Manitowoc, Wis.

Paensch, Emil

Manuelito, N. M.

Gronemeyer & Schember

Marburg, Deutschland.

Universitäts-Bibliothek

Madcontah, Ill.

Postel, Philipp H.

Mendota.

Gödtner, John
Henning, Chas.
Kieselbach, Otto

Milwaukee, Wis.

Public Library

Moline, Ill.

Meese, Wm. A.
Etenger, Theo.

New Haven, Conn.

Yale University Library

New York City.

Kudlich, Herm. C.
Langmann, Dr. Gust.
Steiger, Ernst
Steiger & Co., C.
Public Library

Riles Center, Ill.

Schmidt, Rev. H.

Sat Port, Ill.

Parzen, Stephan
Sanjen, H. C.
Kaul, Heinr.

Georgia, Ill.

Bauer, L. P.
 Beck, Rev. F. B.
 Bourscheidt, P. J.
 Gremer, B.
 Hauser, David
 Hornmuth, Jos.
 Jobst, Val.
 Kammann, D. H.
 Kleene, F.
 Lueder, Fritz
 Meyer, Aug.
 Roskoten, Dr. D. J.
 Sieberns, H. C.
 Ulrich, Ric.
 Willert, J. H.
 Wolf, L. Ph.

Iowa, Ill.

Brunner, Chas.
 Herbold, Chas.

Philadelphia, Pa.

University of Pennsylvania
 Germ. Amer. Hist. Society
 Deutscher Pionier-Verein

Posen, Deutschland.

Kaiser Wilhelm-Bibliothek.

Princeton, N. J.

University Library

Queble, Cal.

Schmidt, C. B.

Quinch, Ill.

Pehrensmeyer, C. F. A.
 Pormann, Hy.

Bürkin, Jos.
 Conrad, Frau M. C.
 Dieb, Mrs. Louise
 Eber, Wm.
 Feigenspan, Wm. H.
 Fick, Adam
 Freiburg, Jos., jr.
 Hanke, Ernst
 Hallerberg, Rev. Wm., jr.
 Heibbreder, A. H.
 Heibbreder, H.
 Heidemann, J. W.
 Historical Society
 Kespohl, Julius
 Knapheide, Mrs. Kath.
 Kramer, Rev. J. C.
 Kristemeyer, Emil
 Levi, Edw.
 Menke, F. W.
 Michelmann, J. H.
 Denning, Hy. A.
 Rabe, L. B.
 Pfeiffer, H. C.
 Public Library
 Ruff, Hy.
 Rupp, Fred
 Rupp, Geo.
 Schanz, Gottlieb
 Scheid, Wm.
 Schmidt, Dr. Alb.
 Schott, J. B.
 Sohm, Edw.
 Sommer, Aldo.
 Sonnet, Frank
 Steinbach, John A.
 Steinkamp, Hy.
 Steinwedell, Wm.
 Still, Rev. Jos.
 Van den Boom, J. H.
 Wilms, Rud.
 Wise, H. C.
 Wolf, Fred.

Rock Island, Ill.

Haas, Jos. L.
 Harms, Lothar

Sacramento, Cal.

Brunden, Ernest

Siong Falls, Co. Ind.

Demuth, Hans

Springfield, Ill.

Freund, J. W.
 State Historical Library

St. Louis, Mo.

Deutscher Schulverein und
 Freie Gem.
 Mercantile Library
 Public Library, Barr
 Branch
 Rothensteiner, Rev. John

St. Paul, Minn.

Matt, Jos.

Stuttgart, Württ.

Strebingen, Oberst-Lieut.

Topeka, Kas.

State Historical Society

Utica, N. Y.

Oneida Hist. Society

Washington, D. C.

Congress-Bibliothek

† Dr. Albert von Pfister. †

In Stuttgart ist unser Ehrenmitglied, Dr. Albert von Pfister, Generalmajor z. Dis., gestorben. Die Deutschen in Amerika wie die Ver. Staaten überhaupt verlieren in ihm einen treuen Freund, der ihnen den Dienst geleistet hat, durch sein Geschichtswerk „Die amerikanische Revolution“ die Kenntniß jenes großartigen und folgenschweren Kampfes und des Antheils der Deutsch-Amerikaner daran und an der Bil-

dung der amerikanischen Nation, dem deutschen Publikum näher zu bringen und demselben durch sein, nach seinem Besuche in Amerika zu Schiller's Todtenfeier geschriebenes Buch: „Nach Amerika im Dienste Schiller's, der Volksfreundschaft gewidmet“, ein richtigeres Verständniß unseres Staatswesens und unserer Bedeutung für die Welt-Kultur zu eröffnen.

Webster ihn mit der Ueberbringung wichtiger Depeschen an die Höfe Wien und Berlin betraute. — Im J. 1854 schloß er sich — für den bisherigen Whig und entschiedenen Gegner der Sklaverei fast selbstverständlich — der republikanischen Partei an, konnte sie aber nur kurze Zeit fördern. Am 2. April 1856 wurde er vom Schauplatz abberufen.

Auch John A. Mrenz, der erwähnte Bruder, war ein bedeutender Mann. Er wurde der erste Bürgermeister von Beardstown und später Richter.

Schon in die Zeit nach der Juli-Revolution, aber ohne unmittelbaren Zusammenhang damit, fällt die Niederlassung von Dr. Heinrich Christian Werke. Er hatte in Göttingen die Rechte studirt und den Doctorhut erworben, war aber zur Landwirthschaft übergegangen; hatte ein Gut in Hessen besessen und eine landwirthschaftliche Schule darauf eingerichtet; war 1809 zum General-Inspektor der Domänen des Königreichs Westphalen ernannt worden, und 1816 nach Mecklenburg übersiedelt, wo er mehrere ritterschaftliche Güter besaß, und sich durch seine Schriften über Staatswirthschaft und Ackerbau, und sein unermüdeliches Eintreten in den Landständen für eine rationelle Landwirthschaft großes Ansehen und die besondere Gunst des Großherzogs Friedrich Franz erwarb, wie mehrere eigenhändige Dankschreiben desselben erweisen.

Diese Gunst vermochte indessen nicht, ihn von der Ausföhrung des wie es scheint von Jugend auf genährten Wunsches abzubringen, die Vereinigten Staaten, über die er eifrige Studien gemacht hatte, aus persönlicher Anschauung kennen zu lernen. In der Mitte der zwanziger Jahre führte er denselben aus, und sie bestärkte ihn in dem Entschlusse, in dieselben übersiedeln. Und obwohl ihm, um ihn zu halten, eine Professur an der Universität Rostock und die Ernennung zum Senator der Stadt Parchim angetragen wurde, lehnte er

beide Ernennungen ab, und kam 1821 in Begleitung seines ältesten Sohnes von Neuem in's Land, und kaufte sich nach längerem Suchen in Marine Township im Illinoiser County Madison an. Dann kehrte er nach Deutschland zurück, um seine dortigen Verhältnisse zu ordnen, und seine Frau zu holen, mit der, und seinem jüngeren Sohne Philipp, einem begabten Maler, er Anfang 1834 anlangte. Die früher gekaufte Farm seinem Sohne überlassend, kaufte er eine der ältesten und best-cultivirten Farmen der Gegend, Herrins Grove, für sich selbst; außerdem aber noch bedeutende Strecken Landes, welche er später in kleineren Stücken zum Selbstkostenpreise an deutsche Einwanderer abgab, denen er überhaupt nicht nur mit seinen Kenntnissen und Erfahrungen, sondern auch mit seinen Mitteln bereitwillig und uneigennützig beizuhelfen suchte. Er starb schon Ende 1842. Noch vor ihm war sein ältester Sohn gestorben. Dessen Sohn Henry C. Werke wurde Mitglied des Supervisorenraths des County und Richter, und hat sich in dieser Stellung, sowie durch Förderung des Schulwesens in Marine Township und im County sehr nützlich gemacht. Der genannte Maler Philipp C. Werke, ein Schüler von Cornelius, verstarb leider früh. Er ließ sich bald nach seiner Ankunft in St. Louis nieder, wo er großes Ansehen genoß, und die Porträts mehrerer berühmter Zeitgenossen, darunter das des Senators Benton, malte.

In den Herbst 1831 fiel die Zuwanderung der Schweizer Familie Köppli und Joseph Suppiger's nach dem County Madison. Sie wurde für den jungen Staat von großer Bedeutung, denn sie führte, durch geschickte Benutzung der heimathlichen Presse, zu einer sehr erheblichen Einwanderung aus der Schweiz (in den vierziger Jahren auch aus Baden), welche mehrere Townships anfüllte, und bereits im J. 1837 zur Gründung des Städtchens Highland, dessen Bewohner

noch heute fast ausschließlich Schweizer und deren Nachkommen sind, und wo die sehr wenigen ansässigen Personen nicht deutscher Herkunft den schweizerischen Dialekt sprechen. Wie die der Mehrheit wurde die Einwanderung der Köppli nicht durch eigene wirtschaftliche Bedrängniß veranlaßt, und wie diese war sie langer Hand vorbereitet. Ihr Urheber, Dr. Casper Köppli, ein ziemlich bemittelter Arzt, zuletzt in Sursee im Canton Luzern ansässig, hatte, in Folge der Verfolgungen, denen er sich als Gegner der Adels-Regierung ausgesetzt sah, schon im J. 1817 seine politischen Freunde aufgefordert, im Westen von Amerika Land anzukaufen und eine Schweizer Kolonie zu gründen. Er hatte damit keinen Anklang gefunden, selbst aber den Plan nicht aufgegeben; und schon 1821 sein Landgut verkauft, um ihn ausführen zu können. Verschiedene Umstände — der Tod eines seiner Söhne, auf dessen Hilfe er besonders gerechnet hatte, und der anfängliche Widerstand seiner ganzen Familie — verzögerten seine Abreise bis zum April 1831.

Ein öffentlicher Abschiedsbrief, den er ausjandte, giebt Aufschluß über den Zweck der Unternehmung. Es war darin die Nothwendigkeit einer gut geleiteten Auswanderung für die Schweiz entwickelt, und zum Schluß hieß es:

„Nicht bloß der Zweck, den Unfrigen eine glückliche Heimath und gesichertes Auskommen zu verschaffen, vermochte in uns einen so gewagten Entschluß hervorzubringen; höhere, edlere Absichten begleiten zugleich unser Unternehmen. Der Hauptzweck unserer Auswanderung ist: den Weg vorzubahnen, auf welchem eine große Zahl thätiger, jetzt verdienstloser, von Kummer und Sorgen gedrängter Familienväter im Schweizerlande sich eine tröstliche Zukunft verschaffen können. Diese gewiß gute Absicht ist es, welche uns am meisten in unserm Unternehmen bestärkt. Mögen die Bedrängten unsern Wink verstehen! Mögen die Regierungen

deren Heil befördern helfen! Möge der Lenker aller Schicksale unsere Schritte leiten und uns ans vorgestreckte Ziel führen!"

Glücklicher als Ferdinand Ernst, der bei seiner Kolonie in Fayette County von denselben Beweggründen geleitet wurde, aber sein Vermögen dabei einbüßte, ist es Dr. Köppli gelungen, nicht nur seine Kolonie zu Stande zu bringen und die erste Blüthe derselben zu erleben, sondern auch seiner eigenen Familie ein, vom wirthschaftlichen Standpunkte aus betrachtet, erheblich besseres Loos zu bereiten, als es ihm in der Heimath möglich gewesen wäre. Von seinen Söhnen brachte es der fähigste, Salomon Köppli, durch geschickte Benützung der Bedürfnisse der Einwanderer und rechtzeitige Landankäufe, zu sehr bedeutendem Wohlstande. Er war es, der mit seinem Vetter Joseph Suppiger und dem Gen. Semple die Gründung des Städtchens Highland unternahm, und dessen Aufblühen war, freilich hauptsächlich aus Rücksicht auf den eigenen Vortheil, seine stete Sorge. Er war rüthrig bemüht, die Straßen der Umgegend zu verbessern, und seinen Bemühungen gelang es, die Eisenbahn nach Highland zu bringen. Obwohl er zu vielen Aemtern hätte gewählt werden können, nahm er nur eine Wahl zum Mitglied des Verfassungs-Convents von 1862 an, in welchem er eine sehr erfolgreiche Thätigkeit entwickelte. Nicht minder verdient hat sich um Highland Joseph Suppiger gemacht, — ein sehr tüchtiger und unternehmender Geschäftsmann, der die erste Mühle in Highland anlegte, und jedes weitere gewerbliche Unternehmen freigebig unterstützte. Außer ihnen hatte an der Entwicklung des Städtchens besonderen Antheil Johann Jacob Eggen, — ein höchst gemeinnütziger Mann, der sich besonders um das Schulwesen verdient machte, und nach Incorporirung Highlands im J. 1865 dessen erster Bürgermeister, später auch Polizeirichter wurde.

Aus den Jahren 1831 und 1832 ist noch die Niederlassung einer Anzahl von Bauern aus Hessen-Darmstadt in St. Clair County zu berichten. Es waren Johann Wendelin Knobloch mit den Söhnen Johann, Balthasar und Thomas, Thomas Heberer, Balthasar und Jacob Müller, Georg Metzger, Jacob Weber, Jacob Esfinger, Jacob Mohr, Georg Gehret, Adam Vopp, Merkel, Georg Fischer, Siebert und Funk, — viele davon mit Familie. Und zu gleicher Zeit oder noch ein wenig früher dürften die Busse, Obermüller und Adermann gekommen sein. Sie siedelten sich meist in der Nähe von Belleville, auf der von dort nach Südosten sich erstreckenden schönen Hügelkette, Turken Hill benannt, einige wenige auch weiter südlich auf der Twelve Mile Prairie und in Monroe County an. Schon 1832 errichteten sie eine deutsche Schule, deren Schulmeister, Georg Reinhardt, auch in einigen der Familien den Hausgottesdienst leitete, die Kinder taufte und bei Begräbnissen amtierte. Im gleichen Jahre legte Thomas Heberer, der eine landwirthschaftliche Schule in der Schweiz besucht hatte, den ersten Weinberg in St. Clair County an, der schon nach einem Jahre Trauben trug. Alle warfen sich auf den von den Amerikanern wenig getriebenen Weizenbau, und wurden dadurch nicht nur selbst wohlhabende und reiche Leute, sondern machten sich als landwirthschaftliche Lehrmeister verdient.

Neben diesen eingewanderten Deutschen waren aber und zwar in sehr viel größerer Anzahl deutsche Nachkommen in den Staat gekommen — die meisten davon aus den deutschen und deutsch-pennsylvanischen Ansiedlungen in Nord- und Süd-Carolina, ein kleinerer Theil aus Virginien, nur wenige erst aus Pennsylvanien direkt. Ein nicht unbedeutender Theil war in Kentucky und im östlichen Tennessee von früher in den Carolinas anässig gewesen. El-

Deutsche und deutsche Nachkommen in Illinois

tern geboren worden. Dieser Zuzug, der 1797 begonnen hatte, wurde zwischen 1717—1730 so bedeutend, daß sich eine Anzahl Kirchengemeinden bildeten, (die erste schon 1819 in Union Co.), welche von 1825 an bei der Lutherischen Synode von Nord-Carolina dringend um Seelsorger baten, die der deutschen und englischen Sprache mächtig wären. Unter diesen ersten Geistlichen nahm Daniel Scherer einen hervorragenden Platz ein.

Diese dem Süden entstammende deutsche Nachkommenschaft siedelte sich anfangs fast ausschließlich in dem ihr zunächst belegenem südlichsten Theile des Staates an, und ist auch später nur in seltenen Fällen bis über dessen Mitte nach Norden vorgeedrungen, während die erst mit den vierziger Jahren in größerem Maßstabe einsetzende Einwanderung deutscher Nachkommen aus New York, Pennsylvania, Ohio und Indiana die nördliche Hälfte bevorzugte, die vorher und bis Ende der dreißiger Jahre der Indianer halber den Ansiedlern keine sichere Zukunft geboten hatte, und auch noch im Jahre 1830 nur eine sehr geringe Bevölkerung aufwies. Von den 157,000 Bewohnern, welche die Volkszählung jenes Jahres in Illinois feststellte, wohnten über zwei Drittel südlich von Springfield. (Pike County, das den ganzen Norden des Staates, nördlich und westlich vom Illinoisfluß, mit Einfluß von Cook County umfaßte, zählte nur 2396 Einwohner, und davon befanden sich 1000 im nordwestlichen Winkel, bei den Bleigruben um Galena herum.

Die politischen Kämpfe, welche das Werden des jungen Staates begleiteten, wie die Bekämpfung der Indianer, fielen deshalb der Bevölkerung des Südens des Staates zu.

Unter den politischen Kämpfen der wichtigste war der für und gegen die Sklaverei.

Sechster Abschnitt.

Der Kampf um die Sklaverei.

Skaven hatte es in Illinois schon zur französischen Zeit gegeben. Nicht allein waren solche von einzelnen der Franzosen von Louisiana heraufgebracht worden, die französische Colonisationsgesellschaft St. Philippe hatte behufs Ausbeutung der in Illinois und Missouri vermutheten Mineral-
schätze im Jahre 1719 von San Domingo 500 Skaven importirt, von denen 1750 noch etwa 300 vorhanden waren. Da England die Sklaverei in allen seinen Kolonien duldete, wurde dieselbe auch in Illinois durch den Uebergang des Gebietes unter englische Herrschaft nicht gefährdet. Ebenjo wenig durch die Eroberung des Illinoiser Gebiets durch die Truppen der Skavenzüchterin Virginien. Letzteres hatte überdies in der Urkunde über die Abtretung des Nordwest-
gebietes an die Ver. Staaten ausgemacht, daß

„alle französischen und canadischen Bewohner und andern „Ansiedler in den Maskaskias, St. Vincents und den benachbarten Dörfern, die sich zu Bürgern Virginien bekant „haben, ihre Besitzthümer (possessions) und Rechtstitel be- „stätigt erhalten und in dem Genuß ihrer Freiheiten und „Rechte geschützt werden sollen“

und selbstverständlich beanspruchten die Skavenbesitzer und die Freunde der Sklaverei, daß das Recht, Skaven zu besitzen, zu den so geschützten Rechten gehöre.

Dann kam die grundlegende Verordnung von 1787, welche die Sklaverei im ganzen Nordwestgebiet für immer verbot. Sie fand, wie zu erwarten, entschiedene Gegner. Denn es fehlte an Arbeitern, und der Zuzug von Skavenhaltern wurde verhindert, und die Besiedlung des Gebietes

verlangt. Im J. 1796 gelangte eine Petition an den Congreß, worin die zeitweilige Aufhebung des Verbots nachgejucht wurde. Der Gegner müßten viele und einflußreiche gewesen sein, denn im Jahre 1802 schrieb der damalige Gouverneur des Territoriums, Wm. H. Harrison, der spätere Präsident, eine Wahl zu einem Convent aus, dessen Zweck es sein sollte, vom Congreß einen Widerruf oder doch eine Milderung des Verbots zu erlangen. Dieser Convent, in welchem die beiden damaligen einzigen Counties von Illinois — St. Clair und Randolph — durch sechs Abgeordnete: Shadrach Bond, John Morehead, Jean F. Perry, Robert Morrison, Pierre Menard und Robert Reynolds vertreten waren, faßte auch eine Denkschrift ab, worin behauptet wurde, daß eine vorläufige Aufhebung des Verbots neun Zehnteln aller guten Bürger genehm sein würde. Als Gründe finden sich angeführt: 1. daß die Zahl der Sklaven im Lande ja nicht dadurch vermehrt werden würde, wenn dieselben aus einem Theile in einen andern gesandt würden, und daß deshalb die abstrakte Frage: „ob Freiheit, ob Sklaverei“ nicht beeinflusst würde; 2. daß das Verjagen von Sklaven aus Gegenden, wo sie zahlreich, nach Gegenden, wo sie selten, beiden Vortheil bringen müsse; 3. daß die Verordnung ohne Mittheilung und ohne Billigung der Petenten erlassen worden; 4. daß die Sklaven bei den kleinen Farmern besser gehalten und verpflegt werden würden, als auf den großen Plantagen, u. a. m.

Die Denkschrift gelangte an den Congreß und wurde an einen Special-Ausschuß verwiesen, dessen Vorsitzender, Randolph von Virginien, also der Vertreter eines Sklavenstaates, im März 1803 berichtete, die reißend schnelle Zunahme der Bevölkerung von Ohio beweise zur Genüge, daß Sklavenarbeit nicht nöthig sei, um die Besiedlung und das Wachsthum der Niederlassungen im Nordwestgebiet zu för-

dern; daß Sklavenarbeit überhaupt nachweisbarermaßen die theuerste von allen sei und sich beim Landbau im Nordwestgebiet nicht zahlen werde, und daß es unweise und gefährlich sein würde, eine Bestimmung aufzuheben, die mit gutem Vorbedacht angenommen worden sei und die Wohlfahrt und Sicherheit des Nordwestgebiets im Auge gehabt habe.

Da der Congreß am Tage darauf auseinanderging, kam dieser Bericht nicht mehr zur Verhandlung. Im nächsten Congreß wurde die Denkschrift an ein neues Comité verwiesen, dessen Bericht günstig lautete. Es empfahl, daß das Verbot für zehn Jahre außer Kraft gesetzt werden solle, und daß während dieser Zeit Sklaven aus Staaten (nicht aus Territorien) sollten eingeführt werden dürfen. Nachkommen dieser Sklaven sollten die Freiheit erlangen, die männlichen mit 23, die weiblichen mit 21 Jahren. Aber dieser Bericht kam ebenso wenig zur Verhandlung, wie der erste. Und ein gleiches Schicksal erlitten ein auf erneute Petition hin erfolgter ähnlicher Bericht in der Congresssitzung von 1805/06, und ein vierter Bericht im nächsten Congreß. Im Jahre 1807 verwarf der Senat das Gesetz, wodurch die Agitation in der Nationalgesetzgebung ihr Ende erreichte.

Mittlerweile hatte man aber das Verbot auf schnelle Weise zu umgehen versucht. Schon während des anfänglichen Territorial-Zustandes von Indiana hatten der Gouverneur und die Richter ein Gesetz erlassen, welches Jedermann gestattete, über 15 Jahre alte Sklaven anzukaufen und in das Gebiet einzuführen. Nur mußte innerhalb von 30 Tagen vor Gericht zwischen dem Eigenthümer und dem Sklaven ein Verdingungs-Contrakt ausgefertigt werden, in welchem die Zeitdauer der „Verdingung“ (gewöhnlich 99 Jahre) anzugeben war. Weigerte sich der Sklave, den Contrakt zu unterzeichnen, so hatte der Eigenthümer 60 Tage

Zeit, ihn nach einem Sklavenstaate zurückzuschicken, d. h. ihn nach auswärtz zu verkaufen. Und auch der Verkauf innerhalb des Gebiets war gestattet, denn der Eigenthümer oder Miethsherr konnte den Verdingungs-Contrakt auch übertragen. Sklavenkinder unter 15 Jahren sollten zwar nicht in das Gebiet eingeführt werden, geschah es aber doch, so mußten die männlichen mit 35, die weiblichen mit 32 Jahren in Freiheit gesetzt werden. Bei den im Gebiet geborenen Sklavenkindern trat dieser Zeitpunkt schon mit dem 30sten und 28sten Jahre ein. Correktionsstrafen mit der Peitsche waren gestattet.

Dieses Gesetz wurde im J. 1807 von der Territorial-Legislatur von Indiana bestätigt; es ging bei Abtrennung des Illinoiser Gebiets auf dieses über, und im December 1812 wurde es auch von dessen erster Territorial-Legislatur mit den meisten anderen für Indiana erlassenen Gesetzen übernommen.

Als im J. 1817 in der Territorial-Legislatur eine Vorlage angenommen wurde, welche den Theil dieses Gesetzes widerrief, der die Einführung von Negern und Mulatten in den Staat und deren Verdingung als Sklaven gestattet, da er gegen die Verordnung von 1787 verstoße, legte Gouverneur Edwards sein Veto dagegen ein, von dem es keine Verufung gab. Und die im Jahre darauf ausgearbeitete und angenommene Verfassung, auf Grund deren der Staat in den Bund aufgenommen wurde, berücksichtigte zwar das Verbot von 1787, aber nur für die Zukunft, indem sie im Artikel VI, § 1. erklärte: Weder Sklaverei noch unfreiwillige Dienstbarkeit sollen *hier nach* in diesem Staate eingeführt werden; und um ganz klar zu machen, daß man an die Sklaverei in Illinois, so weit sie bestand, nicht rütteln wolle, bestimmte der dritte Paragraph desselben Artikels, daß die „Contrakt-Dienstleute“ (indentured servants) die

volle in den Contracten vorgesehene Dienstzeit ausdienen und ihre Kinder bis zum 21. und 18. Jahre Dienst schuldig seien.“ — Es ist sehr merkwürdig, daß dieser Abschnitt in Washington nicht beanstandet wurde. Indessen mochte man dort, wie in Illinois selbst, sich mit dem Argument beschwichtigen, daß ja durch diese Bestimmungen die Sklaverei in Illinois thatsächlich auf dem Aussterbe-Stat gesetzt, und so dem Geiste des Verbots Genüge gethan sei, ohne in bestehende Besitzverhältnisse vernichtend einzugreifen. Jedenfalls bildete sie die einzige rechtliche Grundlage, durch welche vorläufig die Fortdauer der Sklaverei im Staate ermöglicht wurde.

Im J. 1819 nahm die Legislatur auch noch die alten strengen „Schwarzen-Gesetze“ an. Ihnen zufolge durfte kein Neger oder Mulatte sich im Staate mit oder ohne Familie niederlassen, wenn er nicht ein gerichtlich ausgestelltes Freiheitsattest beibringen konnte, das im Gericht des County, wo er sich niederlassen wollte, registrirt werden mußte. Auch dann konnte er durch die Armen - Aufseher ohne Weiteres ausgewiesen werden. Wer ein solches Attest nicht beibringen konnte, setzte sich der gewissen Gefahr aus, verhaftet und, zeitweilig wenigstens, „verdingt“ zu werden; denn er wurde als ein flüchtiger Sklave angesehen und die Sheriffs waren verpflichtet, ihn festzuhalten, seine Beschreibung sechs Wochen lang zu veröffentlichen, und wenn nach Ablauf dieser Zeit Niemand ihn als Eigenthum beansprucht hatte, ihn auf ein Jahr zu „verdingen“. Dann wurde ihm allerdings ein Freiheits-Attest ausgestellt, das aber dem etwaig noch sich einstellenden wirklichen oder fingirten Eigenthümer gegenüber keine rechtliche Gültigkeit besaß. — Wer Sklaven in den Staat brachte, um sie hier in Freiheit zu setzen, mußte Bürgschaft im Betrage von \$1000 stellen, als Gewähr, daß die Freigelassenen nicht dem County zur Last fallen würden.

— Alle im Staate wohnenden Farbigen, die Sklaven ausgenommen, mußten ihr Freiheits-Attest gerichtlich registriren lassen, und wer einen Farbigen ohne solches Attest zu irgend einer Dienstleistung miethete, mußte \$1.50 für den Tag Strafe zahlen. Fremde Sklaven oder Dienstleute zu beherbergen oder deren Eigenthümer an der Wiederergriffung derselben zu hindern, war als Verbrechen gebrandmarkt und zog neben Erjaß im Betrage des doppelten Werthes des Sklaven eine Strafe von 30 Peitschenhieben nach sich. Niemand durfte von einem Sklaven ohne Einwilligung von dessen Eigenthümer etwas kaufen oder ihm verkaufen, oder mußte gewärtig sein, dem Eigenthümer den vierfachen Betrag des Werthes des verhandelten Gegenstandes zu erlegen. Ein Sklave, der 10 Meilen von seinem Wohnort angetroffen wurde, jeßte sich einer Strafe von 30 Peitschenhieben aus, und von 10, falls er, ohne dorthin geschickt zu sein, ein fremdes Haus oder Anwesen betrat. Selbst unter sich vergnügt zu sein, war dem Schwarzen nicht gestattet, und der Eigenthümer, der duldete, daß zwei oder mehr seiner Dienstleute zum Tanz oder zu sonstiger Festlichkeit zusammenkamen, hatte \$20 Strafe zu zahlen. — Auf alle Vergehen, für welche die Weißen Geldstrafen zu zahlen hatten, büßten die Schwarzen mit Peitschenhieben, und zwar mit je einem für je \$8 der Strafe, aber mit nie mehr als vierzig zur Zeit. Und fast selbstverständlich hatten die Eigenthümer das Recht, jede erdenkliche Vergehungs- oder Unterlassungssünde ihrer Sklaven mit der Peitsche zu rächen.

Die nächstfolgenden Jahre waren nicht darnach angethan, das Interesse an der Sklavereifrage zu schwächen. Im Congreß tobte der erbitterte Kampf für und gegen die Zulassung Missouri's als Sklavenstaat und über die Theilung des Gebiets westlich vom Mississippi in freies und Sklavengebiet. Er endete am 28. Februar 1821 mit dem Ver-

gleich (Missouri Compromiſe), wonach in Miſſouri zwar die Sklaverei geduldet, ſie ſonſt aber im ganzen nördlich von 36 Grad 30 Minuten nördlicher Breite (der Südgrenze Miſſouriſ') liegenden Gebiet weſtlich vom Miſſiſſippi verboten ſein ſolle.

In Folge hiervon war auch bei der Staatswahl im J. 1822 die Sklavenfrage der Hauptgegenſtand des Streites. Merkwürdiger Weiſe wurde, während die Freunde der Sklaverei die Mehrheit der Legiſlatur und den Vicegouverneur erwählten, in der Perſon von Edward Coles ein ſehr entſchiedener Gegner der Sklaverei zum Gouverneur gewählt.

Coles war der Sohn eines wohlhabenden virginischen Pflanzers, und hatte von dieſem 1000 Acres Land und 25 Sklaven geerbt. Aber ſchon als Student war er ſich darüber klar geworden, daß die Sklaverei nicht nur eine ſchändliche, ſondern auch eine wirthſchaftlich ſchädliche Einrichtung ſei, und er hatte ſchon damals den Entſchluß gefaßt, die in ſeinen Beſitz gelangenden Sklaven frei zu laſſen. Doch konnte er dieſen Vorſatz nicht gleich nach dem Tode des Vaters (1808) ausführen, da er durch hohe amtliche Stellen — er war Privatſekretär des Präſidenten Maſiſon und wurde ſpäter mit einer beſonderen Miſſion nach St. Peters- burg betraut — daran verhindert wurde. Aber von Europa zurückgekehrt, hatte er den Weſten aufgeſucht, um einen Platz zur Niederlaſſung zu finden, wo er ſein Vorhaben ausführen könnte. Illinois, wo er den Sommer von 1818 zubrachte und bei der Gelegenheit den Verhandlungen des Convents beiwohnte, welcher die Verfaſſung ausarbeitete, gefiel ihm, und im Juni 1819 bewerkſtelligte er ſeine Ueberſiedlung. Unterwegs, auf dem Ohio, verſammelte er ſeine Neger und kündete ihnen die Freiheit an. Aus Dankbarkeit erboten ſich alle, ihm ein Jahr lang umſonſt zu dienen. Aber er lehnte das ab, und ſetzte ſeiner Hochherzig-

teit die Krone auf, indem er jedem der Familienväter darunter 160 Acres Land in der Nähe von Edwardsville und die Mittel zur Einrichtung gab. Auch später nahm er sich väterlich seiner Freigelassenen an.

Wie zu erwarten stand, versuchte Coles, die „Schwarzen-Gesetze“ zu mildern und durch strengere Gesetze der sehr häufigen Ergreifung und Verschleppung freier Neger nach den Sklavenstaaten vorzubeugen, und drang in seiner ersten Botschaft ernstlich darauf. Das aber hatte zur Folge, daß die sklavereifreundliche Legislatur Schritte that, um die Sklaverei in ihrem vollen Umfange im Staate einzuführen, und daß sie beschloß, einen Convent zu berufen, um den diese verbieternden Paragraphen der Verfassung zu widerrufen. Begründet wurde das Vorhaben mit der Behauptung, daß der Bund kein Recht habe, sich in die Gesetzgebung eines gleichberechtigten und souveränen Staates zu mischen. Im Senat waren die erforderlichen Stimmen von zwei Drittel aller Mitglieder leicht zu erlangen gewesen; im Hause aber hatte es an einer Stimme gefehlt, und um diese zu erlangen, war ein Gewaltstreik nöthig gewesen. In Pike County war ein Streit wegen der Wahl gewesen, und das Haus hatte von den zwei Bewerbern, Nicholas Ganjon und John Shaw, dem Ersteren den Sitz zugesprochen. Als aber Ganjon sich weigerte, für die Verufung des Convents zu stimmen, und Shaw versprach es zu thun, wurde der Beschluß, durch den Ganjon der Sitz gegeben war, in Wiedererwägung gezogen, sein Name ausgestrichen und Shaw's Name dafür eingesetzt.

Einer der bittersten Wahlkämpfe war die Folge. Er währte nahezu 18 Monate. Wie sehr das Interesse erweckt war, erhellt am deutlichsten daraus, daß während zwei Jahre vorher bei der Gouverneurswahl nur 5570 Stimmen abgegeben worden waren, und bei der im November darauf

erfolgenden Präsidentenwahl nur 4707 Stimmen fielen, bei dieser Wahl 11,612 Wähler an den Stimmkästen eilten, mit dem Ergebniß, daß die Verufung des Convents mit 6640 gegen 4972 Stimmen, also mit einer Mehrheit von 1668 Stimmen abgelehnt war.

Damit hatte die Bewegung, Illinois zu einem Sklavensstaate zu machen, ein Ende. Die Politiker jahen ein, daß einer so großen der freien Arbeit das Wort redenden Mehrheit gegenüber, die noch dazu durch den sich steigenden Zuzug aus den freien Staaten fortwährend wuchs, jeder Versuch, die Sklaverei gesetzlich zu machen, erfolglos sein würde. Aber erst die Verfassung von 1848 sprach der Sklaverei das Todesurtheil durch die Bestimmung: „In diesem Staate soll weder Sklaverei noch unfreiwillige Dienstarbeit, außer als Strafe für Verbrechen, bestehen.“

Wie sich in diesem Kampfe die deutschen Nachkommen verhalten haben, ist schwer zu ermitteln, da sie am öffentlichen Leben nur geringen Antheil nahmen, und in der Legislatur nur wenige Vertreter hatten. Aber es liegen triftige Gründe für die Annahme vor, daß sie zu der großen Mehrheit, welche sich 1824 gegen die beabsichtigte Verfassungsänderung aussprach, einen ansehnlichen Theil stellten. Denn in den in den County-Histories enthaltenen Lebensbeschreibungen dieser Pioniere findet sich des Ofteren die Thatfache erwähnt, daß sie aus Alabama, Kentucky und Tennessee, wohin sie zuerst gewandert, aus Abneigung gegen die Sklaverei wieder fortgezogen seien. Ist es anzunehmen, daß sie geholfen haben würden, in Illinois einen Zustand herbeizuführen, der ihnen anderswo als unerträglich erschienen war? Diese Frage läßt sich schon deshalb verneinen, weil diese deutschen Nachkommen gewöhnlich zahlreichen Nachwuchs hatten, welcher ihnen die nöthige Arbeitskraft lieferte, und um dessen Zukunft willen es ihnen durch-

aus nicht wünschenswerth erscheinen konnte, das Land in die Hände reicher Sklavenbesitzer übergehen zu sehen, wodurch dieser Nachwuchs dann gezwungen gewesen wäre, seinen Stab wieder weiter zu setzen.

Siebenter Abschnitt.

Die letzten Kämpfe mit den Indianern und deren endliche Anstreibung.

Schon Ende des Jahres 1805 war in Folge von, hauptsächlich durch den späteren Präsidenten Wm. H. Harrison als Gouverneur des Territoriums Indiana abgeschlossenen, Verträgen so ziemlich das ganze Gebiet von Illinois auf dem Papier im Besitz der Weißen. So war durch den am 7. Juni 1803 zu Fort Wayne mit einigen Häuptlingen der Delaware, Shawnee, Pottawatomie, Cel River, Wea, Kickapoo, Piankeshaw und Kaskaskia abgeschlossenen und am 7. August zu Vincennes von dreien dieser Stämme und dem der Wyandot ratifizirten Vertrag ein großes Gebiet (1,634,000 Acres) abgetreten worden, wovon 326,128 Acres in Illinois lagen. Der auf wenige hundert Köpfe zusammenge schmoltzene Stamm der Kaskaskia, der letzte Rest des einst mächtigen Indianer-Bundes von Illinois, trat am 13. August desselben Jahres in Vincennes alle seine Ländereien im südlichen Illinois — 8,608,167 Acres — gegen \$580 in Baar und geringe Erhöhung des ihnen durch den Vertrag von Greenville zugesicherten Jahrgeldes ab. In dem Vertrag von St. Louis am 3. November 1804 hatten die Sac- und Fox-Indianer ihre Ansprüche auf das ganze Ge-



„Die Vergangenheit ist die Mutter der Gegenwart.
Wir säen für unsere Nachkommen.“

Vor 70 Jahren.

Die ersten Ansiedler und Gründer von Westphalia, Mo.

Unter dieser Ueberschrift bringt das Esage County (Mo.) Volksblatt folgende für die deutsch-amerikanische Geschichtsforschung werthvolle Mittheilung:

Einem uns durch die Freundlichkeit unseres Mitbürgers, Herrn Hermann Rade zugestellten Paderborner Blatte vom Jahre 1836 entnehmen wir das Folgende:

„Man wird sich erinnern, daß im Sommer vorigen Jahres eine Gesellschaft von 167 Personen aus dieser Gegend, den Kantonsbeamten Hesse, einen unternehmenden, sehr kenntnißreichen und unterrichteten Mann an der Spitze, nach den Vereinigten Staaten auswanderte, um sich dort anzusiedeln. In öffentlichen Blättern ist damals mehrmals von diesem Unternehmen die Rede gewesen; darum werden Nachrichten von den Schicksalen jener Auswanderer den Lesern Ihrer Blätter willkommen sein. Ich theile Ihnen hier

ein vor Kurzem im Paderbornschen angelangtes Schreiben des Herrn Hesse an einen Freund mit, welches bei uns mit um so mehr Interesse gelesen wird, da der Verfasser ein Mann ist, der hier im besten Andenken steht und allgemeine Achtung genießt, auf dessen Wahrheitsliebe man sich verlassen kann. Ueber seine Reise und Ansiedelung meldet er Folgendes:

„Nach einer glücklichen Ueberfahrt von Bremen in Baltimore angekommen, hielten wir uns in dieser reichen Küstenstadt etwa acht Tage, aber nicht länger auf, als zu den Vorbereitungen für die weitere Reise in's Innere von Nordamerika nothwendig war. Auf unserer Reise durch Pennsylvanien kamen wir durch mehrere niedliche Landstädte, unter andern Westminster, Gettysburg, Chambersburg; an den schönen Ufern des Ohio berührten wir freundliche Städte, von denen mehrere großartig angelegt sind, wie z. B. Cincinnati, Louisville; von Wheeling bis St.

Louis legten wir den ungefähr 1200 engl. Meilen langen Wasserweg in 9 Tagen auf dem Dampfschiff „Arabian of Pittsburg“ zurück und langten am 9. August in letzterer Stadt (St. Louis) an, die mit jedem Tage an Größe und Bevölkerung zunimmt. Nachdem ich mich dort einige Tage ausgeruht hatte, reiste ich von da über St. Charles, Missouri town, nach Marthasville, wo viele deutsche Familien wohnen. Ich besuchte daselbst die Herren Guber aus Paderborn, Klingler aus Warburg und den alten ehrlichen Roester, ebenfalls einen westfälischen Landsmann. Alle fand ich sehr vergnügt und zufrieden. In Marthasville, das etwa 60 englische Meilen von St. Louis entfernt liegt, machte ich auch die Bekanntschaft mit mehreren Amerikanern und suchte genaue Kenntniß von ihren Einrichtungen zu erlangen. Der Grund und Boden im Missouri-Staate ist wohl der herrlichste und fruchtbarste, den man in der Welt finden kann; aber die Grundstücke erster Qualität in dieser Gegend befanden sich längst in zweiter und dritter Hand und selbst die Preise von Farmen zweiter und dritter Qualität waren dort der Konkurrenz wegen ziemlich in die Höhe gegangen, daher begab ich mich von Marthasville, in Begleitung mehrerer orts- und sachkundiger Amerikaner, auf die Reise über die Ozarkgebirge, den Gasconade- und Osagefluß nach Jefferson, der jetzigen Regierungstadt des Staates Missouri, und habe mich in dortiger Gegend nach sorgfältigen Untersuchungen angekauft. Mein Landgut liegt am Mariafluß („Mary Creek“), eine Stunde vom Osagefluß, der so breit ist wie der Rhein bei Straßburg und fünf Stunden von der Stadt Jefferson entfernt, unfern der Landstraße, die von da nach St. Louis führt, in dem County des Staates Missouri, das vom Flusse Gasconade den Namen führt. Der Maria Creek ist ein lieblicher Fluß von der Größe der Diemel; sehr fruchtbarer

Boden, 400 Schritte ungefähr im Durchschnitt breit, begrenzt seine Ufer, und dann folgt ein hügeliges Auland, was sich zu Weizen, Roggen und Gerste vorzüglich eignet. Ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, darf ich wohl behaupten, daß mein Besitzthum, das mir gleich Anfangs ungemünzt gefiel, eines der best gelegenen ist. Der Landbau erfordert hier bei weitem nicht die Arbeiten, wie in Deutschland; man hat hier z. B. nicht das viele Pflügen und Bedüngen und ebenso wenig das Einsammeln von Futterkräutern für das Vieh nöthig. Alles Vieh wird nämlich, nachdem es an den Platz gewöhnt ist, in den Wald getrieben und findet sich in der Regel am Abend von selbst wieder ein. Die Schweine vermehren sich besonders leicht; es gibt in hiesiger Gegend Grundeigentümer, die deren über 200 Stück haben. Vorläufig habe ich ein Joch Ochsen, eine Kuh mit Kälbern, ein Pferd, mehrere Schafe, Schweine mit Ferkeln, 11 Gänse und 59 Hühner angekauft. Ein Ochse zum Ziehen kostet 18 bis 20 Dollars, eine gute Kuh mit Kalb 12 bis 15 D., ein Schaf 2 bis 2½ D., eine Sau mit Ferkeln 4 bis 5 D., eine Gans ½ D. Ich habe damit den Anfang gemacht, eine Wiese von 3 bis 4 Akern umbrechen und mit Grasamen besäen zu lassen; ebenso habe ich bereits 4 Acker mit deutschem Weizen bestellt, sowie gegen 15 Acker mit vorzüglichem Mais. In der Wiese habe ich Abzugsgraben angebracht und vor einem Berge, wo sich vier Brunnen mit sehr gutem Wasser befinden, das Fundament zu einer Brauntweimbrennerei gelegt, die noch diesen Winter in Gang gebracht werden soll. Am Mariafluß habe ich einen zur Anlage einer unterschlächtigen Mühle vorzüglich geeigneten Platz.

Meine Frau und sechs Kinder erfreuen sich fortwährend der besten Gesundheit, und was mich betrifft, so darf ich wohl sagen, daß ich in meinem Leben mich noch

nie wohler und gesunder befunden habe. In unserer Nähe haben sich von unserer Reisegesellschaft folgende Familien angesiedelt, mit denen wir in traulicher Freundschaft leben: Mad. Schröder aus Klingen-
burg mit ihrem Sohne und einer Tochter, die den jungen Carl Guber aus Baderborn, der seit einem Jahre in Marthasville wohnt und meine Ankunft erwartet hatte, heirathet; die Familie des Kaufmanns Gramatica aus Baderborn, aus vier Köpfen bestehend; der junge Oekonom Nade aus Bewelsburg mit Frau und einem Sohne; die Familie Höcker aus Blomberg, im Lippeschen, fünf Personen ausmachend;

Dr. Med. Bruns aus Oelde, der in diesem Winter nach Baderborn zurückkehrt, um seine Frau nebst Kinder abzuholen, mit einem Bruder und zwei Arbeitsleuten. Diese bilden mit meiner Familie, zu der mein Bruder Carl, ein Hauslehrer, ein Zimmermann und zwei Domestiken gehören, in Allem eine Zahl von 35 Köpfen. Die neue deutsche Gemeinde ist hierdurch von selbst gegründet, wir wissen noch nicht, welchen Namen wir für dieselbe wählen sollen, ob nach dem die Ansiedlung durchströmenden Maria-Fluß, Mariaville, oder nach unserem alten Vaterlande — Westphalia.“

Geschichte der Deutschen Quincy's.

Von Heinrich Bornmann.

XXVIII.

Unter den alten deutschen Pionieren, die frühzeitig nach Quincy kamen, war auch Damian Hausser, geboren am 27. September 1803 zu Constanz am Bodensee, in Baden. Derselbe kam im Alter von 30 Jahren über New Orleans nach diesem Lande und ließ sich bald nachher in Quincy nieder. Seine erste Frau, Katharine Groninger aus Amoltern in Baden, starb nach mehrjähriger Ehe. Später heirathete er Juliana Steinagel, aus dem Großherzogthum Hessen, die anfangs der Vierziger Jahre hierher gekommen war. Damian Hausser nahm im öffentlichen Leben der Stadt Quincy eine hervorragende Stellung ein; er diente im Stadtrathe und wurde wiederholt zum Hafenmeister gewählt, zu einer Zeit, da die Schifffahrt auf dem Mississippi eine lebhafte und das Amt von Bedeutung war. Von 1845 bis 1850 war er Einnehmer des Ver. Staaten-Landamtes. Er diente auch im Feldzuge gegen die Mormonen als Lieutenant. Damian Hausser war ein intimer Freund von Stephen A. Douglass, welcher wiederholt

als Gast in seinem Hause weilte. Viele Jahre betrieb er an der Front und Main Straße einen Laden, in welchem er besonders allerlei Bedürfnisse für Dampfboote auf Lager hatte. Im Jahre 1874 zog Damian Hausser nach Denver, Colorado, wo er am 24. Juni 1895 starb; seine Frau folgte ihm am 12. Juni 1901. Noch lebende Kinder sind: drei Söhne, Damian und Johann in Chicago, und Georg, in Silver City, New Mexico; sowie drei Töchter, Frau J. D. Maylor, Frau M. G. Good und Julia Hausser, alle in Denver, Colo., wohnhaft.

Theodor Weltin, geboren am 28. Oktober 1828 zu Forchheim in Baden, kam im Jahre 1834 mit seinen Eltern nach Quincy, wo er das Handwerk eines Sattlers erlernte und dann viele Jahre lang Mitglied der Firma Weltin & Wilhelm, Fabrikanten und Händler in Pferdegeschirr, war. Am 3. März 1851 heirathete er Katharine Kun, die ebenfalls aus Forchheim gebürtig war. Die Frau starb im Jahre 1903, der Mann schied am 16. De-

zember 1907 aus dem Leben. Noch lebende Kinder sind: Albert Weltin in East St. Louis; Frau Joseph Sohn, Frau Johann Sohn, Frau Anna Sommers, Frau Willie Ublein und Frau Eugen Flaig. Der am 24. September 1844 in Quincy geborene **Michael Weltin**, seit Jahren Leiter der Farmers' Mühle, und Johann Weltin, sind Brüder von Theodor Weltin.

Der am 22. Juni 1818 im Großherzogthum Hessen geborene **Johann Steinagel** kam anfangs der Vierziger Jahre nach Quincy und trat hier am 11. April 1842 mit Anna Margarethe Mohn in die Ehe; die Frau war am 17. Mai 1821 zu Lengsfeld, Großherzogthum Hessen, geboren. Johann Steinagel nahm im öffentlichen Leben dieser Stadt eine hervorragende Stellung ein und wurde im Jahre 1862 zum Sheriff von Adams County gewählt. Er starb am 18. März 1872; die Frau am 24. Dezember 1879. Die Eltern von Johann Steinagel kamen ebenfalls in dieses Land, sowie zwei Brüder, Carl, der 1849 über Land nach Californien zog und unterwegs starb, und Christian, der 1878 in Deadwood, Süd-Dakota, aus dem Leben schied.

Christoph Weber, geboren am 2. September 1838 zu Glarus, im Canton gleichen Namens, in der Schweiz, kam im Jahre 1843 mit seinen Eltern, Jacob Weber und dessen Ehefrau Ursula, geborene Stüffe, nach Highland, Illinois, wo die Mutter schon im Jahre 1849 an der Cholera starb, während der Vater im Januar 1888 aus dem Leben schied. Im Juni des Jahres 1850 kam Christoph Weber nach Quincy, zu seinem Onkel Dr. Michael Doway, der eine Apotheke betrieb. Bei ihm erlernte er das Apothekergeschäft und führte später 22 Jahre lang selbst eine Apotheke. Zu Anfang der Siebziger Jahre wurde er zum Steuerkollektor der Stadt Quincy gewählt, welches Amt er zwei Jahre lang verwaltete. Dann war er eine

Zeit lang bis zum Jahre 1876 im Versicherungsgeschäft thätig. Unter Samuel Baumgärtner war er Gehülfen-Messeur. Jahre lang war er Gerichtschreiber im Polizei-Department bis 1890. Ein Erlebnis, das ihm fast das Leben gekostet hätte, bestand er in der Nacht des 31. Dezember 1863. Er hatte Geschäfte in Canton, Missouri, erledigt, und da der Quincy Niederfranz, zu welchem er gehörte, eine Enlvesters-Festlichkeit veranstaltete, so kam Weber von Canton nach West-Quincy, mußte aber, da es zu jener Zeit keine Brücke über den Fluß gab, zu Fuß über das Eis gehen. Es war eine grimmig kalte Nacht, Weber gerieth in eine Schneewehe und wäre sicher erfroren, wenn seine Freunde, die ihn zur Theilnahme an der Festlichkeit erwarteten, nicht eine Suche veranstaltet und ihn gefunden hätten. Die linke Hand aber war ihm erfroren und mußte abgenommen werden. Am 1. September 1864 trat Christoph Weber mit Caroline Ruff in die Ehe, einer Tochter des alten Pioniers Jacob Ruff. Das Ehepaar hat zwei Söhne, Carl, welcher anfangs Elektriker war, nun aber in Harrison County, Missouri, dem Ackerbau nachgeht, und Friedrich, der in St. Louis Mitglied einer Firma ist, die Schienenstrehlen herstellt und Bahnweichen anlegt. Eine Tochter, Annette, ist die Frau von John Welton in Galesburg, Ill.; Emma Ursula die jüngste Tochter, ist zu Hause bei den Eltern.

Der am 29. April 1831 zu Herpen bei Herford in Westfalen geborene **Johann Christoph Fohrmann** kam im Jahre 1852 nach den Ver. Staaten. Ueber New Orleans kommend, ließ er sich zunächst in St. Louis nieder und siedelte im Jahre 1855 nach Quincy über. In der alten Heimath hatte er die Weinweberei erlernt, doch konnte er dem Handwerk hier nicht nachgehen und so erlernte er die Backsteinbrennerei. In der alten Heimath hatte er sich mit Wilhelmine Vogel verheirathet,

die aber schon im Jahre 1860 starb. Im Mai des Jahres 1861 trat Jöhrmann in das 16. Illinois Infanterie-Regiment und diente drei Jahre in dem Kriege zur Erhaltung der Union, die sämmtlichen Feldzüge mitmachend, an denen sich sein Regiment betheiligte. Am 22. September 1864 verheiratete er sich mit der Wittve Marie Niehaus. Im März des Jahres 1869 zog die Familie nach Lewis County, Mo., und ließ sich in Highland Township nieder, wo Jöhrmann viele Jahre bis zu seinem am 14. Februar 1908 erfolgten Tode Landbau betrieb. Die Wittve, sowie die Söhne Heinrich, Wilhelm, Georg, Franz, Johann und Friedrich leben noch und wohnen in Lewis County, Mo.; drei Töchter, Frau Johanna Vormann, Frau Wilhelmine Holzgräfe und Frä. Emma Jöhrmann wohnen in Quincy.

Der am 1. März 1815 zu Oberdorla bei Mühlhausen in Thüringen geborene Martin Adam Weiß trat dort im Jahre 1842 mit Marie Elisabeth Schreiber in die Ehe; die Frau war am 10. Januar 1822 ebenfalls zu Oberdorla geboren. Im Jahre 1856 kam die Familie über New Orleans nach diesem Lande und ließ sich in Quincy nieder. Weiß war Musiker. Im Jahre 1860 zogen sie auf's Land, wo Weiß sich in Liberty Township dem Ackerbau widmete. Im Jahre 1889 wurde der Mann von einem Schlaganfall betroffen und gelähmt, worauf die Familie wieder zur Stadt zurückkehrte. Weiß starb am 28. September 1896 mit Hinterlassung der noch lebenden Wittve und der Söhne Wilhelm in Iowa und Martin in Quincy, und der Töchter Anna Barbara Reinacker, Anna Katharine Bauer, Elisabeth Kreizmann und Eleonore Gehm.

Adolph Johann Führr, geboren am 23. Dezember 1836 zu Mühlhausen, Thüringen, trat dort im Jahre 1857 mit Anna Gutwasser in die Ehe. Im Dezember desselben Jahres kam das Ehepaar nach Quincy, wo Führr viele Jahre seinem Hand-

werk als Küfer nachging. Später war er eine Reihe von Jahren als Verwalter in der Turnhalle thätig. Die Frau starb im Jahre 1902 und der Mann schied am 16. Februar 1908 aus dem Leben. Drei Söhne: Friedrich, Carl und Wilhelm, und drei Töchter: Frau Minna Harfcher und Clara und Julia Führr, weilen unter den Lebenden.

Der am 24. Februar 1834 zu Hattenried, Oberfranken, Bayern, geborene Georg Deuerlein erlernte in der alten Heimath die Schuhmacherei, kam im Jahre 1852 in's Land und ließ sich zunächst in Pittsburg, Pennsylvanien, nieder. Drei Jahre später zog er nach Henderson in Kentucky, wo er im Jahr 1855 Margarethe Köhler aus Hallerstein in Oberfranken zur Frau nahm. Im Jahre 1857 kam die Familie nach Quincy, wo Deuerlein einen Groceryladen und eine Bäckerei betrieb. Die Frau starb am 10. Juni 1893; er selbst lebt noch hier, sowie seine Söhne Eduard und Franz Deuerlein und die Töchter Mathilde Meyer und Anna Kusmann.

Ernst Meyer, geboren im Jahre 1829 in Bremen, verließ im Jahre 1848 seine Vaterstadt und unternahm weite Reisen, zunächst in Europa und dann in Mittel- und Süd-Amerika, wobei er ein Sprachenkenner wurde, sodaß er sich in sechs Sprachen unterhalten konnte. Im Jahre 1861 kam er nach Quincy, woselbst er Lisette Michels, eine Tochter des alten Pioniers Michels, heirathete. Hier war er 23 Jahre lang Sekretär der F. W. Menke Stone & Lime Company. Am 21. Januar 1908 schied er aus dem Leben. Die Frau lebt noch in Quincy; von den vier Kindern ist Dr. D. E. Meyer in Oak Park bei Chicago ansässig; die anderen: Dr. W. J. Meyer, Frau Heinrich Michelmann und Anna Meyer wohnen in Quincy.

In Quincy lebt ein guter alter Deutscher, der zwölf Jahre auf See gewesen ist,

manches Abenteuer erlebt, auf Sklavenschiffen und sogar auf dem Piratenschiff „Alabama“ gedient hat, nicht freiwillig, sondern gezwungen. Wilhelm Holtmann heißt der Alte; er war Jahre lang Todtengräber auf dem Green Mount Friedhofe und erzählte dem Schreiber dieser Geschichte Folgendes:

„Ich wurde am 11. März 1838 zu Elverdissen, Kreis Herford, Westfalen, geboren. Im Jahre 1853, als ich 15 Jahre alt war, regte sich der Wunsch in mir, Seefahrer zu werden, um die Welt zu sehen. Ich stand damals im Dienste eines Rheders, Herrn von Wohles in Bremen, dem ich mittheilte, ich möchte gerne Schiffsjunge werden. Derselbe sagte: „Junge, auf dem Schiffe gibt's Schläge, wenn Du nicht parirst!“ Ich entgegnete: „Das macht mir nichts aus.“ Herr von Wohles ging nun mit mir nach einem Segelschiffe und stellte mich Kapitän Kiihlke vor, diesem meinen Wunsch mittheilend. Der Kapitän frug mich: „Kannst Du auch klettern?“ Ich entgegnete: „Ich habe schon manchen Baum erklettert.“ Kapitän Kiihlke sagte darauf: „Nun, dann wollen wir 'mal sehen; versuch' es mit dem Mastbaum.“ Ich ging flink an's Werk und war bald an der Spitze des Mastbaums angelangt. Der Kapitän rief nun in seinem Bremer Platt: „Dat sollt wol down, kumm man dahl!“ Ich stieg herunter und wurde als Schiffsjunge engagirt.

„Nun ging die Reise über's Weltmeer und wir kamen mit der Zeit nach New York. Dort kam ein Mann mit Namen Schwarz zu mir, der eine Wirthschaft betrieb, in welcher Matrosen verkehrten, und sagte: „Ach Junge, was willst Du auf dem Wasser; komm Du nur an's Land, ich habe etwas Besseres für Dich.“ Unerfahren wie ich war, ließ ich mich überreden und folgte dem Mann. Nachdem ich etliche Monate bei Schwarz gewesen, den die Matrosen „Mad“ nannten, brachte mich der-

selbe eines Tages an Bord eines großen amerikanischen Segelschiffes, „Staghound.“ Dort wurde ich „gehanghaied“, wie es in der Sprache der Seeleute genannt wird, d. h. ich wurde verkauft, ohne daß ich's wußte. Der Hallunke Schwarz sagte dem Kapitän des „Staghound“, ich sei ein tüchtiger Matrose und der englischen Sprache vollkommen mächtig. Als Lohn erhielt der Schurke mein erstes Monatsgeld. Fort ging die Reise nach Liverpool, und nun ging mein Elend an; ich verstand kein Wort Englisch und Keiner an Bord des Schiffes verstand ein Wort Deutsch. Doch war der Kapitän ein vernünftiger Mann; er sah, daß ich verrathen und verkauft worden sei, und gab Befehl, daß ich in seine Kabine kommen und ihn bedienen solle, und das war mein Glück, denn ich glaube, die rohen Matrosen hätten mich bei der ersten sich bietenden Gelegenheit über Bord geworfen. In Liverpool angekommen, verließ ich das Schiff und mit mir ging ein Irländer, der eben so schlimm ab war, wie ich, d. h. Keiner von uns hatte einen Cent Geld. Wir begaben uns nach einem Kosthause, das für solche arme Schlucker betrieben wurde, wie wir waren. Es war dieses eines der Kosthäuser, die man mit dem Namen „Fash House“ bezeichnet, denn in denselben wurden die Ueberbleibsel von Speisen aufgetischt, die in anderen Kosthäusern sozuzagen vom Tische fielen. Dafür, daß wir unsere Kost umsonst erhielten, mußten wir vor der Thür des Hauses stehen und Kunden anlocken, indem wir in den Zähnen stocherten, die Aufmerksamkeit von Hungerigen erregten und in der Weise Gäste für das Haus warben.

„Ich trat nun auf dem amerikanischen Segelschiff „Aurora“ in Dienst, fuhr von Liverpool nach Cuba und von dort nach London. Dann fuhr ich nach Bremen, wo ich auf dem Schiffe „Ganson Gregory“ Dienst nahm und mich für drei Jahre verblindlich machen mußte. Es war dieses ein

Sklavenhändler, wovon ich jedoch keine Ahnung hatte, bis wir an die Küste von Afrika kamen und von einem Kriegsschiffe gejagt wurden, das in jener Gegend kreuzte. Wir nahmen nun auf einer zu Portugal gehörenden Insel eine Ladung Salz an Bord und fuhren nach Honolulu. Von dort fuhren wir nach Norden nach der Vassins Bay, wo wir auf den Walfischfang gingen. Wir fingen zwei Walfische und fanden einen dritten, der von Anderen angeschossen worden aber entkommen und schließlich verendet war. Die Walfische wurden zerstückelt und in einem großen Kessel an Bord des Schiffes in Fischthran verwandelt. In den frisch ausgelassenen Thran getauchter Schiffszwieback galt bei hungerigen Matrosen als Delikatesse. Der Kapitän des „Ganjon Gregory“ war ein roher Gefelle, fast immer betrunken, und als das Schiff wieder nach Honolulu kam, verließen die meisten Matrosen den Dienst.

Von Honolulu fuhren wir mit einem amerikanischen Segelschiff, das mit Fischthran beladen war, nach Bedford in Maine. Während die Reise nach Honolulu um das Kap der Guten Hoffnung herumgegangen war, fuhren wir nun um das Kap Horn herum, wo ein Walfisch sichtbar wurde. Der Kapitän beorderte sieben Mann in ein Boot, um den Walfisch zu erlegen. Die Mannschaft bestand aus dem Garpunier, fünf Ruderern und dem Steuermann. Wir fuhren nun auf den Walfisch los, welcher das Wasser in hohen Strahlen auswarf. Doch gingen die Wogen des Meeres so hoch, daß der Garpunier es nicht wagte, seine Garpune auf das Unthier der Tiefe zu schleudern, denn wir wären durch dasselbe höchst wahrscheinlich auf den Grund des Meeres gezogen worden. In Bedford, Maine, nahm ich meine Entlassung und begab mich nach Boston, wo ich etliche Wochen verweilte. Dann trat ich auf dem schottischen Segelschiff „Rifleman“ in Dienst und fuhr nach Australien. In Sidney nahm ich

meine Entlassung und trat auf einem Dampfer in Dienst, der die Postschachen von Melbourne nach Adelaide und von dort nach Botany Bay befördert. An letzterem Ort hatten die Engländer eine Sträflingskolonie, und nahmen sie von dort die Post nach England.

„Nach etlichen Rundreisen mit dem Postdampfer nahm ich meinen Abschied und begab mich nach den Weißen und Blauen Bergen in Australien, wo die Goldgräbereien sind. Dort hatte es seit sieben Jahren nicht geregnet, und das Wasser war so rar, daß die Leute sich nicht einmal das Gesicht waschen, geschweige denn die Goldwäscherei betreiben konnten. Da sich deshalb mit der Goldgräberei wenig machen ließ, so begannen ich und mein Kollege damit, aus einer Entfernung von sieben Meilen Wasser nach den Bergwerken zu fahren, wo wir fünfzig Cents für den Eimer erhielten.

„Doch wurden wir dieses bald überdrüssig, und so beschloßen wir, die Gegend zu verlassen und nach der Seeküste zurückzufahren. Etliche Tausende der Goldgräber gaben uns für eine kurze Strecke das Geleit. Es war an einem Sonntag Morgen. Wir waren zu Pferde und ritten in sausen-dem Galopp von dannen. Ich hatte den Vorsprung. Nachdem ich eine Strecke weit geritten war, schaute ich mich nach meinem Kollegen um, konnte aber nichts von ihm sehen; später erfuhr ich, daß derselbe gegen einen Baum gerannt war und einen Bruch des Brustkastens erlitten hatte, infolgedessen er starb. Ich ritt allein weiter. Abends traten mir zwei verdächtige Gesellen entgegen, die mir mit vorgehaltenem Revolver befahlen, mit ihnen zu gehen. Zum Glück hatte ich das Geld, welches ich besaß, in den ausgehöhlten Absätzen meiner Schuhe verborgen. Wir kamen nun zu einer Schenke, wo ich mich hinter den Ofen auf die Bank legte, die Augen schloß und mich anstellte, als ob ich fest schlafe. Da hörte ich, wie

einer der Gesellen sagte: „Soll mich wundern, ob der Kerl Geld hat!“ Ich war nun überzeugt, daß ich unter Räuber gerathen sei, und begann mich zu regen, als ob ich am Erwachen sei. Dann reckte ich mich, öffnete die Augen und sagte, ich wolle einmal nach meinem Pferde sehen. Draußen angelangt, war ich im Nu auf dem Rücken des Thieres und jagte in saufendem Galopp von dannen in den nahegelegenen Wald, wo ich abstieg, um während der Nacht auszuruhen. Am nächsten Morgen aber hatten mich die beiden Gallunken aufgespürt, zwangen mich, die Kleider auszuziehen, und durchsuchten dieselben. Da sie kein Geld fanden, sagte der Eine, er habe Lust, mich zu erschießen, weil ich nichts habe, der Andere aber sagte: „Laß ihn nur gehen!“

„Ich setzte nun meine Reise nach Sidney fort, die längere Zeit nahm und mit vielen Beschwerden verknüpft war, doch langte ich endlich am Ziele an. In Sidney erhielt ich eine Stelle auf einer Yacht zu \$100 den Monat und Kleidung. Der Eigenthümer war ein reicher Bankier. Seit 1860 hatte ich nichts von meinen Eltern gehört; da traf ein Schreiben vom Vater ein, ich solle heimkommen, da die Mutter erkrankt sei. Ich fuhr nun von Sidney nach London und dann nach der alten Heimath. Als ich endlich dort anlangte, erfuhr ich, daß die Mutter schon sieben Wochen todt sei.

„Ich trat nun in Bremen auf dem Segler „America“ in Dienst und fuhr nach Philadelphia, wo ich meinen Abschied nahm und nach Boston reiste. Dort ließ ich mich auf dem Segelschiffe „Flying Eagle“, einem amerikanischen Kauffahrer, anwerben. Wir verließen den Hafen von Boston, um nach London zu fahren, doch waren wir nicht weit gekommen, als das Kaperdchiff „Alabama“ auf uns loskam. Der Pirat hatte auf uns gelauert und feuerte einen Schuß über unseren Bug, das Zeichen zum Verlegen.

„Kapitän Raphael Semmes, der Befehlshaber des Piratenschiffes, ließ zunächst Alles, was ihm gefiel, an Bord der „Alabama“ bringen, und befahl dann unserer Mannschaft herüberzukommen, wenn uns etwas an unserem Leben gelegen sei, da er den „Flying Eagle“ versenken werde. Es waren unserer dreißig Mann und wir mußten, wohl oder übel, dem Befehl Folge leisten. Da wir uns Anfangs weigerten, auf dem Piratenschiff zu arbeiten, so erhielten wir nichts als Wasser und Brod, bis wir uns bereit erklärten, mit Hand anzulegen, worauf wir besseres Essen bekamen. Fünfzehn Wochen dienten wir so gezwungener Weise auf der „Alabama“. Während dieser ganzen Zeit gelang es der „Alabama“ nicht mehr, einen amerikanischen Kauffahrer zu kapern, da diese nun unter deutscher Flagge fuhren und der Pirat sich hütete, diese anzugreifen.

„Endlich kam die Stunde der Erlösung. Nachdem der Seeräuber von den Kriegsschiffen der Ver. Staaten eifrig verfolgt worden, fuhren wir im Juni 1864 in den Englischen Canal. Am 11. Juni fuhr der Pirat in den Hafen von Cherbourg, Frankreich, wo Reparaturen vorgenommen werden sollten und Semmes die nöthigen Bedürfnisse einnehmen wollte. Bald nachher fuhr die Ver. Staaten Corvette „Kearsarge“ unter Kapitän Winslow ebenfalls in den Hafen ein. Die „Kearsarge“ machte die üblichen Demonstrationen, die „Alabama“ zum Kampfe herausfordernd. Kapitän Semmes, der in seinem Auftreten etwas theatraalisch war, nahm schließlich die Herausforderung an. Die französischen Behörden befahlen den beiden Schiffen, den Hafen zu verlassen, da sie den Kampf dort nicht dulden würden. Am 19. Juni, kurz nach 11 Uhr, begann der Kampf außerhalb des Hafens im Canal, und nach etwa einer Stunde strich die sinkende „Alabama“ die Flagge und ging bald darauf unter. Die

Bemannung wurde gerettet, theils durch Boote von der „Kearlsga“, theils durch andere Schiffe, die herbeigeeilt waren. Ich diente wieder auf verschiedenen Rauffahrern und kam nach verschiedenen Hin- und Herfahrten im Jahre 1865 nach diesem

Land, wo ich mich in Quincy niederließ und seither gewohnt habe.“

So weit Wilhelm Holtmann. Hinzugefügt mag noch werden, daß sein Sohn, Louis Holtmann, gegenwärtig auf der Flotte der Ver. Staaten dient.

Todtenschan.

Heinrich Anton Denning. — Quincy.

Wieder hat der Tod ein treues Mitglied der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois aus dem Leben abgerufen. Heinrich Anton Denning, geboren am 9. Mai 1834 zu Nord-Wehlen, Regierungsbezirk Münster, Westfalen, kam im Jahre 1856 nach Quincy, wo er vier Jahre seinem Handwerk als Tischler nachging. Im Jahre 1860 wurde er Lehrer an der Schule der St. Bonifazius-Gemeinde. Im Jahre 1866 eröffnete er einen Kaufladen, aus welchem sich mit der Zeit ein großes Geschäft entwickelte, seit Jahren bekannt unter dem Firmennamen Denning Glas & Poof Co. Im Jahre 1867 war Heinrich Anton Denning mit Elisabeth Hener in die Ehe getreten. Seit Jahren war er Schatzmeister des St. Nikolaus-Vereins No. 1, Katholische Union des Westens, und auch Schatzmeister des Hauptverwaltungsrathes dieser Verbindung. Auch war er an einer Anzahl anderer geschäftlicher Unternehmungen betheiligt, die zum Wachsthum und Gedeihen der Stadt Quincy beitragen. Die Frau weilt noch unter den Lebenden und führt mit Umsicht das große Geschäft weiter.

Dr. Theodor Häring. — Bloomington.

Am 20. Dezember 1907 schloß in Bloomington, Ill., Dr. Theodor Häring, einer der begeistertsten Mitglieder unserer Gesellschaft und Mitarbeiter an diesen Blättern, sein arbeitsvolles und vielbewegtes Leben.

Geboren am 5. Februar 1833 in Friedenhausen, einem kleinen, im Glinzthal gelege-

nen, etwa 700 Einwohner zählenden Orte Oberschwabens, Sohn eines Vaders, der zugleich ein kleines Bauerngut und einen großen und sorgfältig gepflegten Obstgarten besaß und einen Krautladen betrieb, und dessen Vater und aus der Schweiz eingewandter Großvater am gleichen Orte den gleichen Beruf verfolgt hatten, besuchte er die Dorfschule, mußte vom neunten Jahre an schon in Nachbardörfern dem Vater beim Partschaben, Aderlassen und Zähneziehen und auch auf dem Felde helfen, und wuchs zu einem kräftigen Jüngling heran. Ein halbes Jahr nach der Confirmation kam er nach Erkheim zu einem Landarzt in die Lehre. Die Landärzte damaliger Zeit überragten die Väter nur um eine geringe Stufe; sie mußten zwei Jahre lang eine medizinische Schule besucht haben und durften außer mit Partschaben, Wundenverbinden und Geburtshilfe sich auch mit leichten inneren Krankheiten befassen. Heute gibt es auch in Bayern nur Barbieri und studirte Aerzte. — Auch hier war unseres Häring's Hauptaufgabe das Rasiren, Schröpfen und Aderlassen, die Pferde füttern und Ader und Wiesen düngen. Auf Rath seines Lehrmeisters entschloß er sich Thierarzt zu werden, nahm als erste Vorbereitung dazu lateinische Stunden bei dem protestantischen Pfarrer des Dorfes und setzte bald darauf durch, daß er nach Memmingen auf die lateinische Schule kam. Diese Schule vertrat die vier unteren Klassen eines Gymnasiums. Da er im Alter seinen Mitschülern weit voraus war, setzte er sich vor, die vier Klassen in drei Jahren

durchzumachen, und es gelang ihm auch mit Hilfe eines seiner Lehrer, Namens Schmitt, der sich seiner väterlich annahm und ihm unentgeltlich Nachhilfe-Stunden erteilte. Dieser war es auch, der ihm den Rath gab, Medizin zu studiren, und seinen Vater bewog, dazu seine Einwilligung zu geben. Vier schlimme Jahre auf dem Gymnasium in Augsburg folgten, — schlimme, weil der durchaus nicht unbegüterte Vater ihn nur ärmelich unterstützte, und er deshalb darauf angewiesen war, wenigstens während der beiden ersten Jahre bei mildthätigen Leuten herumzueffeln, bei denen meist selbst Schmalhaus Küchenmeister war, und weil er sich mit seinem Rektor, einem starrköpfigen, jähzornigen Mann, der haben wollte, er solle Theologie studiren, nicht gut zu stellen wußte. Seine materielle Lage jedoch besserte sich im dritten Jahre, da er, als Beaufsichtiger der Schularbeiten zweier Knaben, Wohnung und Kost im Hause eines Baron Süßkind erhielt. Er wurde dort sehr freundlich behandelt, eine gute Bibliothek stand ihm zur Verfügung, und er wurde häufig in's Theater mitgenommen.

Auch fand er in Augsburg noch eine gütige Freundin, eine erblindete Apothekerswittve, Namens Biermann, der er in seinen Freistunden als Vorleser und Briefschreiber sich nützlich machte, und die ihn später auf der Universität unterstützte.

Nach glücklich bestandnem Abiturienten-Examen bezog unser Saring im Herbst 1857 die Universität München, wo er ein Jahr blieb, und unter Liebig und Wagner Chemie, unter Kabell Mineralogie und unter Siebold Zoologie studirte; ging dann nach Erlangen, wo er sich vornehmlich auf Anatomie warf, und im dritten Jahre wieder nach München zurück, um sich auf das Staats-Examen vorzubereiten. Dort wurde er durch Einberufung zum Militärdienst nach Landau zwei Monate lang aus seinen Studien gerissen. Das ärgerte ihn, und da überdies zu damaliger Zeit in Bayern

die medizinische Praxis noch nicht frei war, sondern die Regierung den Aerzten den Wirkungskreis anwies, so trieb es ihn, nach Vollendung seiner Studien, im Jahre 1860 nach Amerika. Nach wenigen Tagen Aufenthalt in New York kam er nach Chicago, wo er sich niederzulassen gedachte; aber seine erste Erfahrung daselbst wirkte auf ihn und seine ihn begleitende junge Frau so niedererschlagend, daß er schon am nächsten Tage nach Milwaukee weiterfuhr. Sie waren nämlich durch einen Schlepper in eins der elendesten und berüchtigten Emigrantenhäuser geschleppt und dort tüchtig gerupft worden.

In Milwaukee fand er die damals etwa 40,000 Einwohner zählende Stadt von deutschen Aerzten überfüllt. Durch Dr. Lüning, der sich freundlich seiner annahm, erhielt er den Rath, sich nach dem 39 Meilen nördlich gelegenen, fast gänzlich deutschen Township Hermann zu wenden, wo er zugleich eine gutzahlende Praxis und Zeit finden würde, englisch zu lernen.

Er folgte dem Rath, und ließ sich in dem von etwa 15 Familien bewohnten Dörfchen Rubicon, einer Station der LaCrosse-Bahn, nieder, wo er für \$3.00 den Monat ein gerade leerstehendes Häuschen mietete. Mit Hilfe eines deutschen Juden, der in dem Orte einen Kramladen hielt, und ihn bei seinen Kunden empfahl, auch im Verkehr mit englisch-sprechenden Patienten den Dolmetscher machte, sowie durch die Verwendung des lutherischen Geistlichen im Township und durch einige glückliche Heilungen langjähriger Krankheitsfälle, gelang es ihm bald, eine sich auf 30 Meilen in der Runde ausdehnende und lohnende, wenn auch anstrengende und bei den schlechten Wegen und nothwendig gemachten nächtlichen Ritten durch den ungelichteten Wald nicht immer gefahrlose Praxis zu erwerben. Schon nach einem Jahre besaß er sein eigenes Häuschen und 80 Acres Land.

Im Frühjahr 1863 wurde Dr. Saring vom Gouverneur Salomon aufgefordert,

in das 9. (deutsche) Wisconsiner Infanterie-Regiment als Hülfzarzt einzutreten. Er folgte dem Rufe zugleich aus Patriotismus, wie aus dem Wunsche, seine chirurgischen und klimatischen Kenntnisse zu vermehren.

Ueber seine Erfahrungen in der Armee und sein Leben seitdem, lassen wir seine im J. 1901 verfaßte Selbstbiographie sprechen. Darin heißt es:

„Der Abschied von meiner Familie und von meinen vielen Freunden in der Umgegend fiel mir sehr schwer. Damals trug ich in mir das Bewußtsein: Du schuldest dem Adoptiv-Vaterlande diese Pflicht. — Kurz nachdem ich mich in Kolla dem Regimente angeschlossen, wurde dasselbe nach St. Louis beordert, woselbst es 1½ Monate lang Provostwache versah; denn in dieser Stadt gab es noch immer viele Rebellen, auch waren daselbst südliche Gefangene zu bewachen. Die Zeit in St. Louis war eine sehr angenehme, und das Neunte Wisconsiner holte sich hier von den Strapazen, die es früher auf der Jagd nach „Bushwhackers“ in Missouri und Arkansas durchzumachen hatte, wieder vollkommen.

Ende August 1863 fuhren wir auf einem Dampfer den Mississippi hinunter nach Helena, Ark., von da ging's weiter zu Fuß nach Little Rock, der Hauptstadt des genannten Staates. Auf diesem Marsch wurden wir fast täglich von kleinen Abtheilungen Rebellen belästigt; aus jedem Winkel und Vorsprung des Weges, wo sich kleine Waldungen befanden, wurde auf uns geschossen, Brücken über kleine Flüsse wurden vor uns durch Feuer vernichtet. Somit kamen wir sehr langsam vorwärts. Jetzt erst bekam ich einen Begriff, wie zäh der Kampf geführt wurde. Im Spätherbste in Little Rock angekommen, wo ungefähr 10,000 unserer Truppen lagen, bezogen wir eine Meile von der Stadt, auf der südwestlichen Seite, Winterquartier. Den Winter von 63 auf 64, der um das neue Jahr herum sehr kalt war, so daß der Arkansasfluß fast mit Eis überzogen wurde — die ältesten Ansiedler hatten so etwas nicht erlebt — verbrachten wir in Zelten. In diesen stellten wir Deisen auf und legten gediegene Fußböden und schützten uns vor Kälte und Unwetter vortrefflich. Zur Unterhaltung

wurde ein Theater gebaut und darin mit großer Kunst Stücke von Rosebue aufgeführt. — Hunde waren überall dem Regimente nachgefolgt — wir hatten alle Arten, wohl einige 30 — und das es unter den Fußböden der Zelte nicht an Ratten fehlte, so wurden mit diesen Rattenjagden veranstaltet, die zur Belustigung der Soldaten viel beitrugen. Männer mit Knüppeln, zwischen sich die Hunde, umstellten eine Rattenfestung, die Fußböden wurden aufgehoben, und das Morden wurde ein allgemeines. Selten, daß eines der unglücklichen Thierchen entwichte.

Der Gesundheitszustand der Soldaten, die nur leichten Dienst hatten, war ein ausgezeichnetes. Da in der Nähe unseres Quartiers ein dichter Wald war, so ging man, wenn das Wetter günstig dazu war, fast täglich auf die Birsche, und mancher wilde Trutbahn und fette Hirsch wurden erjagt, vertheilt und mit großem Appetit verzehrt. — Das Kartenspiel bildete leider ebenfalls einen Zeitvertreib. Es war verboten — um so mehr wurde es ausgeübt. Wenn man spielte, wurden Wachen ausgestellt, und nachte ein Offizier (die selbst dem Lafter oblagen), so wurden aus der Ferne Zeichen gegeben, die Karten verschwanden, und Alle spielten den Unschuldigen.

Auf diese Weise schwand der Winter rasch dahin. — Nachträglich möchte ich hier noch hinzusetzen, daß in diesem Winter von uns ungefähr Mitte Januar ein Rebellenpion aufgespürt wurde. Er wurde abgefaßt, als er die Linie der Posten, die Little Rock fest und sicher einschloß, durchschreiten wollte. Er trug eine Aufzeichnung der Zahl und Stellung unseres gesamten Armee-corps in dem Schaft eines seiner Stiefel und wurde somit seines Verbrechens überführt und zum Tode durch den Strang verurtheilt. General Steele, Commandeur des Siebenten Armee-corps, unserer höchster Anführer, wollte ihn begnadigen, allein er stieß auf einen so heftigen Widerstand von Seiten sämtlicher Offiziere, daß er nachgeben mußte und das Todesurtheil in Kraft trat. — Der arme Kerl starb brav.

Am 28. März '64 brachen wir ungefähr 10,000 Mann stark von Little Rock auf. Die Bestimmung dieser Expedition war, den General Banks, der den Red River hinauf operirte, zu unterstützen. Wir kamen

bis Camden, Ark., unter verschiedenen, theils sehr heftigen Gefechten, als die Nachricht eintraf, daß Banks geschlagen und zum Rückzug gezwungen sei. Price, der beliebte Rebellengeneral, Warmeduse und Shelby suchten uns auf alle mögliche Weise aufzuhalten; sie griffen unseren langen Zug bald in der Front, bald von hinten an und wir verloren täglich Leute. Machten wir ernstlich Halt, um ihnen eine Schlacht anzubieten, dann waren sie sogleich wieder verschwunden. Eines Abends erreichten wir Prairie du Ann; hier stand Price hinter aufgeworfenen Brustwerken mit einigen tausend Mann und empfing uns mit heftiger Kanonade. Es war eine sehr helle Mondnacht und wir lagen in Schlachtlinie aufgezogen die ganze Nacht hindurch seinem heftigen Feuer ausgesetzt. Bei Tagesanbruch, als wir uns fertig machten, ihn im Ernst anzugreifen, war er im Walde verschwunden. Ramm war die Marschlinie wieder hergestellt und der Zug im Gange, war er auch schon wieder hinter uns her.

Am Little Missouri suchte er uns abermals aufzuhalten, und wiederum kam es zu einem heftigen Gefecht. Somit kamen wir sehr langsam und mit täglichen Verlusten an Leuten vorwärts. Als die Nachricht von Banks' Niederlage und daß ungefähr 15,000 Rebellen unter Kirby Smith auf uns eintrafen, in Camden eintraf, bekamen wir den Befehl, alles Entbehrliche zu verbrennen und uns auf einen eiligen Rückzug nach Little Rock vorzubereiten. Ich stand in Camden einem Hospitale von einigen 70 Kranken und Verwundeten vor, die wir zurücklassen mußten. Als ich meinen Patienten diese Kunde mittheilte, gab es eine Scene, die ich nie vergessen werde. Sie baten unter Thränen, sie doch mitzunehmen. Ich tröstete sie damit, es würde für sie einer unserer Aerzte zurückgelassen, was auch geschah; — leider hatten die Rebellen selbst nichts zu essen als Corn Meal, was für Kranke nicht nur nicht dienlich, sondern sogar schädlich war.

Eines Morgens brachten sie mir einen verwundeten gefangenen Rebellen in meine Abtheilung; ich verband seine Wunde und frag ihn dann, ob er, nachdem er geheilt, den Kampf gegen die Union abermals aufnehmen würde. "As long as I am alive!" war seine trotzig Antwort. Es

waren tapferere Menschen, diese südlichen Soldaten!

Auf unserem Rückmarsche kamen wir nicht weiter als bis Jenkins Ferry am Saline River, als die Rebellen uns erreicht hatten. Hier kam es nun zu einer regelmäßigen Schlacht. 8,500 Unionleute gegen 15,000 bis 18,000 Feinde. Der Kampf begann 4 Uhr Morgens und dauerte bis 4 Uhr Nachmittags. Unser Glück war, daß wir in einer Krummung des Flusses standen und der grimmige Feind uns nicht umzingeln konnte. Haufenweise kamen die Rebellenhaaren heran, um unsere Linie zu durchbrechen, haufenweise wurden sie niedergeschossen. Hier war es, wo zwei Regier-Compagnien eine Rebellenbatterie im Sturme nahmen und die Kanonen auf unsere Seite zogen, wofür sie mit allgemeinem Hurrah begrüßt wurden. Endlich zogen sich die Südlichen zurück und wir uns auch. Die Schlacht war unentschieden, aber die Verluste auf Seiten des Feindes viel bedeutender als auf unserer. Auch mein Regiment, das Neunte Wisconsiner, hatte einige 80 Mann verloren. Dieser Kampf fand am letzten April unter trübem, regnerischem Himmel statt; das Elend der Verwundeten war schrecklich, sie lagen meist auf rothfalter, bloßer Erde. Am 1. Mai ging die Sonne lieblich und warm auf. Ungefähr 40 Ambulanzen voll Schwerkranker und Verwundeter traten unter dem Schutze der weißen Fahne die Reise nach Pine Bluff an, wo unser nächstes Feldhospital sich befand; es lag ungefähr 35 Meilen vom Kampfplatze entfernt. Viele Leichtverwundete unternahmen den Weg zu Fuß; andere ritten auf Maulseln und verkrüppelten Pferden; niemand wollte zurückbleiben. Wir und einem Arzte — wenn ich mich recht erinnere, vom 50. Ohio-Regiment — wurde die Führung aufgetragen, und wir thaten unter den Umständen das Beste. — Halbwegs machten wir Halt, um zu ruhen und uns mit einer Abkochung von Kaffee zu stärken. Da erschien plötzlich eine Abtheilung von südlichen Soldaten — wohl an 30 Mann — und raubten uns aus. Nahmen uns jeden Thaler, jede Uhr und die besten Decken und Pferde ab und ließen uns mitten im Walde im Sumpfe stecken. Ich machte den Einwand, es wäre nicht recht, Verwundete und Kranke und noch dazu unter der weißen Flagge so zu behandeln und bekam die tröstliche Ant-

wort: „Wäret Ihr zu Hause geblieben, so wäret Ihr nicht in diesem Elend!“ — Ein Kavallerie-Unteroffizier, der Zugführer war, ritt eiligst nach Pine Bluff und holte Hilfe.

In Pine Bluff angekommen, nahm uns der Post-Surgeon, Starkloff, vom 43. Illinois Infanterie-Regiment alle Verantwortung ab, und die unglücklichen Soldaten wurden auf's Beste von ihm in Behandlung genommen. — Doktor Starkloff, der Sohn eines württembergischen Generals, war sowohl ein tüchtiger Arzt als auch ein sehr liebenswürdiger Mann. Durch die vielen Strapazen war ich sehr erschöpft und bedurfte der Ruhe. Er gewährte mir diese in reichstem Maße, überraschte mich mit einer Glasche Sekt, und ich schlief einen langen Schlaf, aus dem ich neugestärkt erwachte. —

Das 7. Armeecorps war ohne weitere Hindernisse nach Little Rock zurückgekehrt. Zwei Tage verweilte ich in Pine Bluff; dann fuhr ich auf einem kleinen Dampfer, der überfüllt war mit verwundeten Neger-Soldaten, den Arkansasfluß hinauf nach Little Rock, meinem Regimente nach. Die Neger waren mir für meine Behandlung, die ich ihnen während der Fahrt angedeihen ließ, sehr dankbar. Zu jener Zeit waren sie noch sehr kindlich und ergeben. — Bald nach diesen Vorfällen erkrankte ich am Sumpffieber (Arkansasfieber). Zugleich befiel den Regimentsarzt, Dr. Vöhr, das Nervenfieber, und die Kranken meines Regiments mußten von Hilfsärzten behandelt werden. Ich wurde sehr elend, und da mir Arznei keine Linderung schaffte, so hielt ich um Kranken-Urlaub an, den ich auch erhielt.

Meine Reise zurück nach Rubicon, Wis., war sehr beschwerlich und anstrengend, da sie aller Bequemlichkeiten entbehrte. Viele kleine Unfälle stießen mir zu, die ich hier nicht weiter erwähnen will. In der Heimath angekommen, genas ich mir sehr langsam unter der aufmerksamen Pflege meiner lieben Frau. Meine zwei Kinder, Otto und Elise, traf ich frisch und munter wieder und sie trugen durch ihre Seiterkeit viel zu meiner Genesung bei. — Mein Urlaub wurde mir wiederholt verlängert. — Die Dienstzeit des Reimten ging im Dezember 1864 zu Ende und das Regiment kehrte nach Milwaukee heim, um ausgemustert zu wer-

den. Mit ihm bekam auch ich meinen Abschied. Von 1020 Mann waren mir noch 300 übrig. Krankheiten hatten mehr Opfer als die Schlachten dahin gerafft. —

In Rubicon wollte ich meine ärztliche Praxis nicht wieder aufnehmen, und ich entschloß mich deshalb, einen neuen Wirkungskreis zu suchen. Green Bay, Wis., wurde mir als solcher angepriesen.

Ich wurde nicht getäuscht. Dasselbst angekommen, fand ich viele meiner alten Kameraden wieder, die mich herzlich begrüßten und mit Freuden den Bürgern der Stadt empfahlen. Auch dehnte sich bald meine Thätigkeit auf die Umgegend aus. Ich wurde häufig nach benachbarten Orten gerufen, auf Entfernungen von 40 bis 50 Meilen.

Zugleich richtete ich mir daselbst eine Apotheke ein, die ich unter die Aufsicht eines Gehilfen stellte.

In Green Bay wurde mir ein zweiter Sohn geboren, dem ich den Namen Theodor gab. Er wurde blos sieben Monate alt und starb an der Lungenentzündung. 1865 war diese Stadt in nördlicher Richtung der Endpunkt der Eisenbahn. Wenn im Winter sechs Monate hindurch die Bay zugefroren war, kamen vom Norden her fast täglich über's Eis eine Menge Kaufleute auf Schlitten angefahren, um für den ganzen kommenden Sommer ihre Einkäufe zu machen, bezahlten gute Preise für gelieferte Waaren und alle Geschäfte blühten. — Die Stadt war von vielen bedeutenden deutschen Geschäftsleuten bewohnt, und es herrschte in derselben — wie gesagt, hauptsächlich im Winter — ein sehr reger Verkehr. In der Nähe war auch eine Kolonie Indianer (Oneida Settlement), die oft an Samstagen sich sehr ungebührlich auführten. — Belgier, Holländer, Schwaben und Bayern, Irländer und Canadier, Engländer und Amerikaner mischten sich unter einander. Der Holzhandel war das ganze Jahr hindurch im Schwunge. — Nachdem die Eisenbahn weiterhin nach Norden sich ausdehnte, ließ der Handel etwas nach, doch blieb die Stadt immerhin noch ein starker Anziehungspunkt.

Im Jahre 1867 hatte ich eine hübsche Gelegenheit, meine Apotheke gut zu verkaufen, die ich denn auch ausbeutete, und zugleich mit dem Loschlagen derselben Green Bay verließ. — Ich machte eine

Reise nach Kansas City, Mo., allein die Rauheit dieser Stadt, die damals im Entstehen war und viel Lärm machte, sagte mir nicht zu. Auf dem Rückweg hielt ich in Bloomington, Ill., an. Hier gefiel es mir. Es war der Platz für die Erziehung meiner Kinder. Die reiche, herrliche Umgebung, die diese Stadt einschließt, war ein zweiter Anziehungspunkt. —

Bloomington zählte 1867 ungefähr 15,000 Einwohner; darunter waren vielleicht 3000 Deutsche, meistens wohlhabende und unternehmende Geschäftsleute; ferner Handwerkerleute, die ihr Geschäft im Vaterlande gründlich erlernt hatten. Diese arbeiteten für gute Löhne in den großen Werkstätten der Chicago & Alton Eisenbahn. Und heute noch sind welche darunter, die schon einige 40 Jahre einen verantwortlichen Posten einnehmen und wenn sie durch Alter gezwungen abtreten, kaum ersetzt werden können. —

Diese langsam, aber sicher vorschreitende Stadt ist eine Perle unter den Städten des Staates Illinois. Kirchen und Schulen sind reichlich vorhanden. Eine elektrische Eisenbahn, Wasserwerke, Erholungsgärten, ein künstlicher See, auf dem sogar ein kleiner Dampfer Vergnügungsfahrten macht, mehrere Fabriken, tragen heute zum Wohlstande und zur Bequemlichkeit ihrer Bürger bei. — Ich holte meine Familie von Green Bay mit der Abicht, mich hier bis zum Ende meiner Tage anzusiedeln. McLean County ist gegenwärtig die Grafschaft, die unter allen in den großen Vereinigten Staaten die meisten Farmprodukte liefert. Man kann wohl um die ganze Erde herum kaum reicheren Boden finden, als ihn dieses County besitzt. — Hier stand ich neben meiner Praxis wiederum zugleich einer neuerrichteten Apotheke vor. — Leider brannte dieselbe im Jahre 1871, einen Monat vor dem großen Chicagoer Feuer, nieder — —; und da durch das Chicagoer Unglück viele Feuerversicherungsgesellschaften untergingen, verlor ich fast Alles, was ich bis dahin erpart hatte. Getroßt und noch rüstig, eingedenk meines Wahlpruchs: "Tu ne cede malis, sed contra audacior ito!"* fing ich mit aller Thatkraft wieder von vorne an und brachte es abermals zu einem unabhängigen Wohlstand. — Im J. 1877 unternahm ich zu meiner Erholung

und um meinen alten Vater und meine Geschwister noch einmal zu sehen, eine Besuchsreise nach der alten Heimath. Wie schlug mein Herz laut und hoch, als ich die liebe deutsche Erde wieder betrat! Achtzehn Jahre waren verflossen seit der Zeit meines Abschiedes, — Vieles fand ich sehr verändert, Deutschland war ein einiges, mächtiges Reich geworden; meine studentischen Ideen hatten sich verwirklicht; ich sang:

Fest drück' ich dich, mein edles Vaterland,
Zu Lieb' erglühend an die frohe Brust;
Aus schwacher Vielheit schwangst du dich ge-
wandt
Zu starker Einheit, hoher Kraft bewußt!

O Vaterland, nie hab' ich dich vergessen,
War ich gleich lang und weit entfernt von
dir;
Mein ganzes Sein blieb dein, hast du be-
sess'n,
Warst Sonnenchein in kalter Fremde mir.

Ganz, Vaterland, bis an des Lebens Ende
Behör' ich dir, nimm liebreich auf mich
heut'!

Reich' mir noch einmal deine treuen Hände
Und segne mich mit alter Jüngkeit! —

Ohne bedeutende Zufälle gelangte ich in die Heimath. Meinen Vater fand ich sehr verändert; er war unterdessen 82 Jahre alt geworden — jedoch für sein Alter noch sehr rüstig. — Wir unternahmen zusammen eine Reise nach München, ließen uns das Münchener Bier herrlich munden und besuchten die vielen und großen Kunstanstalten daselbst. —

Nach Bloomington zurückgekehrt, warf ich mich nungestärkt in meinen Beruf; und meine Bestrebungen wurden mit guten Erfolgen gekrönt. Meine drei Kinder, zwei Knaben und ein Mädchen, blühten bei gutem Schulbesuche zu rechtlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft heran und sind jetzt sämmtlich verheirathet und in verhältnismäßig genügenden Umständen. Meine Frau steht mir heute noch froh zur Seite und verleiht ihr treffliches Hausweien. Im Jahre 1885 verkaufte ich meinem Sohne Otto die Apotheke, und reiste nach Wichita, Kans., wo gerade ein sehr übertriebener Schwung in Grundeigenthum im Gange

* Laß dich vom Unglück nicht schrecken, sondern gehe um so beherzter voran.

war, und von da nach dem nahe gelegenen Halsied. In demselben Jahre veröffentlichte ich einen Band Gedichte, gedruckt in Cincinnati. Diese wurden von der täglichen Presse günstig aufgenommen. Da jedoch in Amerika nur der Dollar und das Materielle noch Werth hat, so verkauften sich dieselben sehr langsam und fielen bald in Vergessenheit.

Wichita mit seinem „Boom“ verlockte auch mich, daselbst „Lotten“ zu kaufen; bis jetzt hatte ich von denselben nur das Vergnügen, Steuern zu bezahlen. Ein Wiederverkauf brachte nur schweren Verlust. —

In Halsied übte ich zwei Jahre meine medizinische Thätigkeit aus. Die Bevölkerung in Garden Co., Kans., besteht zum größten Theile aus deutschen Remmoniten. Diese suchten einen deutschen Arzt und ich entschloß mich, ihnen zu dienen. Das einschränkende Leben und die anstrengende Landpraxis sagten mir jedoch auf die Dauer nicht mehr zu. Ich fuhr nach Garden City, Kans., und kaufte mir in Haskell Co. 160 Morgen Landes und kehrte über Kansas City, Mo., woelbst ich mich etwas über ein Jahr aufhielt, nach Bloomington zurück. — Mein jüngster Sohn, Erik, stand bereits einer kleinen Apotheke in La Grange, in der Nähe von Chicago, vor, und ich kaufte dieselbe für ihn und blieb bei ihm fast zwei Jahre. Wir machten gute Geschäfte; schlugen mit Profit los und zogen nach Chicago, wo wir in einem früheren Druggoodsstore an der Parrabee Straße eine Apotheke einrichteten. Chicago ist für kleinere Geschäfte, die außerhalb seines Mittelpunktes liegen, sehr mißlich. Der bayerische Himmel, wie man diese Gegend der Stadt nennt, kuriert sich mit Lagerbier, und das Geschäft, da die Unkosten sehr beträchtlich waren, bezahlte sich kaum. Wir transportierten deshalb die sämmtlichen Waaren nach Bloomington und stellten hier eine neue Apotheke auf, die heute noch in gutem Gange ist. —

Von da an verharrete ich ruhig in der lieben Heimath, verichreibe noch hie und da Recepte, dichte auch noch Lieder — denn das Dichten ist einmal mein Steckpferd — und widme meine Zeit dem Studium derjenigen Werke, die mir gerade in die Hände fallen. — Diesen kurzen Abriß habe ich flüchtig hingeworfen und bitte den Leser um Nachsicht.

Run, Senfemmann, kommst du heran,
So fasse mich recht herzhaft an;
Laß mich nicht lange leiden —
Einmal muß man ja scheiden!

Du bist für mich kein Schreckensmann;
Führst mich auf eine höh're Bahn,
Ist Glauben nicht ein eitler Wahn:
Dann giebt's ein Aufwärtssteigen
In einen licht'ren Reigen.

Des Alters grillenhafter Schmerz
Stimmt müd' und laß ein Menschenherz,
Daß es sich sehnt nach Ruhe
In einer schwarzen Truhe.

Und geht es in ein hohles Leer,
So fällt das Sterben auch nicht schwer:
Es winkt mit süßer Ruhe
Der Sarg, die schwarze Truhe. —

* * *

Wie aus diesen Mittheilungen hervorgeht, kleidete Dr. Häring was sein Herz bewegte mit Vorliebe in dichterisches Gewand. Und wenn ihm auch bedauerlicher Weise die zur Einwirkung auf Andere nöthige Beherrschung der Form und des Wortes mangelte, so spricht aus allen seinen Liedern und Versen ein stark entwickeltes poetisches Gefühl und eine unbefiegliehe Freiheits- und Wahrheitsliebe.

Groß war seine Liebe zur Natur, und in der erwähnten Selbst-Biographie, aus der hier nur das letzte Fünftel mitgetheilt werden konnte, hat er die Schönheiten seiner Geburtsstätte, und einiger von ihm in den Ferien besuchten Gegenden — darunter Stuttgart und Tübingen — mit lebhafter Wärme geschildert. Ueberhaupt war er für das Schöne empfänglich und jeder edlen Regung zugänglich. Das zeigt sich auch in der rührenden Dankbarkeit, die er in seiner Biographie seinem Großvater, seiner Mutter, seiner blinden Wohltäterin und seinem Lehrer Schmidt widmet, und in dem ehrlichen Hasse, mit dem er des Rectors gedenkt, der ihm seine Gymnasialzeit mit Dornen gespickt hatte.

Bis an's Ende blieb er der warmherzige deutsche Mann, bei dem jede gute deutsche

Bestrebung freudige Unterstützung fand. Manoh' gewaltig gedachtes Lied hat er gegen die Feinde des Deuththums und deutscher Sitten geschleudert. Er war das allererste Mitglied der D. A. Historischen Gesellschaft von Illinois außerhalb Chicago's, und hat in den ersten Jahren den „Geschichtsblättern“ manchen schätzenswerthen Beitrag geliefert.

Philipp S. Postel.

Am 25. Juni v. J. ist in Mascoutah, in St. Clair Co. in Illinois, im hohen Alter von fast neunzig Jahren, einer der angesehensten Deutschen des südlichen Illinois, Hr. Philipp S. Postel, gestorben.

Einer alten Bauernfamilie der gesegneten, aber durch Kriege, Glaubensverfolgung und Mißwirthschaft von oben schwer heimgesuchten Pfalz entsprossen, war er als dreimßzwanzigjähriger junger Mann (im Sommer 1811) in's Land und nach Mascoutah gekommen, wo sich schon einige Jahre vorher (1837 und 1839) zwei Vettern, Conrad und Philipp Eisenmayer, niedergelassen hatten, und eine Sägemühle betrieben. Er muß ein kleines Kapital mitgebracht haben, denn wenige Monate nach seiner Ankunft wurde er Theilhaber seiner Vettern, die zugleich ihr Geschäft durch Erwerbung einer Sägemühle am Richland Creek und Einrichtung einer Getreidemühle in Mascoutah vergrößerten. Diese Getreidemühle ist im Laufe der Zeit zu einer der größten im südlichen Illinois und im mittleren Westen herangewachsen; sie ging im J. 1873 in seinen alleinigen Besitz über, und wird von seinen Söhnen fortgeführt.

Im Sommer 1842 heirathete er seine Cousine Marie Eisenmayer. Da in Mascoutah kein Geistlicher zu haben war, mußte das Paar nach dem 30 Meilen entfernten Richland Creek reiten, um sich trauen zu lassen.

Schon früh scheint sich der Verstorbene den deutschen Methodisten angeschlossen zu

haben, deren stattliche Kirche in Mascoutah fast ganz aus seinen Mitteln erbaut ist. Ueberhaupt hat der Ort ihm viel zu verdanken.

Von öffentlichen Aemtern hat der Verstorbene das des Mayors von Mascoutah, und das eines Repräsentanten des 49sten (St. Clair Co.) Bezirks in der 32sten Legislatur von Illinois bekleidet.

Prof. Gustav E. Karsten.

Am 28. Januar ist nach nur kurzem Krankenlager unerwartet und überraschend schnell Prof. G. E. Karsten dahingeshieden. In der Reihe der Träger und Verfechter spezifisch deutscher Kulturideale ist durch seinen Tod eine fühlbare Lücke gerissen worden. Denn unter den Männern, die die Nothwendigkeit kräftigten Zuflusses europäischer, besonders deutscher Geistesbildung für unser Volksweien erkannten, und diesen Zufluß auch herbeizuführen streben, stand er vermöge seiner Berufsstellung, seiner persönlichen Veranlagung und auf Grund seiner Bildung, in der vordersten Reihe. Noch hatte er erst überwiegend durch seine Persönlichkeit als Mensch und Gelehrter auf Einzelne gewirkt und ist vom Tode ereilt worden, als er, wie er selbst kürzlich noch äußerte, in der Mittagsstunde des Tages stehend, daran dachte, diese sogenannten besten Jahre seines Lebens für seine Wissenschaft, seine Aufgaben als Lehrer und als geistiger Führer aufs Tiefste auszubenten im Begriff stand.

Ueber seinen Werdegang hat er sich, entsprechend seiner Abneigung gegen jedes Hervorheben seiner Person, selbst seinen Vertrauten gegenüber selten geäußert. So werden darüber nur die, die er seines intimsten Umgangs gewürdigt hat, seine eigenen Aussagen darüber kennen. Er wurde am 22. Mai 1859 in Petershagenfeld in Westpreußen geboren. Nach Abolvierung des Gymnasiums studirte er auf den Universitäten Leipzig, Heidelberg, Königsberg und Tübingen germanische und romanische

Philologie. Nachdem er sein Doktorexamen erledigt hatte, habilitirte er sich zunächst an der französischen Universität Genf in der Schweiz als Privatdozent für romanische Philologie. Neben seiner starken philologischen Begabung trat in dieser Stellung auch sein bedeutendes Sprachtalent hervor; denn er, der Norddeutsche, begann seine akademische Laufbahn mit Vorlesungen in französischer Sprache und lieferte Abhandlungen auf seinem Spezialgebiet für italienische Fachzeitschriften. Seine hervorragenden Leistungen brachten ihn in Verbindung mit Männern, die heute als wissenschaftliche Leuchten der Germanistik und Romanistik dastehen, wie Sievers, Braune, Fischer, Tobler u. A. Im Jahre 1886 nahm er einen Ruf an die Staatsuniversität von Indiana an und hat dort in sechszehnjähriger, ausdauernder Arbeit mit manchen persönlichen Opfern eine deutsche Abtheilung aufgebaut. Auch sein häusliches Glück hat er sich dort gegründet, und daß es wirklich ein dauerndes, wachsendes Glück gewesen ist, davon wußte der weitausschauende Mann, der doch wieder sein Leben so persönlich und mit seltener Gemüthstiefe erlebte, im vertrauten Kreise oft recht anschaulich zu plandern. Vorübergehende, kurze Vertretungen in vakanten Stellen an der Cornell- und der Northwestern-Universität füllten die Jahre nach seinem Abgang von der Anstalt in Indiana aus, bis er vor etwa anderthalb Jahren in gerechter Würdigung seines Werthes von Präsident James an die Staats-Universität von Illinois als Leiter des ganzen neusprachlichen Unterrichts berufen wurde.

Von seinen gelehrten Arbeiten ließe sich hier kaum in wenig Worten das Rechte sagen. Es ist ihm gelungen, sich selbst bei seinen Lebzeiten ein Denkmal seines oft entlagungsvollen und opferfreudigen Arbeitens und Fleißes zu setzen in dem von ihm begonnenen „*Journal of English and Germanic Philology*“. Damit hatte er den wissenschaftlichen Arbeiten von ameri-

kanischen Gelehrten auf den im Titel genannten Gebieten eine Publikations-Möglichkeit geschaffen. Mit zäher Energie hat er unter oft widrigen Verhältnissen fast 18 Jahre hindurch diese Zeitschrift ohne jeglichen persönlichen Gewinn der anglistischen und germanistischen Forschung unseres Landes erhalten. Sein Bestreben war es besonders, jungen Kräften mit ihren druckreifen Erstlingsarbeiten in seinem Organ Raum und Gelegenheit zum Bekanntwerden zu bieten. Doch auch die ersten Lehrer unserer Universitäten übergaben ihm gern ihre Arbeiten zur Veröffentlichung. Als Gelehrter wie als Lehrer stand er bei seinen Berufsgenossen in hohem Ansehen. Einen entsprechenden Ausdruck fand daselbe auf dem Universal-Congreß der Wissenschaften, der in Verbindung mit der Weltausstellung in St. Louis tagte; denn hier war er zum Vorsikenden der germanistischen Sektion ernannt und durfte als solcher die illustre Versammlung eröffnen. Ein böser Unglücksfall verbanderte ihn leider an jeder weiteren Theilnahme an den Verhandlungen.

Es war durchaus kein Prunkten mit Gelehrsamkeit, durch das Prof. Karsten wirkte; dazu war sein ganzes Wesen viel zu bescheiden und doch wieder geistig vornehm. Erst der persönliche Contact erschloß die ganze Fülle seines Wissens, aber auch seiner ganzen persönlichen Lebenswürdigkeit. So wirkte er namentlich auch auf seine Schüler im Einzelverkehr, nachdem er ihren Werth und ihre Befähigung geprüft und erkannt hatte. Wahrhaft väterlich konnte er ihnen dann rathen und helfen. Wer seines näheren Umgangs gewürdigt war, der mußte an seiner Lebensführung eine fast klassische Lebenskunst und an seinem Wesen im Verkehr mit Freunden und Gästen die echte Urbanität des geistig Großen erkennen. In den heitersten wie in den traurigsten Lebenslagen blieb sein innerer Mensch sich gleich, und dieses Gleichgewicht und diese Ruhe erhielt er sich, selbst

wenn er darum kämpfen mußte. Und sie kam ihm wieder, weil er sich bewußt geübt hatte als ein wirklich Weiser in allen Wechseln und Gestaltungen des Lebens den Vortheil und Segen für das eigene Selbst zu erkennen und in sich aufzunehmen. So ist ein reiches Leben, ein ernstes Schaffen und eifriges Streben in seinem Tode jäh zum Abschluß gekommen. Und wer ihn näher gekannt hat, der trauert mit Recht um seinen Verlust, trauert aber auch, daß dieser Mann sich nicht zu Ruß und Segen vieler und besonders seiner deutsch-amerikanischen Landsleute hat ausleben dürfen.

Rabbiner Dr. Bernhard Felsenthal.

Geb. zu Münchweiler in der
Rheinpfalz am 2. Jan-
nuar 1822.

Gest. zu Chicago, 12. Jan-
nuar 1908.

Am 12. Januar d. J. schied in Chicago, 86 Jahre alt, und ein beneidenswertes Andenken hinterlassend, der Rabbiner Dr. Bernhard Felsenthal aus dem Leben.

Sein Geburtsort war Münchweiler in der Rheinpfalz; nachdem er dort die Ortschule durchgemacht, kam er mit 13 Jahren auf die Kreisgewerbeschule im nahegelegenen Kaiserslautern, die er mit 16 Jahren absolvierte, und bezog dann die polytechnische Hochschule in München, in der Absicht, eine technische Beamtenlaufbahn einzuschlagen. Aber er lernte bald einsehen, daß auf eine Anstellung im Staatsdienste unter den damaligen Verhältnissen in Bayern nicht zu rechnen sei, und beschloß deshalb Lehrer zu werden, zu welchem Zwecke er 1840 in das Lehrer-Seminar in Kaiserslautern eintrat. Bald nach dessen Absolvierung wurde er Lehrer an einer kleinen jüdischen Gemeinde in der Rheinpfalz. Im J. 1854 kam er nach Amerika und wirkte die ersten 2 Jahre als Hauslehrer in einer befreundeten jüdischen Familie in Lawrenceburg, dann weitere zwei Jahre als Prediger an

der jüdischen Gemeinde in Madison in Indiana. Im Frühjahr 1858 nach Chicago übergesiedelt, fand er Anfangs Beschäftigung in einem Bankgeschäft. Im Sommer desselben Jahres wurde er Sekretär des damals gebildeten jüdischen Reform-Vereins, dessen Zwecke er durch Veröffentlichung der Schrift „Ueber jüdische Reform“ bedeutend förderte, und blieb es, bis aus diesem Verein im J. 1861 eine jüdische — die Sinai — Gemeinde wurde, die ihn zu ihrem Rabbiner berief. Auf ernstliche Zusprache der Vorkämpfer der jüdischen Reform, Dr. Einstein und Dr. Samuel Adler, nahm er die Stelle an. Als im Jahre 1864 die Zion-Gemeinde gegründet wurde, trat er in gleicher Stellung an diese, und wirkte an ihr bis zum J. 1886. Dann legte er sie nieder und wurde mit einer Pension von der dankbaren Gemeinde entlassen, die auch gelegentlich seines 70. Geburtstags einen besonderen Gottesdienst und ein Bankett veranstaltete.

Nur bei besonderen Gelegenheiten hat Dr. Felsenthal später die Kanzel bestiegen. Aber er setzte seine fruchtbare schriftstellerische Thätigkeit in deutscher und englischer Sprache (im J. 1867 war von ihm erschienen „Jüdisches Schulweisen in Amerika“, 1868 eine „Praktische Grammatik der hebräischen Sprache“, 1869 „Jüdische Fragen“, 1878 „Zur Proselytenfrage im Judenthum“) in den verschiedenen jüdischen Zeitschriften („Sinai“, „Jewish Times“, „Young Israel“, „Jewish Advance“, „Reform-Advocate“, „Menorah“) und in den Jahrbüchern der Central-Conferenz amerikanischer Rabbiner und den Veröffentlichungen der „American Jewish Historical Society“, gelegentlich auch in der Tagespresse, fort.

Seine Hauptbedeutung lag in seinem erfolgreichen Wirken zu Gunsten der jüdischen Reform-Bewegung, deren erster praktischer Pfadfinder er im „Reform-Advocate“ genannt wird, und die er zu kräftigem Vorne heranwachsen sah.

Als jüdischer Gelehrter nahm er einen sehr hohen Platz ein; er galt als Autorität in allen rabbinischen Fragen und in jüdischer Geschichte und Literatur, sowie als einer der gründlichsten Kenner der hebräischen Sprache in Amerika. Der Dokortitel war ihm 1866 von der alten Chicago University ehrenhalber verliehen worden.

Als Mensch war er bei Deutschen und Amerikanern und Juden und Christen gleich hochgeachtet.

General Hermann Lieb.

Geb. zu Arenenberg in der Schweiz, 24. Mai 1826.

Gest. zu Chicago, 5. März 1908.

Nach langem, tapferem Widerstande ist am 5. März General Hermann Lieb dem Allbesieger Tod unterlegen, und mit ihm ein Mann aus dem Leben geschieden, der auf Grund der erheblichen Dienste, die er seinem Adoptiv-Lande im Felde geleistet, und des patriotischen Eifers, mit dem er sich aus Ueberzeugungstreue an den politischen Kämpfen betheiligte, ein ehrendes Andenken über den engeren Wirkungskreis seines letzten Lebensabschnittes hinaus beanspruchen darf.

Am 24. Mai 1826 im Schweizer Kanton Thurgau bei oder auf dem den napoleonischen Erben gehörigen Schlosse Arenenberg, dem Wittwenitz der Königin Hortensie, geboren, auf dem, wenn wir nicht irren, sein Vater eine Beamtenstellung einnahm, war er im J. 1845 mit einem älteren Bruder nach Paris gekommen, um sich dem Kaufmannsstande zu widmen. Die Revolution von 1848 führte den für Freiheit begeisterten Jüngling in die Mobilmacht, in deren Reihen er die Pariser Straßenkämpfe mitmachte. Im J. 1851 kam er nach New York, und nach dreijährigem Aufenthalt im Osten im J. 1854 nach Cincinnati, von dort 1856 nach Chicago und nach kurzem Verweilen daselbst nach Decatur in Illinois, wo er kaufmännisch thätig

war. Dort trat er am 15. April 1861, dem ersten Rufe Lincoln's folgend, als Gemeiner in das 8. Illinoiser Infanterie-Regiment, wurde aber schon im Juli desselben Jahres zum Hauptmann seiner Compagnie (B) ernannt. An deren Spitze treibt er in den Kämpfen vor Corinth in Mississippi im Mai 1862 den Feind zurück, und ermöglicht der Unions-Artillerie, bis in Schußweite der feindlichen Stellung zu gelangen. Am nächsten Tage besteht er mit seiner und Capt. Cowan's Compagnie wieder ein hitziges Gefecht mit dem Feinde, wobei, wie es in dem Berichte seines Vorgesetzten heißt, „diese kleine Truppe wieder, gegen große Uebermacht, ihre westliche *Pravoir* bewies.“ In den folgenden Tagen ist er wieder in zwei kleinen Gefechten siegreich.

In den Kämpfen in Mississippi vom 3. bis 12. Oktober 1862 zeichnet er sich von Neuem aus. Der Befehlshaber der Vorhut, General James McPherson stellt ihm folgendes Zeugniß aus: „Dem Hauptmann Lieb vom 8. Illinoiser Regiment bin ich vielfach verpflichtet für seine Tapferkeit, seine unermüdliche Thatkraft und die Schnelligkeit, mit der er die erhaltenen Anweisungen ausführte.“

Am 7. Oktober 1862 wird er zum Major befördert; im Winter 1863 organisiert er in Louisiana ein Regier-Regiment, — das 9. —, an dessen Spitze er als Oberst tritt. Mit diesem wird er von Milliken's Bend aus am 6. Juni auf eine Reconnaissance ausgesandt, die sehr zufriedenstellend ausfällt, nimmt am nächsten Tage an der Schlacht von Milliken's Bend theil, und wird verwundet. In dem amtlichen Bericht über die Schlacht wird seiner, wie folgt, gedacht:

„Das höchste Lob gebührt dem Oberst Lieb, der durch seine Tapferkeit und seinen Muth seine Leute zu großartigen Thaten anfeuerte, bis er, schwer, doch nicht lebensgefährlich, verwundet, fiel. „Von seinem Collegen vom 11. Louisiana-Regiment

dagegen heißt es: „Ich bedauere sehr melden zu müssen, daß Oberst Chamberlain vom 11. Regiment von Louisiana (afrikanischer Abkunft) sich in sehr unsoldatenhafter Weise benommen hat.“

In dem Gefecht bei Richmond in Mississippi befehligt Lieb die Pfläcker-Kette. Sein General zollt ihm folgende Anerkennung: „Dem Oberst Lieb bin ich besonders verpflichtet für seine als Adjutant freiwillig geleisteten Dienste. Ich übergab ihm bei Beginn des Feldzuges den Befehl über meine Tirailleure, und bei jeder Gelegenheit hat er das in ihn gesetzte Vertrauen in tüchtigster Weise gerechtfertigt. Kein Offizier hat, meinem Urtheil zufolge, ihn an unermüdlichem Eifer und unbegrenztem Muth übertraffen. Ich empfehle ihn der besonderen Aufmerksamkeit des kommandirenden Generals.“

In den Kämpfen um Vicksburg befehligte Oberst Lieb erst das achte (farbige) Mississippi, später das 4. reguläre schwere Artillerie-Regiment. Er muß auch in dieser Stellung besondere Tüchtigkeit an den Tag gelegt haben, denn im Mai 1864 wird er zum Chef des Artillerie- und Geschützwezens für den westlichen Bezirk vom Mississippi ernannt, und nimmt unter Generalmajor Dana, dessen Stab er als General-Inspektor zugetheilt wird, an der Belagerung von Fort Pickens theil. Sein Chef erklärt sich, in einem Bericht vom 14. Dezember 1864, zu seinem Schuldner „wegen seiner höflichen Aufmerksamkeit und wirksamen Hülfe“, und lobt „seinen Eifer, seine Intelligenz und seine Fähigkeiten.“

Im Januar 1865 führt er mit seinem und dem 11. Illinoiser Cavallerie-Regiment (Oberstlieutenant Otto Junke) von Memphis aus eine Expedition gegen Marion in Arkansas, und schlägt den Feind in zwei Gefechten, am 20. und 21. Januar.

Am 28. April 1865 wird er als Unterhändler an den conföderirten General Tucker, Commandeur des Bezirks Loui-

siana-Mississippi, abgesandt, um denselben zur Waffenstreckung aufzufordern und die Bedingungen der Uebergabe zu vereinbaren.

Das Vorstehende ist den amtlichen „War-Records“ entnommen. Im Ganzen findet sich darin (bei 3 fehlenden Bänden) Lieb's Name dreißigmal erwähnt, — vierundzwanzigmal ehrenvoll, nie unehrenvoll.

Daß Lieb also ein tüchtiger und tapferer Soldat gewesen und seinen Generalstitel, den er kurz vor Schluß des Krieges erhielt, wader verdient hat, kann nach solchen Zeugnissen wohl nicht bezweifelt werden.

Nach dem Kriege hielt sich General Lieb erst drei Jahre lang in Springfield auf, wo er eine deutsche Zeitung herausgab, die er nach Schluß der Campagne von 1868 eingehen ließ und siedelte dann nach Chicago über, wo er sich wieder der Tageschriftstellerei zuwandte. 1870 gründete er den „Deutsch-Amerikaner“, dem das große Feuer ein Ende machte. Im J. 1872 wandte er sich der liberal-republikanischen Partei zu und später der demokratischen, zu deren deutschen Führern in Chicago er gehörte. In Folge seiner lebhaften Betheiligung an dem Kampfe um die Sonntagsfreiheit in Chicago wurde er 1873 zum County-Clerk von Cook County erwählt, welche Stellung er vier Jahre lang inne hatte. In dieser Zeit kaufte er die frühere „Union“, deren Namen in „Chicago Demokrat“ umgeändert war, doch gelang es ihm, bei der geringen Zahl deutscher Demokraten in Chicago, nicht, das Blatt zu einem finanziellen Erfolge zu bringen. Von 1879 bis 1885 war er unter Carter G. Harrison Vorsteher des Chicagoer Wasseramtes, und während der zweiten Administration Cleveland's wurde er Superintendent des Unter-Postamts Lincoln Park, von wo er später nach dem in Rogers Park verlegt wurde — die Stelle, die er zur Zeit seines Todes bekleidete.

Erheblich war auch seine schriftstellerische Thätigkeit, vornehmlich in englischer Sprache, worin er von seiner Gattin, einer hoch-

gebildeten Neu-Engländerin, unterstützt wurde.

Er hinterläßt den Ruf eines durchaus ehrenwerthen und überzeugungstreuen Mannes.

Lorenz Bär.

Am 27. März d. J. verschied einer der ältesten deutschen Bürger Chicago's, Herr Lorenz Bär. Geboren im Jahre 1818 im Hesse-Darmstädtischen, kam er bereits im

Jahre 1836 nach den Ver. Staaten und direkt nach Chicago, wo er viele Jahre als Grocer an der Ecke von Chicago Ave. und Nord Clark Str., da wo heute Bush's Temple of Music steht, eine Materialwaaren-Handlung betrieb. Er hinterläßt vier Kinder — Jacob Bär, Frau Mathilde Vogt, Frau Katharine Lauer und Frau Gertrude Morper, und eine große Zahl von Enteln und Urenteln.

Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft von Illinois.

Achte Jahres-Versammlung.

Am 12. Februar d. J. hielt in den glänzend erleuchteten Räumen der Chicago Historical Society die Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft von Illinois unter zahlreicher Betheiligung ihre achte Jahres-Versammlung ab, in der in Abwesenheit des Präsidenten Richter Max Eberhardt, der zweite Vize-Präsident, Dr. Otto C. Schneider, den Vorsitz führte.

Er stellte als Redner des Abends Hrn. Dr. Paul Clemen, Professor der modernen und mittelalterlichen Kunstgeschichte an der Universität Bonn, vor, der einen geistvollen Vortrag über „Wege und Ziele der modernen Kunst in Deutschland und Amerika“ hielt. In der dann folgenden Geschäfts-Versammlung erstattete, nach Verlesung und Annahme des Protokolls der siebenten Jahres-Versammlung, der Sekretär den nachfolgenden

Bericht des Verwaltungsraths.
Geehrte Mitglieder!

Unsere Gesellschaft blickt heute auf einen Bestand von 8 Jahren zurück, eine kurze Spanne Zeit im Leben des Einzelnen, eine lange für eine Vereinigung unserer Art, die keine geselligen Ziele verfolgt. Und indem Ihr Vorstand Sie und sich dazu beglückwünscht, freut er sich, mittheilen zu dürfen, daß auch der fernere Bestand der Gesellschaft und ihr ferneres Gedeihen ge-

sichert erscheint, der Thatsache nach zu urtheilen, daß ihre Mitgliederzahl während des Jahres 1907 keinen Rückgang erfahren hat, wie es leider in den beiden vorhergehenden Jahren der Fall war, sondern daß eine kleine Vermehrung derselben stattgefunden hat, und daß die Abmeldungen im ersten Monat des begonnenen Jahres geringer an Zahl waren, als in dem gleichen Zeitraum früherer Jahre.

Auch ist die finanzielle Lage der Gesellschaft eine günstigere als seit mehreren Jahren. Die laufenden Ausgaben für Druck der Geschichtsblätter, Officiantieth, Schreibmaterialien etc., konnten durch die eingelaufenen Mitgliedsbeiträge gedeckt werden. Und durch besondere Zuwendungen — seitens des Chicago Schwabenvereins und des hiesigen Zweiges des D.-M. Nationalbundes von je \$100, vom Germanic Institute durch dessen Präsidenten Herrn Otto C. Schneider von ungefähr \$400 in Paar und Werthen, und von Herrn Dr. O. V. Schmidt im Betrage von \$600 wurde die Gesellschaft in den Stand gesetzt, mit einem Kassenbestand von \$473.67 in das neue Jahr überzutreten. Der Vorstand wünscht hierdurch den Gebern öffentlich seinen Dank auszusprechen.

Die Office der Gesellschaft ist am 1. Mai v. J. von Zimmer 401 nach Zimmer 1401

Schiller Building verlegt worden, wodurch zwar eine Mehrausgabe von \$24 jährlich auferlegt wurde, aber ein freundlicheres und der Gesundheit zuträglicheres Lokal gewonnen ist.

Von der fortschreitenden Arbeit der Gesellschaft haben die D.-A. Geschichtsblätter, die fortfahren, günstige Beurtheilung zu finden, sowie eine von Ihrem Sekretär verfaßte und in der Zeitschrift zum letzten Deutschen Tage veröffentlichte kurzgefaßte Geschichte der Deutschen in Amerika Zeugniß abgelegt.

Einen besonders schweren Verlust hat die Gesellschaft und das Deutschthum im verfloßenen Jahre durch das unerwartete Hinscheiden des Herrn Wilhelm Bode erlitten, der einer ihrer intellektuellen Väter und während der ersten sechs Jahre ihres Bestehens ihr Präsident war. Und kaum minder empfindlich war für sie der Heimgang des Herrn Wilhelm Rapp, der, wenn auch durch sein hohes Alter verhindert, sich persönlich an der Arbeit der Gesellschaft zu betheiligen, doch zu ihrer Förderung stets willig und bereit war, sowie der des Herrn E. F. W. Gaus, ersten Hülfsbibliothekars an der hiesigen öffentlichen Bibliothek, der die Ziele der Gesellschaft in jeder ihm möglichen Weise eifrig gefördert hat.

Auch sonst hat der Tod manche Lücke in unsere Reihen gerissen. In Bloomington starb einer der begeistertsten Förderer unserer Ziele, Herr Dr. Theodor Häring, der Mitte der fünfziger Jahre eingewandert, am Bürgerkriege als Arzt eines Wisconsiner deutschen Regiments theilgenommen, und dann erst in Green Bay, später seit Ende der sechziger Jahre als Arzt und Apotheker in Bloomington ansässig gewesen war, und neben seiner ausgedehnten Praxis noch Zeit zu schönggeistiger Beschäftigung gefunden hatte und einen Band Gedichte veröffentlicht hat; in Mascoutah, in St. Clair Co., Herr Philipp S. Postel, der 1841 als 23-jähriger eingewandert, mit seinen Schwä-

gern Conrad und Philipp Eisenmayer der Begründer der großartigen, heute noch blühenden großen Mühlen-Industrie jenes Ortes wurde; in Quincy Rev. Joseph Still, seit 1880 Pastor an der katholischen St. Johannes-Gemeinde daselbst; der Juwelier Herr August Busse, der Bankier Herr Hermann Heidbreker; in Chicago der bekannte Manufakturwaarenhändler G. S. Schlottbauer, der mit seinen Eltern als ganz kleiner Knabe eingewandert, treu am Deutschthum festgehalten hat.

Der Vorstand ersucht Sie, das Andenken der Verstorbenen durch Erheben von den Siten zu ehren.

Die Gesellschaft hat im verflossenen Jahre drei lebenslängliche und 31 Jahresmitglieder gewonnen, während elf Mitglieder austraten und 7 Jahres- und 2 lebenslängliche Mitglieder starben. Drei Jahresmitglieder — die Herren Jacob Spohn, Wm. Alf. Arend und Gustav Laabs — wurden aus Jahres- lebenslängliche Mitglieder.

Die Namen der seit der letzten Jahres-Versammlung neu eingetretenen Mitglieder sind:

In Chicago, lebenslänglich: Wm. A. Wieboldt, Carl Trieb, Gotthard Schaff, Otto Günther. Jahresmitglieder: August Heinemann, F. A. Habicht, F. Diehl, G. S. Mack, Richter Georg Kersten, Wm. E. Ries, Wm. Wöhner, Julius Zimmermann, Albert Kuhlmeier, Adolph Adler, Fritz Schmidt, Richard A. Koch, Paul Schults, Stephan Varten, Felix Wyiom, v. Hollenbach, Emil Frommann, Geo. W. Claussinius. In Quincy: Hn. Steinkamp, Emil Krietemeyer, Rud. Wilms, Frau W. E. Conrad, E. F. A. Behrensmeier, Ernst Hanke, Wm. Scheid, F. S. Michelmann. — In Manitowoc: Emil Vaenich. In Coplay, Pa.: Rev. Thomas A. S. Schadt.

Der Vorstand stellt den Antrag, daß die Genannten formell durch Votum aufgenommen werden.

Zum Schluß ersucht der Vorstand, wie

in früheren Jahren, die Mitglieder, in ihren Bemühungen, der Gesellschaft weitere Mitglieder zu gewinnen, nicht nachzulassen. Denn unsere Arbeit ist noch nicht gethan.

Die Direktoren- und Beamtenwahl hatte folgendes Ergebnis. Direktoren auf zwei Jahre: Hn. Bornmann, Quincy; Otto Kieselbach, Mendota; Dr. E. P. Raab, Belleville; F. C. Sabicht, S. v. Waderbarth, Chicago; auf ein Jahr (an Stelle des verstorbenen Wilhelm Voße): E. W. Kalb, Chicago.

Zu Beamten wurden, nachdem der Sekretär angekündigt hatte, daß Präsident Eberhardt und der bisherige Schatzmeister, Herr Alex Klappenbach, eine Wiederwahl ablehnten, gewählt: Otto C. Schneider, Präsident; Dr. D. L. Schmidt, 1. Vice-Präsident; F. J. Dewes, 2. Vice-Präsident; Schatzmeister: Consul M. Holinger.

Nachdem den abtretenden Beamten der Dank der Versammlung ausgesprochen worden, erfolgte Vertagung.

(Aus „Westliche Blätter“.)

Bilder aus Ohio.

Ein Tag der Heldengeschichte des Staates.

„Viel Wunderdinge melden die Mären alter Zeit“, beginnt die Simrock'sche Uebersetzung des Nibelungenliedes, während Homer seine Odyssee mit den Worten beginnt: „Welche mir, Muse, die Thaten des vielgewanderten Mannes!“ Die Helden der alten Welt haben ihre Säger gefunden, welche mit begeisterten Worten der stammenden Nachwelt ihren Ruhm verkündet. Die neue Welt, praktisch und prosaisch in jeder Beziehung, kümmert sich wenig um ihre Heroen. Was vergangen ist, ist eben vergangen und hat keinen Werth mehr, der auf den Börsen quotirt werden kann. Den Helden Jung-Amerika's ist bis jetzt noch kein gottbegnadeter Dichter erstanden, der in schwunghaften Versen das Hohenlied unsterblichen Ruhmes gesungen. Und doch ist die kurze Geschichte der Vereinigten Staaten, und nicht zum Wenigsten die Jugendgeschichte unseres Staates Ohio, so reich an höchster Heldenpoesie, daß es wirklich tief zu bedauern ist, daß sich bis jetzt noch kein wahrer Dichter gefunden hat, der dieselbe niedergeschrieben.

Die Schlacht am Engpaß von Thermopila ist jedem Hochschüler bekannt. In den

Elementarschulen entflammen die Lehrer die Begeisterung ihrer Zuhörer mit der heldenkühnen Vertheidigung von Troja, sie erzählen von den punischen Kriegen, von der Eroberung Alt-Englands durch Wilhelm, den Eroberer. Die Kriege Roms, Aegyptens, Deutschlands und Spaniens finden gebührende Berücksichtigung. Aber von den Thaten heldenkühner Männer, die ihr Leben in die Schanze geschlagen im Dienste welterobernder Zivilisation auf dem Boden Ohio's erzählt in den Lehrbüchern unseres Staates Niemand. Und doch stehen viele dieser Thaten, auf die man beinahe die Uhland'schen Worte „Versunken und vergessen“ anwenden kann, nicht zurück hinter den größten Heldenepisteln der alten Welt, die im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende die Bewunderung von unzähligen Millionen hervorgerufen.

Namentlich das nordwestliche Ohio ist unendlich reich an Heldengeschichte, strahlender und glänzender als manche hochgewürdigte That in der europäischen Mythologie. In diesem Theile des Staates wurde die Schlacht bei „Fallen Timbers“ geschlagen, welche das ungeheuer nordwestliche

Territorium auf alle Zeiten von indianischen Greueln befreite.* Auf den Wassern des Eriesees machte am 10. September 1813 Commodore Perry der Oberherrschaft Englands ein ruhmloses Ende, und im kleinen Fort Stephenson hielt Oberst Croghan gegen überwältigende Macht so heldenhaft Stand, daß seine Vertheidigung mit Zug und Recht den glänzendsten Thaten aller Zeiten zur Seite gestellt werden darf.

Das alte Fort Stephenson befand sich ungefähr 20 Meilen südlich von der Mündung des Sandusky-Flusses, dort wo jetzt das blühende Städtchen Fremont in Sandusky County steht. Es war ein unbedeutendes Fort, kaum geeignet, gegen eine stärkere Truppenmacht merkwürdigen Widerstand zu leisten. Die starken Pallisaden schloffen ein Terrain von kaum einem Aker ein. Ein Graben umzog die kleine Festung, deren vier Ecken durch starke, aus massiven Blöcken errichtete thurmartige Pauten verstärkt waren. Höchstens zweihundert Mann konnten hinter den Pallisaden Schutz finden oder für eine etwaige Vertheidigung verwandt werden, und der ganze Bestand an Artillerie war ein sechs-zölliges Geschütz — die „alte Patsie“.

Während des Krieges von 1812 gegen England bildete das nordwestliche Ohio den Schauplatz aufregender Ereignisse. Die Engländer befanden sich im Besitz von Detroit, von wo aus ihre Operationen geleitet wurden. Die wilden Indianerstämme des ganzen Territoriums, unter Leitung ihres äußerst fähigen Führers Tecumseh, hatten sich auf die Seite der Briten geschlagen, und verübten furchtbare Greuelthaten unter den unglücklichen weißen Ansiedlern des nordwestlichen Ohio's. Um diese Gegenden zu schützen, war General Harrison, der lorbeergekrönte Sieger von Tippecanoe, mit einer kleinen, zum Theil aus waffenkundigen Kentuckiern** bestehenden Macht

ausgesandt worden, während die vereinigten Engländer und Indianer sich unter dem Oberkommando General Proctor's befanden. Ende Juli 1813, als die Engländer Fort Meigs, bei Toledo, belagerten, war Fort Stephenson von 160 jungen Kentuckiern besetzt, die unter dem Kommando des 21jährigen jungen Major Croghan standen. Plötzlich gaben die Engländer die Belagerung von Fort Meigs auf und segelten nach der Bucht von Sandusky, auf Fort Stephenson zu, während ihre indianischen Verbündeten durch die Sümpfe des Portage-Flusses nach demselben Ziel marschirten. Der Feind gab sich der Erwartung hin, daß die Einnahme des kleinen Forts keine Schwierigkeiten bereiten würde, da mit gutem Grund angenommen werden konnte, daß General Harrison seine ganze Aufmerksamkeit auf die Forts Winchester und Meigs verwenden würde.

Nun hatte wenige Tage vor der Einschließung von Fort Meigs durch die Engländer, General Harrison, in Begleitung von Major Croghan und einigen anderen Offizieren, die Fort Stephenson umgebenden Höhen inspizirt und General Harrison war zu der Ansicht gekommen, daß das kleine Fort keinen Stand halten könnte, falls der Feind in großer Zahl und mit schwerem Geschütz anrücken würde. Aus diesem Grunde gab er Major Croghan den Befehl, Fort Stephenson zu verlassen und die kleine Feste niederzubrennen, wenn die Engländer zu Wasser und mit Geschütz anrücken sollten, vorausgesetzt natürlich, daß sich der Rückzug mit Sicherheit bewerkstelligen ließe. Am 29. Juli 1813 erhielt General Harrison die Nachricht, daß der Feind die Belagerung von Fort Meigs aufgegeben hatte, und da zur selben Zeit zahlreiche feindliche Indianer die das Feldlager Harrison's umgebenden Wälder durchschwärmten, so nahm der General an, daß ein An-

* Das ist zu stark aufgetragen! Der Verfasser scheint nicht an den Seminolen- und Black-Hawf-Krieg gedacht zu haben. Aber immerhin kamen seit jener Schlacht die Indianer-Greuel nur vereinzelt vor.

** Darunter viele deutsche Nachkommen!

griff auf Fort Stephenson oder Seneca beabsichtigt sei. Er berief sofort einen Kriegsrath ein und das Resultat der Verathung war, daß Fort Stephenson sofort geräumt werden sollte, weil man der Ansicht war, daß es einem gemeinsamen Angriff von Seiten der Engländer und Indianer nicht Stand halten könnte. Zu Uebereinstimmung mit diesem Beschlusse wurden sofort Eilboten abgesandt, um Major Croghan den Befehl zu überbringen. Diese Boten verirrten sich jedoch im Urwalde und erreichten ihr Ziel erst um 10 Uhr Abends am folgenden Tage.

Inzwischen hatten sich die Anzeichen vermehrt, daß die Engländer im Anzuge waren, weshalb Major Croghan es nicht für gerathen hielt, das Fort zu verlassen. Da er annahm, daß ein Antwort-Schreiben an General Harrison in die Hände des Feindes fallen könnte, so beschloß er, die Antwort so zu verfassen, daß General Harrison selbst den Sinn deuten könnte, im andern Falle der Feind aber mißleitet werden sollte. So schrieb er:

„Mein Herr! Ich habe Ihren Befehl von gestern um 10 Uhr heute Abend erhalten und ersehe, daß ich diesen Platz zerstören und meinen Rückzug antreten soll. Der Befehl kam zu spät, um ausgeführt zu werden. Wir haben deshalb beschlossen, das Fort zu behaupten, und, beim Himmel, wir können es!“

General Harrison verstand jedoch den Sinn des Schreibens nicht. Er war empört über die augenscheinliche Impertinenz und ordnete an, daß Major Croghan unter Arrest gesetzt und ernannte Capitän Wells als seinen Nachfolger als Kommandant des Forts. Gleich nach Empfang dieser Anordnung begab sich Major Croghan in Harrison's Lager und erklärte seine anscheinende Insubordination zur Zufriedenheit des Generals, welcher ihm dann auch wieder das Kommando über das Fort übertrug. Hierauf kehrte Major Croghan in's Fort zurück. Am Abend des 31. Juli wurden die

Engländer ungefähr zwanzig Meilen vom Fort entfernt bemerkt, und am Nachmittage des 1. August langten die ersten Feinde vor dem Fort an. Es waren Indianer, die von einem nahegelegenen Hügel Schüsse auf das Fort abfeuerten. Die sechspfündige Kanone beantwortete ihren unfreundlichen Gruß und vertrieb die Rothhäute. Eine halbe Stunde später kamen die englischen Boote, die den Sandusky-Fluß hinauf gefahren waren, in Sicht, worauf die inzwischen in Masse eingetroffenen Indianer Vorkehrungen trafen, um den erwarteten Rückzug der Besatzung des Forts abzuschneiden. Bald nach ihrer Ankunft landeten die Schiffe die englischen Truppen, sowie eine 5½-zöllige Haubike, während die Kanonen der Boote und diejenige des Forts eine Anzahl Schüsse abfeuerten, die jedoch nur geringen Schaden anrichteten. Gleich nach der Landung der Truppen entsandte General Proctor den Obersten Dickson und den Major Chambers als Parlamentäre, um die Besatzung des Forts zur Uebergabe aufzufordern, um dadurch unnützes Blutvergießen zu verhindern. Fähnrich Shipp, welcher vom Fort aus den Parlamentären entgegen gesandt worden war, erklärte, daß die Besatzung beschlossen habe, das Fort bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen und sich lieber unter den Ruinen begraben zu lassen, als sich zu ergeben. Ihm wurde erwidert, daß, im Falle einer Erstürmung des Forts die Indianer nicht zurückgehalten werden könnten, die Besatzung zu massakriren. „Am Gottes Willen, übergeben Sie das Fort und verhüten Sie dadurch die furchtbare Mekelei, die durch Ihren Widerstand unausbleiblich wird.“

Die Antwort, welche ihm Fähnrich Shipp ertheilte, wäre eines Leonidas würdig gewesen. Sie lautete: „Wenn das Fort genommen werden sollte, wird jede Mekelei ausgeschlossen sein, da dann kein Mann übrig geblieben sein wird, um abgemetzelt werden zu können. Das Fort wird nicht

aufgegeben werden, solange noch ein Mann im Stande sein wird, es zu verteidigen.“

Nachdem die Unterhandlungen abgebrochen worden, wurde die Kanonade von den Schiffen aus wieder aufgenommen und während der ganzen Nacht fortgesetzt, ohne jedoch irgend welchen Erfolg aufzuweisen. Um Munition zu sparen, hatte man vom Fort aus das Feuer nicht erwidert.

Alle Anzeichen deuteten nun darauf hin, daß der Feind sich zum Sturm auf das Fort vorbereitete. Alle seine Streitkräfte waren nunmehr vor der Feste versammelt. Sie bestanden aus ungefähr 500 regulären englischen Truppen und 800 Indianern. Diesen standen als Verteidiger des Forts 160 junge Kentudier gegenüber, von denen noch kein Einziger das stimmfähige Alter erreicht hatte. Der Weg nach Fort Meigs war von 2000 Indianern, unter dem Befehl von Tecumseh bewacht, um etwaige nach dem Fort entsandte Erfatruppen abzuschneiden.

Während des Tages hatte Major Croghan die Position seiner einzigen Kanone mehrfach wechseln lassen, wodurch er unter den Belagerern den Glauben wachrief, daß das Fort mit schwerem Geschütz wohl versehen sei. In der folgenden Nacht ließ er die Kanone in das thurmähnliche Blockhaus in der nordwestlichen Ecke des Forts bringen, da er annahm, daß der Feind, welcher während des Tages sein Feuer auf diesen Punkt konzentriert hatte, beabsichtigte, den Sturm hier zu beginnen. Die „alte Vetsie“ wurde mit Schrot und kleinen Eisenstücken bis zur Mündung geladen und für ihre blutige Arbeit in dem bevorstehenden Kampf auf Leben und Tod vorbereitet.

So brach der denkwürdige 2. August des Jahres 1813 an. Schon früh um 2 Uhr begann der Feind seine Operationen, indem er das Feuer der Kanone und von drei während der Nacht gelandeten sechspfündigen Kanonen aus einer Entfernung von 750 Fuß auf das Fort und namentlich auf das nordwestliche Blockhaus richtete. So

gut er es vermochte, ließ Major Croghan nun die gefährdete Stelle mit Mehl- und Sandsäcken verstärken, und diese Arbeit wurde so gut verrichtet, daß die feindlichen Kugeln nur geringen Schaden anzurichten vermochten. Unter ängstlicher Erwartung verstrichen der Vormittag und die ersten Stunden des Nachmittags. Da, um vier Uhr, als das Fort infolge der fortgesetzten heftigen Kanonade in dichten Rauch gehüllt war, machte sich der Feind zum Sturm bereit. Um die Aufmerksamkeit der Besatzung von der wirklich gefährdeten Stelle abzulenken, ließ General Proctor zwei Scheinangriffe auf die südöstliche Ecke des Forts machen. Zu gleicher Zeit gingen 350 Mann gegen das nordwestliche Blockhaus vor. An ihrer Spitze befand sich Oberst Short, ein Mann von großem, persönlichen Muth.

Die braven Kentudier empfingen den Feind mit heftigem Musketenfeuer und warfen Tod und Verderben in die Reihen der Engländer, die sich bald in Verwirrung zurückzogen. Jedoch bald waren sie wieder gesammelt, nochmals ging's zum Sturm auf die Pallisaden. Oberst Short ging ihnen mit gutem Beispiel voran. Er sprang in den Graben und rief seinen Soldaten zu, ihm zu folgen. Wenige Minuten später war der Graben mit englischen Truppen und Indianern angefüllt, die sich nun anschickten, die Pallisaden zu erklettern. Der Augenblick der Entscheidung war gekommen! Major Croghan gab Befehl, seine Kanone in Aktion zu bringen. Der Feind war nur noch 30 Fuß vom Blockhaus entfernt. „Gebt den verdammten Yankee's keinen Pardon!“ ertönte von draußen die haßerfüllte Stimme des Obersten Short. Dann ertönte das Kommando: „Feuer!“ Ein heller Strahl entfuhr dem Kanonenmunde. Entsetzliche Schmerzensrufe, das Gewimmer von Verwundeten und Sterbenden folgte. Oberst Short selbst wälzte sich in seinem Mute, auf den Tod verlest. Die wenigen Nichtverwundeten flohen, vom

furchtbarsten Entsetzen ergriffen. Es gab keinen Halt mehr, bis der schützende Wald erreicht war! Oberst Short, der noch vor wenigen Augenblicken den Befehl erteilt, keinen Pardon zu geben, band nun mit seinen letzten Kräften sein weißes Taschentuch an seinen Degen und flehte selbst um Pardon!

Und die braven Verteidiger des Forts waren barmherziger als ihre Feinde. So gut sie es vermochten, reichten sie von den Pallisaden aus den verwundeten Feinden Wasser; ferner öffneten sie kleine Löcher unter den Pallisaden und gestatteten Denen, die es vermochten, in das Fort zu kriechen, wo den verwundeten Feinden jede nur mögliche Hilfe zu theil wurde.

Das stolze Wort Croghan's: „Beim Himmel, wir können das Fort halten“, hatte sich bewahrheitet. Der entnervte Feind wagte keinen weiteren Angriff. Er suchte sein Heil im Rückzuge. Der Angriff auf das Fort hatte ihm 150 Verwundete und Tote gekostet.

Am folgenden Morgen waren die Engländer und Indianer verschwunden. Sie hatten zahlreiche Waffen, Munition, Kleider und Provisionen zurückgelassen. „Nicht die geringste unter General Proctor's Demüthigungen ist diejenige, daß er von einem Jüngling geschlagen wurde, der kaum das 21. Lebensjahr erreicht hatte. Es war jedoch ein Held, würdig seines tapferen Onkels, General George R. Clarke“, sagte General Harrison in seinem Bericht nach Washington.

Das alte Fort ist nun schon lange verschwunden. Die letzten Pallisaden wurden im Jahre 1834 entfernt. Dort, wo das Fort gestanden, befindet sich jetzt ein kleiner Park, im Herzen von Fremont. Eine Siegessäule erhebt stolz ihr Haupt und an derselben Stelle, von wo sie damals, an jenem blutigen 2. August des Jahres 1813, Tod und Verderben in die Reihen der Feinde geschmettert, steht noch immer die „alte Betstie“.

H. W. Diercke.

(Aus „Sixteenth Report of the Society for the History of the Germans in Maryland.“)

Die Deutschen bei der Vertheidigung Baltimore's im Kriege von 1812—1814.

Von L. F. Hennighausen: Baltimore.

Es würde nicht nothwendig sein, hier davon zu erzählen, welchen Antheil amerikanische Bürger deutscher Geburt oder Abkunft an der Vertheidigung dieser Stadt und dieses Landes genommen haben, als diese von einer englischen Flotte und Armee angegriffen wurden, wäre nicht seit Jahren in der öffentlichen Presse wie auf der Rednerbühne das hartnäckige Streben hervorgetreten, für Alles, was in unserem Lande gut und der Erhaltung werth ist, englischen Ursprung zu beanspruchen, und die sämmtlichen Amerikaner zu Angelsachsen zu stempeln. Der überwältigend größere Antheil der Deutschen, der Irländer

und anderer Nationalitäten am Aufbau und an der Bildung dieser amerikanischen Nation wird einfach ignorirt oder absichtlich in angelsächsisches Verdienst verdreht. In diesem Streit genügt es, auf den Krieg von 1812 bis 1814 und auf den auf Baltimore und Umgegend beschränkten Zeitraum derselben zu verweisen. Und ich kann meiner Seite nicht einmal völlige Gerechtigkeit angedeihen lassen, weil mir nicht alle historischen Daten zugänglich waren, und es mir auch an Zeit fehlte, alle alten Handschriften u. s. w., durchzustöbern.

Baltimore hatte im J. 1812 eine starke Bevölkerung deutscher Geburt und deut-

icher Abkunft. Deutsche gab's schon bei der ersten Begründung der Stadt. Sie waren Patrioten im Unabhängigkeitskampf; und nach dem Kriege, im J. 1787, rief Capt. Mackenheimer, der in der Continental-Armee gedient hatte, die „First Baltimore Light Infantry“ in's Leben, die nachher das Erste Bataillon des Alten Fünften Regiments bildete. Capt Mackenheimer wurde zum Oberst befördert, und an seine Stelle trat als Compagnie-Chef Capt. John Schrim, der sie viele Jahre befehligte. Im J. 1792 gründete Capt. John Strider von der Continental-Armee die „Independent Company“. Er hatte sich im Unabhängigkeitskriege ausgezeichnet, stieg später zum Brigade-General auf, und war im J. 1817 Vice-Präsident der Deutschen Gesellschaft von Maryland. Nach dem Jahre 1792 wurden die „Baltimore Jäger“, Hauptmann Philipp V. Sadler, und die „Union Jäger“, Hauptmann Dominik Vader, organisiert. Sie gehörten zur Miliz des Staates Maryland, und waren, den Berichten nach, aus Bürgern deutscher Geburt oder Abkunft zusammengesetzt. Die Commando-Sprache der Baltimorer Jäger war die deutsche.

Nachdem der Krieg über ein Jahr gedauert und die Engländer von den in unserem Hafen ausgerüsteten Kaperschiffen schwer gelitten hatten, wurde bekannt, daß die Engländer einen besonderen Haß auf Baltimore geworfen hatten. Ein hervorragender britischer Staatsmann hatte erklärt, „unsere Stadt sei der große Speicher der Feindseligkeit in den Ver. Staaten gegen England“, und Admiral Warren hatte gesagt: „Baltimore ist zur Vernichtung verurtheilt.“

Im August d. J. 1814 wurde ein Wachsamkeits- und Sicherheits-Comite von dreißig ernannt, dessen Vorsitzender der Bürgermeister der Stadt war, und unter dessen Mitgliedern wir Henry Kauffer, Salomon Etting, George Wölper, William Vorman,

Adam Fonerden (von Erden), Frederick Schaffer, Herman Ulrichs und Georg Warner finden. Unter den Aufsehern der Befestigungsarbeiten befanden sich Philipp Cronmüller, Ludwig Sering, Frederick Leopold, Henry Schroeder, Peter Gold und George Decker. Peter Diffenderfer, William Brown und Daniel Diffenderfer saßen im Comite für Unterstützungen, und Christian Keller, Balzer Schaffer und Jacob Müller in den Ward-Comites.

Am 11. September 1814 kamen die Engländer, unsere gute Stadt zu zerstören. An siebenzig Schiffe des Feindes gingen bei North Point, etwa 12 Meilen von der Stadt, vor Anker; sie landeten am nächsten Tage etwa 7000 Mann Infanterie, Artillerie, Marinesoldaten und Matrosen, alle in voller Ausrüstung, sie sofort den Vormarsch gegen die Stadt antraten. Dieser aber fehlte es nicht an Hülfe; Patrioten aus dem westlichen Maryland, Pennsylvanien und Virginien eilten zu unserer Unterstützung herbei, und unter ihnen finden wir eine Menge von Männern deutscher Geburt oder Abkunft, bereit und willig, ihr Leben in der Vertheidigung unseres Landes gegen die fremden Eindringlinge zu opfern. Es kamen: Hauptmann Michael S. Spengler mit seiner Compagnie aus York in Pennsylvanien; Hauptmann Frederick Metzger aus Hanover in Pennsylvanien; die Sagerstowner Freiwilligen unter Hauptmann Thomas Luantril, und die Marylander Cavallerie unter Hauptmann Jacob Vaer, die in der Schlacht dem Fünften Regiment beigegeben wurden.

Es kamen ferner: Die Franklin Artillerie unter Hauptmann Joseph Meyers, und Steiner's Artillerie unter Hauptmann Henry Steiner von Frederick, Maryland.

Die Baltimorer Jäger waren mit der First Baltimore Light Infantry dem Fünften Regiment zugetheilt; die Union Jäger dem Ersten Schützen-Bataillon. Dann gab's auch noch eine Compagnie „Graue Jäger“,

deren Lieutenant André in der Schlacht fiel. Es gab auch noch Compagnien, die fast ausschließlich von deutschen Nachkommen gebildet waren, und von solchen gab es außerdem Mitglieder in jeder anderen Compagnie, die an der Schlacht von North Point theilnahm. Das 51ste Regiment Marylander Miliz wurde von Oberst Henry Ames befehligt, der seine Befehle *A m i c h* unterzeichnet; in diesem Regiment gab es die Hauptleute Haubert und Michel Peters. In den von mir persönlich geprüften urväterlichen Stammbögen dreier Compagnien dieses Regiments fand ich in der von Hauptmann Andrew Smith, von einundsechzig Mann fünfundzwanzig mit deutschen Namen; in Hauptmann Matthew's Compagnie unter achtundachtzig Mann sechszehn, und in einer anderen Compagnie unter einhundertundachtzehn Mann vierunddreißig deutsche Namen Daniel Schwarzwauer und George Steever waren Hauptleute im 27sten, John D. Miller, Thomas Warner, Andrew C. Warner und Henry Meyer Hauptleute im 39sten Regiment. Der Artillerie-Unteroffizier Clemm, Baltimorer Kaufmann, wurde während des

Bombardements von Fort McHenry erschossen.

Diese Männer marschirten Schulter an Schulter mit ihren Kameraden irischer und britischer Geburt oder Abkunft als amerikanische Bürger und Patrioten am 12. September 1814 in die Schlacht gegen die Engländer und machten durch ihre Tapferkeit die mörderische Absicht des Feindes zu Schanden.

Der Befehlshaber der Brigade, welche den heftigsten Anprall während der Schlacht auszuhalten hatte, war General John Stricker, und der Major George Armistead von der Bundes-Artillerie commandirte in Fort McHenry während des Bombardements. Er war 1780 in New Market, Va., geboren, wohin seine Vorfahren aus Hessen-Darmstadt eingewandert waren. Fünf seiner Brüder dienten im Kriege von 1812. Präsident John Tyler's Mutter war eine Tochter von Robert Armistead, dessen Großvater aus Deutschland eingewandert war. Die Armisteads sind mit vier Präsidenten der Ver. Staaten blutsverwandt, nämlich: James Monroe, William Henry Harrison, John Tyler und Benjamin Harrison.

Siebzigjähriges deutsches Zeitungs-Jubiläum.

Der „Buffalo Demokrat“ durfte am 2. December v. J. auf ein siebzigjähriges Bestehen zurückblicken. Gegründet im Jahre 1837 von Georg Zehm als Wochenblatt „Der Weltbürger“ ging es nach dessen Tode im Jahre 1845 in die Hände des genialen Dr. Franz L. Brund über, der es mit Hülfe seines Geschäftstheilhabers J. Comedion, eines praktischen Druckers, zu hoher Blüthe und großem Ansehen brachte, und es sehr bald

unter dem Namen „Buffalo Demokrat“ in eine tägliche Zeitung verwandelte. Er verkaufte sie im Jahre 1875 an seinen damaligen Geschäftstheilhaber, Herrn Friedrich Held, den Vater des jetzigen Eigenthümers, Herrn F. C. L. Held. Nur wenige Zeitungen dieses Landes — deutsche, wie andere — dürfen auf ein so hohes oder höheres Alter zurückblicken. Eine Fülle wunderbarer Ereignisse hat sich während dieses Zeitraums vollzogen.

Druckfehler-Berichtigung.

Heft 1, Jahrgang 8, sind folgende Druckfehler zu verbessern: Seite 4, Zeile 3 von unten lies statt Indianer — Indianer. Seite 6, Zeile 1 von oben lies statt wovon — dessen. Seite 6, Zeile 4 von

oben lies statt Reiz — Reiz. Seite 6, Zeile 28 von oben lies statt Rahm — Rahm. Seite 6, Zeile 30 von oben lies statt Rahm — Rahm. Seite 6, Zeile 5 von unten füge zu Mann — Wilhelm Heilmann.

Interessante Briefe.

Durch die Freundlichkeit des Herrn Richard M. Helbig, Vorsteher der deutschen Abtheilung der Lenox Bibliothek in New York, ist uns eine Abschrift zweier Original-Briefe zugegangen, welche sich in dem in jener Bibliothek enthaltenen Exemplar des von unserm verstorbenen Mitgliede, Herrn Wilhelm Voche, übersetzte Gedichte Julius Rodenberg's befinden. Das Buch ist Georg Bancroft gewidmet, und war einer der literarischen Erstlings-Versuche des Verstorbenen.

CHICAGO, Decbr. 20th, 1869.

*To the Hon. George Bancroft,
United States Minister at the Court of
Berlin.*

HONORED SIR:

The undersigned has taken the liberty to inscribe to you a work lately published by him. In transmitting to you a copy of the same, he begs your kind forgiveness for having failed to secure your consent and though conscious of the fact, that the literary merit of the work is but trifling, he prays, that you may receive the dedication as an evidence of the high esteem he cherishes for you as one of our greatest American authors and statesmen.

Very respectfully,

Your most obedient servant,
WILLIAM VOCKE.

HONOURED SIR:

When I got, months ago, the book and accompanying letter, which I beg leave to transmit to you, I cherished the hope, to deliver it personally, so that I might see from face to face the great historian, to whose works I am indebted for a true insight into the short but glorious past of the United States. For this purpose Mr. Auerbach was so kind to introduce me to your notion by the card I take the pleasure to enclose here, so as to have at least the satisfaction of being recommended to you. When in Berlin, my health unhappily failed and I must retire to the country, whither I took the book with me. Now it is only with some hesitation that I venture to offer it to you, begging at the same time that you will excuse my delay and give a kind reception to the pages, in which myself take a modest part of interest.

Yours most respectfully,

DR. JULIUS RODENBERG.

Pillnitz, Dresden.

June 2, 1870.

Ehrenmitgliedschafts-Diplom aus dem Jahre 1854.

Durch Herrn Hn. von Waderbarth ist das Archiv unserer Gesellschaft durch das Ehren-diplom bereichert worden, das seinem Schwiegervater, dem Musiker Herrn Carl Sehnert, im Jahre 1854 vom „Freien Sängerbund“ ausgestellt wurde. Es lautet:

Freier Sängerbund-Chicago.

Beschlossen, daß der „Freie Sängerbund“ Herrn Carl Sehnert seinen Dank ausspricht, daß er der Erste gewesen, welcher diesen jungen Verein zur Selbstständigkeit dadurch gebracht, indem er voll edler Uneigen-

nüchtigkeit seine musikalische Leitung übernommen hat.

Beschlossen, daß der „Freie Sängerbund“ als Ausdruck seiner hohen Achtung Herrn Sehnert zu seinem Ehrenmitgliede ernimmt.

Chicago, am 11. März 1854.

Das Präsidium des „Freien Sängerbundes“ im Namen von 48 Mitgliedern.

Otto Trömel,	H. Marwedel,
Sekretär.	Präsident.
Carl Wip . . . (Name unvollständig)	
Schatzmeister.	

Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter. Jahrgang 8, Heft 2.

Das vorliegende April-Heft des achten Jahrgangs der „Deutsch-Amerikanischen Geschichtsblätter“ enthält neben der Fortsetzung der Geschichte der Deutschen Quincy's von Heinrich Bornmann, einen wichtigen Aufsatz von C. F. Hennighausen in Baltimore über den sehr bedeutenden Antheil eingewanderter Deutschen und deutschen Nachkommen an der erfolgreichen Vertheidigung Baltimore's im Kriege von 1812—14 (Schlacht von North Point), einen interessanten Bericht aus einer westphälischen Zeitung über eine der ältesten deutschen Ansiedlungen in Missouri, den achten Jahresbericht der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois, Biographischen Besprechungen verstorbener Mitglieder und verdienter Deutscher (Rev. Fel-

senthal und General Hermann Lieb, Chicago; Dr. Theo. Häring, Bloomington; H. A. Denning, Quincy; Philipp H. Postel, Mascoutah; Prof. Gustav E. Karsten und Lorenz Bär, Chicago), Büchertisch und Miscellen, die Fortsetzung der Geschichte der Deutschen und deutschen Nachkommen in Illinois, worin hauptsächlich die Indianerkriege im 14. Jahrhundert und die allgemeinen wirtschaftlichen, socialen und kulturellen Zustände behandelt sind, welche die Pioniere der deutschen Einwanderung in Illinois hier vorfanden. — Die „Deutsch-Amerikanischen Geschichtsblätter“ erscheinen vierteljährlich, kosten \$3.00 das Jahr und sind durch den Sekretär, Emil Mannhardt, 1401 Schiller Building, Chicago, Ill., zu beziehen.

Vom Büchertisch.

Collections of the Illinois State Historical Library. Vol. II.—Virginia Series Vol. I. Cahokia Records 1778-1790. Edited by Clarence Walworth Alvord, University of Illinois. Published by the Trustees of the Illinois State Historical Library, Springfield, Ill., 1907. — Eine höchst werthvolle Arbeit, die nach einer 156 Seiten umfassenden historischen und erläuternden Einleitung eine 639 Seiten umfassende Sammlung von amtlichen Dokumenten und Auszügen daraus bringt.

Die Vereinigten Staaten von Amerika. Von Prof. Karl Knorx, (Hilzer's illustrierte Volksbücher). Diese kleine 46 Seiten umfassende Schrift bringt eine auf 32 Seiten zusammengedrängte sehr klare Geschichte der Ver. Staaten, dann ihre Verfassung, eine Beschreibung der einzelnen Staaten, und eine Besprechung der verschiedenen Bevölkerungselemente. Sie wird ihren Zweck, das deutsche Publikum über die Vereinigten Staaten zu belehren, vortrefflich erfüllen.

Herzog Karl Eugen von Württemberg und seine Zeit. — 9. Heft. Neunter Abschnitt: Die Hohenzollern. Oberstudienrath G. Hauber. Die „Ecole des demoiselles.“ Schulrath Dr. E. Salzmann, (Geschenk vom Generalmajor z. D. Dr. Alb. von Pfister.)

The Pennsylvania German. — Vol. VIII. No. 9. September 1907. Enthält Aufsätze über lutherische Schulen und Colleges und die erzieherische Arbeit der Herrenhuter unter den Indianern; ferner über die Geburt der amerikanischen Armee (Fortf.); eine Biographie über Rev. John S. Oberholzer (Lehrer, Schlosser, Prediger, Herausgeber des christlichen Volksblatt), genealogische Notizen über die Familie Dietrich; u. a. m.

Mittheilungen des Deutschen Pionier-Vereins von Philadelphia. Sechstes Heft. 1907. In dieser seiner neuesten Veröffentlichung legt der Verein einen neuen erfreulichen Beweis davon ab, wie viel auf

dem Felde der deutschen Special-Geschichtsforschung geleistet werden kann, wie auch von dem Eifer und der Arbeitskraft seines Sekretärs, Hrn. C. F. Fuch. Das Heft enthält: „The Weiser House“ (mit Abbildungen) by Hermann Faber; Conrad Weiser, von C. F. Fuch; „Die Freie Deutsche Gesellschaft“, von C. F. Fuch; „Das deutsche Theater in Philadelphia vor dem Bürgerkriege“, von C. F. Fuch; nebst dem von Dr. Oswald Seidensticker zur Einweihung des deutschen Theaters am 26. August 1858 gedichteten Prolog; „Das deutsche Theater in New York bis zum Jahre 1860“, von C. F. Fuch.

„Die Glocke“. Illustrierte Monatshefte für Literatur, Kunst und Wissenschaft. Evanston - Chicago. — Diese vorzügliche, den höchsten Interessen der Deutschen in Amerika gewidmete Zeitschrift beginnt jetzt ihren dritten Jahrgang. Es ist das eine um so erfreulichere Thatsache, als Viele, angesichts vieler früherer Fehlschläge deutsch-amerikanischer literarischer Unternehmungen auf gleichem Gebiet, die Sorge hegten, auch dieses werde nicht lebensfähig sein. Aber „die Glocke“ lebt und blüht kräftig, und es unterliegt keinem Zweifel mehr, daß sie bestimmt ist, noch lange zu läuten. Sie wird es, wenn es ihr gelingt, ihre bisherigen ausgezeichneten Mitarbeiter zu halten, und gleich ausgezeichnete neue zu gewinnen. Ihr Weihnachtsheft konnte nach Ausstattung wie Inhalt mit den vornehmsten Monatschriften des Vaterlandes in die Schranken treten.

Daytoner Volkszeitungs-Kalender für 1908. Er zeichnet sich wie in früheren Jahren auch diesmal in Ausstattung und Inhalt vor den meisten seines Gleichen vorthellhaft aus.

German-American Annals, (zweimonatliche Zeitschrift, gewidmet dem vergleichenden Studium der historischen, lite-

rarischen, sprachlichen, Erziehungs- und Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und Amerika). Neue Folge. Vol. 6, Heft 1, Januar und Februar 1908. Herausgegeben von der German-American Historical Society, Philadelphia. Enthält die Fortsetzung der im fünften Jahrgange begonnenen, aus eifrigen Studien in deutschen und amerikanischen Archiven hervorgegangenen, durch viele Abbildungen und Fac-Similes erläuterten eingehenden- und historisch höchst werthvollen Arbeit von Prof. Marion C. Learned: „The life of Francis Daniel Pastorius, the founder of Germantown“; ferner „Provincialism in Southeastern Pennsylvania“ und Berichte über die Jahres-Versammlung und das Bankett der „Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft“ und die Jahres-Versammlung des Philadelphia Zweiges der Vereinigung deutscher Studenten in Amerika.

Sixteenth Report of the Society for the History of the Germans in Maryland. 1907. Enthält neben den Jahresberichten 16—22 die nachstehenden Abhandlungen: „Als Deutsche in Venezuela regierten.“ Vom Ver. Staaten-Bezirksrichter Otto Schoenrich, Arecibo, Porto Rico. — „The Germans in the defense of Baltimore in the War of 1812 to 1814.“ By L. P. Hennighausen. (An anderer Stelle in Uebersetzung wiedergegeben). — „Das Baltimorer Blumenpiel.“ (Comite-Bericht). — Der Bildhauer „William Henry Knehart“, eine Skizze von L. P. Hennighausen. — Nachrufe auf Eberhardt Niemann, Georg Wilhelm Gail (mit Bild); Carl Schurz; Prof. Otto Fuchs (mit Bild); Rev. Eduard Huber (mit Bild); Charles W. Schneidereith (mit Bild); Alexander H. Schulz.

„Wir können uns nicht oft und eindringlich genug zurnen, daß die Wurzeln unserer Kraft in der Kenntniß und Pflege der deutsch-amerikanischen Geschichte ruhen. Wie uns aus dieser Kenntniß zuerst das stolze Gefühl quillt, trotz unserer Vereinzelung und Zerstreuung über das ganze Land

hin, einem Volksstamme anzugehören, der sich ruhmreich seit Jahrhunderten hier bewährt hat, so tritt uns im Spiegel unserer Geschichte auch das Bild unserer höchsten Aufgabe, unseres historischen Berufes in Amerika entgegen.

Julius Goebel.

biet zwischen den Flüssen Illinois und Wisconsin, von deren Mündungen bis zu deren Quellen aufgegeben; und am 30. December 1805 hatten die Piankeshaw auf 2,616,924 Acres im östlichen Illinois, nördlich und südlich von Vincennes, dem Wabash entlang, verzichtet. So daß thatsächlich das ganze Gebiet von Illinois im rechtlichen Besitz der Ver. Staaten war. Aber die Indianer hatten trotzdem das vertragsmäßige Recht, es als Jagdgrund zu benutzen, so lange das Land im Besitz der Bundesregierung blieb, d. h. bis zum Uebergang desselben in Privateigenthum.

Daß Privatpersonen nicht warteten, bis die Bundesregierung die Ländereien zum Verkauf ausbot, sondern sich eigenmächtig und ohne jeden Rechtstitel auf denselben niederließen und dadurch die Jagdgründe der Indianer beschränkten, erregte leicht-verständlichermaßen deren Widerstand, der sich zwar nicht in offener gemeinjamer Auflehnung, wohl aber in häufigen Ueberfällen vorgezogener Ansiedlungen und Raubzügen seitens kleiner Banden äußerte, die von Seiten der Weißen blutige Rache hervorriefen.

Auf diejen von beiden Seiten mit großer Grausamkeit geführten Kleinkrieg näher einzugehen, ist in dieser Darstellung nicht nöthig, weil eingewanderte Deutsche so gut wie gar nicht und deutsche Nachkommen, da sie in dem verhältnißmäßig sicheren Süden des Staates wohnten, nur wenig davon betroffen wurden. Nur, daß letztere selbstverständlich zu den Milizen, die von Zeit zu Zeit zum Schutz gegen drohende oder zur Bestrafung verübter Gewaltthaten der Indianer aufgeboden wurden, ihren guten Antheil stellten.

Es wird genügen, die größeren Ereignisse dieses Kampfes aufzuführen. Sie sind der Krieg von 1812—1814, der Winnebago-Krieg im J. 1827, und der Blackhawk-Krieg 1831—32.

Was den ersteren betrifft, so hatte England alter Gewohn-

heit gemäß die Indianer in Sold genommen und sie auf die westliche Grenze gehegt. Aus der Menge der von ihnen verübten Gewaltthaten ragt die Niedermeglung der Garnison von Fort Dearborn (Chicago) und der sie begleitenden Frauen und Kinder, als diese erhaltenem Befehle gemäß, das Fort verließen, um sich nach Detroit zurückzuziehen, (am 15. August 1812) als besonders traurig hervor. Er führte auch im November desselben Jahres zur Zerstörung des französischen Dorfes Peoria durch gegen die Indianer ausgesandte Illinoiser Milizen, weil der Befehlshaber dieser Expedition, Major Craig, durch lügenhafte Berichte getäuscht, sich dem Glauben hingab, daß die Bewohner des Ortes es mit den Indianern hielten. Die unglücklichen Bewohner desselben wurden nach Cahokia gebracht, und erst acht Jahre später durch den Congreß nothdürftig entschädigt.

Nach Beendigung des Krieges 1812—1814 verhielten sich die Indianer zwar ruhiger, weil sie von England nicht mehr aufgestachelt und unterstützt wurden, doch kamen immer noch kleine Raubzüge vor, und häufige Vieh- und Pferdediebstähle, die man ihnen, nicht immer mit Recht, zur Last legte. Und im J. 1827 schien es wieder zu einem größeren Ausbruch von Feindseligkeiten kommen zu wollen.

Die Veranlassung dazu gaben die im J. 1819 entdeckten Bleigruben bei Galena*) im nordwestlichen Winkel des

*) Im April 1819 hatte Jesse W. Shull 10 Meilen oberhalb der Mündung des Mecapissipo (Fever River) auf einer Insel eine Handelsstation errichtet, und hörte bald darauf von Indianern, daß sie in der Nähe von Galena Blei gefunden hätten, und zog auf deren Aufforderung dorthin. Ihm schloß sich im J. 1820 A. P. van Metre an, und im gleichen Jahre kam der mit einer Indianerin verheirathete Dr. Samuel Mure, der Galena den Namen gab. Weitere Bleilager wurden 1825 und 1826 entdeckt, und 1827 fol-

Staates. General Harrison hatte zwar dort den Sacs und Foxes 1804 ein Gebiet von 15 Meilen im Quadrat abgekauft, aber die dortige Gegend wurde auf Grund langjähriger Benutzung vom Stamme der Winnebago Indianer als Jagdgrund beansprucht. Sie lehnten sich gegen die Ausnützung der Gruben durch die Weißen und das Umsichgreifen weißer Ansiedlungen um dieselben herum auf, als dieselben über die 15 Meilen-Grenze hinausgingen. Aber da sie sich nicht stark genug fühlten, es allein mit den Weißen aufzunehmen, suchten und fanden sie Hilfe bei den Sioux, deren Jagdgründe nördlich von Prairie du Chien lagen, und die damals gerade den Amerikanern auffällig waren, weil einige ihrer Leute, die in der Umgegend von Fort Snelling einige Krieger vom Stamme der Chippewa ermordet hatten, vom Commandanten des Forts an die Chippewa zur Bestrafung ausgeliefert worden waren. Die Sioux versprachen, sofort zu helfen, sobald die Winnebago den ersten Schlag geführt hätten. Diese erschlugen darauf zwei Weiße in der Umgegend der Bleigruben, und fanden bald einen sehr gerechten Anlaß zum Losschlägen. Denn am 30. Juli 1827 hatte die Mannschaft zweier nach Fort Snelling bestimmter Proviant-Böte, die bei einem großen Winnebago-Dorfe oberhalb von Prairie du Chien angelegt hatten, nachdem sie die ganze Gesellschaft betrunken gemacht, eine Anzahl junger Squaws entführt und mißbraucht. Ein Versuch der Indianer, die Verüber der Schandthat bei ihrer Rückkehr von Fort Snelling zu bestrafen, war zwar nicht völlig erfolgreich, doch wurden auf dem einen Boot zwei der Mannschaft getödtet und viele derselben verwundet. Das andere Boot war in der Dunkelheit unverfehrt entkommen.

Ien bereits 1600 Mann in den Gruben gearbeitet haben. — Da Peoria der nächste Ort von einiger Bedeutung war, entwickelte sich zwischen dort und Galena ein sehr lebhafter Frachtverkehr.

Die Nachricht von diesem Vorfall rief im ganzen Norden des Staates große Aufregung hervor. Galena, wohin sich die weiße Bevölkerung aus den angrenzenden Bezirken flüchtete, wurde in Vertheidigungszustand gesetzt, und die waffenfähige Mannschaft einexercirt. Und in den Counties Morgan und Sangamon wurde ein Regiment ausgehoben und nach Galena gesandt. Indessen war, als dieses dort ankam, der Krieg bereits beendet. Denn General Atkinson war mit 600 Mann Bundestruppen und den Galenaer Milizen sofort nach Norden und bis zu der Wasserscheide zwischen dem Fox und dem Wisconsinfluß marschirt, und hatte die Sioux und Winnebago gezwungen, um Frieden zu bitten, und auf alle Ansprüche auf das Land südlich vom Wisconsin-Fluß zu verzichten.

Sehr bald darauf aber kam es zu einem viel ernstlicheren und langwierigeren Zusammenstoß, und zwar mit den Sac und Fox Indianern. Diese hatten, wie wir wissen, im J. 1804 durch den mit Gouverneur Harrison abgeschlossenen Vertrag ihren Ansprüchen auf das Land zwischen dem Illinois- und Wisconsin-Flusse entjagt; und damit auch ihrem Hauptsitze, dem großen, angeblich 7000 Bewohner fassenden Dorfe an der Mündung des Rock River. Aber erst im J. 1830 zogen sie, nachdem die Ver. Staaten diese Stätte an weiße Ansiedler verkauft hatten, über den Mississippi. Sehr widerwillig. Denn seit anderthalb Jahrhunderten hatten sie hier ihre Heimath und Hauptstadt gehabt, und überdies lag eine Nothwendigkeit für den Verkauf und für ihre Vertreibung gar nicht vor, da die Grenze der weißen Ansiedlungen noch fünfzig bis sechzig Meilen weit südlich lag. Und nachdem sie sich dem Unvermeidlichen anfangs gefügt, kehrte ein Theil von ihnen unter dem Häuptling Black Hawk im Frühjahr 1831 mit dreihundert Kriegern und mit Weibern und Kindern nach Illinois zurück, mit der

Erklärung, daß alle früheren Verträge durch Betrug erlangt und null und nichtig seien. (Ein anderer Theil unter dem den Amerikanern freundlichen oder doch deren Ueberlegenheit erkennenden Häuptling Keokuk verblieb auf der Westseite des Mississippi.) Black Hawk war ein bedeutender Mann. Er hatte die Häuptlingswürde nicht ererbt, sondern sich durch Tapferkeit und militärisches Genie zu derselben aufgeschwungen. In den zahlreichen Kämpfen seines Stammes mit den Osage und den Cherokee-Indianern soll er nie eine Schlacht verloren haben. Im Kriege von 1812 hatte er den Amerikanern seine Hülfe angeboten. Als diese dieselbe ablehnten, zog er mit seinem Anhang nach Green Bay und ließ sich von den Briten anwerben, denen er in zwei Schlachten weisentliche Dienste leistete. Er erhielt von ihnen dafür den Titel General und eine Pension, und seine Gefolgschaft führte seitdem den Namen „die britische Bande!“

Die Nachricht von Black Hawk's Rückkehr verbreitete im ganzen Staate gewaltigen Schrecken, und Gouverneur Reynolds rief sofort 700 Mann Milizen zu den Waffen, und der in St. Louis kommandirende General Gaines sandte 10 Compagnien regulärer Bundesstruppen nach Rock Island. Nachdem eine am 7. Juni abgehaltene Conferenz mit Black Hawk und seinen Unterhäuptlingen diesen nicht zur Nachgiebigkeit veranlaßt hatte, wartete Gen. Gaines noch, bis die Illinoiser Milizen zur Stelle waren (statt 700 waren 1600 zu den Waffen geeilt) und griff dann das Indianerdorf an, das sie indessen verlassen fanden. Black Hawk war in der Nacht vorher mit den Seinigen, sowie einer Anzahl von Winnebago- und Pottawatomie-Indianern über den Fluß zurückgegangen. Das Dorf wurde niedergebrannt. Am 30. Juni 1831 unterzeichnete Black Hawk einen Vertrag, worin die britische Bande der Sac-Indianer sich ver-

Deutsche und deutsche Nachkommen in Illinois

pflichtete, ohne Erlaubniß des Präsidenten der Ver. Staaten oder des Gouverneurs von Illinois niemals wieder den Boden östlich vom Mississippi zu betreten. Damit schien der Kampf beendet, in dem merkwürdiger Weise nicht ein Tropfen Blut vergossen war.

Aber schon im nächsten Frühjahr (6. April) kehrte Black Hawk mit einer größeren Zahl von Kriegern zurück, da er von dem Propheten der Winnebago, White Cloud, das Versprechen erhalten hatte, daß die Engländer sowohl wie die Ottawa, Chippewa, Pottawatomie und Winnebago-Indianer ihm helfen würden, sein Dorf und das Land ringsum wiederzugewinnen. Er zog mit seinen Leuten den Rock River hinauf, unter dem Vorwande, einer Einladung der Winnebago zu gemeinsamer Gewinnung einer Ernte zu folgen. Einem Befehl des General Atkinson, der in Fort Armstrong kommandirte, sofort über den Mississippi zurückzukehren, setzte er die Erklärung entgegen, er würde nur der Gewalt weichen, beabsichtige aber nicht, die Weißen zuerst anzugreifen.

Neuer Schrecken im ganzen Staate war die Folge. Alle Ansiedler in den vorgehobenen Grenzbezirken flüchteten in die dichter besiedelten Gegenden, oder in die Forts, oder errichteten selbst hölzerne Verschanzungen. Von Neuem wurde ein großes Miliz-Aufgebot erlassen, und Gen. Atkinson sandte Couriere nach Washington, auf Verstärkung der Bundesstruppen dringend.

Schon am 22. April fanden sich 1600 Mann Milizen in dem zum Sammelplatze bestimmten Beardstown ein, wo sie hauptsächlich mit Hilfe von Franz Arenz mit Waffen ausgerüstet und verproviantirt wurden. Am 27. April machte sich die kleine Armee zur Verfolgung Black-Hawk's auf, in dessen Nähe sie nach schwierigen Hin- und Her-

märjchen durch das wegelose und mit dichtem Gestrüpp bedeckte, vielfach jumpfige Gelände am 10. Mai in der Gegend des heutigen Dixon gelangten. Dort wurde einstweilen das Hauptquartier aufgeschlagen. Am nächsten Tage gelang es dem mit 275 Mann gegen ihn ausgejandten Major Stillman am Old Man's Creek in Ogle County Fühlung mit ihm zu bekommen, — zu seinem Schaden. Denn er wurde von einer Abtheilung von nicht mehr als 50 Indianern in schimpfliche Flucht geschlagen, und bis nach Dixon verfolgt. Der Bach heißt seitdem Stillman's Run. Es war das erste Blutvergießen in diesem Kriege. Elf der Milizen und sieben Indianer waren gefallen. Und es machte vorläufig der weiteren Verfolgung Black Hawk's ein Ende, weil die Milizen, die in ihrem patriotischen Eifer ihre Frühjahrs-Geldarbeit verlassen und auf einen so langen Feldzug nicht gerechnet hatten, nach Hause begehrtcn. Nur mit großer Mühe gelang es, etwa die kleinere Hälfte zum Bleiben zu bewegen, bis der Gouverneur ein neues Aufgebot ausgeschrieven hatte, um die Ansiedlungen nicht ganz ohne Schutz zu lassen.

Dies neue Aufgebot fand die gleiche Bereitwilligkeit, wie das erste. Bis Mitte Juni waren 3192 Mann zur Stelle, und es folgte ein neuer Feldzug, der wieder mit einer neuen Niederlage begann, indem am 26. Juni der Oberst Dement sich mit einer Anzahl seiner Leute bei Kellogg's Grove in McLean County hatte in einen Hinterhalt locken lassen. Aber nach wochenlanger, an Entbehrungen und Strapazen und widrigen Zwischenfällen reicher Verfolgung — einmal entliefen in panischem Schrecken die sämtlichen Pferde und konnten erst nach tagelangem Suchen wieder eingefangen werden — gelang es einer Miliz-Brigade unter dem Befehl des Generals James D. Henry, den nothwärts ausgewichenen Black Hawk am 21. Juli am Wisconsin-Fluß zu errei-

den, zum Kampfe zu zwingen und mit großem Verluste zu schlagen, während der der Amerikaner sehr unbedeutend war. General Henry folgte dann dem in eiliger Flucht sich westwärts wendenden demoralisirten, von Lebensmitteln völlig entblößtem Feinde, und erreichte denselben am 2. August an der Mündung des Bad Axe-Flusses, im Begriff über den Mississippi zu setzen. Mit Hilfe eines Kanonenbootes, anderer Milizen und einer Anzahl Bundesstruppen unter General Atkinson wurde hier der letzte Rest der „British Band“ und ihrer Bundesgenossen aufgerieben. Etwa 150 der Krieger blieben auf der Wahlstatt, ebenso viele ertranken wahrscheinlich beim Versuch, über den Mississippi zu entkommen. Die Frauen und Kinder wurden meist zu Gefangenen gemacht.

Fünf Tage später traf auch noch General Scott mit dem kleinen Rest der neun Artillerie-Compagnien ein, mit denen er von Fortreb Monroe ausgezogen war und die unterwegs ausbrechende asiatische Cholera ihm übrig gelassen hatte. Er fand nichts mehr zu thun, als beim Abschluß des Friedens behülflich zu sein.

In diesem verzichteten die Winnebago auf alles Land östlich vom Mississippi und südlich von Green-Bay gegen \$70,000, welche die Ver. Staaten in zehn Jahreszahlungen zu entrichten hatten, und gegen das Versprechen, daß ihnen westlich vom Mississippi große Jagdgründe gewährt, und für ihre Kinder Schulen errichtet und zwanzig Jahre lang unterhalten werden sollten; sowie daß man sie mit Vieh und landwirthschaftlichen Geräthen versorgen und im Gebrauch der letzteren unterrichten werde.

Die Sacs und Foxes mußten alle Ansprüche auf Landbesitz in Iowa und Wisconsin aufgeben, doch wurde ihnen eine jährliche Unterstützung von \$20,000 auf 30 Jahre gewährt. Nur Neokuf und seiner Gefolgschaft wurde gestattet,

in Iowa zu verbleiben, wo ihm eine Reservation von 40 Meilen im Gebiete zugewiesen wurde. Das Anerbieten, auf denselben Schulen zu errichten, lehnte er mit dem Bemerkten ab, daß seiner Erfahrung gemäß Bildung den Indianer nur schlechter mache.

Durch diese Verträge gingen 30 Millionen Acres werthvollen Landes in den unbedingten Besitz der Ver. Staaten über. Und ein Jahr später, am 26. September 1833, wurde in Chicago mit der „Vereinigten Nation der Chippewa, Ottawa- und Pottawatomie-Indianer“ ein Vertrag abgeschlossen, worin ungefähr 5,000,000 Acres am westlichen Ufer des Michigan-Sees in Illinois und Wisconsin an die Ver. Staaten abgetreten wurden. Der Vertrag war so abgefaßt, daß das ganze ursprüngliche Nordwestgebiet jetzt in die abgetretenen Ländereien eingeschlossen war, — einige unbedeutende Reservationen abgerechnet. — Als Entgelt erhielten die genannten Indianer 5,000,000 Acres westlich vom Missouri und freie Reise dorthin, und etwa \$350,000 in theils sofortigen, theils Jahreszahlungen. Der Vertrag, der von 76 Häuptlingen unterzeichnet war, gewährte eine Frist von drei Jahren für die Uebersiedlung. Diese wurde auch im großen Ganzen in dieser Zeit bewerkstelligt, doch noch Anfangs der vierziger Jahre tauchten hier und da kleinere Banden auf, die bittend durch's Land zogen.

Black Hawk und White Cloud, welche zwar in dem Gefecht am Bad Axe über den Mississippi entkommen, aber bald nachher aus alter Feindschaft von Sioux-Häuptlingen gefangen genommen und ausgeliefert worden waren, wurden im nächsten Frühjahr nach Washington gesandt und einige Monate in Fortress Monroe internirt, dann aber, um ihnen das Verständniß für die Macht der Weißen zu eröffnen, unter Führung eines Majors über Baltimore, Philadelphia, New York, Albany, Buffalo und Detroit nach Hause geschickt. Die Reise

gestaltete sich für sie durch die Neugier der Amerikaner zu einem förmlichen Triumphzuge. — Black Hawk ließ sich bald nachher am Des Moines-Fluß in Iowa nieder und starb dort 72 Jahre alt im J. 1839.

Achter Abschnitt.

Die Finanzlage des jungen Staates.

Verkehrsmittel und sonstige allgemeine Zustände.

Groß waren die finanziellen Schwierigkeiten, mit welchen der junge Staat gleich anfangs zu kämpfen hatte. Seine Einkünfte rührten fast ausschließlich von einer Steuer her, die auf das nichtanwässigen Personen gehörige Land gelegt wurde, und diese Steuer belief sich den Büchern zufolge im J. 1818 auf \$7510.44. Der wirklich eingegangene Betrag war wahrscheinlich beträchtlich geringer. Denn obwohl Nichtbezahlung der Steuer die Erhöhung derselben auf das Dreifache und Zwangsverkauf des Steuerobjekts durch den Sheriff zur Folge hatte, so fanden sich nicht immer Käufer, und die Sheriffs pflégten in der Verabfolgung der eingenommenen Gelder sehr saumselig zu sein, — ja es kam vor, daß sie sich geradezu weigerten, die Steuern für den Staat einzutreiben. Hatten sie doch ihre liebe Noth, die Steuern für ihr County zu erheben, welche auf die Ländereien der Anwässigen und auf das bewegliche Eigenthum gelegt waren, zu welch' letzterem auch die Sklaven und festverdingenen Diensthboten gezählt wurden.

Daß trotz der Bescheidenheit der den Staats-Beamten aus-
geworfenen Gehälter: Gouverneur und jeder der drei Ober-

richter \$1000, Staats-Sekretär \$600, Staats-Auditeur \$700, Staats-Schatzmeister \$500, — die sonstigen Unkosten des Staats, die Legislatur, die Gerichte, die Miethe der Officen, die Gehälter der Unter-Beamten, aus der noch verbleibenden Summe nicht bestritten werden konnten, ist verständlich, und es ist deshalb nicht zu verwundern, daß auf Anrathen des Gouverneurs Bond die erste Legislatur eine Staatsanleihe von \$25,000 aufnahm. Die freilich hätte bei der reißend schnellen Zunahme der Bevölkerung wenig auf sich gehabt, wären nicht andere Uebel gewesen, an denen Illinois gemeinsam mit dem ganzen Lande, oder mindestens gemeinsam mit dem ganzen Nordwesten und einem großen Theil des Südwestens krankte — Mangel an wirklichem Gelde, eine tolle Spekulation und ein tolles Bankwesen.

Schon während der Territorialzeit hatte die Legislatur, dem Beispiel von Ohio, Kentucky und Missouri folgend, die Erlaubniß zur Errichtung mehrerer Banken gegeben. Die gaben Papiergeld in schwerer Menge aus, ohne sich betreffs ihrer Fähigkeit, dasselbe einzulösen, Sorge zu machen, und die Folge war, daß Papiergeld im Ueberfluß in Umlauf kam, und ein ungemessener Credit gegeben und genommen wurde. Die Kaufleute füllten ihre Läden mit Waaren auf Credit, und fanden dafür, auch auf Credit, reichen Absatz. Das Land stieg im Preise — auf Credit, und eine ungeheure Landspeculation setzte ein. Riesige Stücke von Regierungsland, das damals für \$2 per Acre abgegeben und wo für das Bankgeld in Zahlung genommen wurde, gingen in Privatbesitz über, da nur ein Viertel des Preises angezahlt zu werden brauchte, und der Rest fünf Jahre Zeit hatte; Häuser wurden auf Credit gebaut. Ein Jeder rechnete darauf, daß bei dem stetig zunehmenden Strom von Einwanderern Alles sich mit beträchtlichem Gewinn werde in kurzer Zeit zu Gelde machen lassen.

Schon im J. 1819 wurde es klar, daß die tolle Wirthschaft ein Ende haben müsse. Ueberall begannen die Banken zu wanken, das Papiergeld verlor an Kauffkraft, — Gold und Silber waren schon längst durch dasselbe vertrieben. Da versuchte die Legislatur von Illinois den drohenden Zusammenbruch aufzuhalten, indem sie einen Freibrief für eine neue Bank erließ, die ein Kapital von \$2,000,000 — in Aktien von je \$100 — haben, und ihre Thätigkeit beginnen sollte, sobald 15 Prozent davon unterschrieben wären. Ihre Schulden sollten niemals das Doppelte ihres Kapitals übersteigen; für jeden Betrag darüber hinaus sollten die Beamten persönlich verantwortlich sein. Sie sollte Darlehen machen dürfen auf Metallgeld, Wechsel und auf für verkaufte Waare und Bodenerzeugnisse ausgestellte Schuldscheine. Diese Bank trat aber nie in's Leben, denn Niemand kaufte auch nur eine Aktie derselben.

Im J. 1820 war das Unglück im vollen Gange. Die Banken der Nachbarstaaten waren bereits bankrott, die Illinoiser hatten vorläufig ihre Zahlung eingestellt. Die Einwanderer, auf die man gerechnet hatte, kamen zwar, aber sie brachten nur wenig Geld, und wollten Land nur entweder von der Regierung selbst oder zum Regierungspreise kaufen; die auf Spekulation gekauften Ländereien blieben deshalb ohne Absatz; die Besitzer konnten ihre Steuern nicht zahlen, Kaufleute ihre großen Vorräthe nicht los werden und ihre Zahlungen nicht machen; — kurz allgemeiner Ruin drohte.

Die Legislatur machte deshalb noch einen Versuch, denselben abzuwenden. In ihrer Sitzung von 1820—21 erklärte sie sich bereit, den Credit des ganzen Staates zum Betrage von \$500,000 zu verpfänden, indem sie die „Staatsbank von Illinois“ in's Leben rief, mit folgenden wunderbaren Bestimmungen:

Die Bank mußte einem Jeden, der es verlangte, zu 6 Prozent Zinsen bis zu \$1000 borgen, wofür bis zu \$100 seine persönliche Sicherheit genügen sollte, für eine höhere Summe Grundeigenthum von genügendem Umfange verpfändet werden mußte. Niemand sollte mehr als \$1000 borgen dürfen. Die Noten der Bank erhielten gesetzliche Zahlkraft für Steuern, Gerichtsgebühren, Gehälter der öffentlichen Beamten, und für gerichtlich beizutreibende Gelder. Die Hauptbankstelle sollte in der damaligen Staatshauptstadt Vandalia sein; Zweigbanken in Edwardsville, Brownsville, Shawneetown und dem Countyfig von Edwards County errichtet werden dürfen. Jedes der damals bestehenden Counties — 15 an der Zahl — war zu einem Mitglied des Direktoriums berechtigt, das nebst den Beamten von der Legislatur gewählt wurde. Dreihunderttausend Dollars in Noten sollten sofort ausgegeben und an die Zweigbanken im Verhältniß zur Bevölkerungszahl der ihnen zugewiesenen Bezirke vertheilt werden, und der Staat Illinois verbürgte ihre Einlösung in Zeit von zehn Jahren mit 2 Prozent jährlicher Zinsen.

Statt eine Besserung zu schaffen, hatte diese Maßregel nur eine Verschlimmerung zur Folge. Jeder, der nicht offenbar unsicher war, verlangte seine \$100, und Jeder, der unbelastetes Grundeigenthum besaß, seine \$1000, und erhielt sie, zumal die Politiker, die zu Direktoren und Beamten gewählt wurden, mehr auf den politischen Einfluß der borgenden Persönlichkeit als auf den Werth der gestellten Sicherheit sahen. Und so waren die \$300,000 bald aufgebraucht. — Nur ein sehr geringer Theil davon ist je zurückgezahlt worden.

Wie vorauszusehen war, sank dieß Staatspapiergeld schnell im Werthe, und da die Steuern damit bezahlt werden konnten und selbstverständlich auch bezahlt wurden, gerieth die ganze Staatsmaschinerie in die größte Verlegenheit.

Denn da die Steuerauflage den Voranschlag der Ausgaben nicht übersteigen durfte, so stellte sich ein mit der Entwerthung der Banknoten entsprechendes Defizit ein, das im J. 1824 schon drei Viertel der gesammten Auflage betrug. Um diesem Ausfalle zu begegnen, votirte die Legislatur den dreifachen Betrag der Voranschläge, auf Grund deren die Staatssteuern ausgeschrieben waren, so daß, wenn letztere \$30,000 gewesen waren, für \$90,000 Auditor's Anweisungen ausgegeben wurden, und erließ ein Gesetz, wonach gegen eine Schuld nur für deren dritten Theil ein gerichtliches Zwangsurtheil erlassen werden konnte, und wonach Grundeigenthum für eine andere Schuld als eine Hypothek nicht haftbar gemacht werden durfte.

Die Bank wurde im J. 1831 mit Hülfe einer Staats-Anleihe von \$100,000 abgewickelt, und obwohl dadurch der Credit des Staates gerettet wurde, büßten die meisten der Mitglieder der Legislatur, die für die Anleihe gestimmt hatten, ihre Popularität ein.

Uebrigens war in der letzten Hälfte der zwanziger Jahre eine Besserung wenigstens der Staatsfinanzen dadurch eingetreten, daß der Ertrag aus der Steuer auf die Nicht-Anfälligen gehörigen Ländereien beständig stieg, und in den zwei Jahren 1829 und 1830 die Gesamt-Summe von \$70,237 erreichte, während die Staatsausgaben für den gleichen Zeitraum nur \$40,000 erforderten.

Somit aber dauerte der Geldmangel fort. Was die Zuzügler vom Osten brachten, und für ihre Landankäufe und ihre ersten Bedürfnisse verausgabten, wanderte sehr schnell als Zahlung für bezogene Waaren nach dem Osten zurück. Einen Absatz landwirthschaftlicher Produkte nach dem Osten und Süden gab es noch nicht. Denn auch noch während des dritten Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts baute die Mehrzahl der Ansiedler nicht mehr an, als sie für die eigenen Be-

dürfnisse nothwendig brauchten, und selbst wenn schon etwas für die Ausfuhr übrig gewesen wäre, so konnten, bei den mangelhaften Verkehrsmitteln und der weiten Entfernung von den Absatzmärkten, die Kaufleute nicht wagen, dem Verderben ausgelegte Produkte als Zahlung für ihre Waaren zu nehmen. Nur solche Artikel, welche ohne Schaden längere Zeit aufbewahrt werden konnten, wie das in den Wäldern noch massenhaft vorhandene Wachs, Hirschfelle, Pelze und auch noch Talg, fanden als Eintauschmittel — noch bis in die vierziger Jahre hinein — Gnade. Wer sie nicht beschaffen, und doch der kaufmännischen Waare nicht entbehren konnte, mußte mit einer Hypothek auf sein Grundeigenthum zahlen, — ein Gebrauch, der in sehr vielen Fällen mit dessen Verlust an den Kaufmann endete.

Die Verkehrsmittel waren wie gesagt noch sehr dürftig. Landstraßen, die diesen Namen verdienten, gab es kaum; Eisenbahnen natürlich noch keine, und trotz der großen Ströme, von denen Illinois umschlossen, und der vielen schiffbaren Flüsse, von denen es durchflossen ist, kaum einen Flußverkehr — außer vom südlichen Illinois aus mit New Orleans und den Ohiostrom aufwärts mit Cincinnati und Pittsburg. Nur höchst selten kam ein Dampfboot den Illinoisfluß bis Beardstown oder gar bis Peoria hinauf. Für den Illinois-Michigan-Kanal,*) dessen Bau schon seit 1818

*) Die Legislatur hatte im J. 1821 für die Vermessung der Strecke \$10,000 bewilligt. Die Arbeit wurde zwei jungen Leuten übertragen, welche die Kosten der Anlage auf \$600,000 bis \$700,000 einschätzten. Im J. 1825 ertheilte, um das Geld aufzubringen, die Gesetzgebung die Erlaubniß zur Incorporirung der Illinois-Michigan-Canal-Gesellschaft. Doch fanden sich keine Käufer für deren Aktien. Im J. 1826 kam, auf Andringen des Illinoiser Abgeordneten Daniel P. Cook, der Congreß dem Unternehmern durch eine Schenkung von 800,000 Acres Land zu Hülfe. Es

betrieben wurde, waren nur die ersten oberflächlichen Vermessungen gemacht, eine Menge von der Legislatur beschlossener Fluß-Verbesserungen auf dem Papier stehen geblieben. — Auch der meist durch reitende Boten besorgte Postverkehr war schwach. Erst 1818 wurde Velleville in ihn einbezogen; 1822 eine Route zwischen Edwardsville in Madison County, Springfield und Peoria, 1824 eine von Vandalia nach Springfield, 1826 eine von Chicago nach Springfield und eine nach Galena eingerichtet, und seit 1828 verkehrte ein vierspänniger Postwagen zwischen Vincennes und St. Louis. Erst 1832 kam eine Route zwischen Shelbyville und Chicago über Decatur hinzu, und im gleichen Jahre wurde die erste Route nach Norden — von Chicago nach Green-Bay — eröffnet. Daß bei den schlechten Wegen und dem Mangel an Brücken, und den bis zu der gänzlichen Vertreibung der Indianer von diesen drohenden Gefahren, die Post höchst unregelmäßig eintraf, ist kaum besonderer Erwähnung werth.

Diesem Zustande entsprachen die übrigen. Im J. 1830 zählte die Bevölkerung von Illinois erst 102,234 Köpfe, es kamen also nicht ganz 2 auf die Quadratmeile, d. h. den Durchschnitt vom ganzen Staat gerechnet, — im mittleren Illinois vielleicht ein halber auf die Quadratmeile, im nördlichen nicht mehr als 1 auf 10 Quadratmeilen. Noch waren weite Strecken ganz unbewohnt; noch lagen die einzelnen Farmen oft meilenweit von einander. Noch mußten die Meisten ihren Mais im ausgehöhlten Baumstamm stampfen, oder auf blecherner Reibe reiben, um Mehl zu erhalten. Denn nur wenige Mühlen waren gebaut, und sie den Meisten

wurden dann Commissäre ernannt, und nach neuen Vermessungen begann die Arbeit, die aber sehr bald wieder eingestellt wurde. In den Jahren 1834 und 1835 wurde ein neuer Anlauf gemacht, von 1838 bis 1842 ruhte in Folge der Panik die Arbeit ganz; erst die Jahre 1842—1848 brachten die Vollendung.

ihrer Entfernung halber unerreichbar. Noch wimmelten Wald und Prairie von Hirschen und sonstigem Wilde, von Wölfen und anderem Raubzeug. Noch wohnte man in selbsterrichteten Blockhütten, die oft ohne Fenster waren, und deren Eingang oft nur mit einem Vorhang, höchstens mit einer in Lederstrippen hängenden Thür verschlossen war. Und dieses Blockhaus enthielt oft nur einen einzigen Raum, der der ganzen Familie — nicht selten auch mehreren — als Wohn- und Schlafraum und als Küche dienen mußte. Höchstens, daß zum Schlafen noch ein niedriger Dachraum vorhanden war, den man auf der Leiter erklettern mußte. Ofen gab es nicht, aber die eine Längsseite der Hütte nahm ein gewaltiger Feuerplatz ein, von dem aus in Brand gesetzte große Baumblöcke dürftige Wärme verbreiteten und zugleich das Feuer zum Kochen und Backen lieferten. Das Kochgeschirr bestand oft nur aus einem eisernen Kessel, der an beweglichem Haken über dem Feuerplatz hing; zum Backen diente Wohlhabenderen eine eiserne Pfanne mit Deckel, die in heiße Asche gestellt und mit glühenden Kohlen bedeckt wurde; die Mermeren backten ihr Brot und ihren Maiskuchen auf geglätteten Brettern, die sie an's Feuer hielten. Das Tafelgeschirr bestand aus Blech und Holz, das Essen aus Maisbrot und Speck und Speck und Maisbrot, nur bei festlichen Gelegenheiten, namentlich wenn der herumreisende Geistliche zu Gast war, aus Hühnern — höchstens daß durch Erlegung eines Hirsches, oder von wilden Tauben oder Prairiehühnern, die es in Masse gab, einige Abwechslung in das Allerlei gebracht wurde.

Die Hauseinrichtung war dem Uebrigen entprechend. Tische und Bänke waren aus mit der Art zugehauenen Brettern und Stöcken gezimmert; an der dem Feuerplatz gegenüberliegenden Wand lagen die aus gleichem Material gebauten festen Bettkojen, meist zwei übereinander; an der einen

Wand neben dem Fenster stand der Webstuhl, und über der Thür hingen Jagdgewehr, Pulverhorn und Jagdmesser des Hausherrn. Die winzige Garderobe hing, wo an den Wänden Platz war, an hölzernen Pflöcken.

Auch in der Kleidung war der größere Theil der Bevölkerung noch wenig über die des Hinterwaldes hinausgewachsen. Noch bestand die der Männer vielfach aus von ihnen selbst oder den Frauen gegerbtem Girschleder, die der Frauen aus von ihnen selbst gesponnenem, gefärbtem und gewebtem Rattun; doch überwog bei den Männern das gleichfalls im Hause gefertigte „Jean“, ein derbes, geföpertes Baumwollenzeug, und das „Salt und Pepper“, ein aus Baumwolle und Wolle gemischter Stoff. Auf dem Kopf trug man eine Pelzkappe. Die Fußbekleidung bestand noch vorwiegend nach Indianer-Art aus Lederstrümpfen. Stiefel wären ein fast unerschwinglicher Luxus gewesen, auch wenn es nicht an Schuhmachern gefehlt hätte, und Schuhläden, in denen jeder Fuß sein Maß finden konnte, gab es noch nicht. Natürlich gab es Ausnahmen. Die wohlhabenderen Leute in den kleinen Städten, wie Belleville, Edwardsville, Shawncetown, Bandalia, Springfield, Kaskaskia, die Staatsbeamten, Richter, Advokaten und Aerzte und ihre Damen trugen sich selbstverständlich meist nach der im Osten herrschenden Mode.

Handwerker gab es nur wenige; Schuhmacher, Schneider, Maurer und Zimmerleute selbstverständlich nur in den kleinen Städten; denn auf dem Lande wurden wenigstens die beiden letztgenannten kaum gebraucht, weil es dort nur selten gemauerte Häuser gab, und jeder Landbewohner mit der Art umzugehen wußte. Auch Schmiede waren noch sehr selten. Sie gehörten der Mehrzahl nach der deutschen Nachkommenschaft Pennsylvanien's und Virginien's an, die auch, anscheinend wenigstens, die einzigen Büchsen- und Waffen-

schmiede waren und als solche — wie z. B. Philipp Crämer in Belleville — einen bedeutenden Ruf genossen. Sie und da gab es auch schon einen eingewanderten deutschen Handwerker, so den Maurer Vornemann in Belleville, und gegen Ende der zwanziger Jahre den Schneider Mast in Quincy.

Eine Landwirthschaft, die diese Bezeichnung verdiente, gab es noch nicht und stand nicht zu erwarten zu einer Zeit, wo der Landbesitzer von einer rationellen Landwirthschaft nichts wußte, und nur darauf aus war, sein Land und die armfeligen Nutz-Anlagen darauf (Blockhütte, Stall, Brunnen und rohe Zick-Zack-Einzäunung) sobald als möglich an einen Neuanfömmeling zu verkaufen; wo ein halber oder ganzer mit Mais bepflanzter Acre seinem Bedürfnisse an Brodfrucht genügte, sein wenig Vieh auf der Prairie und im Walde Winter wie Sommer reichlich Futter fand und Fischfang und Jagd ihm in übergemügendem Maße Fleischnahrung und auch das Tauschmittel lieferten, um Pulver und Blei und die andern Dinge einzuhandeln, deren er darüber hinaus bedurfte.

Von einem geistigen Leben und einer höheren Kultur, für welche ein gegenseitige Mittheilung ermöglichendes engeres Beisammenwohnen, eine allgemeine Durchschnitts- und eine höhere Bildung bei einem guten Theile der Bevölkerung unerläßliche Vorbedingungen sind, fanden sich nur geringe Spuren. Denn dazu wohnten die Leute zu weit auseinander und etwa ihre Hälfte konnte weder lesen noch schreiben.

Natürlich gab es einige Männer von erheblichem Wissen und geistiger Bedeutung. Aber ihre Zahl war zu gering, um die Masse zu durchdringen. Auch gab es schon eine Presse, die indessen, vornehmlich den politischen Streitigkeiten gewidmet, nicht oder wenig über das geistige Niveau ihrer Leser hinausging.

Neunter Abschnitt.

Die deutsche Einwanderung der dreißiger Jahre.

Solcher Art waren die wirthschaftlichen, politischen und gesellschaftlichen Zustände, welche die deutsche Einwanderung der 30er Jahre in Illinois antraf, und es ist leicht ersichtlich, daß die Menge tüchtiger, vielfach auch mit Geldmitteln versehener Landwirthe, die sie brachte, auf die wirthschaftliche Entwicklung des Staates in gleicher Weise fördernd wirken mußte, wie die verhältnißmäßig große Zahl gelehrter und geistig bedeutender Männer, die sie mit sich führte, hebend auf das geistige Leben.

Diese deutsche Einwanderung der dreißiger Jahre kam nahezu ausschließlich dem St. Louis naheliegenden Theile des südlichen Illinois — den Counties Madison, St. Clair, Randolph und Washington, und einigen weiter nördlich gelegenen Flußstädten und deren Umgebung, wie Quincy am Mississippi und Beardstown am Illinois-Fluß, zu gute. In Chicago, das seinen ersten deutschen Bewohner, den Marketen- und späteren Bäcker Matthias Meyer, während des Nachhauk-Krieges 1832 erhalten hatte, befanden sich noch im J. 1837, bei der ersten Stadtwahl, höchstens 25 eingewanderte deutsche Wähler und keiner darunter von irgend welcher höherer Bildung, — lauter dem Arbeiterstande angehörige, mittellose Leute. In der Umgegend, im nordwestlichen Theile von Cook County und im östlichen von Du Page County hatte sich seit 1834 eine Anzahl plattdeutscher Bauern aus Hannover und dem Schaumburgischen niedergelassen, die schon 1837 eine unirte Kirchengemeinde bildeten, welche dem erhaltenen Kirchenbuch*) zufolge 1839 bereits

*) Siehe D.-M. Geschichts-L. Band I, S. 64 u. folgende.

Deutsche und deutsche Nachkommen in Illinois

100 Kommunikanten zählte. Und im südwestlichen Theile von Du Page County hatten sich seit 1835 einige Glieder der Sekte der Albrechtsbrüder angesiedelt, die den Grund zu der nachmaligen großen Blüthe dieses Bekenntnisses im nordöstlichen Illinois legten. Sonst gab es in der nördlichen Hälfte von Illinois am Ende der dreißiger Jahre schwerlich mehr als drei bis vier Tausend eingewanderte deutsche Ansiedler, die in Joliet, Peru, Rock Island, Springfield, Galena, in Perkins Grove in Bureau County, in Black Partridge (dem späteren Courdes) in Tazewell County, in McHenry County, in Kane County (Murore), Woodford County (elsässische Mennoniten) und in Kendall County verstreut saßen. Doch mögen ja immerhin noch einige deutsche Zugvögel dagewesen sein, die sich nicht angesiedelt und kein Andenken hinterlassen haben.

Dagegen finden wir in den Grundbüchern des County Washington im südlichen Illinois allein 98 Deutsche, welche vor 1840 Regierungsland gekauft haben, und es läßt sich unschwer annehmen, daß ebenso viele Land aus zweiter oder dritter Hand erwarben. Das würde in jenem County allein auf eine deutsche Bevölkerung von 1000 schließen lassen, während in St. Clair County im J. 1839 die Zahl der Deutschen, die Grundeigenthum aus erster Hand besitzen, sich auf weit über 200 beläuft, so daß dort, mit Einrechnung der in den Städten und Ortschaften wohnenden Deutschen, die natürlich nicht aus erster Hand kaufen konnten, eine deutsche Bevölkerung von mindestens 2500 anständig gewesen sein muß. Auch in Randolph County saßen 1840 schon eine erhebliche Anzahl Deutsche, noch mehr in Madison County.

Da im J. 1840 St. Clair County 13,631, Washington 4810, Madison 14,433 Einwohner zählten, so ist ersichtlich, wie bedeutend dort damals schon der Prozentsatz der eingewanderten deutschen Bevölkerung war.

Zehnter Abschnitt.

Die gebildete deutsche Einwanderung.

Die geistig bedeutende Einwanderung der dreißiger Jahre, soweit sie durch die drückenden politischen Verhältnisse in der Heimath veranlaßt worden war, kam so gut wie ausschließlich nach St. Clair County. Aus ihr ragen durch den besonders sichtbaren Nutzen ihrer Thätigkeit besonders zwei hervor: der Jurist und spätere Oberrichter und Vicegouverneur von Illinois, Gesandter der Ver. Staaten in Spanien, und Schriftsteller **Gustav Körner**, und der ausgezeichnete Pädagoge **Georg Bunsen**, der durch die Einrichtung der ersten öffentlichen Schulen in St. Clair County, durch Begründung einer Musterschule in Belleville, in welcher er den angehenden Lehrern Gelegenheit gab, eine rationelle Lehrmethode kennen zu lernen, durch Besprechung pädagogischer Fragen in amerikanischen pädagogischen Zeitschriften und, als Mitglied des ersten Erziehungsrathes des Staates, durch Errichtung des ersten staatlichen Lehrerseminars (Staatsnormalschule bei Bloomington) sich um das öffentliche Schulwesen in Illinois wie kein Anderer vor und nach ihm verdient gemacht hat.

Gustav Philipp Körner, am 20. November 1809 in Frankfurt a. M. geboren, wo sein Vater eine Buch- und Kunsthandlung betrieb, hatte seit 1828 in Jena, München und Heidelberg studirt, und am 14. Juni 1831 sein Doktor-Diplom erhalten. Gleich beim Eintritt in die Universität hatte er sich der Burschenschaft angeschlossen, in welcher er in Folge seiner rednerischen Begabung eine erhebliche Rolle spielte; hatte 1832 am Hambacher Fest und am 3. April 1833 am Frankfurter Attentat theilgenommen, bei welchem er leicht verwundet wurde, und war dann über Frankreich nach Amerika geflüchtet. Er hielt sich bei der befreundeten Familie Engelmann, mit welcher gemeinsam

er die Reise über das Meer gemacht, auf deren Farm bei Belleville ein Jahr lang auf, studirte dann auf der Universität Lexington in Kentucky das englische Recht, wurde 1835 als Advokat zugelassen, und eröffnete ein Rechtsbureau in Belleville. Er betheiligte sich in Wort und Schrift lebhaft am politischen Leben und wurde 1840 vom Wahl-Collegium von Illinois als Vote nach Washington geschickt, um das amtliche Ergebniß der Präsidentenwahl zu überbringen. Im J. 1842 wurde er in die Gesetzgebung gewählt; 1845 zum Mitglied des Obergerichts ernannt und 1846 zu derselben Stelle gewählt; von 1852 bis 1856 war er stellvertretender Gouverneur des Staates Illinois. Er trug seine Reden in deutscher und englischer Sprache erheblich zur Wahl Lincoln's bei, und wurde, nachdem er das 43ste Illinoiser Infanterie-Regiment organisiert hatte, im August 1861 zum Obersten in der Freiwilligen-Armee ernannt und dem Stabe Fremont's, später dem des General Halleck zugetheilt, und 1862 zum Gesandten in Spanien ernannt, welche damals wegen der mexikanischen Angelegenheit besonders schwierige Stellung er mit großem Nutzen für die Ver. Staaten ausfüllte, so daß, als er sie am 1. Januar 1865 aus finanziellen Gründen niederlegte, er dem Präsidenten die Einwilligung dazu geradezu abzwängen mußte. Nach Illinois zurückgekehrt wurde er zum Mitglied und Präsidenten der Commission ernannt, welche das Soldaten-Waisenhaus zu erbauen und einzurichten hatte; 1868 war er Präsidentenwahlmann von Illinois; 1871 wurde er Mitglied und Präsident der neu errichteten Eisenbahn-Commission, legte das Amt aber 1873 nieder, nachdem er, 1872 zum Gouverneurs-Candidaten der Liberal-Republikaner aufgestellt, in der Wahl unterlegen war. — Später hat er sich zwar vornehmlich den Rechts-Geschäften in Belleville gewidmet, fand aber Zeit zur Abfassung politisch- und juristisch-wissenschaftlicher Abhandlungen, und veröffentlichte im J. 1882 gegen die damalige starke Prohibitions-Wühlerei einen Brief, der in tausenden von Exemplaren verbreitet, sicher sehr viel dazu beitrug, daß in jenem Jahre in Illinois eine demokratische Legislatur und der Demokrat Heinrich Raab zum Schulsuperintendenten gewählt wurde. — Dem Vor-

Achtundvierziger Deutschthum des Landes aber hat er durch sein 1880 erschienenes vortreffliches Werk „Das deutsche Element in den Vereinigten Staaten von Nordamerika 1818 bis 1848“ ein würdiges Denkmal gesetzt. Er starb am 9. April 1896 im 87sten Jahre seines Alters. Der Geschichtsschreiber H. A. Rattermann in Cincinnati hat im ersten Bande seiner gesammelten Werke an der Hand der von ihm hinterlassenen Selbstbiographie ein eingehendes Lebensbild von ihm entworfen, das im ersten Heft des dritten Jahrgangs der „D.-M. Geschichtsblätter“ als Separat-Druck erschienen ist. Auch von amerikanischer Seite ist seine Bedeutung vielfach anerkannt und gewürdigt worden.

Georg Bunse wurde am 18. Februar 1794 in Frankfurt a. M. als ältester Sohn des dortigen Münzmeisters Georg Bunse geboren. Seine Mutter war die hochangesehene Vorsteherin einer Töchterchule, und die Familie gehörte zum Patriziat Frankfurt's. Nach gründlichem Vorbereitungunterricht auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt bezog er im Herbst 1812 die Universität Berlin, wo Gottlieb Fichte und Friedrich August Wolf zu seinen Lehrern gehören. Es war die große Zeit der geistigen Erhebung des deutschen Volkes, und sie verfehlte ihren Einfluß auf ihn nicht. Sobald das rechte Rheinufer von Franzosen frei war, wollte er sich im November 1813 den Freiwilligen seiner Vaterstadt anschließen, doch legten die Eltern Veto ein, und erst 1815 gelang es ihm, ihre Einwilligung zu erhalten, und er machte dann den Feldzug im südlichen Frankreich mit. Noch im gleichen Jahre verabschiedet, kehrte er nach Berlin mit dem schon fertigen Entschluß zurück, sich dem Lehrfache zu widmen. Angefeuert durch Fichte's „Reden an die deutsche Nation“ wurde in ihm der Gedanke an die Gründung einer Erziehungsanstalt geweckt, die ganz besonders bezwecken sollte, dem deutschen Vaterlande denkende, patriotische, freiheitlich und fortschrittlich gesinnte Männer heranzuziehen. Und unter Vetheiligung einer Anzahl von gleichem Streben befeelter junger Männer, wurden 1817 die Anfänge zu der späteren Caner'schen Erziehungs-Anstalt in Charlottenburg gelegt, die sich längere Jahre eines hohen Ansehens bei den Gebildeten der deutschen Nation erfreute.

Im Jahre 1819 verließ Bunsen Berlin und kehrte nach Frankfurt zurück, um dort eine Erziehungs-Anstalt im gleichen Geiste zu gründen. Aber ehe er sie eröffnete, verbrachte er noch einen Sommer und Herbst in Wiesbaden, um sich in der Erziehungs-Anstalt von G. Delaspee, eines unter den Augen Pestalozzi's in Zifferten gebildeten Lehrers, mit dem Geiste und der Lehrmethode dieses Heroen der Erziehungskunst vertraut zu machen.

Am 1. Januar 1820 eröffnete er, nachdem er ein glänzendes Examen bestanden, unter dem Namen Bunsen'sches Institut eine Erziehungs-Anstalt für Knaben, die unter seiner Leitung 14 Jahre und später noch weiter bestand, und in der viele tüchtige und in der Folge namhaft gewordene Männer die Grundlagen ihres Wissens und ihrer künftigen Größe gelegt haben. Es wurde in ihr nicht allein die Entwicklung der geistigen und seelischen Kräfte verfolgt, auch die des Körpers wurde nicht vernachlässigt, und die gemeinsamen Spiele und Turnübungen in den die Anstalt umgebenden geräumigen Anlagen, und Ausflüge in die weitere Umgebung, bei denen die Lehrer mit den Schülern kameradschaftlich verkehrten, bildeten das Mittel, die Knaben und jungen Leute gewandt und geschmeidig und fähig zum Ertragen von Strapazen zu machen, den kameradschaftlichen Geist zu wecken, sie zu kameradschaftlicher Unterordnung zu erziehen, und sie so zu befähigen, wenn die heißersehnte Zeit zum Brechen der Ketten gekommen, unter denen Deutschland schmachtete, ihrem Vaterlande geistig und körperlich Dienste zu leisten.

Die ersten Lehrer dieser Anstalt waren fast sämtlich Burschenschaftler gewesen, und einige von ihnen mußten diese ihre Vergangenheit in den zwanziger Jahren mit Festungshaft büßen. An ihrer Stelle traten nach und nach in Pestalozzi's Methode ausgebildete Lehrer. Eine große Hilfe war Herrn Bunsen seine hochgebildete Frau, Henriette LeCocq, eine Enkelin des berühmten Kupferstechers Daniel Chodowiecki.

Bei seinem auf die Einigung Deutschlands und dessen Befreiung von den Uebeln der Kleinstaaterie und den anderen

Gemeinsamen des Fortschritts gerichteten Streben, konnte es nicht fehlen, daß er Antheil an allen freiheitlichen Bestrebungen nahm, und nach den Mittheilungen seines Sohnes, Herrn Geo. C. Bunjen in Milwaukee, hat er auch der beabsichtigten allgemeinen revolutionären Erhebung von 1833 nicht fern gestanden, welche durch verfrühtes Losschlagen in Frankfurt vereitelt wurde. Die darauf folgende gehässige und immer grausamer auftretende Reaktion verleidete ihm den Aufenthalt in Deutschland, und da er das Glück hatte, einen Theil seiner Liegenschaften für ein Cholera-Hospital verkaufen zu können, übergab er in aller Stille seine Anstalt einem Herrn Stellwagen, und schloß sich im Frühjahr 1834 der Gießener Auswanderungs-Gesellschaft an, die, wie Friedrich Münch als Prediger, ihn als Lehrer engagirt, und ihm für sich und seine Familie freie Ueberfahrt und 160 Acres Land angeboten hatte. Da aber schon unterwegs Mißheiligkeiten unter der Gesellschaft ausbrachen, die ihre baldige Auflösung voraussehen ließen, welche auch gleich nach Ankunft in New Orleans (3. Juni 1834) erfolgte, brach er seine Verbindung mit ihr ab, bezahlte die Ueberfahrt selbst, und begab sich vorerst nach St. Louis, wo er leider gleich nachher seinen Sohn Gustav verlor. Auf Rath seines Bruders Dr. Gustav Bunjen und seines Neffen und späteren Schwiegersohnes Dr. Adolph Berghelmann, die wegen persönlicher Theilnahme am Frankfurter Attentat schon im Jahre vorher nach Amerika geflohen waren, erwarb er in St. Clair County, Illinois, in der Nähe von Shiloh, eine Farm von 360 Acres, der er bald darauf noch eine mit Ochsen getriebene Sägemühle hinzufügte.

Nun begann für den feingebildeten Mann die ungewohnte und aufreibende Arbeit des Pionierlebens, und er widmete sich ihr mit vollem Eifer. Aber der Lehrer in ihm konnte dadurch nicht erstickt werden. Zunächst unterrichtete er seine eigenen Kinder, dann auch auf deren Bitten die seiner Nachbarn Schott und Neuf. Durch seine hohe Bildung, sein reifes Urtheil, seine überall zu Tage tretende Menschenliebe übte er von Anfang an nicht nur auf seine deutsche Umgebung, sondern auch auf seine amerikanischen Nachbarn großen und veredelnden Einfluß aus. Das Ansehen, das er

genos, zeigte sich in seiner baldigen Erwählung zum Friedensrichter, welches Amt er viele Jahre bekleidete, und durch seine Berufung in den Verfassungs-Convent von 1847, in welchem er sofort seine Stimme zu Gunsten öffentlicher Schulen, und, vorerst ohne Erfolg, für die Errichtung von staatlichen Lehrer-Seminaren erhob.

Als im Jahre 1855 endlich das Freischulen-Gesetz erlassen war, übernahm er auf den inständigen Wunsch seiner Nachbarn die erste Freischule in seinem Bezirk, wurde aber sehr bald zum Schul-Commissar (gleichbedeutend mit dem heutigen Schul-Superintendenten, nur unbefoldet) von St. Clair County gewählt, und siedelte, um sich ganz diesem Amte widmen zu können, und die Farm in den Händen seiner Söhne lassend, im Frühjahr 1857 nach Belleville über, wo er bis zu seinem Tode wohnte. Dort errichtete er eine Elementarschule zu dem ganz besonderen Zwecke, den Lehrern der Freischulen Gelegenheit zu geben, die von ihm befolgte Pestalozzi'sche Lehrmethode aus eigener Anschauung kennen zu lernen, und hielt dieselbe deshalb, anstatt wie üblich von Montag bis Freitag, von Dienstag bis Samstag, damit die Lehrer seine Schule am Samstag besuchen konnten, und er im Montag einen Tag erhielt, um sie bei ihrer Arbeit zu überwachen und sie anzuleiten. Diese Schule bestand bis zum September 1868, und eine Menge der heutigen Bürger Belleville's haben darin ihren ersten Unterricht genossen, und nicht wenige später namhaft gewordene Pädagogen dort die Grundlage zu ihrer künftigen Bedeutung gelegt. Dann gab er sie auf, um sich ganz dem Amte eines Superintenden ten der städtischen Schulen Belleville's zu widmen, nachdem er schon seit vielen Jahren mit nur einjähriger Unterbrechung einer der drei Direktoren derselben gewesen war, und stets von Neuem dazu gewählt wurde.

Im Jahre 1857 war er auch von der Gesetzgebung des Staates zum Mitglied des Staats-Erziehungsrathes ernannt worden, und hat in dieser Stellung eifrig zur Errichtung der Normal-Universität bei Bloomington mitgewirkt, trat aber im Jahre 1860 zurück. Er starb am 3. October 1872, 78½ Jahre alt, im Hause seines Schwiegersohnes Dr. Adolph Werckelmann. (Eine eingehende Würdigung seiner Thätig-

feit als Lehrer und Schulbeamter findet sich D.-M. Geschichtsblätter Band III, Heft 2, S. 1—24.)

Aber neben Körner und Bunsen gab es noch Viele, die ihrer Adoptiv-Heimath, der engeren wie ganzen, zu bedeutendem Nutzen gereicht haben. So der Mediziner Dr. Adolph Reuß, ein sehr tüchtiger Arzt und Naturforscher, der als correspondirendes Mitglied des Smithsonian-Instituts dieser Anstalt höchst werthvolle wissenschaftliche Beiträge geliefert hat und der Begründer der medizinischen Gesellschaft von St. Clair Co. wurde; — so Anton Schott, vorher Professor der Geschichte am Gymnasium in Frankfurt a. M., dem vornehmlich die Bibliothek in Belleville ihr Entstehen verdankt; — so Theodor Engelmann, Rechtsanwalt in Belleville und Herausgeber und Redakteur des 1844 erschienenen „Belleviller Beobachter“, der sich auch, wie sein Vater, der Forstmann und Oekonom Friedrich Theodor Engelmann, besonders um den Wein- und Obstbau im südlichen Illinois verdient gemacht hat; so Eduard Abend, der als 11jähriger Knabe mit der Mutter eingewandert, sich der Advokatur zuwandte, aber, durch Verhältnisse gezwungen, in den Beruf eines Finanzmannes hineingedrängt wurde, als welcher er mit großem Erfolge gewirkt hat. Er war der Gründer der St. Clair Co. Savings and Insurance Co., seit 1859 die Belleville Sparbank, die alle folgenden Finanzstürme glücklich überwettet hat, und durch ihn ist viel europäisches Kapital nach dem südlichen Illinois gezogen worden. Er war 1847 Mitglied der Gesetzgebung von Illinois, viermal Bürgermeister von Belleville, und lange Jahre der öffentliche Nachschabverwalter von St. Clair County. Ferner sind zu nennen Dr. Albert Trapp, ein sehr tüchtiger Mediziner, der sich mit Eifer am politischen Leben betheiligte, und sich, nachdem er 1854 in die Gesetzgebung gewählt war, in Springfield-

niederließ, wo er sich besonders um das dortige Schulwesen verdient gemacht hat; Dr. Adolph Wislicenus, dessen Aufenthalt in Illinois selbst freilich nur kurz war, der aber von St. Louis aus, wo er sich als Arzt niederließ, mit dem Deutschtum von St. Clair County in lebendiger Fühlung blieb.

Dr. Adolph Wislicenus, geb. 1810, ein Schwarzburg-Mudolstädter und Sohn eines protestantischen Pfarrers, war Burschenschaftler und am Frankfurter Attentat betheiligt gewesen; kam nach Vollendung seiner medizinischen Studien auf der Universität Zürich im J. 1834 nach New York, und 1836 nach St. Clair County, ließ sich aber, da ihm die Landpraxis zu anstrengend und zu wenig lohnend war, im Herbst 1839 in St. Louis nieder, wo er bald einer der gesuchtesten Aerzte wurde. Vorher jedoch, im Frühjahr 1839, hatte er sich einer von der St. Louiser Pelz-Compagnie ausgerüsteten Jagd-Expedition nach dem Westen angeschlossen, die ihn bis zu den Quellen des Green-River führte. Dort schloß er sich mit einigen Gefährten Indianern an, mit denen er über den Hauptstock des Felsengebirges bis auf die Hochebene von Utah und nach Fort Hall gelangte, mußte aber, aus Mangel an Führern und Begleitung, seinem Wunsche, bis nach Californien vorzudringen, entlagen. Nach St. Louis zurückgekehrt, baute er schnell eine große Praxis auf, aber schon 1846, kurz vor Ausbruch des mexikanischen Krieges, trat er, zu wissenschaftlichen Zwecken und mit wissenschaftlichen Instrumenten wohl ausgerüstet, eine neue Reise und zwar nach dem nördlichen Mexiko an. Obwohl ihn in Santa Fé die Nachricht vom wirklichen Ausbruch des Krieges ereilte, setzte er, mit einem Pässe des mexikanischen Gouverneurs versehen, die Reise fort und kam im Herbst in Chihuahua an, wo er und einige andere Amerikaner fast der Wuth des Pöbels über die ersten Niederlagen der Mexikaner, von denen gerade die Nachricht eingetroffen war, zum Opfer gefallen wären. Ihrer eigenen Sicherheit halber wurden sie vom dortigen Gouverneur an einem entlegenen Orte internirt, bis sie im Frühjahr 1847 durch die einrückenden amerikanischen Truppen befreit wurden. Die

Gefangenschaft gab indessen Dr. W. die Gelegenheit, eingehende Studien über den Staat zu machen, und die auf der Reise gemachten bedeutenden Sammlungen von Pflanzen und Mineralien, und seine meteorologischen, orologischen und astronomischen Aufzeichnungen zu ordnen. — Sein von Projektions-, Profil- und geologischen Karten begleiteter, 1848 in Washington erschienener Bericht über diese Reise, wurde, da über die darin beschriebenen Länder in den Ver. Staaten noch sehr wenig bekannt war, für so wichtig erachtet, daß der Bundes Senat, nachdem derselbe von Sachverständigen geprüft war, 5000 Exemplare davon bestellte.

Ferner beanspruchen Erwähnung: Der ausgezeichnete Jurist *Theodor E. Hilgard*, und dessen als Knaben eingewanderte Söhne *Zulius E.* und *Eugen Woldemar*. Von diesen war *Zulius*, der sich zum Civil-Ingenieur ausgebildet hatte, seiner bedeutenden mathematischen Kenntnisse halber noch als sehr junger Mann in's Küsten-Vermessungsbüreau der Ver. Staaten berufen worden, und ist in Folge der langen Krankheit seines Vorgesetzten dessen tatsächlicher Leiter, seit 1862 auch dem Namen nach dessen Chef gewesen. Er war Mitglied der internationalen metrischen Kommission, welche 1872 in Paris tagte, und Mitglied des Direktoriums des von dieser errichteten Bureau's für die Feststellung von Maßen und Gewichten, sowie Mitglied und Sekretär der National Academy of Sciences, und Ehrenmitglied der amerikanischen philosophischen Gesellschaft in Philadelphia und der Akademie der Künste und Wissenschaften in Boston. Die magnetische Vermessung der Ver. Staaten, eine ungeheure Arbeit, ist sein Werk. — Sein Bruder *Eugen Woldemar*, als dreijähriges Kind eingewandert, bezog, vom Vater unterrichtet, als 15jähriger die Universität von Pennsylvanien, als 16jähriger die von Heidelberg und Zürich, studirte zwei Jahre lang auf der Bergakademie zu Freiburg Metallurgie und Minenkunde,

arbeitete dann auf dem chemischen Laboratorium von Bunsen in Heidelberg und machte dort mit 20 Jahren seinen Doktor. Seiner durch allzu angestrenktes Studium geschwächten Gesundheit halber gezwungen, ein südliches Klima aufzusuchen, begab er sich zunächst nach Malaga in Spanien, von wo aus er gründliche Studien der Geologie und der Flora jenes Landes machte, und kehrte 1855 nach den Ver. Staaten zurück, wo er sehr bald nach seiner Ankunft mit der Leitung des chemischen Laboratoriums des Smithsonian Instituts betraut wurde. Er legte indessen diese Stelle nach kurzer Zeit nieder, um bei der geologischen und landwirthschaftlichen Aufnahme des Staates Mississippi behülflich zu sein; kehrte aber Anfangs 1856 auf den Posten in Washington zurück, wo er zugleich am „National Medical College“ als Professor wirkte; wurde 1858 vom Staate Mississippi als Staats-Geologe angestellt, und vollendete die früher begonnene Aufnahme, eine höchst werthvolle und für andere vorbildliche Arbeit; war nach dem Kriege — von 1865 bis 1872 — Professor der Chemie an der Universität Oxford in Mississippi, und stellte während der Zeit auch im Auftrage des Smithsonian-Instituts eine geologische Untersuchung zunächst der Küste von Louisiana, später eine solche des ganzen Staates an, und entwarf die erste geologische Karte desselben. Im J. 1873 folgte er dem wiederholt an ihn ergangenen Rufe als Professor der Chemie an die Universität Ann Arbor in Michigan, und im J. 1875 des seiner Gesundheit zuträglicheren Klima's halber, an die Universität von Californien in Berkeley. Sein Hauptverdienst war, daß er den Landwirthen über den Werth der Boden-Analyse die Augen geöffnet hat. — Und noch ein dritter Sohn Theodor E. Silgards, der in Belleville geborene Heinrich Silgard, hat als Henry Villard sich durch Vollendung der Nord-Pacific-Bahn einen bedeutenden Namen gemacht.

Auch Michael Ruppelius, ein junger Geistlicher aus der Rheinpfalz, der in Erlangen und Gena studirt hatte, gehört zu jener frühen geistig bedeutenden Einwanderung nach St. Clair County. Er siedelte, nachdem er dort ein Jahrzehnt lang den Acker bestellt hatte, nach Peoria über, wo er bis 1863 als Notar, Lehrer und Geistlicher wirkte. Einigen anderen Geistlichen, die gegen Ende der dreißiger Jahre kamen, wie Flickinger in Belleville, Brickwedde in Quincy, Francis A. Hoffmann bei und in Chicago, J. J. Rieß, Rieger, Gumbel, Marogna u. A. werden wir an anderer Stelle begegnen.

Von sonstigen bedeutenden deutschen Männern sind noch zu erwähnen Dr. Friedrich Humbrecht aus Frankfurt a. M., der 1833 nach St. Louis und 1836 nach Alton kam, wo er sich einer bedeutenden ärztlichen Praxis erfreute, und ohne je ein Amt anzunehmen, sich mit großem Eifer an der Politik betheiligte; Dr. Georg Engelbach, Carl Körper, F. L. Cüre, W. L. Schneider, Theodor A. Hoffmann, Joseph A. Kircher und Heinrich Gödefing, die sich nach Beardstown und Umgegend gewandt hatten, und von denen die letztgenannten später nach Belleville übersiedelten, wo sie ein blühendes Handelsgeschäft begründeten, und Gödefing Bürgermeister wurde.

Daß diese hochgebildeten Leute, von denen fast alle der alten Heimath entflohen waren, weil man ihnen dort nicht gestatten wollte, sich am staatlichen Leben zu betheiligen und ihrer politischen Ueberzeugung Geltung zu verschaffen, nicht verfehlten, in der neuen ihren Anschauungen Ausdruck zu geben, und sich lebhaft am politischen Leben zu betheiligen, ist fast eine Selbstfolge; auch daß sie bei ihren über die fast aller Amerikaner hervorragenden Kenntnissen, und ihrer Gewöhnung, den Dingen auf den Grund zu gehen, sich bald in das Wesen, wie die Praxis der amerikanischen Politik hin-



„Die Vergangenheit ist die Mutter der Gegenwart.
Wir säen für unsere Nachkommen.“

Abraham Lincoln und Wasserwege.

Von William H. Reece.

Unter diesem Titel ist — in englischer Sprache — zum heurigen Jahrestage der Geburt Lincoln's eine sehr interessante Broschüre erschienen, aus welcher einige Mittheilungen den Lesern der „Deutsch-Amerikanischen Geschichtsblätter“ willkommen sein werden, — einmal weil es sich um Abraham Lincoln handelt, der — ob mit Recht oder Unrecht wird schwerlich jemals mit völliger Gewißheit festgestellt werden können — von uns Deutsch-Amerikanern als einer der unserigen in Anspruch genommen wird; zweitens weil dadurch von Neuem der wunderbare prophetengleiche Weitblick dieses großen Mannes, wie in allen anderen großen nationalen Fragen, so hier in einer bezeugt wird, welche vor hundert bis sechzig Jahren lebhaft erörtert und als wesentlich bejaht, dann aber durch die Erscheinung und Verbreitung der Eisenbahnen in den Hintergrund gedrängt, heute wieder im Vorder-

grund des nationalen Interesses steht. Es ist das die Frage von der Nothwendigkeit der Verbesserung unserer natürlichen Wasserstraßen.

Daß der Verfasser dieser Abhandlung, Hr. Wm. H. Reece, ein in Wisconsin geborener, jetzt in der rührigen Illinoiser Fabrikstadt Moline als angesehenen Rechtsanwalt anfassiger Sohn eingewanderter Deutscher ist, der sich bereits mehrfach um die historische Specialforschung verdient gemacht hat, wird dem ihr seitens der Mitglieder unserer Gesellschaft entgegenzubringenden Interesse schwerlich Abbruch thun.

Der Verfasser leitet die Arbeit mit folgenden Worten ein:

„Indem ich diese wenigen Blätter darbiete, beanspruche ich nicht, aus dem Leben unseres großen Präsidenten etwas Neues mitzutheilen. Ich habe nur alles das gesammelt, was mir in Bezug auf Abraham Lincoln's persönliche Verührung mit Was-

ferwegen und seine Verknüpfung mit der Gesetzgebung im Interesse von Wasserwegen erreichbar war. Heute, wo die öffentliche Meinung so stark auf die Verbesserung der Flüsse und Häfen gerichtet ist, glaubte ich, es würde für die Besürwörter von Wasserstraßen von Interesse sein, zu wissen, daß Abraham Lincoln zu seiner Zeit, als die Mittel des Verkehrs zu Wasser noch so unentwickelt waren, die Politik verfocht, auf die heute, ein halbes Jahrhundert später, so großer Nachdruck gelegt wird, und daß die von ihm verfochtene Politik das Ergebnis seiner persönlichen Beobachtung und praktischen Erfahrung auf den Flüssen unseres Westens war. So that schon Lincoln sein Theil an dem Werke, dessen Förderung heute so viele sich angelegen sein lassen.

12. Februar 1908.

Moline, Ill.

Wm. H. Meece."

Lincoln's Jugendzeit auf dem Fluß.

Abraham Lincoln, der damals bei Genetryville in Indiana am Ohio-Ufer wohnte, und 16 Jahre alt war, stand im J. 1825 neun Monate lang im Dienst von James Taylor, um die Fährre von der Mündung des Anderson Creek über den Ohio zu besorgen. Er war der Fährknecht und hatte, was in der Wirthschaft sonst vorkam, zu thun, und erhielt einen Monatslohn von sechs Dollars.

Präsident Lincoln erzählte eines Abends im Weißen Hause Hrn. Seward und einer kleinen Zahl anderer Freunde von seinem ersten Erfolge als Fährmann auf dem Fluß:

„Seward, Sie haben wohl nie gehört, wie ich meinen ersten Dollar verdiente?“

„Nein“, erwiderte Hr. Seward.

„Nun, ich war“, fuhr Lincoln fort, „was man im Süden einen „Scrub“ nennt. Es war uns gelungen, meist durch meine Arbeit, genug zu ziehen, um, wie ich glaubte,

den Versuch zu rechtfertigen, einen Theil davon zum Verkauf den Fluß hinabzunehmen. Es kostete viel Mühe und Lieberredung, meine Mutter zur Einwilligung zu bewegen. Ich baute ein kleines Flachboot, groß genug, um ein paar Fässer voll unserer Produkte, mich selbst und ein Bündel nach dem südlichen Markt zu bringen. — Ein Dampfer kam den Fluß hinab. Wir haben, wie Sie wissen werden, an unseren westlichen Flüssen keine Versten, und es war üblich, daß, wenn an irgend einer der Landungen Passagiere waren, sie auf einem Boot an den Dampfer heraufzuhren, der anhielt und sie aufnahm.

Ich stand gerade bei meinem neuen Flachboot und überlegte mir, ob ich es stärker machen oder sonstwie verbessern könnte, als zwei Männer in Kutschen und mit Koffern an's Ufer gefahren kamen und nachdem sie einen Blick auf die verschiedenen Boote geworfen, meines ausuchten, und fragten:

„Wem gehört dies?“

„Mir“, antwortete ich etwas zaghaft.

„Wollen Sie“, sagte der eine, „uns und unsere Koffer an den Dampfer bringen?“

„Sehr gern“, sagte ich. „Ich war sehr froh über die Gelegenheit, etwas zu verdienen. Ich dachte, Jeder von ihnen werde mir ein oder zwei Wits* geben. Die Koffer wurden auf mein Flachboot gethan, die Passagiere setzten sich auf die Koffer, und ich ruderte sie an den Dampfer.“

Sie kamen an Bord; ich hob die schweren Koffer hinauf und brachte sie an Deck. Der Dampfer war schon im Begriff, wieder abzufahren, da rief ich, sie hätten vergessen, mich zu bezahlen. Jeder nahm aus seiner Tasche einen halben Dollar und warf ihn in mein Boot. Ich traute meinen Augen kaum, als ich das Geld aufsaß. Sie, m. H., mögen's für sehr gering achten, und heute scheint's auch mir kaum der Rede werth; aber damals war's für mich ein

* 1 Wit — 12½ Cents.

höchst wichtiges Ereigniß. Ich konnte kaum glauben, daß ich, ein armer Junge, einen Dollar verdient hatte. Die Welt schien weiter und schöner vor mir zu liegen. Ich war von dem Tage an hoffnungsvoller und zuversichtlicher.“

Im Monat März 1828 verdingte sich Lincoln, der damals 19 Jahre alt war, an Hrn. Gentry, den angesehensten Mann der Nachbarschaft, als Ruderknecht auf einem Flachboot, das mit einer Ladung Speck nach New Orleans bestimmt war. Sein Lohn war acht Dollars per Monat, und der Unterhalt auf der Rückreise. Es war das erste Mal, daß Lincoln sich auf längere Zeit von der Heimath entfernte, und dies war eine Reise von 1800 Meilen. Auch wurde ihm die ganze Verantwortung übertragen. Sein einziger Begleiter war ein junger Sohn des Hrn. Gentry.

Eines Nachts, als das Boot bei einer Zucker-Plantage, sechs Meilen unterhalb von Baton Rouge, angelegt hatte, und Lincoln und Gentry schliefen, versuchten sieben Neger dasselbe zu berauben. Die Insassen erwachten rechtzeitig und Lincoln ergriff einen Knüttel und schlug den ersten, der in's Boot springen wollte, über den Kopf, daß er in's Wasser fiel; dem zweiten, dritten und vierten Räuber erging es nicht besser; die übrigen ergriffen die Flucht. Aber Lincoln und der junge Gentry eilten ihnen nach und gaben ihnen noch eine tüchtige Tracht Prügel. Lincoln erhielt bei dieser Gelegenheit eine Wunde, deren Narbe er zeitlebens mit sich herumtrug. — In New Orleans wurden die Ladung sowohl wie das Boot verkauft, und die jungen Leute gelangten im Laufe des Monats Juni nach Hause zurück.

Lincoln als Schiffbauer.

Als Lincoln 21 Jahre alt war — im J. 1830 — verzog sein Vater von Indiana nach Illinois, und Lincoln begann auf eigenen Füßen zu stehen.

Im J. 1831 wurde unter seiner Aufsicht und mit seiner Hilfe bei Kirkpatrick's Mühle im Town Sangamon am Sangamonfluß für einen Herrn Drfutt ein Flachboot gebaut, und in 30 Tagen vollendet.

Lincoln gehörte zur Mannschaft, die sich mit dem mit Mais und Schweinefleisch beladenem Boot gegen Ende April nach New Orleans auf den Weg machte. Eben vor der Abfahrt begegnete ihm ein Abenteuerer, das von einem der Augenzengen, John Ross, wie folgt, beschrieben ist:

„Es war im Frühjahr nach dem tiefen Schnee.* Walter Carman, John Seamon, ich selbst, und mitunter einer von den anderen jungen Carman hatten Abgeholfen, das Boot zu bauen, und als es fertig war, gingen wir daran, ein Canoe zu machen, um es als kleines Boot für das Flachboot zu verwenden. Wir fanden etwa eine Meile oberhalb am Flusse einen geeigneten Baumstamm, und machten uns unter Lincoln's Anweisung an die Arbeit. Der Fluß war sehr hoch und reißend.

„Als der Kahn fertig war, zogen wir ihn an's Ufer und schoben ihn in's Wasser, aber kaum hatte er es berührt, so sprangen Walter Carman und John Seamon zugleich hinein, denn jeder von ihnen hatte den Ehrgeiz, die erste Probefahrt mit dem Boot zu machen. Als das Boot in die Strömung gelangte, fanden sie jedoch, daß sie gegen diese nicht ankämpfen konnten. Carman handhabte das Ruder; Seamon saß hinten. Lincoln rief ihnen zu, stromaufwärts zu rudern und dann nach dem Ufer abzuweichen, aber sie konnten nichts gegen die reißende Strömung ausrichten.

„Schließlich suchten sie an das Brack eines alten Flachboots heranzukommen, — des ersten, das am Sangamon gebaut, aber unter- und in Stücke gegangen war, und von dem noch eine Rippe aus dem Wasser ragte. Als sie es erreichten, packte Seamon die Rippe und hielt sich daran fest, aber in

* Darüber siehe Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter, Band II, Heft 4, S. 26 und folgende.

Folge seiner unvorsichtigen Bewegung schlug das Boot um, und Carman wurde in's Wasser geschleudert. Die Strömung riß ihn mit der Schnelligkeit eines Mühlbachs fort. Lincoln rief ihm zu, er solle auf einen alten Baum zu schwimmen, der in Folge des Hochwassers fast mitten im Fluße stand.

„Carman war ein guter Schwimmer und es gelang ihm auch, den Baum zu erreichen, einen der Zweige zu fassen und sich aus dem Wasser zu ziehen, das sehr kalt war, so daß er fast erstarrt war, und saß nun zähneklappernd und sich vor Kälte schüttelnd im Baume. Ihn in Sicherheit sehend, rief Lincoln Seamon zu, seinen Halt an der Rippe fahren zu lassen und auch nach dem Baume zu schwimmen. Nach einigem Zaudern folgte er der Weisung, und schwamm, durch aufmunternde Rufe Lincoln's ermutigt, auf den Baum zu. Als er diesen erreicht hatte, machte er einen vorzeitigen Griff nach einem der Zweige, verfehlte ihn aber, und wurde unter's Wasser gerissen. Ein zweiter Versuch ober gelang, und er gesellte sich zu Carman. Der Stand der Dinge war jetzt ziemlich aufregend geworden, denn es saßen nun zwei Leute im Baume und das Boot war fort.

„Es war ein bitter kalter und rauher Apriltag und die Gefahr war groß, daß die Männer erstarren und wieder in's Wasser fallen würden. Lincoln rief ihnen zu, sie sollten guten Muth behalten, er werde sie retten. — Die Nachricht von dem Unfall war mittlerweile in's Dorf gedrungen, und hatte eine Menge Leute an's Ufer geführt. Lincoln verschaffte sich ein Seil und befestigte es an einem gefällten Baumstamme. Dann forderte er die Umstehenden auf, denselben in's Wasser rollen zu helfen, und nachdem das geschehen, zog er, mit Hilfe einiger Anderer, den Stamm eine Strecke weit stromaufwärts. Ein waghalsiger junger Bursche, Namens Jim Dorrel, setzte sich ritklings auf das eine Ende des Stammes,

welcher dann weit genug in die Strömung hinausgestoßen wurde, daß diese ihn gegen den Baum tragen sollte, auf dem Seamon und Carman saßen.

„So gut hatte Lincoln die Sache dirigirt, daß das auch eintraf. Aber in seinem Eifer, seinen Freunden Hülfe zu bringen, ließ Dorrel, als er nach einem der Zweige griff, seinen Halt an dem Baumstamme unter ihm fahren, und ihn ent schlüpfen. Nun saßen drei auf dem verlorenen Posten.

„Die Aufregung am Ufer nahm zu; fast die ganze Bevölkerung war zusammen geströmt.

„Lincoln ließ den Stamm von Neuem flufsaufwärts ziehen, verschaffte sich noch ein zweites Tau, und bedeutete die Leute im Baum, sie sollten dies wenn möglich zu fangen suchen, wenn er am Baume ankam. Dann setzte er sich selbst auf den Stamm, und ließ ihn wie vorher in den Strom stoßen. Als er in den Baum fuhr, warf er das zweite Tau über den Stumpfen eines abgebrochenen Astes, und es gelang ihm so, den Stamm in eine Lage zu bringen, daß die im Baum ihn erreichen und sich darauf setzen konnten. Dann ließ er diesen Halt gehen, während die Leute am Ufer das Tau, an dem der Stamm befestigt war, festhielten. Die starke Strömung bewirkte nun, daß der so festgehaltene Stamm von dieser beiseite und an's Ufer gedrängt wurde; alle vier waren gerettet.

„Die aufgeregten Zuschauer, die den gefährlichen Versuch mit abwechselnder Furcht und Hoffnung verfolgt hatten, brachen nun in fräftige Hurrahs für Abe Lincoln aus und priesen seine brave That. Der Vorfall machte ihm am ganzen Fluß einen Namen, und die Leute wurden nie müde, davon zu erzählen.

„Das Flachboot erhielt kurz nachher seine Ladung und die Fahrt nach New Orleans begann. Aber es kam nur bis New Salem, wo es auf einem Mühlendamm stecken blieb, und es lag dort fast vierundzwanzig

Stunden, den Bug in der Luft das Hintertheil tief im Wasser. Aber auch hier half Lincoln's Genie aus. Er ließ das Boot ausladen, und es gelang ihm dann, es vorwärts zu kippen, worauf er in das Bug Löcher bohrte, daß das Wasser auslaufen konnte. Es dann über den Damm zu bringen, machte keine große Schwierigkeit. Auch dies wurde als eine große That betrachtet, und man sprach davon noch Jahre lang nachher. Das Boot kam glücklich nach New Orleans, und nach einmonatlichem Aufenthalt daselbst fuhr Lincoln mit dem Dampfboot nach St. Louis und wanderte von dort zu Fuß nach New Salem zurück. —

Lincoln's erste Bekanntschaft mit der Sklaverei.

Auf dieser Reise—und auf der vorhergegangenen im J. 1828—erhielt Lincoln zum ersten Male einen Einblick in das wahre Wesen der Sklaverei. New Orleans war damals einer der größten Sklavenmärkte des Landes. Dr. J. M. Herndon, Lincoln's Partner als Advokat, schreibt hierüber:

In New Orleans sah Lincoln zum ersten Male das eigentlich Verabscheuenswerthe an der Sklaverei. Er sah Neger in Ketten, — gepeitscht und gezeißelt. Gegen diese Unmenschlichkeit bäumte sich sein Rechtsgefühl auf, und Kopf und Herz erwachten zum Verständniß dessen, was er so oft gelesen und gehört. Wie einer seiner damaligen Gefährten sich ausdrückte: „Zweifelsohne stieß dann und dort die Sklaverei ihm ihr Eisen in's Herz!“

Eines Tages stießen die Drei auf ihren Gängen durch die Stadt auf eine Sklaven-Versteigerung. Ein kräftiges hübsches Mulattenmädchen stand auf dem Block. Sie mußte seitens der Vieter sich einer gründlichen Untersuchung unterziehen. Dieselben kniffen sie in's Fleisch und man ließ sie wie ein Pferd den Raum auf- und abtraben, um zu sehen, was ihre Gangart sei, und damit,

wie der Versteigerer sich ausdrückte, die Vieter sich selbst überzeugen könnten, ob die angebotene Waare gesund sei oder nicht. Das Ganze war so empörend, daß Lincoln „von unbefiegbarem Haß erfüllt“ fortging. Er bat seine Begleiter, ihm zu folgen und brach in die Worte aus: „Wenn ich je Gelegenheit erhalte, dies Ding (die Sklaverei) zu treffen, werd ich's ich a r f treffen!“

Vald nachher übernahm Lincoln die Aufgabe, ein Flachboot, auf dem sich der Pionier Dr. Nelson, der nach Texas übersiedeln wollte, mit seiner Familie und seinem Hausrath befanden, den Sangamon- und Illinois-Fluß hinab nach Beardstown zu lootsen.

Lincoln's erste Rede.

Im März 1830, als er in Macon County wohnte und erst 21 Jahre alt war, hielt Abraham Lincoln seine erste öffentliche Rede. Ihr Vorwurf war: „Wasserwege“. — Ein Bewerber um einen Sitz in der Legislatur, Namens John F. Posen hatte an einem Orte, wo Abraham Lincoln und sein Vetter John Hanks auf Arbeit waren, eine Rede vom Stapel gelassen. John Hanks behauptete, sie sei nichts werth gewesen, und Lincoln könnte es viel besser. — Er stellte eine Kiste hin, Lincoln bestieg sie, und hielt eine Rede. Das Thema war „Die Schifffahrt auf dem Sangamon-Fluß“. Als er fertig war, sagte Hanks: „Lincoln hat ihn zu Tode geboten!“

Schon früh tritt Lincoln's Ehrgeiz, sich im öffentlichen Leben auszuzeichnen, an den Tag! Einer seiner Biographen bemerkt:

„Obgleich er, außer in Debattir-Clubs oder an den Straßen, niemals eine Rede gehalten, obwohl er nur die Bücher gelesen, die der Zufall in seine Hände spielte, und nur die Leute kennen gelernt hatte, welche die Bevölkerung der armuthigen entlegenen Ortschaften ausmachten in denen er gelebt, entschloß er sich doch im März 1832, — er-muthigt, wie er selbst sagt, durch seine Be-

liebtlichkeit bei jenen unmittelbaren Nachbarn, — sich um einen Sitz in der Legislatur zu bewerben.

Ein Candidat, der die Verbesserung der Wasserwege befürwortet.

Zu jener Zeit gehörte es sich für Bewerber um ein öffentliches Amt, ihren Ansichten über lokale Angelegenheiten durch eine gedruckte Ankündigung Ausdruck zu geben. Der Staat Illinois befand sich damals in den Wehen einer „Aera innerer Verbesserungen“. Lincoln, der seine Mitbürger kannte, glaubte an die Möglichkeit einer Verbesserung des Sangamon-Flusses in genügendem Maße, um die Bewohner des Sangamon-Thales in den Stand zu setzen, zu Wasser nach Beardstown zu gelangen, und widmete den größten Theil seiner Ankündigung diesem Gegenstand. Es heißt darin:

Was nun diese Sache betrifft, so darf ich, glaube ich, ohne Furcht auf Widerrede zu stoßen, behaupten, daß die Schiffbarkeit des Sangamonflusses bis hinauf zur Mündung des südlichen Zuflusses und noch weiter oberhalb für Fahrzeuge von 25 bis 30 Tonnen Last wenigstens für die Hälfte aller Durchschnittsjahre, und für Fahrzeuge von viel größerer Tragbarkeit auf einen Theil der Zeit völlig thunlich gemacht werden kann. Angesichts meiner besonderen persönlichen Umstände ist es wahrscheinlich, daß ich im letzten Jahre dem Wasserstande in diesem Fluß ebenso besondere Aufmerksamkeit gewidmet habe, wie irgend Jemand sonst im Lande. Im März 1831 begann ich, mit Anderen, den Bau eines Nachbootes am Sangamon, machte es im Laufe des Frühjahrs fertig und nahm es den Fluß hinab. Seither bin ich in der Mühle in New Salem interessiert gewesen.

Diese Umstände sind mir genügender Beweis dafür, daß ich auf den Wasserstand nicht sehr unaufmerksam gewesen sein kann.

Zur Zeit, wo wir über den Mühlenstamm kamen — in den letzten Tagen des April, — war der Wasserstand niedriger, als er seit dem Ausbruch des Winters im Februar gewesen, und als er mehrere Wochen nachher war. Die Hauptschwierigkeiten, die uns auf der Thalfahrt begegneten, rührten von dem Treibholz her — Hindernisse, die, wie Jedermann weiß, unschwer zu beseitigen sind. Da ich den damaligen Wasserstand fast bis auf die Linie genau kenne, glaube ich mit Sicherheit sagen zu können, daß er seitdem ebenso oft höher wie niedriger gewesen ist.

Von diesem Standpunkt aus gesehen scheint es, daß meine Berechnungen betreffs der Schiffbarkeit des Sangamon-Flusses vernünftigt begründet sind. Aber — einerlei was die bestehenden natürlichen Verhältnisse ihr entgegenbringen, sicher ist, daß sie keinen irgendwie großen Nutzen gewähren kann, so lange sie nicht durch künstliche Mittel bedeutend verbessert wird.

Dafür bildet, wie vorher bemerkt, das Treibholz das mächtigste Hinderniß. Und von allen Theilen des Flusses wird die Schiffbarmachung keine so verhältnißmäßig große Arbeit erfordern, als die letzten dreißig oder fünfunddreißig Meilen. Und folgen wir den Windungen des Bettes, so sind wir bei einer solchen Entfernung von der Mündung nur zwölf oder achtzehn Meilen oberhalb von Beardstown in ziemlich gerader Linie. Und diese Strecke ist so niedrig gelegen, daß das Wasser auch während des Sommers an vielen Stellen stehen bleibt, und überall so niedrig daß bei jedem Hochwasser zwei Drittel oder drei Viertel des Flußwassers dorthin abfließt.

Diese Strecke ist durchweg Prairie, und mir scheint deshalb, daß durch Aushebung der Grasnarbe in genügender Breite, und durch Abdämmung des alten Bettes, der ganze Fluß in kurzer Zeit sich durchwühlen

werde. Dadurch würde die Entfernung vermindert, die Schnelligkeit des Stromes erheblich vermehrt werden, und es würden am Ufer keine Bäume sein, die die Schifffahrt in Zukunft hemmen könnten. Oder, da das Bett ein nahezu geradliniges sein würde, so wäre anzunehmen, daß die Bäume, die oben hineingerathen, geradenwegs durchgehen würden. — Es giebt außerdem viele Punkte oberhalb, wo der Fluß in seinem Zickzack-Laufe so schmale Landzungen bildet, daß es leichter sein würde, diese zu durchstechen, als die Hindernisse um sie herum zu entfernen. Und auch dadurch würde die Entfernung verringert werden.

Was die Sache kosten würde, bin zu sagen ich nicht im Stande, wahrscheinlich jedoch nicht mehr, als bei Strömen von gleicher Länge. Schließlich glaube ich, daß die Verbesserung des Sangamon-Flusses für die Bewohner dieses County von größter Wichtigkeit und höchst wünschenswerth ist, und werde ich erwählt, so wird jede Maßnahme, welche dieselbe bezweckt und die vernünftig erscheint, meine Billigung und Unterstützung erhalten.“ — — —

Zu diese Zeit fiel ein Ereigniß, das bei den Bewohnern des Sangamonthales die größte Begeisterung hervorrief. Schon einige Wochen, ehe Lincoln seine Candidatur ankündigte, war die Mittheilung erfolgt, daß ein Dampfer, Namens „Der Talisman“, sobald das Eis aus dem Flusse fort sei, von Cincinnati aus eine Fahrt, über den Ohio, Mississippi und Illinois, den Sangamon hinauf machen werde. Er führte die Fahrt auch nicht lange hernach aus und seine Ankunft wurde im ganzen Lande als ein großes Ereigniß gefeiert.

Lincoln wurde als Lootse für die Fahrt den Sangamon hinauf engagirt, und brachte den Dampfer glücklich bis ganz in die Nähe von Springfield, wo derselbe eine ganze Woche lang der Landbevölkerung als Gegenstand der Bewunderung diente. Lincoln lootste das Boot auch nach Beardstown

zurück. Dies war das erste und blieb das einzige Mal, daß ein Dampfer in den Sangamon-Fluß befuhr. Aber auf Jahre hinaus galt diese Fahrt als praktischer Beweis für die Schifffbarkeit des Flusses.

Lincoln im Black-Hawf-Kriege.

Ehe der Wahlkampf weit vorangeschritten war, brach der Black-Hawf-Krieg aus. Abraham Lincoln, damals 23 Jahre alt, meldete sich am 28. April 1832 als Soldat und wurde in den Dienst des Staates Illinois genommen und einer Compagnie zugetheilt, die aus den Ansiedlern seines Wohnorts und dessen Nachbarschaft bestand. Er wurde gleich zum Hauptmann gewählt, und wenn er dieser Erwählung nach Jahren gedachte, pfl egte er hinzuzufügen, er habe im späteren Laufe seines Lebens keinen Erfolg gehabt, der ihn so sehr gefreut habe, wie dieser.

Die Hauptmannsherrlichkeit dauerte freilich nicht lange. Die Leute wurden auf nicht länger als 20 oder 30 Tage angeworben, da man glaubte, der Krieg werde in kurzem vorüber sein. Am 27. Mai wurde deshalb Lincoln's Compagnie wieder ausgemustert. Er selbst ließ sich jedoch noch am gleichen Tage wieder auf 20 Tage anwerben und trat in die Compagnie von Capt. Elijah A. als Gemeiner ein, und als auch deren Zeit um war, ließ er sich in gleicher Eigenschaft in die Compagnie des Hauptmanns James M. Early aufnehmen. In dieser machte er den Feldzug in Wisconsin mit. Am 10. Juli an der Mündung des Whitewaterflusses in Wisconsin wieder ausgemustert, machten er und ein gewisser Georg Harrison sich — da sie ihre Pferde eingebüßt hatten, zu Fuß — auf den Nachhauseweg. Sie marschirten über Dixon, Peru nach Peoria, von wo sie mit einem erstandenen Boot bis nach Havana fuhren, und gelangten von dort zu Fuß nach New Salem.

Lincoln's erste und einzige Niederlage.

Als er zu Hause anlangte, waren es nur noch zehn Tage bis zu der Wahl, für die er sich als Candidat angekündigt hatte. Er nahm nun seine vernachlässigte Campagne wieder auf, und als am 6. August die Wahl stattgefunden hatte, fand sich, daß er geschlagen war, obwohl er in seinem eigenen Wahlbezirk alle bis auf 7 Stimmen (277 aus 281) erhalten hatte. Aber er lief als Anhänger Clay's in einem stark demokratischen County. Es war seine erste und einzige Niederlage.

Lincoln wurde nun Theilhaber an einem Ladengeschäft, studirte jedoch die meiste Zeit. In einem Kasse voll alten Trödels, das er gekauft hatte, hatte er „Blackstone's Commentaries“ gefunden. Davon sagte er: „Je mehr ich darin las, desto tiefer wurde mein Interesse angeregt. Nie wieder in meinem ganzen Leben war mein Geist so völlig in Anspruch genommen. Ich las, bis ich den Inhalt verschlungen!“

Am 7. Mai 1833 wurde Lincoln zum Postmeister in New Salem ernannt, und blieb es bis zum Eingehen des Amtes am 30. Mai 1836. Daraus hatte er ein kleines Einkommen bezogen. Er machte sich nun an das Studium des Landvermessens, und wurde schon nach sechs Wochen zum Hilfs-Vermesser von Sangamon County ernannt. Er verkaufte seinen Antheil an dem Laden im J. 1834 und widmete seine Zeit dem Landvermessen und dem Rechtsstudium.

Im J. 1834 bewarb er sich von Neuem um einen Sitz in der Legislatur, und wurde als einer der vier Vertreter von Sangamon County gewählt. Er wanderte zur ersten Sitzung zu Fuß nach Vandalia, wo er das zweitjüngste Mitglied des Hauses war.

Die neunte Legislatur hatte große Hoffnungen im Kopf. Ein Freibrief für eine neue Staatsbank und ein Gesetz für den Bau des Illinois-Michigan-Canals wurden

erlassen. Lincoln wurde Mitglied des Ausschusses für öffentliche Rechnungen und Ausgaben. Er brachte in dieser Sitzung mehrere Beschlüsse ein, hatte aber damit keinen Erfolg. Aber er war, wie das Protokoll zeigt, stets anwesend, wenn eine Abstimmung stattfand. Für den Bau des Canals trat er mit voller Kraft ein.

Am 13. Juni 1836 erschien im „Sangamon Journal“ eine Ankündigung Lincoln's, er werde sich um eine Wiederwahl bewerben. Betreffs „Innerer Verbesserungen“ sagte er darin: „Erwählt oder nicht bin ich dafür, daß der Erlös aus den öffentlichen Ländereien an die verschiedenen Staaten vertheilt werde, um unseren Staat, wie andere, in den Stand zu setzen, Canäle zu graben und Eisenbahnen zu bauen, ohne Geld borgen und Zinsen darauf zahlen zu müssen.“

Lincoln wurde in die zehnte Legislatur gewählt und dem Finanz-Ausschuß zugetheilt.

Auf Grund der Neu-Eintheilung hatte Sangamon County damals zwei Senatoren und sieben Repräsentanten. Jeder der Neun war über sechs Fuß hoch und man nannte sie die „Langen Neun.“ Damals lag die Frage der Verlegung der Hauptstadt vor. Springfield war ein rühriger Bewerber, und die „Langen Neun“, heißt es, „waren wie ein Schneeball; mit jeder Drehung sammelten sie Stärke; sie brachten eine beträchtliche Partei zu Gunsten von Springfield zusammen, und bewogen diese, so ziemlich einstimmig für das System innerer Verbesserungen zu stimmen, wofür als Gegengabe die leitenden Befürworter jenes Systems sich verpflichteten, für Springfield als Hauptstadt zu stimmen.“

Diese Legislatur trat zweimal zusammen, und Lincoln wurde bald der anerkannte Führer der Whigs. Einige der nennenswerthen Mitglieder waren: Stephen A. Douglas, Edward D. Baker, D. S.

Browning, Wm. D. Erving, John Logan (Vater von General John L.), Richard Sullivan (Vater des Senators), General Shields, Col. John J. Gardin u. A.

Lincoln wurde am 9. September 1836 zur Advokaten-Praxis zugelassen, und verfocht seinen ersten Prozeß im Oktober desselben Jahres. In der Legislatur nahm er lebhaften Antheil an den Debatten über die Maßnahmen für die Inneren Verbesserungen, aber seine Hauptarbeit war auf die Verlegung der Hauptstadt von Vandalia nach Springfield gerichtet.

Im J. 1838 wurde er wieder in die (erste) General Assembly gewählt. Er hatte bereits den Ruf erlangt, ein nicht nur in der Debatte tüchtiger, sondern wachsender und erfolgreicher Vertreter zu sein. Seine Stellung in seiner Partei war so völlig anerkannt, daß er von den Whigs einstimmig als Sprecher vorgeschlagen wurde.

Zum vierten Male wurde Lincoln 1840 in die Legislatur gewählt, das letzte Mal, daß er eine solche Wahl annehmen wollte. Wie in der vorhergegangenen Gesetzgebung war er auch in dieser der anerkannte Führer der Whigs und Candidat seiner Partei für das Sprecheramt. Wie einer seiner Biographen gelegentlich des Abschlusses seiner gesetzgeberischen Laufbahn im J. 1842 sagt:

„Am Schluß dieses Zeitraums war er, ohne sich dessen bewußt zu sein, thatsächlich einer der vordersten politischen Männer im Staate.“

Als Lincoln in die Gesetzgebung gewählt wurde, befand sich der Staat in günstiger Lage. Aber die Legislatur übernahm, in Nachahmung des Beispiels einiger der älteren Staaten, durch Freibriefe an Banken, Bau von Eisenbahnen, um die entgegengesetzten Enden des Staates mit einander in Verbindung zu bringen, Bau von Kanälen und Verbesserungen der Schifffahrt auf dem Waskaskia, dem Illinois,

dem großen und kleinen Wabash und dem Rock River, allen welchen Dingen der Staat die Hand bot, das Gute besser zu machen. Ueberall bekam man zu hören: Illinois habe alle die natürlichen Vortheile, die einen großen Staat machen, — reichen Boden, Verschiedenheit des Klimas und ein sehr großes Gebiet. Was ihm fehle, seien Einwohner und Unternehmungsgeist.“ — Ueberall im Staate wurden Städte und Towns ausgelegt, so daß schon die Furcht geäußert wurde, es würde gar kein Land für den Ackerbau übrig bleiben.

Die Counties, welche bei der Vertheilung der geplanten Eisenbahnen und Kanäle leer ausgingen, wurden dadurch beschwichtigt, daß man unter sie nach Maßgabe ihrer Bevölkerung zweihunderttausend Dollars zu vertheilen versprach. Als besonders wirkungsvolles Argument wurde vorgebracht, daß der Staat aus der durch diese Anlagen erzielten Wasserkraft eine sehr große Miete beziehen werde. Die „Internal Improvement-Mera“ wird am besten von Gouverneur Duncan in seiner Abschieds-Adresse gekennzeichnet, worin er sagt:

„Die Erfahrung hat jetzt zur Genüge dargethan, daß alle meine Einwendungen dagegen sich mit der Zeit völlig bewahrheiten werden. . . . Daß in einem Lande, dem es fast gänzlich an für eine solche Arbeit nothwendigen Erfahrungen und Kenntnissen fehlt, bei Ausführung eines Systems innerer Verbesserungen in einem so großen Maßstabe Fehler begangen werden würden, und eine große Verschleuderung der Staatsgelder stattfinden würde, stand zu erwarten. Aber ich gestehe, daß das bis zu einem Grade geschehen ist, den ich mir nicht habe träumen lassen, und ob das nun absichtlich oder unabsichtlich geschah, es ist offenbar, daß riesige Geldsummen auf Dinge von geringem oder gar keinem allgemeinen Nutzen und in einigen Fällen zum allgemeinen Schaden des öffentlichen Wohles verschwendet worden sind.“

Lincoln war ein glühender Verfechter aller inneren Verbesserungen, namentlich der Verbesserung der Flüsse, und brachte seine als Bootsführer gewonnenen Erfahrungen zu guter Verwendung. Und er wurde dabei durchaus von ehrlichen Gründen geleitet.

Im J. 1843 versuchte Lincoln, für den Congreß aufgestellt zu werden. Unter den von seinen politischen Gegnern in Umlauf gesetzten Anschuldigungen war auch die, daß er ein Aristokrat sei. Lincoln spricht davon in einem am 16. März 1843 an Martin W. Morris gerichteten Briefe, und sagt:

„Es würde die älteren Bürger wenn nicht amüsiren, so doch in Erstimmen verlegen, zu hören, daß ich — ein fremder, freundesloser, ungebildeter, armer Junge, der für \$10 den Monat auf einem Nachboot gearbeitet hat — hier als Candidat des Hochmuths, des Reichthums und des Familien-Stolzes verschrieen werde.“

Lincoln auf dem Chicagoer Fluß- und Hafen-Con- vent.

Im Juli 1846 nahmen beide Häuser des Congreßes eine Vorlage für Verbesserung der Häfen und der Flußschifffahrt an. Präsident Polk legte dagegen am 3. August sein Veto ein. Unter den einzelnen Bewilligungen dieser Vorlage waren \$15,000 für den Hafen von Buffalo, \$40,000 für den von Erie, \$20,000 für den von Cleveland, \$80,000 für Racine, Little Port, Southport, Milwaukee und Chicago. — Polk sagte in der Botschaft: „Unter den obwaltenden Umständen — (es war während des Krieges mit Mexiko) — würde es weise Vorsicht vorschreiben, unsere Mittel zusammen zu halten und sie nicht auf verhältnißmäßig unwichtige Gegenstände zu verschleudern.“

Des Nordens bemächtigte sich große Aufregung. Das „Chicago Daily Journal“ vom 12. August 1846 schrieb in der Be-

sprechung der Botschaft: „Unsere Mittel zusammen halten! So, so! Verschleudert derselbe James K. Polk nicht Millionen für das Eindringen in Mexiko und die Ausbreitung der Sklaverei?“

Ein anderer der von Polk vorgebrachten Gründe war, „daß einige der Zwecke der Verwilligung lokalen Charakters seien und innerhalb der Grenzen eines einzelnen Staates lägen; und obwohl man sie in der Vorlage Häfen nenne, stünden sie mit dem internationalen Handel in keiner Verbindung, und seien auch nicht Stätten der Zuflucht oder des Obdachs für unsere Kriegs- oder Handelsflotte auf dem Ocean oder den Seen.“

Zu damaliger Zeit wurden die Seen oberhalb der Niagara-Fälle von 52 Dampfern mit 29,500 Tonnenlast, 8 Schraubendampfern (2500 T. L.), 50 Briggs (18,000 T. L.), 270 Schoonern (12,000 T. L.) — zusammen 380 Fahrzeugen von 76,000 T. L. befahren. Der Bau dieser Schiffe hatte \$4,660,000 gekostet.

Die Folge des Veto war der im Juli 1847 zu Chicago abgehaltene Fluß- und Hafen-Convent, der, nach den Angaben der „New York Tribune“, als deren Vertreter Horace Greeley anwesend war, von 10,000 Abgeordneten besetzt war und ebenso viele Leute sonst herbeigezogen hatte.

Wie die freilich in der damals nur 16,000 Einwohner zählenden Stadt haben untergebracht werden können, kann man sich nicht denken. Lincoln war einer der Abgeordneten von Sangamon County und Mitglied des Comites für permanente Organisation. Er hielt eine etwa 15 Minuten lange Rede zur Widerlegung von David Dudley Field von New York, welcher der Bundesregierung das Recht abgesprochen hatte, Flüsse und Häfen zu verbessern. Von dem Inhalt dieser Rede ist leider nichts aufbewahrt worden, doch soll sie eine der beredtesten und eindrucksvollsten des ganzen Convents gewesen sein.

Im Mai 1846 war Lincoln von den Whigs für den Congreß aufgestellt worden, und obgleich sein Gegner der berühmte Reiseprediger der Methodisten, Peter Cartwright, war, wurde er im Herbst gewählt, und kam im November 1847 nach Washington. Schon wenige Wochen nach Beginn der Session, am 20. Dezember 1847, stimmte er für den nachstehenden, gegen Volk's Veto gerichteten Beschluß:

„Daß, falls der Congreß es für nöthig erachtet, die Schiffbarkeit eines Flusses zu verbessern, um die Bewegungen unserer Armee zu beschleunigen und sicher zu stellen und unsere Waffen und Kriegsmaterialien gegen Verlust und Hindernisse zu schützen, so hat der Congreß das Recht, diesen Fluß zu verbessern.“

„Daß, falls es für die Erhaltung des Lebens unserer Seelenute und für die Ausbesserung, Sicherheit und Erhaltung unserer Kriegsschiffe nöthig sein sollte, einen Hafen oder eine Einfahrt an unserer atlantischen oder Seenküste zu verbessern, so hat der Congreß die Macht, eine solche Verbesserung zu machen.“

Am 20. Juni 1848 hielt Lincoln im Hause eine Rede über denselben Gegenstand, worin er Folgendes ausführte:

„Ziemlich zu Anfang dieser Session sandte der Präsident uns eine Votischast, die ein Veto innerer Verbesserungen benannt werden kann. Der letzte demokratische National-Convent, der in Baltimore tagte und den General Caß für die Präsidentschaft aufstellte, nahm eine Anzahl Beschlüsse an, wovon einer wörtlich lautete:

„Daß die Verfassung der Bundesregierung nicht die Macht ertheilt, ein allgemeines System innerer Verbesserungen zu beginnen und auszuführen.“ — Und General Caß spricht sich in seinem Annahmeschreiben, wie folgt aus: „Ich habe die Beschlüsse des demokratischen National-Convents, die die Plattform unseres politi-

schen Bekenntnisses darlegen, sorgfältig gelesen und bekenne mich dazu ebenso fest wie ich sie herzlich billige.“

Diese Dinge zusammengenommen beweisen, daß die Frage der Inneren Verbesserungen jetzt klarer hervorgehoben wird, daß sie brennender geworden ist, als in früheren Zeiten. Sie läßt sich nicht länger bei Seite schieben. Die Veto-Votischast und der Baltimorer Beschluß sind meinem Verständniß zufolge ein und dasselbe; der letztere ist die Verallgemeinerung dessen, wovon die erstere die Einzelheiten giebt. Weiß ich auch, daß viele Demokraten hier im Hause und außerhalb die Votischast mißbilligen, so verstehe ich doch daß man alle Die, welche für General Caß stimmen werden, als Leute ansehen wird, welche sie gebilligt und alle ihre Erklärungen unterschrieben haben. Ich vermute, alle, oder fast alle, Demokraten werden für ihn stimmen. Viele von ihnen werden es thun, — nicht weil sie seine Stellung in dieser Frage lieben, sondern weil sie ihn, wenn er auch hierin im Unrecht, einem Anderen vorziehen, den sie als noch mehr im Unrecht in anderen Fragen erachten. Auf solche Weise sollen die Demokraten, die für Innere Verbesserungen sind, durch eine Art erzwungener Zustimmung, soweit diese Maßregel geht, sich selbst feindlich gegenübergestellt werden.

General Caß wird, einmal erwählt, sich nicht die Mühe nehmen, die Verfassung vorzuschieben oder vielleicht überhaupt ein Argument zu machen, wenn er gegen eine Fluß- oder Hafen-Bill sein Veto einlegt. Er wird gegenüber allem demokratischen Murren einen Hinweis auf Herrn Volk's Votischast und die demokratische Plattform als genügend erachten. Unter solchen Umständen neigt sich die Frage der Verbesserungen einer endgültigen Krisis zu; und die Freunde der Maßregel müssen jetzt kämpfen und mannhafte kämpfen, oder die Flagge streichen.“

Von diesem Gesichtspunkt aus möchte ich die allgemeinen Positionen dieser Votobotschaft wiederholen und einander gegenüberstellen. Wenn ich sage „*allgemeine Positionen*“, so meine ich damit, daß ich davon das ausschließen will, was sich auf den in Folge des mexikanischen Krieges etwas angegriffenen Stand unserer Finanzen bezieht.

Diese allgemeinen Positionen sind: Daß Innere Verbesserungen nicht von der Bundesregierung gemacht werden sollten:

1. Weil sie die Bundeskasse überwältigen würden.
2. Weil die von ihnen auferlegte Last allgemein, der Nutzen aber lokal und theilweise sein, und so eine schädliche Ungleichheit hervorgebracht werden würde.
3. Weil sie verfassungswidrig sein würden.
4. Weil die Staaten durch Auflage und Erhebung von Zommenabgaben genug selbst thun könnten, oder
5. Daß die Verfassung abgeändert werden kann.

Die Summe dieser Votschaft, die Summe aller dieser Positionen ist: „*Thue nichts, denn du könntest etwas Unrechtes thun!*“ Und das, mit Ausnahme dessen, was über Verfassungsmäßigkeit gesagt ist, gilt ebenso stark für Verbesserungen durch den Staat, wie für Verbesserungen durch den Bund. So daß wir den Gedanken an Verbesserungen in diesem Lande absolut aufgeben müssen, es sei denn, wir bekämpfen und widerlegen die Behauptungen dieser Votschaft. — Versuchen wir das letztere.

„Die erste Stellung ist die, daß ein System innerer Verbesserungen die Bundeskasse überwältigen würde.

„Daß einem solchen System die Neigung zu ungebührlicher Ausbreitung innewohnt, soll nicht gelengnet werden. Sie ist in der Natur des Gegenstandes begründet. Ein Congressmitglied wird es vorziehen, für

eine Vorlage zu stimmen, die eine Bewilligung für seinen Bezirk enthält, anstatt für eine, die keine enthält; und sollte eine Vorlage so ausgedehnt werden, daß jeder Bezirk versorgt ist, so liegt es auf der Hand, daß sie zu sehr ausgedehnt ist. Aber trifft das nicht ebenso auf Staatslegislaturen zu? Muß ein Congressmitglied eine Bewilligung für seinen Bezirk haben, — so das Legislaturmitglied eine für sein County; und überwältigt die eine die Bundeskasse, wird die andere die Staatskasse über den Haufen werfen. Gehen wir, wohin wir wollen, die Schwierigkeit bleibt dieselbe. Lassen wir uns durch sie aus den Hallen des Congresses treiben, so wird sie uns ebenso leicht aus der Staatslegislatur werfen.

„Lassen Sie uns also die Sache anpacken und ihre Stärke erproben. Lassen Sie uns, indem wir die Zukunft im Licht der Vergangenheit beurtheilen, feststellen, ob nicht vielleicht dem Congress genügende Macht innewohnt, diese Neigung zur Ausdehnung in vernünftigen und geziemenden Grenzen zu halten. Der Präsident selber schätzt das Zeugniß der Vergangenheit. Er erzählt uns, daß zu einer gewissen Zeit unserer Geschichte um mehr als zweihundert Millionen Dollars für Verbesserungen nachgesucht worden seien, und er thut das, um zu beweisen, daß die Bundeskasse durch ein solches System über den Haufen geworfen werden würde. Warum theilt er uns nicht mit, wie viel bewilligt wurde? Würde das nicht ein besseres Beweismittel gewesen sein?

„Gehen wir seinen Angaben näher, zu sehen, was sie beweisen. Der Präsident erzählt uns in der Votschaft, daß in den vier folgenden Jahren, welche die Administration von Präsident Adams einschließen, die Macht, Geld nicht nur zu bewilligen, sondern es, unter der Anweisung und Autorität der Bundesregierung, auf den Bau von Straßen sowohl wie auf die Verbesserungen

von Häfen und Flüssen zu verwenden, völlig geltend gemacht und ausgeübt worden sei.“

„Das also war die Epoche der größten Ungeheuerlichkeit. Das, wenn irgend welche, müssen die Tage der zweihundert Millionen Dollars gewesen sein. Und wie viel glauben Sie, wurde während dieser vier Jahre wirklich für Verbesserungen ausgegeben? Zweihundert Millionen?, Einhundert?, Fünfzig?, Zehn?, Fünf?, — nein, Hr. Sprecher, weniger als zwei Millionen. Authentischen Akten zufolge beließen sich die Ausgaben für Verbesserungen in den Jahren 1825, 1826, 1827 und 1828 auf \$1,879,627.01. Diese vier Jahre waren — nahezu und im Wesentlichen — die Epoche der Administration des Hrn. Adams. Diese Thatfache beweist, daß zur Zeit, wo die Macht zur Vornahme von Verbesserungen „völlig geltend gemacht und ausgeübt“ war, die Congresse sich in vernünftigen Grenzen hielten. Und was geschehen ist, kann, scheint mir, wieder geschehen.

Lokale Verbesserungen sind von allgemeinem Nutzen.

Gehen wir jetzt zur zweiten Behauptung der Vortragschaft über —, die nämlich, daß die Last der Verbesserungen vom Ganzen getragen werden, der Nutzen aber nur lokal und theilweise sein, und so eine schädliche Ungerechtigkeit hervorgerufen werden würde. Daß dieser Behauptung einige Wahrheit zu Grunde liegt, will ich nicht in Abrede stellen. Kein commercieller Zweck der Regierungs-Patronage kann ein so ausschließlich allgemeiner sein, daß er nicht einige besondere lokale Vortheile mit sich bringt; aber auf der anderen Seite ist nichts so lokal, daß es nicht für das Allgemeine einigen Vortheil mit sich führe.

„Die Flotte wurde, meinem Verstande nach, gebaut und wird mit großer

jährlicher Ausgabe unterhalten, theils um zum Kriege gerüstet zu sein, wenn Krieg kommt, theils aber auch und vielleicht hauptsächlich, um unseren Handel auf dem Meere zu schützen. Letzterer Zweck stützt sich, so viel ich sehen kann, auf genau denselben Grundsat, wie Innere Verbesserungen. Das Vertreiben eines Seeräubers von den breiten Handelspfaden auf dem Ocean, und die Entfernung eines Baumstumpfen aus dem engeren Pfade im Mississippi-Fluß, können meiner Ansicht nach im Grundsat nicht unterschieden werden. Beides geschieht, um Leben und Eigenthum zu retten, und zu keinem anderen Zweck. Die Flotte also ist in ihrem Nutzen der am meisten allgemeine von all diesen Arten von Zwecken; und doch ist selbst die Flotte von einigem besonderen Vortheil für Charleston, Baltimore, Philadelphia, New York und Boston, über den hinaus, den sie für die Binnenstädte von Illinois hat.

Der nächste am meisten allgemeine Zweck, den ich mir denken kann wäre die Verbesserung des Mississippi und seiner Nebenflüsse. Sie berühren dreizehn unserer Staaten: Pennsylvanien, Virginien, Kentucky, Tennessee, Mississippi, Louisiana, Arkansas, Missouri, Illinois, Indiana, Ohio, Wisconsin und Iowa.*) Nun denke ich, es wird nicht in Abrede gestellt werden, daß diese dreizehn Staaten an der Verbesserung jenes großen Flusses einen ein wenig größeren Antheil nehmen, als die sieben anderen. Der Hinweis auf die Flotte und auf den Mississippi zeigt klar, daß den meisten allgemeinen Zwecken ein lokaler Vortheil innewohnt.

Aber auch das Umgekehrte ist der Fall, — nichts ist so lokal als daß es nicht von einem gewissen allgemeinen Nutzen wäre. Nehmen Sie z. B. den Illinois-Michigan Canal. Unabhängig von seiner Wirkung betrachtet, ist er durchaus lokal. Der Canal wurde im letzten April eröffnet. We-

* Die anderen Staaten westlich vom Mississippi existirten damals noch nicht. Ann. d. Red.

nige Tage später hörten wir zu allgemeiner Genugthuung, daß durch den Canal Zucker von New Orleans nach Buffalo gebracht sei. Der Zucker nahm diesen Weg zweifelsohne, weil er billiger als der alte Weg war. Angenommen, daß der Nutzen aus der Verminderung der Frachtkosten zwischen Verkäufer und Käufer getheilt wurde, so ergibt sich, daß der New Orleanser Kaufmann ein wenig mehr für seinen Zucker erhielt, und daß die Buffaloer das Versüßen ihres Kaffees ein wenig billiger zu stehen kam, als früher — ein Nutzen durch den Canal, nicht in Illinois, wo er ist, sondern für Louisiana und New York, wo er nicht ist.

Bei anderen Verschiffungen wird selbstverständlich Illinois seinen Antheil, und vielleicht den größeren, an dem Nutzen des Canals haben; aber das Beispiel des Zuckers zeigt deutlich, daß die Wohlthaten einer Verbesserung sich durchaus nicht auf die besondere Lage der Verbesserung beschränken.

Die gerechte Schlußfolgerung hieraus ist, daß wenn die Nation sich weigert, Verbesserungen allgemeiner Natur vorzunehmen, weil deren Nutzen auch ein wenig lokal sein könnte, auch ein Staat sich weigern könnte, eine Verbesserung lokaler Art zu machen, weil ihr Nutzen in gewisser Weise allgemein sein könnte. Ein Staat mag dann sehr wohl zu der Nation sagen: „Willst du nichts für mich thun, so will ich auch nichts für dich thun!“ Man sieht, ist dies Argument von der Ungleichheit irgendwo genügend, so ist es überall genügend, und macht allen Verbesserungen ein Ende. Ich hoffe und glaube, daß wenn beide, die Nation und die Staaten, in ihrem Kreise, ehrlich thun würden, was sie an Verbesserungen thun können, so würde irgend welche Ungleichheit, die an einer Stelle erzeugt wird, an einer anderen ausgeglichen werden, und das Gesamtergebniß nicht sehr ungleich sein.

Aber angenommen, daß doch ein gewisser Grad von Ungleichheit entstünde. Ungleichheit ist sicher nicht um ihrer selbst willen in den Kauf zu nehmen. Aber sollen wir jede gute Sache von uns weisen, weil sie von einem gewissen Grade von Ungleichheit untrennbar ist? Dann müssen wir alle Regierung abschaffen. Diese Hauptstadt ist auf öffentliche Kosten zum öffentlichen Nutzen gebaut worden; aber zweifelt Jemand daran, daß sie von einem besonderen Nutzen für die Grundeigenthümer und Geschäftsleute Washingtons ist? Sollen wir sie deswegen fortjchaffen? Und thun wir's, wo können wir sie hinstellen und von dieser Schwierigkeit frei erhalten? Sollen wir sie, um sicher zu gehen, nirgends bauen, und dem Congreß überlassen, seine Sitzungen abzuhalten, wie die Vammier logirten: „Bald hier, bald da!“

„Ich beziehe mich nicht etwa besonders auf den jetzigen Präsidenten, wenn ich sage: daß es auf dieser Welt wenige kräftigere Fälle von Last für die Vielen, Nutzen für die Wenigen, — „von Ungleichheit“ — giebt, wie in den Augen einiger die Präsidentschaft selbst. Ein ehrlicher Arbeiter gräbt Kohlen für ungefähr 70 Cents den Tag; der Präsident gräbt Abstraktionen für ungefähr 70 Dollars per Tag. Die Kohle ist sicherlich mehr werth als die Abstraktionen, und doch welche ungeheure Ungleichheit im Preise! Gedenkt der Präsident deshalb die Präsidentschaft abzuschaffen? Er thut's nicht und sollte es nicht! Der richtige Weg, über die Wünschenswerthheit oder Verwerflichkeit einer Sache zu entscheiden, ist zu untersuchen: nicht, ob etwas Uebles darin steckt, sondern ob mehr Uebel als Gutes darin enthalten ist.

„Es giebt nur wenige Dinge, welche ganz schlecht und ganz gut sind. Fast Alles, namentlich in Regierungs-Maßregeln, ist eine untrennbare Mischung beider; so daß

unser bester Ueberlegung betreffs des Ueberwiegens eines derielben beständig verlangt wird. Nach diesem Grundsatz verfahren der Präsident und seine Freunde und die Welt im Allgemeinen gegenüber den meisten Fragen. Warum soll er nicht auch auf diese zur Anwendung kommen? Warum diese Uebertreibung des Uebels in den Verbesserungen und diese Weigerung, irgend etwas Gutes darin zu sehen? — —“

Nach einer Besprechung der Verfassungsmäßigkeit der Bewilligungen heißt es in der Rede des Weiteren:

„Der Präsident scheint zu glauben, daß genug Verbesserungen unter Autorität des Staates und mit Zustimmung der allgemeinen Regierung mit Hilfe von Tonnenabgaben gemacht werden können. Ich vermute, diese Tonnenabgaben sind gut genug da, wo sie am Platze sind. Ich glaube, daß sie genügend sein werden, einige leichte Ver- und Ausbesserungen in Häfen vorzunehmen, die bereits bestehen und die keiner großen Ausbesserung bedürfen. Aber falls die allgemeine Vorstellung, die ich davon habe, richtig ist, werden sie völlig unzureichend sein für irgend welche allgemeinen nützlichen Verbesserungen. Ich weiß sehr wenig, oder eigentlich gar nichts darüber, wie Tonnenabgaben aufgelegt und erhoben werden; aber ich denke mir, daß einer der Gründe dabei ist, daß man eine Abgabe für die Verbesserung eines besonderen Hafens auf die in diesem Hafen hineinkommenden Schiffe legt. Wäre es anders, wollte man in einem Hafen Steuern erheben, die für die Verbesserung eines anderen ausgegeben werden sollen, so würde das eine ganz außerordentlich schwere Form der Ungleichheit sein, welche der Präsident so sehr verdammt. Wenn dies richtig ist, wie ließen sich mit Hilfe von Tonnengeldern gänzlich neue Verbesserungen machen? Wie ließe sich eine Straße, ein Canal bauen, oder ein Fluß

von seinen Schmutzen befreien? Die Idee, daß das geschehen könnte, erinnert an den Irländer und seine neuen Stiefel: „Ich werde sie ankriegen können“, sagte Patrick, „sobald ich sie ein oder zwei Tage getragen und ein wenig ausgeweitet habe.“ Wir werden nie einen Canal mit Hilfe von Tonnengeldern bauen können, die sich erst erheben lassen, nachdem er gebaut ist, und nachdem die Schiffe haben hineinkommen können!“

Die Rede schloß mit nachstehenden allgemeinen Bemerkungen über öffentliche Verbesserungen:

„Daß der Gegenstand ein schwieriger ist, kann nicht in Abrede gestellt werden. Aber er ist nicht schwieriger im Congreß, als in den Staatslegislaturen in den Counties oder in den kleinsten Municipalsbezirken. Alle können Beispiele dieser Schwierigkeit im Falle von Countystraßen, Brücken etc. aufweisen.

Der Eine ärgert sich, weil eine Straße über sein Land geht; der Andere, weil sie es nicht thut; der Eine ist unzufrieden, weil die Brücke für die er besteuert wird, den Fluß an einer anderen Straße kreuzt, als die, welche von seinem Besitzthum nach der Stadt führt; ein Anderer kann's nicht ertragen, daß das County dieser Straße und Brücke halber Schulden mache; während nicht Wenige heftig dahinter her sind, daß Straßen durch ihr Land gelegt werden, und sich dann beharrlich weigern, sie öffnen zu lassen, ehe ihnen der Schaden nicht bezahlt ist. Selbst zwischen den verschiedenen Wards und Straßen der Towns und Städte finden wir diesen Streit und die gleiche Schwierigkeit. Das aber sind ganz dieselben Schwierigkeiten, aus denen der Präsident seine Einwände gegen „Ungleichheiten“, „Spekulation“ und „Entleerung des Schatzes“ aufbaut. Denselben gegenüber giebt es nur die einzige Frage: „Sind sie genügend oder nicht!“ Genügen sie, so genügen sie im Congreß wie außerhalb des-

selben und damit hat's ein Ende. Wir müssen sie entweder als ungenügend verwerfen, oder die Hände in den Schooß legen und nichts auf Grund irgend welcher Autorität thun. Deshalb, obgleich eine Schwierigkeit da ist, lassen Sie uns ihr beugen und sie überwinden.

Beischließen Sie, daß die Sache gethan werden kann und gethan werden soll, und der Weg wird sich finden. — Die Hauptschwierigkeit ist zweifelsohne die Neigung zur Uebertreibung. Etwas und doch nicht zu viel thun, das ist das, was erstrebt werden muß. Ein Jeder trage sein Scherflein an Vorschlägen bei. Der verstorbene Silas Wright steuerte das seine in einem Briefe an den Chicagoer Convent bei, und es war etwas werth; ich biete jetzt meines an, das keinen Werth haben mag, aber Niemanden irreführen und deshalb keinen Schaden thun wird. Ich würde kein Geld borgen; ich bin gegen „ein unsere Finanzen überwältigendes“, niederbrechendes System. Angenommen, der Congreß stellt in jeder Session zuerst fest, wie viel Geld in jenem Jahr für Verbesserungen erübrigt werden kann, und vertheilt dann diese Summe auf die wichtigsten Zwecke. So weit ist die Sache leicht; aber wie soll entschieden werden, welche Zwecke die wichtigsten sind? Hier kommt der Aneinanderstoß der Interessen. Ich werde zaudern zuzugeben, daß Ihr Hafen und Ihr Fluß wichtiger als meiner ist, und umgekehrt. Um dieser Schwierigkeit zu begegnen, lassen Sie uns die statistische Information einholen, die der Herr von Ohio (Winton) bei Beginn dieser Session vorschlug. Darin werden wir eine feste, unbengsame Basis von Thatfachen haben — eine Grundlage, die in keiner Weise der Laune oder dem Lokal-Interesse unterworfen sein wird. Die von vornherein bechränkten Mittel werden uns davor bewahren, zu viel zu thun, und die Statistiken uns verhindern, das, was wir thun, am falschen Plage zu thun. Gehen

Sie und verfolgen Sie diesen Weg, und die Schwierigkeit wird überwunden sein.

Einer der Herren von Süd-Carolina hat für diese Statistiken nicht viel übrig. Er beanstandet, wenn ich ihn recht verstehe, hauptsächlich, daß alle Hühner und Schweine im Lande gezählt werden. Wir will dieser Einwand nicht einleuchten. Es mag ja sein, daß, wenn Alles aufgezählt wird, ein Theil dieser Statistiken diesem besonderen Zwecke nicht sehr nützlich sein wird. Landeserzeugnisse, die bestimmt sind, da verzehrt zu werden, wo sie erzeugt sind, bedürfen keiner Straßen und Flüsse, keiner Transportmittel, und stehen mit diesem Gegenstand in keiner eigentlichen Verbindung. Der Ueberschuß jedoch, der in einer Vertlichkeit erzeugt wird, um in einer anderen verzehrt zu werden; die Fähigkeit einer jeden Vertlichkeit, einen größeren Ueberschuß zu erzeugen; die natürlichen Verkehrsmittel und die Möglichkeiten ihrer Verbesserung; die Hindernisse, Verzögerungen und Verluste an Leben und Eigenthum während des Transports, und die Ursachen davon würden für unseren Gegenstand die am meisten schätzenswerthen Statistiken sein.

Aus ihnen würde sich leicht feststellen lassen, wo eine gegebene Summe den größten Nutzen zu Wege bringen würde. Diese Statistiken sollten der Nation wie den Staaten gleich zugänglich sein, wie sie ihnen gleich nützlich sein würden. Auf diesem Wege und mit solchen Mitteln nehme die Nation sich der größeren, der Staat sich der kleineren Arbeit an, und so, indem beide einander zu begegnen suchen, mag die in einer Vertlichkeit hervorgebrachte Ungleichheit in einer anderen ausgeglichen, Uebertreibung vermieden, und das ganze Land auf den Weg der Blüthe geleitet werden, die der Größe seines Gebiets, seinen natürlichen Hilfsquellen und der Intelligenz und dem Unternehmungsgeist seiner Bewohner entspricht.“

Die gleiche Schärfe und Beherrschung des Gegenstandes bewies Lincoln als Rechtsanwalt bei der Vertheidigung der Rock Island Bridge Co. gegen eine Schadenersatzklage, die durch das Zerschellen des Dampfers „Effie Mton“ am 6. Mai 1856 an der Rock Island-Brücke veranlaßt wurde. Diese Rede ist zwar nicht „verbatim“ erhalten, aber der spätere Bundesrichter S. W. Blodgett, der bei den Verhandlungen anwesend war, hat darüber eingehende Mittheilungen gemacht.

Die Besitzer des Dampfers führten ihre Klage hauptsächlich auf die folgenden Punkte.

Erstens: Der Fluß sei der große Wassermweg für den Handel des Thales, und könne gesetzlich nicht durch eine Brücke verlegt werden.

Zweitens: Diese Brücke sei in Bezug auf die Strömung an jenem Punkte so belegen, daß sie eine Gefahr für alle den Fluß befahrenden Fahrzeuge und eine unnöthige Behinderung der Schifffahrt bilde.

Herr Blodgett berichtet: Ueber den ersten Punkt hatte damals das Oberbundesgericht noch keine Entscheidung abgegeben, obwohl die Frage bei der Wheelinger Brücke erhoben war. Aber das Gericht hatte sich damals um eine direkte Entscheidung herumgedrückt durch die Erklärung, die Wheelinger Brücke sei so niedrig, daß sie für Dampfboote eine unnöthige Behinderung der Schifffahrt bilde. — Abraham Lincoln lag es ob, den ersten Punkt zu widerlegen.

„Ich lauschte“, sagt Richter Blodgett, „mit regstem Interesse seinen Ausführungen über diesen Punkt, und wenn sie auf mich nicht den Eindruck besonderer Beredsamkeit machten, — wie man Beredsamkeit im Allgemeinen versteht — so habe ich dieselbe doch stets als eine der fähigsten Auseinandersetzungen betrachtet, die ich von Hrn. Lincoln im Gerichtssaale gehört habe. Seine Bilder waren treffend und eindrucksvoll, seine Behauptungen klar und logisch,

und seine Gründe für die Politik (und nothwendiger Weise das Recht), den Fluß zu überbrücken, und dadurch zur Besiedelung und zum Aufbau des riesigen Gebiets westlich davon aufzumuntern, waren umfassend und staatsmännisch.

„Die Spitze seiner Beweisführung lag in der Behauptung, der Eine habe daselbe gute Recht, einen Fluß zu queren, wie der Andere das Recht, ihn hinauf und hinunter zu fahren; dies seien gleiche und wechselseitige Rechte, die so ausgeübt werden müßten, daß sie nicht gegen einander stießen, gleichwie das Recht, eine städtische oder Landstraße zu queren oder ihr entlang zu gehen oder zu fahren. Von diesem unleugbaren Recht, den Fluß zu überschreiten, kam er auf die Mittel zur Ueberschreitung zu sprechen. Müßte das stets im Rahn oder vermitteltst des Fährbootes geschehen? Müßten die Erzeugnisse des ganzen grenzenlosen fruchtbaren Landes westlich vom Fluß für alle Zeit gezwungen sein, am Westufer des Flusses anzuhalten, um aus dem Wagen in ein Boot geladen und nach Kreuzung des Flusses auf der anderen Seite wieder in Wagen geladen zu werden, um ihre Reise nach Osten fortzusetzen?

„Er entwarf in dieser Verbindung ein lebendiges Bild von der Zukunft des großen Westens jenseits des Flusses, und machte geltend, daß die Bedürfnisse des Handels Brücken über den Fluß als ein Recht verlangten, dem Widerstand zu leisten und dadurch den Fortschritt der Entwicklung der Civilisation des Westens aufzuhalten den Dampferegesellschaften nicht gestattet werden sollte.

„Kann ich mir auch kein Wort und keinen Satz seiner Beweisführung wörtlich zurückrufen, so erinnere ich mich sehr wohl der Wirkung, welche sie auf alle Zuhörer machte; und die Entscheidung des Gerichtes war vollauf zu Gunsten des Rechtes der Ueberbrückung, so lange diese nicht unnöthiger Weise die Schifffahrt behindere.“ — — —

Lincoln und der Monitor.

Der Ausbruch des Bürgerkrieges und seine blutige Verlängerung nahm das ganze Interesse des Landes und des Congresses in Anspruch, und gab Lincoln weder Zeit noch Gelegenheit, die Entwicklung unserer Wasserwege zu fördern. Als oberster Befehlshaber unserer Armee und Flotte wurde Lincoln in enge und beständige Verührung mit militärischen Angelegenheiten gebracht, und es giebt keinen Grund zu bezweifeln, daß seine Erfahrung als Hauptmann und Gemeiner im Black Hawk-Kriege ihm dabei sehr zu Statten kam.

Lincoln war nie auf einem Seeschiff gewesen, und seine nautischen Kenntnisse beschränkten sich ausschließlich auf Fahrzeuge, die auf unseren Binnengewässern verkehrten. Und doch giebt es einen Fall in Verbindung mit unserer Flotte, in welchem ihm zu seiner Entscheidung zum großen Theil seine Erfahrung auf unseren westlichen Wasserwegen zu Hülfe kam.

Im Frühjahr 1861 setzten sich, wie bekannt, die Conföderirten in den Besitz des Dampfers Merrimac, den sie im Hafen von Norfolk fanden, und wandelten ihn in ein schreckenerregendes Panzerschiff um, das sie in „Virginia“ umtauschten. Dieses Schiff zerstörte die Fregatten „Cumberland“ und „Congress“ und eine Zeitlang schien's, als ob unsere sämtlichen Schiffe der Gnade dieses Rebellenbootes anheimgegeben seien. Ein Capitain John Ericson hatte Pläne für ein Boot gemacht, und wünschte, daß unsere Regierung es bauen solle. Dr. Sachverständigen, denen das Projekt unterbreitet wurde, bezweifelten dessen Ausführbarkeit und Nützlichkeit. Als das Modell dem Präsidenten Lincoln gezeigt wurde, erklärte dieser sofort, er glaube, daß ein solches Boot den Merrimac überwinden könne, und eine werthvolle Erwerbung für unsere Flotte sein werde.

Der Monitor wurde gebaut, und während es von New York nach der Hampton

Rhode unterwegs war, äußerte Capt. Fox, welcher Capt. Ericson beim Bau als Rathgeber gedient hatte, Bedenken betreffs des Erfolges desselben. Lincoln entgegnete:

„Nein, nein, Capitain! Sie wissen, ich habe große Achtung vor Ihrem Urtheil, aber diesmal sind Sie durchaus auf dem Holzwege. Der Monitor war eine meiner Erfindungen. Ich glaubte daran sofort, als mir jener energijche Unternehmer Ericson's Pläne zeigte. Ericson's einfache und doch so begeisterte Erklärung befehlte mich auf immer. Man nannte es damals eine „schwimmende Batterie“. Ich nannte es ein „Floß“. Ein wenig vom Begeisterungsfeber des Erfinders ging auf mich über und es ist seitdem gewachsen. Ich glaubte damals und bin heute überzeugt, daß es gerade das Ding ist, was wir brauchen. Ich bin sicher, daß der Monitor noch über dem Wasser ist, und daß er sich gut machen wird. Ich glaube zuweilen, er wird sich als die Schleuder erweisen, die den Philister „Merrimac“ an die Stirn treffen wird.“

Des Präsidenten Urtheil traf zu, denn der Kampf zwischen dem Monitor und Merrimac änderte alle früheren Bedingungen des Seekrieges. Capitain Fox äußerte später: „Wir sind alle Thatfächer bekannt, die sich vereinigten, uns den Monitor zu geben. Ich gebe dem Erfinder, Capt. Ericson, allen Credit, aber ich weiß, daß das Land den Bau des Schiffes hauptsächlich dem Präsidenten Lincoln zu verdanken hat.“

Der Verfasser schließt seine Arbeit mit folgenden Worten: „Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Lincoln bei seiner Schätzung der Vollbringungskraft des „Monitor“ zum großen Theile von seinen Erfahrungen als Bootbauer, Lootse und Schiffer auf unseren westlichen Gewässern geleitet wurde.

„Lincoln's Jugend- und erste Mannesjahre sind verwebt mit der Pioniergeschichte unserer Flüsse und dem Handelsverkehr

darauf. Einen großen Theil seiner Kenntnisse erwarb er auf seinen Reisen darauf und durch die dabei gemachten Beobachtungen, und wie einer seiner Biographen zutreffend bemerkt:

„Alles, was Abraham Lincoln, bis er über 21 J. alt war, von Menschen und der Welt außerhalb von Gentryville und dessen unmittelbarer Nachbarschaft sah, sah er auf diesen Flüssen.“

„Seine Erfahrung in der Legislatur war ihm von großem Nutzen. Dort war er stets zu Gunsten der Entwicklung der Flüsse und der Hülsquellen des Staates

und deren Unterstützung und Förderung durch die Lokalregierung eingetreten. Seine Rede im Congreß bewies, daß er die Wasserweg-Frage gründlich verstand, ihr das lebendigste Interesse entgegenbrachte, und völlig ermaß, was zu ihrer Lösung nöthig sei. Hätte er länger gelebt, kein Zweifel, unsere Flüsse und Häfen würden in ihm einen kräftigen Verfechter gefunden haben.“

„Es war als Jüngling und in der demüthigen Stellung eines Flachbootknechtes, daß er der Sklavereifrage in's Angesicht sah, und daß sich in ihm die Ansichten bildeten, die später sein Leben und das Geschick seines Landes so mächtig beeinflussten.“

Rudolph Reichmann.

Ein Pionier der deutschen Presse in Iowa.

(Aus „Davenport Demokrat“, 12. April 1908.)

Zwei Wochen nach Abirundung seines 87. Jahres hat am 30. März d. J. der Lebenslauf eines merkwürdigen Mannes seinen natürlichen Abschluß gefunden. An genanntem Tage ist zu Toledo, Tama County, Iowa, Herr Hans Andries Rudolph Reichmann gestorben, welcher in den ersten drei Jahren des Davenporters „Demokrat“, neben Theodor Wülich, einer der Herausgeber dieser Zeitung war.

Rudolph Reichmann war ein Charakter. Unbengsam und unbekümmert um etwaige Folgen trat er jederzeit kampfbereit für seine Ueberzeugung und sein Recht, oder was er für das Recht hielt, in die Schranken. Er war eine ruheloße Kampfnatur und aus diesem Grunde, sowie wegen seiner Leidenschaft für die Jagd, hat er zahlreiche amüsante, wie auch recht ernste Abenteuer erlebt. Da er gern schrieb, ist wohl anzunehmen, daß er recht umfassende schriftliche Aufzeichnungen über seinen frauen Lebenslauf hinterlassen hat. Jagdabenteuer verschiedener Art, die er in den Urwäldern Wisconsins, in hiesiger Umgegend, sowie in dem fernsten Nordwesten, in

Washington, mit Varen, Hirschen und anderem Gethier, sowie auch mit Menschen erlebte, hat er vor Jahren in gar manchen Spalten des „Demokrat“ anschaulich geschildert.

Nast alles, was wir über seinen Lebenslauf wissen, ist aus gelegentlichen Plaudereien im Gedächtniß haften geblieben. Danach war Reichmann am 15. März 1821 in der Stadt Schleswig als Sohn des Buchdruckers Johann Christian Reichmann geboren. In dem Knaben wurde schon früh durch seinen Großvater, einen wohlhabenden Landmann, die Lust zum Reiten und Jagen und das Vergnügen an gewagten Streichen geweckt, und von seinem Vater später noch weiter ermuntert. Der Junge erhielt eine Gymnasialbildung und sollte Pastor werden. Er selber aber hatte an dem Schwarzrock keinen Gefallen und wurde Schwarzfünftler, wie es sein Vater war. Nach einer schweren Lehrzeit von 5¼ Jahren in einer schleswiger Drucker- und mehrjähriger Thätigkeit als Gehülfe wollte er sich selbständig machen, wozu aber eine Concession seitens der Regierung erforder-

lich war. Diese konnte er trotz wiederholten Petitionirens nicht erhalten, da er „nicht gut dänisch“ war, obgleich er bereits Material für die Druckerei bestellt hatte. In der Padesaison von 1847 weihte König Christian VIII. auf der Insel Föhr und durch Vermittelung des Regierungspräsidenten v. Scheel erhielt Reichmann eine Audienz beim König, dem er sein Anliegen vortrug. Beim Gespräch war er wohl nicht allzu devot und der König gab ihn mit kurzer Handbewegung zu verstehen, daß die Audienz zu Ende und das Gesuch abgewiesen sei. Anstatt sich rückwärts zu konzentrieren, machte Reichmann stramm Kehrt und schritt zur Thür hinaus, während er höchst unehrerbietig einen Rockschöß emporhob. Wüthend rief der König ihn zurück, fixirte ihn eine Minute scharf und ließ sich die Papiere nochmals überreichen, um sie durchzusehen. Diesmal erfolgte der Abtritt des jungen Buchdruckers nach den Regeln des Ceremoniells, aber die Erlaubniß zur Niederlassung erhielt er dennoch nicht.

Bald kam der Krieg der Elbherzogthümer gegen Dänemark, während dessen Reichmann selbstverständlich auf Seiten der Volksfache stand. Im Mai 1850 machte er sich mit Frau und Kindern auf die Reise nach Amerika. Nach einer Fahrt von neun Wochen erfolgte die Landung in Quebec, und von dort ging's, wieder zu Schiff, weiter über Buffalo und Detroit nach Chicago und von da nach sehr kurzem Aufenthalt nach Sheboygan in Wisconsin. Die Aussicht auf ein freies Farmer- und abenteuerliches Jägerleben lockte ihn dorthin. Er besichtigte auch Land im Urwald, aber wurde von seinen Illusionen bald kurirt und nahm eine Stelle als Setzer in einer englischen Zeitung an mit \$5 Wochenlohn. Es gab damals in Wisconsin nur zwei deutsche Zeitungen, und diese wurden in Milwaukee herausgegeben. In und bei Sheboygan hatten sich viele Deutsche angesiedelt und die junge Colonie hatte Ausichten auf eine gute

Zukunft, deshalb wurde auch das „Bedürfniß“ nach einer deutschen Zeitung empfunden. Mit Albert Marschner, dem Sohn des bekannten Componisten Heinrich Marschner, gründete Reichmann den „Wisconsin Republikaner“, für dessen Einrichtung er das Geld lieferte. Schon in der ersten Wahlcampagne kam es zwischen Beiden zu ernststen Unannehmlichkeiten, weil Marschner zu Gunsten eines anderen Kandidaten plötzlich umfatten wollte, während Reichmann zu dem Kandidaten hielt, den das Blatt von Anfang an unterstützt hatte. Es kam deshalb sogar zu einem öffentlichen Aufruhr; ein politischer Mob bedrohte die Druckerei, wurde aber von Reichmann, der mit zwei geladenen Gewehren au's Fenster trat, in respektvoller Ferne gehalten. Als bald darauf Reichmann sich auf einer längeren Collectionstour durch die dünn besiedelten Landgegenden befand, lud Marschner den ganzen Kram auf und machte sich mit der Druckerei davon, zahlte später aber seinem Partner eine Abfindung von \$200.

In Milwaukee gab es ein sehr reges Deutschthum und die Gelegenheit für ein drittes Blatt, in Konkurrenz mit „Banner“ und „Volksfreund“ schien günstig. Brögh, Bauer und Kohlmann gründeten die „Volkschalle“ und Reichmann wurde zum Geschäftsführer gemacht, da keiner von den Eigenthümern etwas davon verstand. Das Blatt hatte eine kümmerliche Existenz, und diese bejjerte sich auch nicht, als der bekannte deutsche Parlamentarier Rößler (aus Dels, wegen seiner gelben Ranking-Beinkleider der „Reichskanarienvogel“ genannt), die Redaktion übernahm. Es haperte fortwährend mit der Gehaltzahlung, Reichmann theilte, als Geschäftsführer die Einkünfte nach Verhältniß unter das Personal. Unter einer Hypothekenschuld wurde schließlich die Zeitung erdrückt und der Sheriff mußte Besitz davon nehmen. Einer nach dem anderen der Angestellten, Redakteur und Setzer, ließ sich buchstäblich am Kragen hin-

auswerfen. Reichmann rettete dabei noch das einzige Geschäftsbuch und machte sich daran, so viel wie möglich von den ausstehenden Abonnementsgeldern der thatsächlich herrenlosen „Volkshalle“ zu kollektiren, wobei er auf den Streifzügen zugleich seiner Jagdlust fröhnte. Es war eine Proletariervoesie, wie sie mancher tüchtige deutsch-amerikanische Zeitungsmann jener Zeit kennen gelernt hatte. Sie hatte auch ihr erschütterndes Pathos und ihre Tragik. Als Reichmann einst von seiner Kollektionsrunde mit etwa \$30 in Baargeld und einer Partie Wildpret heimkehrte, fand er, daß Rößler seit mehreren Tagen kaum trocken Brod genug zum Sattessen gehabt habe und dabei die Frau dazu noch auf dem Krankenbette lag. Er legte die ganze Ausbeute auf den Tisch und schlich, von so viel Elend tief ergriffen, davon. Rößler starb einige Jahre später in Quincy.

Anfangs März 1852 kam Reichmann nach Davenport. Auf brieflichem Wege, durch Vermittelung von Freunden, war vereinbart worden, daß er und Theo. Göllich hier eine deutsche Zeitung herausgeben sollten. Reichmann war durch die Hoffnung, noch einige ausstehende Gelder eintreiben zu können, in Wisconsin länger zurückgehalten worden, als erwartet war. Göllich hatte deshalb schon im November des vorherigen Jahres mit der Herausgabe der Zeitung begonnen. Die erste Nummer des „Demokrat“ erschien bereits am 15. November 1851. Auch hier glaubte Reichmann, eine Wiederholung seiner früheren Erfahrungen und Enttäuschungen erwarten

zu können, denn die Verhältnisse des „Demokrat“ schienen trostlos, und nur eine philosophische Bedürfnislosigkeit konnte darüber hinweghelfen. Er fand hier aber so viele Landsleute, darunter alte Bekannte und Freunde, — der erste, der ihm auf der Straße hier begegnete, war sein alter Freund, der Pächter Wilhelm Pape, — daß er sich den Mißmuth verkniff und an die Arbeit ging, die sich auch immer erfolgreich erwies und auch niemals zu drückend wurde, da sie mit Jagd und sonstigen Vergnügungen reichlich abwechselte. Im 1855 jedoch löste die Firma sich auf. Göllich blieb beim „Demokrat“ und Reichmann begab sich nach Tama County, wo er Landwirthschaft trieb und bald auch eine englische Wochenzeitung gründete. Er wurde wohlhabend und dadurch immer unternehmender. Im 1873—74 machte er Propaganda für eine schmalspurige Eisenbahn durch das südliche Iowa, die auch Verbindung mit Davenport erhalten sollte, aber sich niemals verwirklicht hat. Im Anfang der 80er Jahre lebte er eine Zeitlang im Territorium Washington und erwarb Ländereien am Puget Sound, nicht weit von Seattle; später auch hielt er sich im Süden auf, in Tennessee und Mississippi, und im letzterem Staate heirathete er vor ungefähr sieben Jahren, als Achtzigjähriger, seine zweite Frau. Seit einigen Jahren lebte er wieder in Iowa, in Tama County, wo seine bedeutendsten Grundeigentums-Interessen waren. Bis in's hohe Alter hat er sich eine wunderbare Fähigkeit des Körpers und des Geistes bewahrt und er ist eine Kampfnatur geblieben bis an sein Ende.

Alte Zwillinge. John und Henry Habenicht, die ältesten Zwillinge in Missouri, wenn nicht in Amerika, feierten kürzlich in St. Louis ihren 80sten Geburtstag im Kreise ihrer Kinder, Enkel und Urenkel. Ein halbes Duzend der Enkel trug dabei das „Steinlied“ aus „Prinz von Pilsen“ vor. Ein interessanter Umstand war die Theilnahme des weitältesten Zwillingss-

paars von Missouri an diesem Feste, John und Fritz Miller von Kimmiswick, die am 23. Dezember ihren 76sten Geburtstag gefeiert hatten. John und Henry Habenicht waren am 15. Januar 1827 in Ahtum in Hannover geboren, kamen 1857 nach Amerika und 1858 nach St. Louis. Sie sind einander so ähnlich, daß sie häufig verwechselt werden.

Geschichte der Deutschen Quincy's.

Von Heinrich Bornmann.

XXIX.

Interessant und lehrreich sind die Erlebnisse des alten Pioniers Joseph Stuckenburg. Geboren im Jahre 1813 zu Effen, Oldenburg, war derselbe schon im Jahre 1829 nach diesem Lande gekommen, wo er sich zunächst in Louisville, Ky., niederließ. Im Jahre 1837 trat Stuckenburg zu Cincinnati, O., mit Elisabeth Ambusch in die Ehe; die Frau war im Jahre 1815 ebenfalls zu Effen, Oldenburg, geboren. Jahre lang betrieb Stuckenburg in Louisville das Tremont Hotel, in dessen oberem Stockwerk ein großer Saal war, der den Namen Louisville Theater führte, und in welchem reisende Schauspieler ihre Vorstellungen gaben. Nebenan war ein großer freier Platz, den die über Land ziehenden Circus-Gesellschaften benützten, um dort ihre Zelte aufzuschlagen, in denen sie dann ihre Kunststücke zur Auf- führung brachten. Im Jahre 1836 waren die Zeiten „gut“, und die Leute gaben nichts um's Geld, warfen dasselbe, so zu sagen, mit vollen Händen weg. Dann kam 1837 und die große Finanzklemme, und die Folge war ein Darniederliegen aller Geschäfte, was mehrere Jahre dauerte. Während der Panik war das Volk wüthend, und Keiner war seines Lebens oder Eigenthums sicher. Stuckenburg beschloß deshalb, Louisville zu verlassen und kam im Jahre 1844 nach Quincy, einen ganzen Schrotflad voll „Wit“-Stücke mitbringend; es waren das Silbercheidemünzen, die einen Nennwerth von je $12\frac{1}{2}$ Cents hatten, und vordem auch immer zu dem Werthe im Kurse gewesen waren. Da nach Eintritt der Finanzklemme Niemand jene „Wit“-Stücke für mehr als 10 Cents annehmen wollte, so sammelte Stuckenburg dieselben, legte sie „auf die hohe Kante“,

und brachte sie, wie schon gesagt, in einem Schrotflad nach Quincy. Hier kaufte er an der Süddeite der Hampshire, zwischen 6. und 7. Straße, einen Bauplatz und errichtete ein zweistöckiges Backsteinhaus, das erste derartige Gebäude auf der Süddeite des genannten Blocks.

Joseph Stuckenburg betrieb hier einen sogenannten „General Store“. Es war der Winter 1845—1846 ein sehr strenger; im November gefror das Wasser auf dem Mississippi, eine Eisdecke bildend, die sich ununterbrochen bis Ostern hielt. Da also in jenem langen Zeitraum keine Boote laufen konnten, die das einzige Verkehrsmittel bildeten, um Vorräthe aus St. Louis nach Quincy zu bringen, so entstand bald großer Mangel an Lebensmitteln jeder Art in der Stadt; Wehl war gar nicht zu haben, und die Hausfrauen benötigten gesiebte Mele zum Backen von Pfannkuchen; Weischkorn wurde geröstet und als Kaffee benutzt. Da die Leute ungehalten wurden, zu Stuckenburg kamen und sagten, er betreibe einen Kaufladen und müsse deshalb für Lebensmittel sorgen, so blieb ihm nichts Anderes übrig, er spannte seine Pferde vor einen Schlitten und fuhr nach St. Louis, um Lebensbedürfnisse zu holen. Mit schwer beladenem Schlitten trat er die Rückreise nach Quincy an. Alles ging gut, bis er zum Illinois-Flusse kam; während er dort über's Eis fuhr, brach das Fuhrwerk durch und gerieth in's Wasser; der Schlitten mit seiner Ladung von Lebensbedürfnissen und eines der Pferde gingen zu Grunde; Stuckenburg, der mit dem Leben davongekommen war, bestieg das ihm noch gebliebene Pferd, hängte sich eine wollene Decke, die er gerettet, um die Schultern und ritt nach Quincy. Abends nach Dunkelwerden heim-

kehrend, war der Mann so steif vor Kälte, daß er nicht vom Pferde herabsteigen konnte. Seine Frau half ihm vom Pferde herunter, und als er in's Haus treten wollte, fiel er der Länge nach zur offenstehenden Thür herein. Nachbarn wurden herbeigerufen und brachten Stuckenburg in's Haus; die Stiefel waren ihm an die Füße gefroren und mußten losgeschnitten werden. Der sonst so starke Mann war gebrochen; seine Gesundheit war dahin, und das Leiden, daß er sich durch die Strapazen zugezogen, führte schließlich seinen Tod herbei; er starb am 10. Juli 1848. Stuckenburg war einer der Gründer des St. Bonifazius-Vereins, und war das erste Mitglied des Vereins, das starb, und war er auch der Erste, der von einem regelrechten Leichenwagen in Quincy nach der letzten Ruhestätte gebracht wurde. Die Frau starb im Jahre 1890. Nur eine Tochter lebt noch, nämlich Frau Josephine Sutmacher, die Wittve des verstorbenen Rudolph Sutmacher in dieser Stadt. Eine andere Tochter, Frau Rosine Midder, starb am 1. Mai 1908. Beide Töchter waren 33 Jahre lang Mitglieder der Kirchengemeinde von St. Bonifazius und St. Peter's gewesen.

Unter den alten bemerkenswerthen Deutschen war auch Andreas Stutte, welcher schon im Jahre 1848 nach Quincy kam. Derselbe war aus Norddeutschland, aus welcher Gegend, konnte Schreiber dieser Geschichte nicht in Erfahrung bringen, trotz eifriger Forschung. Zu Anfang der fünfziger Jahre war Stutte Lehrer an der St. Bonifazius-Schule; es leben noch eine Anzahl seiner damaligen Schüler, welche erzählen, daß Stutte als Lehrer und auch als Organist und Leiter des Singchores tüchtig gewesen. Da Stahlfedern in jenen Tagen nicht so allgemein im Gebrauche waren, wie heute, und Stutte auch eine besondere Vorliebe für die Sache zu haben schien, so schnitt derselbe den Schülern die Schreibfedern aus Gänsefeilen, in welchem Maße

er ein Meister war. Im Jahre 1853 eröffnete Stutte in Gemeinschaft mit Bernard Arnzen, eine Apotheke; die Firma war Arnzen & Stutte. Später löste sich die Firma auf, Arnzen wurde Advokat, während Stutte bis 1859 das Geschäft allein weiter führte. In den sechziger Jahren siedelte Stutte mit seiner Familie nach Detroit, Michigan, über, kam später wieder nach Quincy und betrieb hier eine Zeit lang ein Grocerygeschäft, um schließlich wieder nach Detroit zurückzukehren. Stutte sowohl wie seine Frau, (Magdalene, aus München gebürtig) weilen jedenfalls nicht mehr unter den Lebenden. Eine Tochter starb vor nicht langer Zeit in Kansas City. Ob der Sohn, Max Stutte, noch lebt, konnte Schreiber dieses nicht in Erfahrung bringen.

Matthäus Wegger, geboren 1803 zu Diedesfeld, Rheinbayern, trat dort mit Josepha Margarethe Fischer in die Ehe; die Frau war am 19. März 1797 zu St. Martin, Rheinpfalz, geboren. Die Familie trat in 1850 die Reise nach Amerika an, welche von Havre nach New Orleans ging und 120 Tage dauerte; sechs Wochen mußten sie auf der Insel St. Thomas zubringen, da sie Schiffbruch gelitten, und das Segelschiff, auf dem sie die Reise unternommen hatten, repariert werden mußte. Die Reise auf dem Mississippi, von New Orleans nach St. Louis, dauerte 9 Tage. Am Abend vor Neujahr legte der Dampfer an der Werfte an, und mußten sie die letzte Nacht des Jahres 1850 auf dem Boote zubringen. In jener Nacht starb Matthäus Wegger unerwartet; derselbe hatte sich beim Verladen einer Kiste zu New Orleans eine Quetschung am Ringfinger der linken Hand zugezogen, und hatte dieses, wie die Ärzte erklärten, seinen Tod herbeigeführt. Im April des Jahres 1851 kam die Frau mit ihren Kindern nach Quincy; am 6. April 1873 starb Frau Wegger. Drei Töchter leben noch in die-

ier Stadt: Frau Johanna Kiefer, Frau Magdalene Kiefer und Frau Katharine Koller.

Unter den alten Pionieren war auch Gerhard B. Erner. Geboren am 27. März 1826 zu Allendorf, Westfalen, wo er die Schuhmacherei erlernte, wanderte Erner im Jahre 1852 nach den Ver. Staaten aus und ließ sich in Quincy nieder. Hier trat er mit Anna Marie Freiburg in die Ehe; die Frau war ebenfalls zu Allendorf geboren und im Jahre 1854 nach Quincy gekommen; dieselbe ging ihrem Manne vor Jahren im Tode voraus. Gerhard B. Erner war hier über 50 Jahre in seinem Handwerk als Schuhmacher thätig; am 21. April 1908 starb er. Zwei Söhne, Bernard in Quincy und Kasper in Seattle, im Staate Washington, sowie eine Tochter, Frau Katherine Winking in Quincy, weisen noch unter den Lebenden.

Hermann Heinrich Gnuse, geboren am 1. April 1829 zu Elferdissen, Kreis Herford, Westfalen, wanderte im Jahre 1852 aus und kam im Dezember genannten Jahres nach New Orleans, wo er vier Monate arbeitete, da sein Geld alle geworden war. Am 4. April 1853 verließ er New Orleans und kam flussaufwärts nach Quincy, wo er am 15. April landete; die Reise hatte also 11 Tage gedauert. In Quincy trat Hermann Heinrich Gnuse im Jahre 1855 mit Hannah Friederike Nagel in die Ehe; die Frau war zu Brafte, Kreis Bielefeld, Westfalen, geboren. Das Paar zog im selben Jahre nach La Grange, Lewis County, Mo., wo die Familie 10 Jahre wohnte und dann auf's Land zog, wo sich der Mann viele Jahre dem Ackerbau widmete. Die Söhne Johann Friedrich, Heinrich Adolph, Friedrich Wilhelm, Simon Wilhelm und Wilhelm Heinrich treiben Landwirtschaft in Lewis County, Mo.; zwei Töchter, Caroline Meierarnd und Anna Louise Gnuse, wohnen ebenfalls dort. Der jüngste Sohn, Hermann Heinrich

Gnuse, besuchte verschiedene Colleges und Universitäten, und ist nun Lehrer an der Hochschule zu Memphis, Tennessee, wo er in diesem Jahre einer Klasse von 80 jungen Leuten deutschen Unterricht erteilt; außerdem giebt er auch Unterricht im Lateinischen und Französischen.

Der am 2. Juli 1835 zu Schöneck, Sachsen, geborene Julius Klarn er kam im Jahre 1855 nach den Ver. Staaten und ließ sich in St. Louis nieder. Beim Ausbruche des Bürgerkrieges trat er in das 2. Missouri Artillerie-Regiment (Unionsarmee) und diente bis Ende des Krieges. Dann kam er nach Quincy und war hier viele Jahre als Metzger thätig. Im Jahre 1885 zog er nach Riverside Township, nördlich von der Stadt, wo er eine Gärtnerei betrieb, bis er am 26. März 1908 aus dem Leben schied. Außer der Wittve leben noch zwei Söhne, Julius und Johann, in diesem County.

Lorenz Senger, geboren im Jahre 1819 zu Lippstadt, Regierungsbezirk Arnberg, Westfalen, erlernte in der alten Heimath die Möbelschreinerei und kam im Jahre 1849 nach den Ver. Staaten, zunächst Cincinnati, Ohio, wo er mit Agnes Kemmner in die Ehe trat. Im Jahre 1855 kam die Familie nach Quincy, wo Senger im Jahre 1856 eine Möbelfabrik eröffnete, welche er bis 1861 betrieb; dann kehrte er nach Cincinnati zurück, wo er in ein Ohioer Regiment eintrat und den Bürgerkrieg mitmachte. Am 9. März 1881 starb der Mann in Cincinnati. Die Frau lebt hier in Quincy; ein Sohn, Ludwig, lebt ebenfalls in dieser Stadt, ein anderer Sohn, Bernard, wohnt in Chicago.

Der am 30. Oktober 1828 in Oldenburg geborene Johann H. Kollmeyer kam im Jahre 1857 nach Quincy, wo er viele Jahre als Küfer thätig war; am 5. März 1908 starb der Mann. Die Frau, Elisabeth, geb. Studenschneider, lebt noch hier in Quincy, sowie die Söhne Heinrich,

Johann und Georg, und die Töchter Anna und Marie. Ein Sohn, Vater Marcellinus, D. F. W., ist in Columbus, Nebraska, als Priester, thätig.

C l e m e n s W i l l e r, geboren am 22. Juni 1825 zu Ansum, Hannover, kam im Jahre 1849 nach den Ver. Staaten, wo er sich in St. Louis niederließ und dort am 17. November 1857 mit Anna Upfchulte in die Ehe trat, worauf das junge Paar nach Quincy kam. In Ellington Township in diesem County widmete sich der Mann 30 Jahre lang der Gärtnerei, siedelte dann nach Quincy über und wohnte hier bis zu seinem am 23. März 1908 erfolgten Tode. Die Frau lebt noch hier; die Söhne Clemens, Bernard und Franz wohnen in Quincy; die Söhne Georg und Heinrich sind als Gärtner in Ellington thätig; die Söhne Hermann und Eduard wohnen in Chicago; zwei Töchter, Schwester Ludwina in Hoboken, New Jersey, und Schwester Hildegardis in der Stadt New York, gehören zum Orden der Armenischwestern des hl. Franziskus.

Der am 19. Oktober 1829 zu Badenshagen, Mecklenburg - Schwerin, geborene **J o s e p h U h l e n b r o c k** erlernte in der alten Heimath die Schuhmacherei. Im Jahre 1857 wanderte er nach den Ver. Staaten aus und kam nach Quincy, wo er 10 Jahre später mit Dorothea Zink in die Ehe trat; die Frau war zu Crivitz, Mecklenburg, geboren. Viele Jahre ging Joseph Uhlenbrock hier seinem Handwerk nach; am 28. Februar 1908 starb er; die Frau lebt noch hier, sowie ein Sohn, Heinrich, der Vormann in einer Abtheilung der Gardner Governor Works ist; eine Tochter, Frau Josephine Speckhart, wohnt in Le Grande, Oregon. **H e i n r i c h U h l e n b r o c k**, ein Bruder des Obengenannten, wurde im Jahre 1839 ebenfalls zu Badenshagen geboren. Derselbe kam im Jahre 1857 mit seinem Bruder nach dieser Stadt. Während des Bürgerkrieges diente er im 43. Illinois

Infanterie-Regiment. Später war er viele Jahre als Ofenmonteur in hiesigen Gießereien thätig. Im Mai des Jahres 1905 starb Heinrich Uhlenbrock; seine Wittwe lebt nahe Hester, Missouri, auf dem Lande. Vier Söhne, Heinrich, Wilhelm, Adolph und Friedrich, und zwei Töchter, Frau Anna Warning und Frau Mathilde Spilker, weilen noch unter den Lebenden.

R u d o l p h G u t m a c h e r, geboren am 28. Februar 1836 zu Dorsten, Westfalen, kam im Jahre 1857, zusammen mit seinem Vetter Heinrich Ratte (Kaplan in der St. Bonifazius-Kirche), nach Quincy. Seine Eltern waren Anton Gutmacher und Joseph, geborene Kaue, beide aus Dorsten. Am 22. November 1859 trat Rudolph Gutmacher hier mit Josephine Stuckenburg in die Ehe; die Genannte war die älteste Tochter des Pioniers Joseph Stuckenburg, welcher schon im Jahre 1844 nach Quincy gekommen war. Im Jahre 1863 ließ Rudolph Gutmacher seine Eltern und alle seine Geschwister aus der alten Heimath nachkommen; die Reisekosten mußten in Gold bezahlt, und für jeden Dollar in Gold mußten zwei Dollars in Papier erlegt werden. Rudolph Gutmacher war hier viele Jahre geschäftlich thätig. Mehrere Jahre war er Mitglied der Firma Stegmiller & Gutmacher, Seifenfabrikanten. Dann verlegte er sich auf's Eisgeschäft. Er war der Erste, welcher es wagte, mit Eis beladene Barken von Quincy nach New Orleans zu befördern. Es war im Jahre 1878, als in New Orleans das Gelbe Fieber herrschte und die Noth wegen des Eismangels groß war. Als Rudolph Gutmacher mit seinen ersten mit Eis beladenen Barken nach New Orleans kam, wurde er vom Volk mit Jubel begrüßt, der Enthusiasmus war unbeschreiblich. Der Mayor der Stadt gab dann die Erlaubniß, daß ein Jeder für Kranke so viel Eis haben mochte, als sie bedurften. Rudolph Gutmacher starb am 14. Mai 1906, die Frau lebt noch

hier. Der älteste Sohn, Eduard, ist Reisender für seinen Bruder Julius, der ein Patent für die Fabrikation von Eis besitzt. Julius, der zweite Sohn, trat im Alter von 16 Jahren in Quincy in die Dienste der McCormick Harvester Company, begab sich in deren Auftrag nach Pittsburg, Pa., und ist nun, seit dem Jahre 1900, der Hauptvertreter der genannten Gesellschaft in Europa, mit dem Hauptquartier in Berlin, S. 14, Dresdener Straße 34—35; und diese Stellung hat er neben seiner Geschäftsfenntniß hauptsächlich seiner gründlichen Kenntniß der deutschen Sprache zu verdanken. Rudolph, der dritte Sohn, steht in Diensten der International Harvester Company in Galesburg, Ill. Zwei andere Söhne, Albert und Matthias, betreiben das Eisgeschäft in Quincy in großem Maßstabe weiter. Die Töchter sind: Josephine, Frau von Dr. W. Cowley, in Pittsburg, Pa.; Cäcilie, Frau von Chas. Daugherty, in St. Louis, Mo.; Clara, Frau von Franz Menke, und Alma, Frau von Alfred Kurb, beide in Quincy.

Der am 23. Juli 1823 zu Nürth, in der Provinz Starkenburg, Großherzogthum Hessen, geborene **F r a n z G i e g e r i c h**, erlernte in der alten Heimath das Schneiderhandwerk und kam im Jahre 1848 in dieses Land, zunächst nach New York, wo er ein Jahr blieb; dann zog er nach St. Louis, und acht Jahre später nach Louis-

ville, Ky. Im Jahre 1860 kam er nach Quincy, wo er mit Marie Salome Haas in die Ehe trat; die Frau war am 8. Januar 1844 zu Weisweiler, Amt Kenzingen, Baden, geboren, und im Jahre 1852 in dieses Land gekommen. Franz Giegerich war hier viele Jahre im Geschäft von Philip Vert als Zuschneider thätig, bis er sich vom aktiven Leben zurückzog. Das Paar lebt noch hier in Quincy. Söhne sind: Wilhelm, Buchführer in Dick's Brauerei dahier; Julius, Reisender für eine Huthandlung in Philadelphia. Töchter sind: Frau Bertha Emilie Edmunds; Frau Anna Barbara Dick, die Frau von Albert Dick in dieser Stadt.

* * *

H e r m a n n M i c h a e l. — Da die Mittheilung über den hier Genannten im Januarheft 1908 (S. 34—35) nicht vollständig war, so ist folgende Ergänzung hinzu zu fügen: Das Ehepaar Michael hat 4 Söhne. Wilhelm ist Pfarrer der katholischen Gemeinde zu Pierron, Madison County, Ill.; Joseph Johann ist jetzt Präsident der Pöteleibesitzer-Firma Blauer & Michael; Johann Bernharo ist Geschäftsreisender, und Heinrich ist Buchführer derselben Firma. Ferner hat das Ehepaar 3 Töchter: Anna, Gattin des Möbelschreiners Fritz Ruter; Elisabeth ist ledig und daheim bei den Eltern; und Katharine ist die Gattin von Heinrich Brinks, von der Firma Heinrich Brinks & Sohn, Baukonstruktoren.

Eine hundert Jahre alte deutsche Kirche in Pennsylvanien.

Die lutherische Emanuel-Gemeinde in Brickerville in Lancaster County, Pa., feierte im Oktober von 1907 das hundertjährige Bestehen ihrer Kirche. Sie selbst wurde im Jahre 1730 durch den Ehrw. Johann Caspar Stoier in's Leben gerufen, der auch ihr erster Seelsorger war, und baute ihre erste Kirche, der Ueberlieferung zufolge, im J. 1733. Aus dem anstößenden alten Friedhof soll der berühmte Eisenfabrikant, Baron Heinrich Wilhelm Stiegel begraben sein. Die jetzige Kirche

wurde am 25. Oktober 1807 eingeweiht, und ist ausquadsteinen aufgeführt, die in der Nachbarschaft gebrannt waren. Die Eisenarbeit zur Verstärkung der Dachkonstruktion wurde von den Coleman'schen Eisenwerken in Cornwall geliefert. Die Baukosten betrugen ungefähr \$8000, und aus den Akten geht hervor, daß während des Baues ein Haß Whiskey vertilgt wurde. Die Kirche ist gut erhalten und hat gute Aussicht, noch ein weiteres Jahrhundert zu stehen. (Aus dem Pennsylvania German, Jan. '08.)

Die Deutschen im Bürgerkriege.

Von Wilhelm Kaufmann.

Wilhelm Kaufmann's vortreffliches Werk: „Die Deutschen im Bürgerkriege“, von dem das Juliheft 1907 eine Ankündigung enthielt, ist jetzt der Vollendung nahe, und wird demnächst im Buchhandel erscheinen.

Als eine Probe der vorzüglichen, uns im Vordruck vorliegenden Darstellung, welcher eine ganz ungeheure Arbeit zu Grunde liegt, wählen wir, — mit gütiger Erlaubniß des Verfassers — den zweiten Abschnitt, welcher von der Zahl der deutschen Unionskämpfer und deren besonderer Nützlichkeit handelt.

* * *

Wie viele geborene Deutsche kämpften für die Union? Nach den amtlichen Berichten haben während des Krieges 2,320,272 *) Mann in der Unionsarmee gedient. Man hat bei nur 2,018,200 die Nationalität der Soldaten festgestellt, bei rund 300,000 Mann aber nicht (Gruppe B). Unter jenen 2,018,200 Mann waren 187,858 in Deutschland Geborene. In demselben Verhältnis müssen unter den 300,000 Mann, von denen man die vollstehige Zugehörigkeit nicht kennt, noch 24,000 Deutsche gewesen sein, wahrscheinlich noch beträchtlich mehr. Die Nachforschung bezüglich der Nationalität der Truppen wurde erst begonnen, nachdem der Krieg schon über 1½ Jahre gedauert hatte. Es fehlt die Nationalität namentlich bei denjenigen Soldaten, welche zuerst eintraten. Gerade unter diesen waren viele Deutsche. Zene 187,858 vorgefundenen Deutschen und die 24,000 Mann aus der zweiten Gruppe würden 211,858 deutsche Soldaten ergeben. Nun aber sind in der ersten Gruppe von 2,018,200 Mann noch 26,445

“foreigners not otherwise designated” (Gruppe C) enthalten. Daß darunter noch viele Deutsche stecken, ist sicher, denn diese Gruppe birgt die Angehörigen derjenigen europäischen Völker, welche für die damalige amerikanische Einwanderung wenig in Betracht kamen (Rußland, Skandinavien, Dänemark, die Balkanstaaten, Luxemburg u. s. w.). Wie viele deutsche Balten mögen da wohl als Russen gezählt worden sein, wie viele Schleswig-Holsteiner (vor 1864) als Dänen und die fast sämtlich deutschen Luxemburger (es waren ihrer verhältnismäßig viele) sind auch in Gruppe C gerathen, demnach nicht als Deutsche gezählt worden. Auch ist zu beachten, daß wohl die Hälfte aller damals in Amerika ansässigen Franzosen deutsche Elsäßer waren, die natürlich als Franzosen gezählt worden sind. Sogar unter den als Canadianern verzeichneten Soldaten würden wir noch manchem Landsmann aus den deutschen Siedlungen der canadischen Provinz Ontario begegnen können, da er aber über die nördliche Grenze zum Meere stieß, so galt er als Canadianer. Und dann hat es, namentlich zu jener Zeit, stets Deutsche gegeben, welche sich ihrer Nationalität schämten, oder welche es für vornehmer hielten, als geborene Amerikaner zu gelten und denn auch mit Vergnügen als solche gebucht worden sind. Deutschland war ja damals nur ein „geographischer Begriff.“ Nehmen wir die als Dänen, Russen, Luxemburger und Canadianer gezählten Deutschen zusammen und rechnen wir die sehr zahlreichen Deutsch-Elsäßer ebenfalls dazu, so wird man die Gesamtzahl dieser Kämpfer sicherlich auf 13,142 Mann veranschlagen können, was mit den vorher

*) Rosengarten nimmt sogar 2,500,000 Mann an als die Gesamtzahl der Unionskämpfer, und zwar ohne die 75,000 „Emergency Men“.

festgestellten 211,858 Mann zusammen 225,000 deutschgeborene Soldaten für die Union ergeben würde. Es wird behauptet, daß die Deutschen fünftausend Offiziere zum Nordheere gestellt haben. Ich konnte jedoch bisher keine Beweise für diese Angabe finden, und erwähne jener Behauptung nur als eines in Veteranenkreisen verbreiteten Gerüchtes. Die Ziffern bezüglich der Volkszugehörigkeit der Truppen entstammen der von Dr. Gould aufgestellten Statistik, welche in den amtlichen Kreisen Washingtons als zuverlässig angesehen wird. Eine amtliche Erhebung betreffs jener Nationalitätenfrage hat niemals stattgefunden.

Die Soldatenzahl, welche das aus Deutschland eingewanderte Element hätte stellen müssen, im Verhältniß zu der damaligen Stärke dieses Elements in den Nordstaaten, beträgt (nach der amtlichen Angabe) aber nur 128,102 Mann. Demnach haben die Deutschen in Amerika fast achtzig Prozent mehr Soldaten aufgebracht, als der Durchschnitt bei allen Nationalitäten, einschließlich der eingeborenen Amerikaner beträgt. Nur die Britisch-Amerikaner (Canadier) stellten ein verhältnismäßig stärkeres Contingent, als die Deutschen, was jedoch nicht etwa auf größere Kriegsbegeisterung der Canadier schließen läßt, sondern vielmehr auf eine Geldfrage zurückzuführen ist. In den letzten Kriegsjahren stiegen die Prämien für Stellvertretung (bounty) sehr hoch im Preise und so kamen von Canada Tausende von Abenteurern über die nahe Grenze, um die Prämie zu verdienen. Als Bounty jumpers (Stellvertretungsschwindler) wurden die Canadier dann geradezu berüchtigt. Zu betonen ist, daß es sich bei den obigen Ziffern nur um Soldaten handelt, die in Deutschland g e b o -

ren waren, nicht um die in Amerika geborenen Nachkömmlinge deutscher Eltern. Die wurden selbstverständlich als geborene Amerikaner gezählt. Man kann also mit Recht sagen, daß bei den Deutsch-amerikanern die Kriegsbereitschaft, das Bestreben, für die Aufrechterhaltung und Untheilbarkeit der Union Gut und Blut einzusetzen, weit stärker bethätigt wurde, als im Durchschnitt bei den übrigen Volkselementen.

Im vorigen Kapitel wurde die Leistung des secessionistischen Südens verglichen mit der patriotischen Erhebung Preußens von 1813—1815. Die militärische Leistung der amerikanischen Deutschen im Unionsheere ist jedoch mindestens ebenso beachtenswerth und kommt sicherlich dem gleich, was Preußen in den Befreiungskriegen vollbracht hat. Nach dem Census von 1860 betrug die Zahl der eingewanderten Deutschen in den Ver. Staaten 1,276,075 Köpfe, davon schieden für die elf Rebellenstaaten 72,000 aus, so daß für den Norden 1,204,075 geborene Deutsche verblieben. Während des Krieges sind 180,000 Deutsche ausschließlich nach dem Norden eingewandert. Wir finden also zusammen 1,384,000 Deutsche als die Volkszahl, welche für die Rekrutierung in Betracht kam. Dieses Volk hat nach obiger Berechnung 225,000 Soldaten im Verlaufe der vier Jahre aufgebracht. Also fast jeder siebente geborene Deutsche in den Ver. Staaten ist der Unionsflagge gefolgt.***) Das ist eine in der Geschichte fast beispiellose Leistung und kommt derjenigen Ostpreußens (der Provinz, in welcher 1813 die Kriegsbegeisterung am größten war) durchaus gleich! Einschränkung sei allerdings hervorzuheben, daß es vielleicht niemals einen Volkskörper gegeben hat, der so viel Männlichkeit und Jugendlichkeit aufweisen konnte,

***). Am stärksten war die Kriegsbetheiligung bei den deutschamerikanischen Turnern. A u ß e r d e m achtzig Prozent aller Turner haben für die Union gekämpft! Doch waren unter den jungen Turnern auch nicht wenige in Amerika geborene Söhne deutscher Eltern.

als das amerikanische Deutschthum jener Zeit. Die Zahl der Frauen in demselben war weit geringer, als in einer seit einem Jahrtausend gegliederten Nation, denn im 19. Jahrhundert kommen auf je drei ausgewanderte Männer nur zwei Frauen. Außerdem besaß jenes deutsch-amerikanische Volk weit mehr jugendliche Männer als ein älteres Volk besitzen kann, denn zwei Drittel der eingewanderten männlichen Personen standen im Alter von 15—40 Jahren. Nur unter Berücksichtigung solcher Ausnahmeverhältnisse ist die ungeheure militärische Leistung Deutsch-Amerikas verständlich und begreiflich. Nur so erklärt es sich auch, daß das eingewanderte Element verhältnißmäßig mehr Soldaten stellen konnte, als das eingeborene amerikanische. Aber auch dieses in Betracht gezogen, ist die militärische Leistung Deutsch-Amerikas eine ungeheure, eine fast beispiellose. Und freiwillig kamen diese Schaaren, denn die Conscription hat gar nicht so viele deutsche Soldaten geliefert, freiwillig unterwarfen sich bei weitem die meisten den Fährnissen eines Krieges, der, abgesehen von Napoleons Zuge nach Rußland, gefahrenreicher und mörderischer gewesen ist, als der blutigste Feldzug desselben Jahrhunderts. Nur verhältnißmäßig Wenige sind ganz gesund aus diesen fürchterlichen Anstrengungen hervorgegangen, die Meisten, welche halbwegs heil nach Hause zurückkehrten, haben bald genug einen Schaden an ihrer Gesundheit verspürt, welcher Viele einem vorzeitigen Tode zuführte und vielen Anderen unfähige Leiden und lebenslängliches Siechthum einbrachte. Fast jeder zweite Veteran hatte als Kriegserinnerung den Rheumatismus und verwandte Leiden aufzuweisen.

Emil Marnhardt in Chicago hat nachgeforscht, wie viele von den Ehrenmedaillen, welche für besonders tapfere Thaten im Bürgerkriege verliehen wurden, auf die

Deutschen kommen. Er hat unter den Decorirten die Namen von 156 Deutschen gefunden. Das ist unter 1085 ein glorreicher Reford für unseren Volksstamm.

Bezüglich des Werthes des deutschen Stammes im Bürgerkriege sei noch erwähnt, daß General Lee einmal folgenden Ausspruch gethan haben soll: "Take the Dutch out of the Union Army and we could whip the Yankees easily." Es mag das ein Kriegsmärchen sein, ob schon Schuricht, ein secessionistischer Offizier und ein zuverlässiger Mann, den Ausspruch Lee's als Wahrheit verbürgt. Aber ob nun wahr, oder erfunden, Lee hätte damit nicht zuviel gesagt.

Zwar müßte man jenes Wort wohl so dehnen, als bedeute es „ohne die Deutschen in Amerika wäre es uns leicht gewesen, die Yankees zu schlagen“. Denn nur so hätte es einen Sinn. Daß die Deutschen, da sie doch in Amerika waren, dem Konflikte fern bleiben konnten, ist ganz undenkbar. Niemand wird aber der Behauptung widersprechen, daß der Conflict eine ganz andere Wendung hätte nehmen müssen, wenn das deutsch-amerikanische Element ausgeschaltet werden könnte, wenn es eine nennenswerthe Auswanderung Deutscher nach Amerika überhaupt nicht gegeben hätte. Denn von dieser Auswanderung hat wesentlich der Norden geerntet, der Süden besaß nur einen geringen Bevölkerungseinschlag von Deutschen. Das dortige weiße Volk war wesentlich angelsächsisch-keltischer Abstammung, und das lateinische Element darin ist vielleicht stärker gewesen als sein teutonischer Bestandtheil. Im nördlichen Volke jedoch war sicherlich nahezu ein Drittel von deutschem Blute. Ohne die deutsche Einwanderung wäre der Norden 1861 vollklich um fast ein Drittel schwächer gewesen, culturell sicherlich um dreißig Jahre rückständiger und an Reichthum und Hilfsmitteln

hätte er den Süden jener Zeit wohl nur um ein Gerings übertraffen. Es läßt sich aber durchaus vorstellen, daß es keine deutsche Auswanderung nach Amerika zu geben brauchte, daß die Zustände in Deutschland früher weniger jammervoll hätten sein können, oder daß die wanderlustigen Deutschen sich ein anderes Ziel, etwa Südamerika oder Canada, gesucht hätten. Weshalb hat es nie eine erwähnenswerthe Auswanderung der Franzosen gegeben, weshalb finden die Oesterreicher, Ungarn und Italiener erst eigentlich seit dreißig Jahren ihren Weg nach Nord-Amerika? Auch der etwaige Einwand, wenn die Deutschen zu Hause geblieben wären, so würden andere Elemente gekommen sein, ist hinfällig, denn Nordamerika war schon lange vor der Revolution aufnahmefähig für die doppelte Anzahl Derjenigen, welche damals auswanderungslustig waren. Kein einziger von den über fünf Millionen Deutschen, die bis zu unserer Zeit über das atlantische Meer gezogen sind, hat einem Auswanderer *a n d e r e n* Volksstammes, der etwa kommen wollte, den Platz weggenommen. Deshalb kann man mit vollem Rechte sagen, daß die wunderbare Zügung der Vorsehung, welche einen deutschen Volksein Schlag von sicherlich sieben Millionen Menschen bis zum Jahre 1860 im Norden der Ver. Staaten erstehen ließ, von *a u s s c h l a g g e n d e r* Wirkung auf die Entscheidung des größten aller Bürgerkriege gewesen ist. So verlockend und dankbar die weitere Ausführung dieser Darstellung auch wäre, ich muß darauf verzichten, denn das würde zu einer weitläufigen Abjektivung von unserem Thema führen. Aber man soll keine Gelegenheit vorübergehen lassen, um dem stolzen (mit Recht stolzen!) amerikanischen Volke zu sagen, was es dem *a l t e n* *D e u t s c h l a n d* *v e r d a n k t*. Und unsere Landsleute in Amerika, sowie deren Nachkommen, können gar nicht oft und nicht eindringlich ge-

mug daran erinnert werden, daß sie ihre Bürgerrechte nicht nur der Verfassung verdanken, welche keinen nennenswerthen Unterschied zwischen Eingeborenen und Eingewanderten kennt, sondern daß sie und ihre Vorfahren sich diese Rechte in fast dreihundertjähriger Kulturarbeit auf amerikanischem Boden redlich erkämpft und erworben haben. Giebt es doch leider noch so viele Deutsche in Amerika, welche sich fast wie geduldete Gäste dort fühlen! Allein die Ströme deutschen Mutes, welche im rebellionskriege geflossen sind, sollten jene feigen Gedanken scheuchen, das Selbstbewußtsein unseres Volksstammes heben und den in hundertjähriger Mißwirthschaft dem Deutschen anezogenen Knechtsinn und sein daraus hervorgegangenes Duckmäuserthum gründlich beseitigen.

* * *

Das machtvolle Eingreifen des aus Deutschland eingewanderten Elements betthätigte sich nicht nur in jener Zahl von 225,000 Streitern, sondern besonders noch darin, daß die Deutschen *s o s o r t* und gerade dann zu den Waffen eilten, als die Noth am größten war. Im nächsten Kapitel werden wir den Feldenkampf unserer Stammesgenossen in Missouri erzählen und es wird sich dann herausstellen, daß dieser wichtigste Staat *a u s s c h l i e ß l i c h* von den Deutschen in der Union festgehalten worden ist. Wäre Missouri damals der Rebellion anheimgefallen (alle Bedingungen dazu waren vorhanden), so hätte das benachbarte Kentucky nicht einmal seine Neutralität durchsetzen können. Kentucky wäre dann den Weg Missouris gegangen und die südlichen Zipfel von Illinois und Indiana, von Missouri und Kentucky eingeeengt, hätten sich der Rebellion ebenfalls schwerlich entziehen können. Damit aber wäre die Conföderation um über zwei Millionen weißen Volks verstärkt worden, um mehr als ein Drittel ihres Bestandes von $5\frac{1}{2}$ Millionen Weißen. Die

gewaltige vollkommene Uebermacht des Nordens über den Süden hätte eine bedeutende Einschränkung erfahren, selbst wenn wir zugeben wollten, daß einer durch Missouri und Kentucky verstärkten Conföderation gegenüber, die unionstreuen Elemente im heutigen Westvirginien, in Maryland und in Delaware sich behauptet haben würden. In Missouri fiel die Entscheidung über sämtliche Grenzstaaten zwischen Süd und Nord. Und deshalb ist das niemals gebührend gewürdigte Eingreifen des Missourier Deutlichkeit von ungeheurer Wirkung auf den Ausgang des Niesenkampfes gewesen, sogar wichtiger vielleicht als der Sieg von Gettysburg.

Doch noch anderes ist in Betracht zu ziehen. Die deutschen Mitkämpfer gaben der Unionsarmee eine erheblich erhöhte Schlagfertigkeit. Sie haben sehr viel beigetragen zur besseren Ausbildung der ungeübten rohen Truppen, welche aus dem Boden gestampft werden mußten. Solche Arbeit läßt sich allerdings nicht im Einzelnen nachweisen, sie wurde aber von den anglo-amerikanischen Militäroffizieren (allerdings wohl nur selten von den Westpointern) gebührend gewürdigt. Nicht jeder ehemals deutsche Offizier, der in der Unionsarmee diente, war ein „Steuben in kleinem Maßstabe“, aber Männer wie Osterhaus, Willich, Sigel, Steinwehr, Stabel, Daffendubel, Wangelin, Dilger und viele andere sind auch als Exerciermeister für die Unionsarmee von unschätzbarem Werthe gewesen. Und mancher kleine Ex-Vicutenant, dem „Wideracher, Weiber, Schulden“ die deutschen Epauletten einst raubten und der dann seinen Weg fand nach dem großen überseeischen Waisenhanse für verfrachtete deutsche Offiziere, hat Jenen wacker zur Seite gestanden und dem Adopтивwaterlande damit bedeutende, wenn auch verborgen gebliebene Dienste geleistet. Dann möchte ich noch hervorheben: Die Deutschen stellten einen außerordentlich

großen Prozentatz zu den Unteroffizieren (non commissioned officers) des Unionsheeres. Das kam daher, weil sich so viele in Deutschland ausgebildete alte Soldaten unter den Freiwilligen befanden. Was diese Leute, von denen man wenig hört, für die Ausbildung der Truppen, für den Gesichtswert der Regimenter, namentlich für den inneren Halt in den Compagnien darstellten, läßt sich niemals ergründen, aber jeder Militär wird diese Bedeutung sehr hoch einschätzen.

Dazu noch ein Wort aus berufenem Munde: General Osterhaus, der erfolgreichste und tüchtigste deutsche Truppenführer des Bürgerkrieges, sagte mir: „Ich schätze den Anglo-Amerikaner als Soldaten sehr hoch ein. Ich habe ihn gründlich kennen gelernt. Er ist tapfer und dabei von hoher Intelligenz und Anpassungsfähigkeit. Aber im Ganzen muß ich doch sagen, die deutschen Regimenter standen besser im Feuer, als die anglo-amerikanischen. Die Deutschen waren weniger nervös, als ihre anglo-amerikanischen Kameraden.“

Daß die Unions-Artillerie schon im zweiten Kriegsjahre dem Feinde beträchtlich überlegen war, verdankte sie nicht allein der besseren Entwicklung der Waffentechnik im Norden und den günstigeren Fabrikationsbedingungen, sowie der Thatfache, daß die nördlichen Säsen während des ganzen Krieges beständig offen blieben, sondern wesentlich noch den vielen gedienten Artilleristen, welche das deutsch-amerikanische Element stellen konnte. Die Chinesen haben mit den modernsten und furchtbarsten Krupp'schen Geschützen im letzten Kriege nichts anfangen können. Natürlich soll der Anglo-Amerikaner durchaus nicht mit dem Chinesen verglichen werden. Er ist der anständigste, praktischste Mensch, den es giebt, und dabei ist er von ganz besonders hoher Intelligenz. Er lernt Handgriffe und sorgfältige Behandlung einer

Maschine wahrscheinlich leichter und rascher, als selbst ein Engländer oder ein Deutscher, aber er muß Lehrmeister haben, die ihm zeigen, wie man mit einer komplizierten Maschine, und das ist eine Kanone, umgeht. Diese Lehrmeister fand er zum großen Theile in den alten Artilleristen aus der deutschen Armee †), da die gesckulten "gunners" des amerikanischen stehenden Heeres, entsprechend der geringen numerischen Bedeutung des Letzteren, selten waren. Uebrigens war die berühmteste Batterie des ganzen Unionsheeres, diejenige Dilgers, fast ausschließlich von geborenen Deutschen bemannt. Es gab aber noch viele andere rein deutsche Batterien, welche sich in glänzendster Weise auszeichneten. Sigel verdankt den, leider fast einzigen Sieg seiner Laufbahn (bei Pea Ridge, Ark.) wesentlich seiner rein deutschen Artillerie.

Aber auch im Ingenieurwesen sind die Deutschen bedeutungsvoll hervorgetreten. Ich will da nur Wenige hier nennen (es waren ihrer viel mehr): Oberst Fassen-deubel, der die Forts um St. Louis erbaute und leider schon frühzeitig (bei der Belagerung von Vicksburg) fiel, General de Peister (ehemals eidgenössischer Offizier), Oberst Hoffmann vom 11. Corps und dann Haupt, der Brückenbauer. Haupt hat

besonders in der zweiten Bull Run-Campagne unter Gen. Pope Wunderdinge der Technik vollbracht, aber er wurde nicht anerkannt, ja Pope setzte ihn sogar ab und war dann froh, als Haupt wiederkam, nachdem man seine Unentbehrlichkeit eingesehen hatte. Es muß verwundern, daß bei einem so praktischen Volke, wie es die Anglo-Amerikaner sind, die Deutschen im Ingenieurfache so Großes zu leisten Gelegenheit fanden. Man denke da nur an Rößling, vielleicht den größten Brückenbauer der Welt, an Sutro, den Schöpfer des einst wie ein Weltwunder angestaunten Tunnels in Nevada. Den anglo-amerikanischen Ingenieuren fehlte damals sehr oft (jetzt ist es auch damit besser geworden) die wissenschaftliche Ausbildung für ihr Fach. Sie waren zu ausschließlich Männer der Praxis. Aber das genügte nicht zur Lösung großer technischer Aufgaben. Die Rößling's und Sutro's, die Fassendeubel's und Hoffmann's haben jene Aufgaben aber auch nicht allein in Folge ihrer deutschen wissenschaftlichen Vorbildung vollbracht. Sie waren in Amerika bei den praktischen Männern in eine zweite und sehr gute Schule gegangen und aus dieser glücklichen Verbindung des deutschen Schulsacks mit der amerikanischen Art, die Dinge praktisch anzugreifen, sind ihre Werke entstanden. ††)

†) Der Chef der Artillerie (Div. of the Potomac) Major R. Hunt schreibt am 26. Juli 1861 an G. Stoneman: "I further propose to equip Cap. Bookwood's (Buchholz) company with four six pounder guns and two twelve pounder howitzers. His company has a number of German artillerists, and he can easily fill up with instructed men from the Brigade of German regiments (Blenker's) to which I propose the battery to be attached. The German regiments contain a number of artillery officers and soldiers. I suggest the propriety of placing for the present time at least, those regiments in the forts (um Washington) that the guns may be served by drafts from the instructed men. Capt. Morosowicz's, of the De Kalb Reg. (41. N. Y. Infantry) is almost exclusively of old German artillery soldiers, and should there be a lack of field artillery, could readily be made available." (Official Records of the Union, Vol. II, p. 769.)

††) Das größte technische Wunderwerk der an derartigen Wundern so reichen Neuzeit, die Seckmaschine, hat der Schwabe Ottomar Mergenthaler, ein Deutscher in Baltimore, erfunden. Nun kann man fragen: Hätte Mergenthaler jene Erfindung auch gemacht, wenn er in seiner schwäbischen Heimath geblieben wäre? Ich möchte sagen: nein. Gewiß war er in Deutschland durch sein Handwerk (Uhrmacher, den man bei der damaligen gründlichen deutschen Ausbildung auch Uhrkünstler nennen konnte,) für sein großes Unternehmen gut vorgebildet, und sein technisches Genie war ebenfalls „made in Germany“, aber die praktische Hand, welche zur Herstellung dieses komplizirtesten, für viele verschiedenartige Leistungen dienstbar zu machenden Mechanismus nothwendig war, hat Mergenthaler, wie ich glaube, sich erst bei den ame-

— Weilänfig sei hier noch erwähnt, daß auch heute der wissenschaftlich vorgebildete deutsche Techniker in hohem Ansehen in Amerika steht. Es giebt kaum einen großen Trust, der nicht seinen Generalstab deutscher Ingenieure, Chemiker, Bergbaukundiger u. s. w. besäße. Leider nehmen diese unentbehrlichen und wichtigen Hilfskräfte nicht an dem Dividendengrabisch der Trustangehörigen theil.

Auch unter Denjenigen, welche mit der Feder oder mit dem Pinsel für die Sache der Union in der eindrucksvollsten und einflußreichsten Weise wirkten, finden wir unsere Landsleute, und zwar an erster Stelle. Ich erinnere da besonders an Heinrich Hilgard, der unter dem Pseudonym „Henry Willard“ schrieb, später dieses Namens sich im bürgerlichen Leben bediente und als der „König der Nord Pacific-Bahn“ weltbekannt geworden ist. Er entstammte der berühmten deutsch-amerikanischen Pionierfamilie der Hilgard's aus Spener in der Pfalz.^{†††}) Unter den Kriegscorrespondenten von Einfluß und Ruhm ist er gewiß der bedeutendste. Er bediente zuerst den „Gerald“, dann Greeley's „New York Tribune“. Willard hatte gerade als Vertreter dieser damals angesehensten nördlichen Zeitung, wohl der radikalsten unter den abolitionistischen Blättern, eine überaus verantwortungsreiche Aufgabe, und er hat dieselbe mit vielem Takt und Geschick durchgeführt. Dieser Deutsche war während des

ganzen Krieges der beliebteste und gesuchteste Gast in allen Hauptquartieren der Unionsarmee. Ja, man kann wohl sagen, daß er oftmals der Vermittler zwischen den Oberbefehlshabern und dem amerikanischen Volke gewesen ist. Die erste Frage der Millionen von aufgeregten, besorgten Amerikanern im Norden war immer: „Was hat Willard über diese oder jene Schlacht zu berichten, wie beurtheilt er die Lage?“ Auch Thomas Nast war ein Deutscher, geboren in Landau in der Pfalz, 1840.. Er bediente „Harper's Weekly“. Seine Zeichnungen über das Leben im Felde, über die Schlachten und Kämpfe, sowie seine wirklich künstlerischen Karikaturen wurden vom nördlichen Volke geradezu verschlungen und im Süden gehörte Nast zu den am meisten gehaßten und gefürchteten „Mankees“. Weshalb? Weil jeder seiner zahllosen Cartons echte unionstreue Gesinnung ausstrahlte. Wie mancher Freiwillige, der noch schwankte, mag wohl durch die Nast'schen Bilderbogen veranlaßt worden sein, die Flinte zu schultern und für die Untheilbarkeit des Landes zu kämpfen!

Nast's Lehrmeister war Theodor Kaufmann. Das war ebenfalls ein Deutscher, ein Hannoveraner, aus Uelzen gebürtig. Er war einer der Achtundvierziger Fenerköpfe. Auch dieser hat der Unionsache durch seine Kunst hervorragende Dienste geleistet. Kaufmann war natürlich zu Anfang des Krieges Soldat, außerdem war

rikanischen Lehrmeistern erworben. Abgesehen davon war das Bedürfnis für eine derartige Maschine in Amerika groß, in Schwaben setzt man wohl heute noch meistens nach der alten Methode. — Weisügen möchte ich, daß heute noch in Deutschland Nachmänner in Entzücken gerathen, wenn sie gewisse amerikanische Werkzeuge (tools) in die Hand bekommen, die man in Amerika als etwas ganz gewöhnliches anzusehen pflegt.

†††) Man wirft Willard oft vor, daß sein Deutschthum zu sehr abgefärbt, daß er sich radikal und mit seinem ganzen Herzen und Denken amerikanisirt habe. Wäre das der Fall, so würde auch ich es tadeln, denn Niemand kann aus seiner Haut heraus, und mit diesen „abgefärbten“ Deutschen habe ich nie gute Erfahrungen gemacht. Man büßt stets an Charakter ein, wenn man sich seiner Nationalität bewußt entledigen will, aber ich halte jenen Vorwurf gegen Willard für ungerecht. Ein Mann wie er, der Wohlthätigkeit im größten und edelsten Stile in seiner deutschen Heimath ausübte, kann seiner Nation höchstens nur in äußerlichen Dingen untreu geworden sein. Wie viele von den zahlreichen deutschamerikanischen Millionären haben für ihre Heimath je etwas gethan? Nicht wenige von ihnen besudeln sich selbst, indem sie auf das eigene Neß schimpfen. Von Stiftungen, wie sie Willard machte, ja auch nur Dank gegen das alte Deutschland, hört man erbärmlich selten. Das ist hart, aber es ist leider wahr.

er als Schriftsteller und als Redner für die Unionsache thätig. Aber sein Verdienst liegt hauptsächlich auf künstlerischem Gebiete. Er ist der Historienmaler des Bürgerkrieges. Sein großes Gemälde, Farragut darstellend, mit der Unterschrift "damn the torpedoes, go ahead, boys" wurde von geschäftsbeflissenen Unternehmern in vielen Zehntausenden von Lithographien verbreitet, nachdem man das Recht dazu dem damals darhenden Künstler für eine Bettelsumme abge — flügelte hatte. Die Lithographie bildet heute noch oft den einzigen künstlerischen Schmuck vieler Farmhäuser. Für das Original aber hat sich, wahrscheinlich wegen der großen Verbreitung der Nachbildung, noch immer kein Käufer gefunden!! Die beiden großen Gemälde Kaufmann's, „Lincoln's Ermordung“, mit ihren vielen Portraits berühmter Zeitgenossen, sowie das prächtig gelungene Bild „Sherman vor dem Wachtfeuer“, gehören zu den besten künstlerischen Schöpfungen, welche auf amerikanischem Boden entstanden sind. Hoffentlich wird eine spätere Zeit diesen verdienstvollen Maler mehr würdigen, als es die Zeitgenossen gethan haben.

In Deutschamerika wurden damals, und auch heute, die Schweizer und die Deutschösterreicher zu den Deutschen gerechnet. Was hier über die Deutschen gesagt wird, trifft auf die damaligen Schweizer (etwa 70,000, fast alle deutsche Schweizer) und die zu jener Zeit verhältnismäßig noch geringe Zahl der Österreicher (etwa 30,000) ebenfalls zu. Hier kennt man keine Grenzpfähle, welche die europäische Politik gesetzt hat. Was deutsch spricht und deutschvolklicher Gesinnung ist, das gilt uns als Landsmann. Ich habe die Schweizer und die Österreicher bei der Berechnung des Contingents, welche die Deutschen zur Unionsarmee stellten, nicht hineinbezogen, weil bei solchen Berechnungen nur die nackten Thatfachen sprechen sollten,

und nicht die volkliche Gleichstimmigkeit, sowie überhaupt keine sentimentalen Gründe. Aber zu jener Zeit machte man nicht den geringsten Unterschied zwischen Deutschen, Schweizern und Österreichern. Wie könnte man den Schweizer Frey und den Deutsch-Ungarn Stahel auch von den eigentlichen Deutschen abtrennen? Sie, und ihre engeren Landsleute, waren derselben Gesinnung, wie ihre deutschen Stammesbrüder und ihre militärischen Leistungen waren ganz ähnlicher Art. Deshalb werden Frey und Stahel und alle Deutschschweizer und Deutschösterreicher, abgesehen von jener Berechnung, hier als deutsche Volkseinheit behandelt. So gehört es sich und so entspricht es den Thatfachen. — Die deutschen Schweizer und die Österreicher mögen zusammen bis zu 10,000 Mann zum Unionsheere gestellt haben.

Und sollte ich hier nicht auch noch vom alten Deutschland reden und von dessen Stimmung in Bezug auf den großen transatlantischen Conflict? Gewiß. Nun, Deutschland stand so gut wie einig auf Seiten des amerikanischen Nordens und zwar in herzlichster Sympathie, mit all seinen Wünschen und seinen Gebeten. Es unterschied sich darin sehr scharf von Frankreich, welches das amerikanische Unglück zur Förderung seiner mexikanischen Pläne ausbeutete, so wie von England, das Räuberische, wie die „Alabama“, mit englischem Gelde und englischer Mannschaft in englischen Häfen gegen die Union ausrüstete (wofür es hohen Schadenersatz bezahlen mußte) und das in London jeden Sieg der Rebellen mit fast unverhüllter Schadenfreude feierte. Deutschland und die skandinavischen Länder waren eigentlich die einzigen warmen Freunde, welche die Union in Europa besaß. Die Sklaverei ist vom deutschen Volke stets auf das schärfste verurtheilt worden und Diejenigen, welche überhaupt den ersten Protest dagegen erließen waren (1688) Deutsche in Pennsylv-

vanien unter der Führung von Pastorius. Der Roman der Beecher-Stowe wurde nicht nur in deutschen Philisterkreisen verschlungen, sondern das gewiß stark überschätzte Buch fand auch in der deutschen Gelehrtenwelt die freudigste Aufnahme und Zustimmung. Der seit 1848 unterdrückte Liberalismus richtete sich wieder auf an dem Freiheitskampfe jenseits des Weltmeeres, und in der deutschländischen Presse, sogar in der eigentlichen Junkerpresse, kam diese herzliche, allgemeine Sympathie des deutschen Volkes zu Gunsten der Union zum lebhaftesten Ausdruck. Es war nichts Gemachtes in dieser Stimmung, sie war wahr und echt und sie entsprang völlig dem Volksem-

pfinden. — Damals war in Frankfurt eine Zeitlang der Hauptmarkt für die von der Union ausgegebenen Bonds. In ungeheurer vielen kleinen Stücken wurden diese Papiere abgesetzt. Kleine deutsche Sparrer kauften sie, Leute, denen nichts ferner lag, als das Speculiren. Nicht die sieben Prozent Zinsen und der niedere Cours lockten diese Käufer an, sondern hauptsächlich das, was diese Bonds hervorgerufen hatte, machte sie begehrenswerth. Und später trat dann das wohl noch nie dagewesene Ereigniß ein: der deutsche Idealismus ist mit klingendem Golde belohnt worden, denn die Bonds wurden mit hohem Kursgewinn und nach pünktlicher Zinszahlung eingelöst.

Im Jahre 1842 von St. Louis nach Detroit.

Aus dem Reisebericht eines Wiener Domkapitulars.

(Aus „Die Amerika“ vom 29. März 1908.)

Am 7. Juni des Jahres 1842 Nachmittags rollte eine vierßißige, mit zwei mageren Pferden bespannte Mail-Coach durch die Straßen von St. Louis auf dem Wege zur Fähre am Fluß. Einer der Insassen war ein Fremder, ein geistlicher Herr, der von den Ufern der Donau gekommen war, um sich über das Wachsthum der jungen kirchlichen Vohde in den Vereinigten Staaten zu unterrichten. Es war Dr. Joseph Salzbacher, Domkapitular zu St. Stephan in Wien, der nach einem Aufenthalt von vier Tagen St. Louis verließ, in der Absicht, die Bischofsstadt Vincennes am Wabash aufzusuchen. Das Gefährt, das ihn dahin befördern sollte, war wenige Minuten vorher vor seinem Absteigequartier vorgefahren, wo der Kutscher das Zeichen zum Einsteigen mit einer langen blechernen Tute gegeben hatte, „welche geblasen jämmerliche Töne hervorbringt“, wie der Reisende berichtet. In 10 Minuten war der

breite Strom überfess, worauf die Reise durch den Staat Illinois ihren Anfang nahm. Bald gelangte man nach Belleville, „einem mitten im Walde schön gelegenen Städtchen, das, wie es schon der Baustil der Häuser zeigt, von sehr vielen Deutschen bewohnt ist.“ — In Lebanon verzehrten die Fahrgäste der Postkutsche das Nachtmahl, „das in ziemlich schlechtem Kaffee, in Thee und Pastetchen (Pies) mit Molasses bestrichen, und in überfalsenem Schinken bestand.“ Darauf ging die Fahrt weiter, „durch das Dickicht der dunklen, melancholischen Waldungen, in schauerlicher Stille, die nicht einmal am Tage durch den Gesang eines Vogels, sondern nur durch den Hufschlag des Pferdes, das Knarren des Wagens, und das Geräusch der im Vorüberfahren gebrochenen Baumäste unterbrochen wird, indeß in der Nacht Millionen von Feuerfliegen das Walddunkel erleuchten, hingegen am Tage in der Nähe

sumpfiger Gegenden zahllose Schwärme von Stechmücken die Fahrennden quälen und peinigen.“ — Was würde der gute Mann sich wundern, wenn er heute dieselbe Gegend sehen könnte, die ihm damals einen so trostlosen Eindruck machte, daß er behauptete, sie sei wegen ihrer tiefen Lage, ihren ungeheuren dichten Waldungen und wüsten Prärien sehr ungesund, und bedrohe die Einwanderer mit gastrischem, Gallen-, Wechsel-, Fluß- und Klimafieber! — Nachdem die Reisenden die Nacht hindurch gefahren und in der Dunkelheit über einen Fluß gesetzt hatten, als es ihnen mit vieler Mühe gelungen war, den Fergen vom anderen Ufer zu rufen, kamen sie im Laufe des Vormittags durch Salem. Nicht hier, sondern in einem im Walde stehenden Farmhaus wurde, kurz nachdem diese Ansiedlung verlassen worden, das Mittagsmahl eingenommen. Wie es damit bestellt war, erfährt man aus der Klage des Wiener Prälaten, der in seiner Reisebeschreibung berichtet: „War das geistrige Supper schon schlecht, so war das heutige Dinner noch übler bestellt. Der Thee glich einer Kohlensuppe, das Brod war zur Hälfte aus türkischem Weizen (Mais) gebacken, und statt des Schinkenfleisches gab es nur lauterer Speck, dessen Fett rund um den Teller und vom selben floß. Der Preis war jedoch derselbe wie in jedem anderen wohlgeordneten Gasthose einer Stadt, nämlich einen halben Dollar für die Mahlzeit.“ — Und zwischen solch primitiven Zuständen und mißeren Tagen liegt nur die Spanne eines längeren Menschenlebens. — Obgleich der Reisende bereits nahezu vierundzwanzig Stunden unterwegs war, befand er sich doch dem Ziele seiner Reise noch immer recht fern. Ja, in Maysville hieß es mit Ungeduld die Stage einer anderen Linie erwarten, die ihn nach Lawrenceville befördern sollte. „Von hier fing der Weg äußerst schlecht und beschwerlich zu werden an“, berichtet Dr. Salzbacher; „nur

mit aller Anstrengung konnten oft die Pferde den Wagen aus dem Schlamm, den sie zu durchwaten hatten, ziehen, und ihn über elende Brücken und Dämme schleppen, die bloß aus gefällten Baumstämmen bestanden und theilweise über sumpfige und morastige Derter gelegt waren.“ — Endlich war der Wabash erreicht, über den eine Fähre nach Vincennes führte, das der Domherr von St. Stephan erreichte, nachdem er St. Louis vor zwei und einem halben Tage verlassen hatte. Heute rollt man auf dem gleißenden Schienewege in 4 Stunden vom Mississippi zum Wabash hin.

Von Vincennes, wo damals Cölestin de la Pailandiere den Hirtenstab führte, wollte Dr. Salzbacher seine Reise, die einen halb-offiziellen Charakter hatte, nach Detroit fortsetzen. Man schlug ihm zwei Wege vor, er wählte einen davon und gerieth dabei auf eine Irrfahrt, die das alte Sprichwort zu Schanden machte: Eine gute Krümm führt nicht um! Man sagte ihm, er könne mit der Postkutsche über Danville in Illinois nach Chicago fahren, und von da über den ganzen See Michigan (und Huron) in einem Halbkreise von 1600 Meilen nach Detroit gelangen, oder er könne über Terre Haute nach Logansport, und von da auf dem Kanal bis zur Grenzlinie der Staaten Indiana und Ohio, „theils mit Stationskutschen, theils mit Kanalbooten, theils mit Dampfschiffen oder Eisenbahnen nach Detroit gelangen“ — wobei er einen Kurs von beiläufig 640 Meilen beschreiben müsse. Dr. Salzbacher entschied sich für den zuerst genannten Weg, war aber, da damals noch nicht alle Straßen nach Chicago führten, gezwungen, auf halbem Wege umzukehren und den anderen einzuschlagen. In Danville, das der Reisende nach einer beschwerlichen mehrtägigen Fahrt erreichte, erfuhr er nämlich, zu seinem Erstaunen, „daß keine Stationskutsche weiter nach Chicago ginge“ und, daß er sich, wenn er dorthin wolle, über Bloomington nach Peoria begeben müsse,

„von wo wieder eine Postkutsche nach Chicago fahren sollte.“ „Als ich jedoch dahin kam“, so berichtet die Reisebeschreibung, „sah ich mich abermals getäuscht, und hatte den langen Weg umsonst gemacht. Ich kehrte daher sogleich wieder nach Danville zurück, um mit dem nächsten Postwagen über den Wabash zurückzugehen und die Richtung nach Logansport einzuschlagen.“ Das heißt also: Im Jahre 1842 gab es noch keine regelmäßige Fahrgelegenheit von Peoria nach Chicago! so daß Dr. Salzbacher um den Besuch der jungen Niederlassung, seine Leser aber um die Schilderung seiner Eindrücke dieses merkwürdigen gesellschaftlichen Gebildes gekommen sind. Der Geschichtsforscher Kauter reiste nur wenige Jahre später wenigstens von St. Louis nach Chicago verhältnißmäßig bequem, theils zu Wasser, theils zu Wagen.

Endlich gelang es dem in die Irre gerathenen Domherrn, Lafayette im Staate Indiana zu erreichen, nachdem er in Covington eine viertägige Geduldsprobe hatte aushalten müssen. Hier — d. h. in Lafayette — nahm den Reisenden ein Kanalpacketboot auf und führte ihn über Logansport nach Fort Wayne, wo er Zeit fand die katholischen Kirchen zu besuchen, da das Boot an beiden Orten einige Zeit zum Ein- und Ausladen von Waaren verweilte. Von Fort Wayne ging die Reise dann noch etliche Stunden weiter auf dem Kanal bis zur State Line — hier war es mit der Herrlichkeit des Kanalbootes vorbei. Ein Blockhaus bot den um Mitternacht anlangenden Reisenden Quartier bedenklicher Art. Wenn der arme Venau, der nach Amerika floh vor Europens überflutheter Höflichkeit, oft solche Erfahrungen gemacht hat in unsrem Lande, so wird man sich nicht wundern dürfen, daß er der rauhen Wirklichkeit nicht Stand hielt, sondern zurückkehrte in die auf einem höheren Kulturstand stehende Heimath. Für die damaligen Zustände im Westen ist die Schilderung jener primitiven

Unterkunft in Stateline, die uns der Domkapitular von St. Stephan in Wien hinterlassen hat, äußerst charakteristisch. — „Es war eine erbärmliche Hütte“, schreibt Salzbacher, „eine jener nothdürftigen Herbergen im Walde, in welchen der Reisende, wie gewöhnlich in allen kleineren amerikanischen Gasthöfen, kein Bett oder Kammer für sich allein bekommt, sondern immer mit mehreren anderen, oft mit 12 bis 20 Personen, zusammenwohnen und schlafen muß; in der Regel sind auch alle Betten doppelschläfrig und gewöhnlich mit Ungeziefer, Wanzen u. dgl. bevölkert, denen sich noch die Plage der Mosquitos beigesellt.“ — Nachdem sich die Reisenden am Kaminfeuer gewärmt hatten, wurden sie vom Wirth in das „Schlafgemach“ verwiesen. „Darin lag“, schreibt unser Gewährsmann, „das ganze Hausgesinde schon im schweren Schlaf, und zum großen Ekel für uns Ankömmlinge auch ein übelriechender, stöhnender Kranker. Die beiden Engländer (seine Reisegefährten) legten sich zu Bette, ich aber blieb ihnen schlaflos zur Seite sitzen, wie es auch in der folgenden Nacht geschah.“ — Erst am zweiten Tag erlöste den an besseres Quartier gewöhnten Reisenden die „Postkutsche“ aus der üblen Umgebung. Vorerst war er wie aus dem Regen unter die Traufe gerathen. Das Fuhrwerk war eines der schlechtesten und elendesten, die man sich denken kann. Diese Stagecoach „glich einem unserer Last- oder Sandkarren“, meint Dr. Salzbacher. Und mit dieser Knüppelfuhre ging die Reise über Wege, die immer schlimmer wurden, je tiefer man in die endlosen Urwälder drang. Zitternd zerrüttelt und geschüttelt, und leidend in voller Ermüdung und Erschöpfung, fuhr er weiter bis nach Providence, wo er endlich einen anständigen Gasthof fand und ein eigenes Bett. Aber noch war der Wiener Herr nicht in Detroit. Vorläufig hieß es ein Kanalboot besteigen, das ihn auf dem Wabash und Erie Kanal nach

Maumie City brachte, „wo wir Nachmittags anlangten, und des anderen Tags ungeachtet des sehr trüben und nebligten Wetters mit dem Dampfboote Macomb auf dem Erie-See nach Detroit, dem Ziele der bisher beschwerlichen und lästigen Reise, fuhren.“ — So in die Kreuz und Quere reisend, gelangte Dr. Salzbacher endlich an sein Ziel.

Er verschweigt leider in seinem Bericht, wie viele Tage die Wanderung von Vincennes nach Detroit beanspruchte — 10 oder

12 Tage dürften es schon gewesen sein — wir aber wissen, daß man heute von St. Louis bis dorthin in 12 Stunden fährt, und zwar in aller Bequemlichkeit. So viel hat für uns die Technik gethan — aber auch der vielgeschmähte Kapitalismus mit seiner rastlosen Energie und Expansionsucht. Aber auch das darf man nicht vergessen: Ohne die Einwanderer wären die „wüsten Prairien“ nicht in lachende Gefilde verwandelt worden!

Die Deutschen in Canada.

Daß in Canada die Deutschen ebenso willkommen als Einwanderer und ebenso angesehen als Bürger sind, wie in den Vereinigten Staaten, dafür führt den Beweis eine kürzlich (am 17. April d. Z.) im canadischen Parlament in Ottawa von dem Mitglied des Unterhauses für Süd-Grav, Hrn. H. S. Miller, gehaltene Rede, die hier nach dem im „Berliner Journal“ vom 20. Mai veröffentlichten Auszug wiedergegeben ist.

Ihre Veranlassung scheint die Verathung der Einwanderungspolitik der canadischen Regierung gewesen zu sein.

Hr. Miller sagte:

Wenn ich für einige Augenblicke die Zeit des Hauses beanspruche, um den Werth des Deutsch-Canadiers für Canada zu besprechen, dann, glaube ich, wird die Zeit des Parlaments zum ersten Male in der Geschichte von Canada in einer solchen Weise verwendet. Wenn ich von dem deutschen Ansiedler in Canada rede, dann spreche ich von ihm, wie ich denselben getroffen und gekannt habe in meiner eigenen Provinz Ontario. Ich weiß, daß der deutsche Ansiedler in Canada keine sehr wichtige Rolle spielte in der Entdeckung des Landes, und im Legen der Grundsteine desselben, wie

dies mit unseren französisch-canadischen Freunden der Fall gewesen; jedoch behaupte ich, daß der deutsche Ansiedler in Canada einen größeren Antheil an der Entwicklung und dem Fortschritt des Landes genommen hat, nimmt und wahrscheinlich nehmen wird, als die meisten Canadier, die mit unseren deutsch-canadischen Mitbürgern nicht in direkte Verührung gekommen sind, vermuthen.

Die ersten Ansiedlungen der Deutschen in der Provinz Ontario waren, glaube ich, in der Niagara-Halbinsel, und es giebt heute bedeutende Ansiedlungen von Deutschen in den Counties Norfolk, Lincoln und Essex. Die deutschen Ansiedlungen, welche sich am meisten entwickelt haben und welche die tiefste Wurzel in Ontario faßten, sind diejenigen, welche ursprünglich im County Waterloo begründet wurden und sich von dort in die benachbarten Counties ausgedehnt haben. Im Jahre 1800 kamen zwei Deutsche, Namens Joseph Sherf und Samuel Wegner, in das jetzige County Waterloo und siedelten sich an nahe der jetzigen Ortschaft Doon an dem Grand River. Sie waren die ersten deutschen Ansiedler, und überhaupt die ersten permanenten weißen Ansiedler in dem County Waterloo. In dem folgenden Jahre, 1801, folgten ihnen an-

dere deutsche Familien nach: die Bechtels, Kinsens, Rosenburgers, Viehns, und andere mit deutschen Namen und von deutscher Nationalität.

Diese Leute zogen aus dem Staate Pennsylvanien in das jetzige Township Waterloo. Die Entfernung von jenem Theile des Staates Pennsylvanien, in welchem dieselben ihre Heimath hatten, nach dem County Waterloo, betrug etwa 500 Meilen, und die neuen Einwanderer legten diese Strecke zurück, nicht in Eisenbahnzügen, denn es gab damals keine Eisenbahnen, sondern mit Pferden und Fuhrwerken, über die Alleghanyberge, durch Sümpfe und Wälder, über schlechte Straßen, und durch weite Strecken, in denen es gar keine Straßen gab. Der Scharfsinn des Deutschen, die Art und Weise, in welcher er sich in die Verhältnisse schickt, ist durch das Beispiel von John Sherf, den ich bereits erwähnt habe, ersichtlich. Der erste Tisch in dem County Waterloo befand sich in dem Hause von Joseph Sherf. Derselbe bestand aus einem Kieferstumpfen, etwa fünf Fuß im Durchmesser enthaltend, um welchen dieser deutsche Pionier seine erste einfache Wohnung errichtete.

Das Township Wilmot im Co. Waterloo, wurde durch einen Verein der Konfessionisten, unter der Führung eines gewissen Christian Nassiger, der ein Holländer war, besiedelt. Er hatte seine Heimath in Amsterdam verlassen und war nach New Orleans gezogen. Von dort reiste er nördlich nach Lancaster County in Pennsylvanien. Der Auskunft und dem Rathe von deutschen Freunden dortselbst folgend, begab er sich in nordwestlicher Richtung weiter nach dem Township Waterloo zu der dortigen kleinen deutschen Ansiedlung. Auf der Umschau für eine Strecke Landes als Ansiedlung für seine deutschen Freunde, die er in das Land zu bringen wünschte, erlangte er unter leichten Bedingungen von der damaligen Lokalregierung das jetzige Township

Wilmot. Nachdem er ein Abkommen mit der Lokalregierung abgeschlossen, reiste er nach England und hatte eine Unterredung mit dem Könige Georg IV. und sein Ueberkommen mit der Lokalregierung wurde seitens der britischen Regierung bestätigt. Dies geschah im Jahre 1822.

In dem Township Woolwich im County Waterloo erfolgten im Jahre 1810 die ersten Ansiedlungen durch Deutsche, und im Jahr 1832 ließen sich deutsche Pioniere in dem Township Wellesley in Waterloo County nieder. Diese fruchtbaren Strecken in Waterloo County, in den ersten Tagen von Deutschen besiedelt, werden heute noch von Deutschen bewohnt, und es giebt kein Ackerland, das fruchtbarer wäre, irgendwo sonst innerhalb der Grenzen Canadas, als jene deutschen Townships in Waterloo County, und kein Volk unter der Landbevölkerung Canadas, das, durch die Bank genommen, größeren Reichthum besitzt oder größere Erfolge erzielte, als die Deutschen, welche jene Townships bewohnen und dortselbst Ackerbau treiben.

Die deutschen Ansiedlungen in Waterloo County dehnten sich in späteren Jahren auf die angrenzenden Counties aus, so daß sich jetzt ganz bedeutende deutsche Ansiedlungen in den Counties Perth, Wellington, Huron, Oxford, Bruce und Grey befinden; es giebt keine Leute in dieser Dominion von Canada, die sich zu besseren Ansiedlern entwickelten, als diese deutschen Leute, deren Namen selten auf den Listen unserer Gerichtshöfe stehen, und von denen man nur in vereinzelt Fällen in den Aufzeichnungen der Polizei liest.

Der Deutsche, wie man ihn in Canada findet, ist von Natur religiös, und die deutschen Bürger von Canada sind wahrscheinlich die fleißigsten Kirchenbesucher unter allen Bewohnern Canadas. In Deutschland gehören die Leute meistens entweder zur römisch-katholischen oder zur lutherischen Kirche; in Canada jedoch haben wir Deut-

ische die zur römisch-katholischen Kirche, zur evang.-lutherischen Kirche, zur Evangelischen Gemeinschaft, besser bekannt als deutsche Methodististen, zur Baptistenkirche, zu den Mennoniten, und auch zur Presbyterianerkirche gehören. Liebe zur eigenen Scholle und zum häuslichen Leben kennzeichnet den Deutschen, und wenn deutsche Familien auch nicht gewöhnlich so groß sind, wie dies bei unseren französisch-canadischen Freunden der Fall ist, so hat das Oberhaupt eines deutschen Haushalts dennoch in der Regel eine beträchtliche Zahl junger Nachkommen zu fleiden und zu ernähren.

Die Deutschen, was immer ihre Lebensstellung, ihr Besitz oder ihre finanzielle Lage, bringen ihren Kindern stets bei, daß ehrliche Arbeit, ob mit den Muskeln oder dem Gehirn, keine Schande sei. Die Deutschen werden zur Arbeit erzogen, sie arbeiten alle, und die Thätigkeit ist ihnen eine angeborene Eigenschaft. Viele Leute, die die Deutschen, wie wir dieselben hier in Canada haben, nicht so gut kennen wie ich, sind der Meinung, dieselben seien dem übermäßigen Genuß von berauschenden Getränken ergeben. Diese Idee ist falsch; in der That, das gerade Gegentheil ist der Fall. Der Deutsche ist gewöhnlich ein mäßiger Mann. Wohl nur ein kleiner Prozentsatz der deutschen Bevölkerung wäre zu Gunsten eines Prohibitionsgesetzes; auch ist der Prozentsatz der totalen Abstinenzler kein sehr großer; viele trinken leichtgebraute Getränke in mäßigem Quantum, sind aber dennoch zu den enthalt samen Leuten zu zählen. Man wird thatsächlich in den deutschen Gegenden in Canada eine viel geringere Anzahl von Männern finden, die dem übermäßigen Genuß von berauschenden Getränken ergeben sind, als in einer Ansiedlung von Irisch-Canadiern, Schottisch-Canadiern oder Englisch-Canadiern.

Ich will nicht behaupten, der deutsche Farmer sei der beste Farmer, den wir in

Canada haben. Würde ich dies sagen, dann würde mein Freund hinter mir (Hr. McKenzie), der Vorsitzer des Ackerbau-Comites, wahrscheinlich meine Aufmerksamkeit auf die schottischen Farmer in diesem Lande lenken, und es giebt andere Mitglieder, welche auf die Vorzüge der englischen Farmer und der irisch-canadischen Farmer hinweisen würden. Wenn es daher auch nicht richtig wäre, die Deutschen in Canada als die besten Farmer im Lande zu bezeichnen, kann ich jedoch wirklich und wahrheitsgemäß behaupten, daß wir in Canada keine besseren Farmer als die Deutschen haben. Eine Eigenschaft des deutschen Farmers besteht darin, daß er sich nicht auf schlechtem Boden niederläßt. Er mag eine Farm übernehmen, die sich nicht in Ordnung befindet, auf welcher viel Arbeit erforderlich ist, um dieselbe in eine bequeme Heimath umzugestalten, er sieht aber darauf, daß der Boden von solcher Beschaffenheit ist, daß er denselben durch seine eigene Arbeit gut und fruchtbar gestalten kann. Der Deutsche zieht es vor, ein Stück gutes Land zu übernehmen und dann hart zu arbeiten, bis er eine große Hypothek abbezahlt hat, anstatt ein schlechtes und unfruchtbares Stück Land ohne die Schuld zu kaufen. Wie ich bereits gesagt, der Deutsche, ob man ihn auf einer Farm oder irgendwo sonst findet, ist fleißig, strebsam und sparsam, und gewöhnlich arbeitet er sich in die Höhe.

Wenn aber der Deutsch-Canadier als Farmer vorankommt, dann ist dies mit ihm als Fabrikanten in keinem geringeren Maße der Fall. Es scheint mir, der Deutsche ist naturgemäß ein Mensch von mechanischem Scharfsinn, er ist ein natürlicher Mechaniker, und daher finden wir heute in jenem Theile von Ontario, in welchem vor mehr als einem Jahrhundert deutsche Pioniere entweder dem ausgehaunenen Pfad durch den canadischen Wald folgten, oder selbst einen solchen schufen, große, blühende, industrielle Mittelpunkte. Obenan unter

diesen deutschen Fabrikzentren steht die geschäftige Stadt Berlin im County Waterloo. Ein Adreßbuch vom Jahre 1846 beschreibt Berlin als eine Village mit 400 Einwohnern, hauptsächlich Deutschen. Berlin hat jetzt, statt einer Bevölkerung von 400, eine solche von 12.000; wie dieselbe jedoch 1846 war, so ist sie 1908 noch, sie besteht nämlich immer noch größtentheils aus Deutschen. In jener geschäftigen deutschen Town, die es vorzieht, eher die größte Town als die kleinste und jüngste City in Canada zu sein, findet man eine größere Mannigfaltigkeit von Manufaktur - Industrien als in irgend einer anderen Town von derselben Größe in Canada. Man fabriziert hier jedes Ding, von einem Knopf bis zu einem Piano, einer Zugdampfmaschine oder Drechsmaschine. Eine sonderbare Thatsache in Verbindung mit diesen deutschen Manufaktur - Industrien besteht darin, daß sie nicht durch Hülfe oder Unterstützung großer Municipal-Bewilligungen gegründet wurden. Sie wurden nicht von Männern etabliert, die mit großem Kapital in diese deutschen Manufaktur - Towns kamen, sondern sie sind vielmehr das Erzeugniß der Geschäftsleute, die in sehr kleinem Maßstabe begannen.

Sehr nahe bei dem industriereichen Berlin liegt die andere deutsche Fabrik-Town Waterloo, mit einer Bevölkerung etwa halb so groß wie Berlin. Als ein Beweis des Erfolges der Manufaktur - Industrien der Town Waterloo, möchte ich sagen, daß ich nicht glaube, daß sich eine andere Town von derselben Größe in Ontario befindet, die jährlich eine so hohe Summe in das Schatzamt Canadas, durch seine Accise- und Einfuhrzölle, bezahlt. Im County Waterloo liegen ferner auch die blühenden Manufaktur - Towns Preston, Hespeler und Elmira. In meinem eigenen County Grey haben wir die geschäftigen, lebhaften, deutschen Manufaktur-Towns von Hanover, Neustadt und Nyon. In Hanover haben wir die deutschen Namen von Knechtel,

Peppler und Meisinger unter unseren Fabrikanten. Unsere Town wird fast ausschließlich von Fabriken unterhalten, und dieselben sind fast gänzlich unter der Kontrolle von deutschen Bürgern oder Männern, die ihr Handwerk und ihre Geschäftskenntnisse in den Offices und Fabriken von Deutsch - Canadiern erlernten. Als ein weiteres Beispiel über die Art, in welcher deutsche Manufaktur - Industrien aufgebaut werden, möchte ich mittheilen, daß heute in Hanover eine unansehnliche kleine Frame - Wohnung steht, 1½ Stockwerk hoch, die beim Beginn seiner Manufaktur-Karriere, die vereinigte Wohnung und Fabrik von Hrn. Daniel Knechtel war, der heute der Präsident und Hauptactien-Inhaber der Knechtel Möbel-Company ist, eine der größten Möbel - Manufaktur - Gesellschaften in Canada, die eine sehr große Fabrik in Hanover, eine andere in Walferton und eine weitere in Southampton besitzt.

Im angrenzenden County Bruce befinden sich die geschäftigen Towns Cheslen, Walferton und Southampton. Diese Towns waren alle seit Jahren Städte von mehr oder weniger Wichtigkeit; sie waren jedoch niemals geschäftige oder fortschrittliche Towns, bis in letzteren Jahren deutsche Leute sich in denselben niederließen und Manufaktur - Industrien gründeten. Ich möchte ganz besonders auf die Town Southampton am Huron - See hinweisen, die vor einigen Jahren eine schläfrige, ruhige Fischer-Village und Sommeraufenthaltort war; die jetzt aber, durch Manufaktur - Industrien, die sich gänzlich in den Händen von Deutschen befinden, eine blühende und fortschrittliche Town geworden ist. In Verbindung mit diesen verhältnißmäßig kleinen deutschen Fabrikstädten möchte ich sagen, daß sie hauptsächlich mit der Herstellung von Möbeln beschäftigt sind, und daß das Möbel - Manufakturgeschäft Canadas sich heute in großem Maßstabe hauptsächlich in Händen unserer deutschen Mitbürger befindet.

Eine Ursache, weshalb unsere deutschen Fabrikanten so erfolgreich sind, besteht in ihrer mechanischen Geschicklichkeit, ihrem Unternehmungsgeist, ihrer Sparsamkeit, ihrem Fleiß und allgemeiner Geschäftsfähigkeit. Eine andere Ursache aber, weshalb der deutsche Fabrikant so erfolgreich ist, besteht in dem festen Charakter des deutschen Arbeiters, den er beschäftigt. Nirgends giebt es einen besseren Arbeiter, als wir in unseren Fabriken finden, wo die Arbeiter hauptsächlich Deutsche sind. Unter ihnen haben wir keine Schwierigkeiten infolge von Unions, Streikes oder „Lockouts“, und das kommt vielfach daher, weil der deutsche Arbeiter von heute fühlt, daß er wahrscheinlich morgen schon Arbeitgeber sein kann; oder, wenn er in der nahen Zukunft selbst nicht Arbeitgeber wird, wenigstens seine Söhne eher solche sein werden, als auf der Zahlliste anderer Arbeitsmeister zu stehen. Eine weitere Eigenthümlichkeit der deutschen Arbeiter besteht darin, daß die Mehrheit von ihnen in hübschen Häusern wohnt, die sie selbst eignen, neben denen man stets einen schönen und gut kultivirten Obst- und Gemüsegarten findet. Der Deutsche in Canada hält vielleicht nicht so fest an der Sprache seiner Väter wie unsere franko-canadischen Freunde, und doch liebt unser deutsches Volk die Sprache, die im Vaterland gesprochen wird.

Sie halten ihre Sprache aufrecht, indem die Gottesdienste in der Sprache des alten Landes gehalten werden, obgleich es manchmal gerade so schicklich wäre, sie in Englisch zu halten. Ferner pflanzen sie auch ihre Sprache fort durch Lokal-Vereine für das Studium derselben und durch das Gründen von deutschen Zeitungen in verschiedenen Theilen Ontarios und dem canadischen Westen. Auch erhalten die verschiedenen deutschen Ansiedlungen in Canada stetigen Zuwachs aus Deutschland. Und es ist erstaunlich, wie schnell die Deutschen wenigstens das Sprechen der englischen Sprache erler-

nen, was ihnen gewiß hoch angerechnet werden muß. Auch liebt und übt der Deutsche Musik. Als Beispiel von diesem musikalischen Talent und Kunstfertigkeit, möchte ich sagen, daß man nirgends in Canada Kirchenchöre findet, die den Chören in den deutschen Kirchen, ungeachtet welcher Denomination angehörig, gleichkommen. Ihre Musikkapellen und Orchester sind die besten, die wir im Lande haben. Jemand, der einen musikalischen Genuß wünscht, kann nicht besser thun, als einem der Sängerkreise beizuwohnen, die in Berlin abgehalten werden. Als Beispiel der musikalischen Tüchtigkeit der Deutschen werde ich einen kurzen Auszug aus der April - Nummer des in Toronto herausgegebenen „Bush Man's Magazine“ verlesen. Dieses ist ein Artikel über Dr. Augustus Stephan Vogt, des jetzt berühmten Dirigenten des Mendelssohn-Chors in Toronto, der im Städtchen Elmira, im County Waterloo, geboren wurde und der Sohn eines deutschen Orgelbauers ist:

„Wird Dr. Augustus Stephan Vogt, der brillante Direktor des berühmten Mendelssohn - Chor, die Ehre haben, bei der Vertheilung der Geburtstags - Ehren Seiner Majestät am nächsten Viktoriatag, in den Adelsstand erhoben zu werden? Dr. Vogt hat eine solche Auszeichnung reichlich verdient. Er hat mehr zu Stande gebracht als mancher Canadier, der mit einem R. C. M. G. decorirt wurde, und es wird seine Tausende von Freunden und Bewunderern nicht erstaunen, wenn er bald als Sir Augustus Vogt bekannt sein wird. Alle Mitbürger sind stolz auf ihn. Er hat mehr gethan als irgend eine andere Person, um die Chorkunst zu vervollkommen, so daß in dieser Beziehung Canada von allen Nationen beneidet wird.“

Als Finanziere zeichnen sich ebenfalls unsere deutsch-canadischen Freunde aus, und als Beweis möchte ich sagen, daß die Towns Berlin und Waterloo in der Provinz On-

tario, die Heimath von sehr fortschrittlichen, populären und erfolgreichen Lebens- und Feuerversicherungs-Gesellschaften sind, von denen die Aktieninhaber, Direktoren und Managers fast ausschließlich Deutsche sind. Ich möchte die Aufmerksamkeit des Hauses auf die Thatsache lenken, daß der Deutsch-Canadier sich auch als ein „Sport“ und Athlet auszeichnet. Wir alle haben in letzter Zeit von Tommy Burns, dem Champion Schwergewicht - Klopffechter der Welt gehört, der mit Lord Alverstone in England fraternisirte. Tommy Burns richtiger Name ist Noah Brusso. Er wurde in meinem eigenen Bezirke Süd-Grey geboren, und in meiner eigenen Town Hanover aufgezogen. Er ist der Sohn von Friedrich Brusso, der ein Arbeiter in der Fabrik der Knechtel'schen Möbel-Gesellschaft in jener Town war.

Wenn wir das Feld des Sports verlassen und einen höheren, wissenschaftlichen Boden betreten, so finden wir, daß der Deutsche in Canada als Wissenschaftler bekannt ist, ebenso wie der Deutsche in seinem Vaterlande. Und als Beweis hierfür ist es nur nöthig, Aufmerksamkeit auf einen Mann, Dr. Otto Klok, zu lenken, der seit vielen Jahren im Dienste dieser Regierung war und heute an der Spitze ihrer astronomischen Arbeit steht. Auch eignen sich unsere deutsch-canadischen Freunde für das öffentliche Leben und nehmen Interesse an den öffentlichen Vorgängen in Canada. Der beste Warden, den man in meinem eigenen County je hatte, war der verstorbene Victor Lang, ein Deutsch-Canadier. In der Provinzial - Legislatur finden wir heute Dr. Ladner, Mitglied für einen der Wahlkreise in Waterloo County; Hr. C. M. Bowman, der populäre Vertreter von Nord-Bruce, dessen Vater, Hr. J. C. Bowman, für längere Zeit Mitglied dieses Hauses war, und auch den Achtb. Adam Beck, der in Ontario bedeutend bekannt und berühmt geworden ist durch seine Propaganda betreffs der

Triebkraft. In diesem Hause sind die Deutsch - Canadier gleichfalls gut vertreten. Da giebt es den sehr beliebten und immer thätigen Vertreter von West-Hamilton, Hrn. Adam Zimmermann; den sehr beliebten und verdienstermaßen beliebten Vertreter von Nord - Middlesex, Hrn. Valentin Rag, welche alle von deutscher Abkunft sind. In der Rechtspflege steht der Deutsch-Canadier nicht hinten an, sondern nimmt eine leitende Stelle ein.

Jede Großstadt in Canada hat eine große deutsche Bevölkerung. In Toronto z. B. giebt es sehr viele dieser Nationalität, und in jener Stadt sind viele der prominentesten Bürger von deutscher Abkunft, wie die Breithaupts und die Heintzmans, die alle in der Geschäftswelt gutbekannt sind. In Ottawa und auch in Hamilton hat man viele Deutsche. Ferner giebt es viele in Montreal und gleichfalls in Winnipeg. Dem Ackerbau ergeben sind Deutsche in bedeutender Zahl in dem County Russell, Ontario, und in Theilen der Provinz Quebec und der Provinz Nova Scotia. In der That, es giebt keine Provinz in Canada, in welcher wir nicht eine bedeutende Anzahl deutsche Ansiedler haben.

Man wird sagen, daß viele dieser Deutschen aus eigenem Antrieb nach Canada kamen und nicht infolge der Einwanderungspolitik dieser Regierung. Das trifft zu mit Bezug auf das östliche Canada. Aber im westlichen Canada haben wir eine sehr große Zahl deutscher Ansiedler, welche in jenes westliche Land als direkte Folge der Bemühungen von Einwanderungs - Agenturen und von unserem Departement des Innern zogen. Die deutschen Ansiedler im nordwestlichen Canada werden sich ohne Zweifel zu ebenso guten Ansiedlern entwickeln, wie dies mit den Deutschen in der Provinz Ontario der Fall war. Hätte es die Regierung von Canada nicht \$5 oder \$20, sondern \$10,000 per Kopf für einige der deutschen Leute, deren Namen ich er

wähnt habe, gekostet, fürwahr die Geldanlage wäre eine vortreffliche zu nennen und hätte uns einen sehr guten Profit eingebracht.

Wir haben einen großen Theil deutsch-canadischer Ansiedler, die, wie ich schon gesagt, als direkte Folge der Thätigkeit des Departements des Innern, angezogen von der Einwanderungspolitik der jetzigen Regierung, hierherkamen. Ich bin sehr froh, daß das Departement des Innern, unter der jetzigen Regierung von Sir Wilfrid Laurier, den Werth der Einwanderung aus Deutschland stets zu schätzen wußte. Zum Beweis der Ansicht, welche das Departement des Innern der jetzigen liberalen Regierung über die deutsche Einwanderung hegt, und als Beweis der bestehenden Hochschätzung des Departements für den deutschen Ansiedler, will ich einen Satz aus einem Briefe des Hrn. Smart, des Deputyministers des Innern, an Hrn. W. T. R. Preston, datirt den 18. Juli 1900, verlesen. Er sagt: „Wir sind besonders begierig, Leute von deutscher Abstammung zu erlangen.“ Und in einem anderen Brief aus Ottawa an Hrn. Preston, datirt den 26. August 1901, sagt Hr. Smart, der damalige Deputyminister, unter Anweisung des Ministers des Innern:

„Ich möchte gern erfahren, welche Ergebnisse die North Atlantic Trading Company durch ihre Arbeiten in Deutschland erzielt hat. Nach Verlauf von zwei Jahren ist das Departement etwas enttäuscht, keine größeren Ergebnisse von den Bemühungen der Gesellschaft in Deutschland und Scandinavien zu sehen. Es giebt keine Klasse von Einwanderern, die man in Canada so

willkommen heißt, wie die deutschen Ansiedler, und man muß bedauern, daß kein guter Anfang mit den Leuten dieser Nationalität gemacht werden kann. Hr. Landy, den ich in Winnipeg traf, sagte mir vor einigen Tagen, daß man ganz bestimmt die Einwanderung einer bedeutenden Zahl Deutschen erwarte; um aber sichere Auskunft über die Sache zu erlangen, wünsche ich, daß Sie sich mit dem Syndikat, welches diese Arbeit besorgt, in Verbindung setzen.“

Ich freute mich, von dem gegenwärtigen Minister des Innern (Hrn. Oliver) zu hören, daß sein Departement keine Ansiedler herzlicher bewillkommt und befriedigender erachtet, als die deutschen Ansiedler. Hoffentlich wird man es nicht an rechtmäßigen Bemühungen, in irgendwelcher Richtung, fehlen lassen, zur Fortdauer der Einwanderung von deutschen Leuten in dieses Land. In jeder Hinsicht muß ich erklären, daß es keine besseren Leute als die deutschen Bewohner von Canada giebt; sie entwickeln sich zu sehr loyalen und in jeder Beziehung sehr befriedigenden Canadiern. Wenn der deutsche Ansiedler, wie wir ihn hier in Canada haben, auf die Geschichte und die Ueberlieferungen des Landes, aus welchem er kam, zurückblickt, dann singt er mit großer Begeisterung, das Nationallied, auf welches er so stolz ist: „Die Wacht am Rhein.“ Blickt er aber auf seine Heimath in Canada, welche sich zur Heimath für seine Kinder gestalten wird, dann singt er mit gleichem Eifer und gleicher Begeisterung, mit noch größerem Interesse, und mit wahrem Patriotismus: „The Maple Leaf“ und „Gott erhalte den König!“

Der Deutsch-Amerikanische Nationalbund gewinnt immer mehr an Boden. Es ist jetzt auch die Bildung eines Staatsverbandes von Illinois auf dem Wege, die am 23. Mai d. J. in Peoria durch Abgeordnete der Stadt Verbände von Chicago, East St. Louis und Peoria beschlossen wurde. Die

endgültige Gestaltung wird der Verband durch Abgeordnete aus allen Theilen des Staates im October in Chicago gelegentlich der Feier des Deutschen Tages daselbst im Auditorium erhalten. Der Staatsverband der deutschen Presse von Illinois hat seine Mitwirkung zugesagt.

Todtenschan.

Friedrich Wilhelm Menke — Quincy.

Wieder hat der Tod eine Lücke gerissen in die Liste der Mitglieder der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois in Quincy. Friedrich Wilhelm Menke, von Anfang an ein treues Mitglied der Gesellschaft, schied am 29. März 1908 aus dem Leben. Geboren am 21. April 1832 nahe Herford, Westfalen, war derselbe im Jahre 1852 mit seinen Eltern nach diesem Lande gekommen, wo sich die Familie in Quincy niederließ und er die Steinhauerei erlernte. Im Jahre 1863 gründete er die Firma F. W. Menke & Co., und nahm dann 45 Jahre lang, bis zu seinem Tode, als Bürger und Geschäftsmann eine hervorragende Stellung im öffentlichen Leben dieser Stadt ein. Groß ist die Zahl der Bauten, die von seiner Firma ausgeführt wurden: Bundesgebäude, Staatsgebäude, Countygebäude, Fabrikgebäude, Geschäftshäuser, Kirchen, Schulen und Wohnhäuser wurden durch dieselbe in Illinois, Iowa und Missouri aufgeführt. Dreizehn Jahre diente Friedrich Wilhelm Menke als Vertreter der 4. Ward im Stadtrathe. Die Frau lebt noch hier, sowie die Söhne Georg Wilhelm, Eduard Heinrich und Friedrich Carl Menke; und die Töchter Frau Emilie Louise Hagenbruch und Frau Anna Friederike Ruff. Heinrich Bornmann.

Joseph Austrian — Chicago.

Ein geschäftiges und erfolgreiches Pionierleben hat sich mit dem Tode des Hrn. Joseph Austrian, General-Direktors der Lake Michigan und Lake Superior Transportation Co., geschlossen. Am 15. September 1833 in Wittelschhofen in Mittelfranken in Bayern geboren, war er im J. 1850 nach New York gekommen, und hatte sich von dort sofort auf den Weg nach Mackinaw in Michigan gemacht, wo er Verwandte woh-

nen hatte. Aber er gelangte vorläufig nur nach Detroit, wo er die Schifffahrt nach seinem Bestimmungsorte geschlossen fand, und er mußte dort bis Ende März 1851 bleiben und sich so gut es ging durchschlagen. Am 1. April gelangte er nach Mackinaw, und nach kurzem Aufenthalt daselbst, begab er sich nach La Pointe, einem kleinen Dorfe auf der zur Gruppe der Apostel-Inseln im Superior-See gehörigen Insel Madeleine, wo sein Bruder Julius ein allgemeines Waarengeschäft und eine Fischerei betrieb. Die Bewohner jener Inseln bestanden damals noch fast ausschließlich aus Voll- und Halb-Indianern; von Weißen gab es kaum ein halbes Duzend. Der Schiffsverkehr auf dem See war noch sehr gering, da der Sault St. Marie-Canal noch nicht gebaut war. Es gab nur zwei kleine Dampfböte, „Independence“ und „Napoleon“, die über die Schnellen geschleppt worden waren, und denen sich bald nach seiner Ankunft in gleicher Weise der Dampfer „Monticelli“ zugeellte. Diese Dampfer brauchten eine volle Woche, um von La Pointe nach Sault St. Marie zu gelangen.

Als Gehülfe seines Bruders hatte er während des Winters die Holzschlängereien aufzusuchen und mit Lebensmitteln und Waaren zu versorgen, im Frühjahr in einer kleinen Sägemühle zu arbeiten, im Sommer die kleinen Ansiedlungen an der Küste zu besuchen, um Pelze und Lebensmittel einzuhandeln — Wanderungen und Fahrten, die nicht immer ohne Gefahr waren.

Ende des J. 1852 trat A. als Verkäufer und Buchhalter in das Geschäft seines Schwagers, Hn. F. Leopold in Eagle River auf der Halbinsel Keweenaw, wurde ein Jahr darauf dessen Theilhaber, und siedelte 1863 nach Hancock in Michigan über, wo er den ersten großen Laden und Waarenpeicher errichtete. Zugleich eröffnete er ein

Zweiggeschäft in Eagle Harbor. Im Jahre 1864 indessen verkaufte er aus, und kam nach Chicago, um mit den Leopold's unter der Firma Leopold und Austrian, eine Dampfer-Linie zwischen hier und dem Superior-See in's Leben zu rufen. Obgleich die ersten verwendeten Dampfer „Ontonagon“ und „Norman“ nicht gerade zu den elegantesten und schnellsten gehörten, hatte das Unternehmen (People's Line) von Anfang an Erfolg, und trug viel dazu bei, das Geschäft mit dem Superior-See, das bis dahin hauptsächlich in den Händen von Detroit und Cleveland gelegen hatte, nach Chicago abzulenken. Im J. 1872 wurde der Linie der „Peerless“ hinzugefügt, damals der prächtigste Dampfer auf den Seen. — Im J. 1879 wurde die People's Line mit der Lake Michigan-Linie zur Lake Michigan und Lake Superior Transportation Co. verschmolzen, welche den Verkehr zwischen Chicago und dem Superior-See fast ausschließlich beherrscht, und deren General-Direktor Hr. Austrian bis an sein Ende, das ihn in Atlantic City ereilte, gewesen ist.

Philipp Schuch, sen. — Ottawa.

In Ottawa in Illinois ist am 15 Mai d. J. einer der ältesten dortigen deutschen Bürger, der Sattler Hr. Philipp Schuch, im Alter von 76 Jahren, gestorben. Er war aus dem Elsaß gebürtig und im Jahre 1855 nach Ottawa gekommen, wo er es zu Ansehen und mäßigem Wohlstande brachte, und deutsche Bestrebungen eifrig unterstützte. Der dortige Turn-Verein zählte ihn zu seinen Gründern. Seine Söhne sind der eine Vizepräsident, der andere Kassirer der National City Bank von Ottawa.

Jacob Klein — La Salle.

Am 14. Mai d. J. ist unser Mitglied, der Cigarrenfabrikant Hr. Jacob Klein in La Salle, Ill., bei einem Besuch in Spring Valley einem Herzschlag erlegen. Geboren am 24. December 1848 in Melzenbach in Rheinbayern, kam Hr. Klein als 15jähriger

Knabe zu seinem Onkel, Hr. Wilhelm Uthoff in Peru, bei dem er das Cigarrenmachen erlernte. Im J. 1872 eröffnete er die eigene Cigarrenfabrik in La Salle. Sein frühes Hinscheiden ist ein Verlust für das Deutschthum in Peru und La Salle, das stets in allen edlen Bestrebungen auf seine Mithilfe rechnen konnte.

Jacob Mohr — Hampton, Ill.

In Hampton in Rock Island County, Ill., ist am 19. März d. J. Hr. Jacob Mohr gestorben, der, geb. am 15. August 1819 zu Wemkeweiler, Kreis Ottweiler, im Regierungsbezirk Trier, im J. 1847 nach Amerika und, mit zwei Brüdern, 1849 nach Hampton Township im genannten County kam, wo er seitdem ununterbrochen gewohnt hat. Er war, wie wir der „Moline-Rock Island Volkszeitung“ entnehmen, einer jener ehrenwerthen Deutschen, welche deutsche Sprache und Art hochhielten, und seine Kinder sie lieben lehrte. Dieselben — sieben an der Zahl — sprechen, lesen und schreiben sämmtlich deutsch. Er selbst hat mehr als vierzig Jahre hindurch ein Tagebuch geführt, aus dem wir hoffen in einem der nächsten Hefte Mittheilungen machen zu können. — Von besonderem Interesse ist, daß ein Urgroßvater des Verstorbenen, Dominik Andler, im Unabhängigkeitskriege unter Washington gedient hat und bei Yorktown gefallen ist. Er war 1773 oder 1774 mit einem seiner Söhne nach Philadelphia eingewandert, wo beide ihrem Handwerk (Zimmermann) nachgingen; als der Krieg ausbrach, eilten beide freiwillig zu den Fahnen der Freiheit, und dienten bis zum endlichen Siege derselben. Der Sohn kehrte nach dem Kriege zur Mutter und zu den Geschwistern nach Deutschland zurück, die, obwohl Alles zur Auswanderung mit dem Vater gerüftet gewesen war, doch im letzten Augenblick den Muth verloren hatten, ihn zu begleiten. Eine Tochter Dominik Andler's wurde die Großmutter Jacob Mohr's.

Heinrich Kentel.

Im Alter von 83 Jahren ist am 10. Juni dieses Jahres in Milwaukee eine dem älteren Deutschthum des mittleren Westens wohlbekannte und um dieses verdiente Persönlichkeit gestorben — der Schauspieler Herr Heinrich Kentel. Geboren am 27. Januar 1825 in Versta im Großherzogthum Oldenburg, — demselben Orte, dem A. G. Hefing entstammte — erhielt er als Sohn eines Lehrers eine gute Erziehung, nahm als Soldat mit dem oldenburgischen Aufgebot in der Compagnie des Hauptmanns Lampnig am schleswig-holsteinischen Befreiungskampfe Theil, wandte sich der Hotel-Laufbahn zu, heirathete die Sängerin Albertine von Voll, eine Schülerin von Ludwig Spohr, und kam mit dieser Ende 1848 nach den Ver. Staaten. In Cincinnati, wohin das Paar 1852 kam, wandte er sich mit großem Erfolge der Bühne zu, — er als feinkomischer Charakter, Frau Kentel als tragische Liebhaberin, und bildete seit seiner Uebersiedelung nach Chicago im Jahre 1856 den Rückhalt der deutschen Bühne im deutschen Hause. Im Jahre 1863 trat Herr Kentel als Hauptmann ins 34. Wisconsiner Regiment (Oberst Fritz Anrede) und machte das Ende des Krieges mit. Nach demselben war er im Versicherungsgeschäft

thätig, betrieb nach dem Feuer einige Jahre eine Wirthschaft und war später Vertreter der L. G. Hud Malting Co., bis er sich im Jahre 1893 ins Privatleben zurückzog. Als Künstler trat er mit seiner Gemahlin, später auch mit seiner Tochter Clara, der späteren Frau Louis Hud, als Gast in vielen Orten des Westens auf, und gewann durch seinen feinen und frischen Humor große Beliebtheit. In seinem Privatleben war er ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Zehe. Seine feingebildete Gattin, mit der er im Jahre 1898 noch die goldene Hochzeit feiern konnte, ist ihm im Tode vorgegangen, ebenso seine älteste Tochter, Frau Clara Hud, die vorzügliche (nicht professionelle) Sängerin, die unzählige Feste des Chicagoer Deutschthums durch ihre Mitwirkung verschönert hat. Sein Sohn, Herr F. P. Kentel, ist nach einer buchhändlerischen Laufbahn jetzt Redakteur der „Amerika“ in St. Louis. Eine zweite Tochter, Frau M. Schüttler, wohnt mit zwei Kindern in Milwaukee. Von den Kindern der Frau Clara Hud sind am Leben: Frau Hauptmann von Kunowski in Darmstadt, Frau Marquise Spinola in Turin, und Frau Marshall Field jr., die mit ihren zwei Söhnen jetzt in England wohnt, sowie der Sohn Heinrich Hud.

Deutsche Jubelfeiern.

In Buffalo, N. Y., hat die deutsche Ev. Luth. St. Johannes-Gemeinde am 7., 8. und 9. Juni dieses Jahres ihr fünf- und siebenzigjähriges Bestehen festlich begangen.

Der „Buffalo Demokrat“ vom 6. Juni d. J. bemerkt dazu:

Die St. Johannes-Gemeinde, die morgen und die nächsten zwei Tage ihr 75-jähriges Bestehen feiert, die älteste deutsch-protestantische Gemeinde in Buffalo, könnte ihr Dasein mit gutem Recht um fünf Jahre vorausrücken, denn sie ist aus der Gemeinschaft der Andächtigen entstanden, die schon 1828

in einem Zimmer über Rumb (Roons) & Handels (Grocery), einem Holzgebäude an der Ostseite der Main Str., etwa 50 Fuß südlich von Genesee Str., zum Gottesdienst sich zusammenfand.

Buffalo, das damals nur wenig über 8000 Einwohner zählte, war noch „Wildlage“, denn erst am 20. April 1832 passirte die Legislatur des Staates die Akte, wodurch es Körperchaftsrechte als Stadt erhielt. Wie das in 1832 veröffentlichte Adreßbuch ersehen läßt, gab es zu jener Zeit in Buffalo sechs Kirchen, zwei Banken, eine Versicherungsgesellschaft, zehn Waarenpei-

cher am Hafen, eine Bibliothek mit 700 Büchern und sechzehn städtische und Privat-Schulen.

Die junge Stadt, die nördlich von North Str., östlich von Jefferson Str. begrenzt wurde, konnte noch keine einzige gepflasterte Straße aufweisen. Mit Backstein-Seitenwegen war nur die Main Str. ausgestattet, in deren aufgeweichtem Fahrwege Wagen häufig bis an die Klen versanken. Die anderen Straßen begnügten sich mit schmalen hölzernen Bürgersteigen, die entfernteren mit fußbreiten Plankentegen. Einige Oellampen gaben der nächtlichen Dunkelheit an Main Str. etwas Abwechslung, der die übrigen Straßen entbehrten. Das von Elliott Str. östlich liegende Land war meist kumpfig. Niagara Straße, damals „Black Rock Road“, führte auf längere Strecken durch Gehölz, war von unüberbrückten Bächen durchschnitten und oft für Wagen und Fußgänger unpassierbar. In der Gegend, wo jetzt die Normal-Schule steht, wurden 1830 noch Hirche erlegt, die sich aus dem nahen Urwald dorthin verirrt hatten. Den größten Theil des Geschäftsverkehrs nahm die Westseite der Main Str. zwischen der Terrace und Mohawk Str. in Anspruch. Nördlich von Mohawk Str. standen nur wenige Häuser. Die östliche Swan Str. und S. Division Str. waren Residenzdistrikte. Holzhöfe und Seifensiedereien zogen sich an Delaware Ave. entlang.

So sah es in Buffalo aus, als am 10. Februar 1832 die im Zimmer über der Grocerie versammelte Gemeinschaft der deutschen Protestanten die erste deutsche Evangelisch-Lutherische Gemeinde mit folgenden Verwaltungsmitgliedern organisierte: Jacob Siebold, Rudolph Baer, Ernst Bronner, Christian Bronner, Christian Rapp und Friedrich Dellenbach, und den Ältesten: Ludwig Bronner, jr., George Schneider, Philip Weyer, jr., Samuel Krieglstein, Michael Ruch und Michael Voek.

Am 11. Dezember 1833 erwirkte die Ge-

meinde Körperchaftsrechte; ihr erster Seelsorger bis 1857 war Pastor J. S. Günther.

Grundeigenthum an Hickory Str., zwischen William und Broadway, damals Batavia Str., wurde erworben und der Eckstein zur ersten Kirche der Gemeinde am 9. September 1835 gelegt. Die mehrfache Heimsuchung der Stadt durch die Cholera und andere ungünstige Zeitverhältnisse verzögerten die Bauhätigkeit, so daß erst acht Jahre später am Himmelfahrtstage 1843 die Kirche, die dem St. Johannes zu Ehren benannt worden war, eingeweiht werden konnte. Die jetzige, in gothischem Stile an Stelle der ersten erbaute Kirche wurde am 3. Oktober 1875 ihrer Bestimmung übergeben.

— Ihr goldenes Jubiläum hat kürzlich die deutsche römisch-katholische Gemeinde in Dunkirk, N. Y., gefeiert. Aus der bei der Gelegenheit erschienenen Festschrift geht hervor, daß zu derselben 300 Familien gehören, und über 200 Kinder die Gemeindegemeinschaft besuchen; daß von der Gesamtzahl der Pfarrkinder 900 in diesem Lande, 400 in Deutschland, 91 in Oesterreich und einige in der Schweiz geboren sind, und daß die Gemeinde noch immer im Wachsen begriffen ist, da der Abgang durch den Prozeß der Amerikanisirung durch Einwanderung reichlich ersetzt wird.

— In Newport in Kentucky, der Cincinnati Vorstadt, hat der Orion-Gesangs-Verein am 2. Juni sein silbernes Jubiläum gefeiert, mit Festreden von Hrn. Chas. Wiedemann, Konjunkturbauer, Pastor Friedrich Knapp und Bürgermeister Ed. V. Krieger. Aus dem Festbericht im „Deutsch-Amerikaner“, dem amtlichen Mundstück des D.-A. Staatsverbandes von Ohio, ersieht man, daß es dort nicht nur einen „Ersten Deutschen Pionier-Verein“, sondern auch einen „Verein der Söhne deutscher Pioniere von Newport“ giebt. Solche Vereine könnten auch anderswo nicht schaden.

einlebten, und politischen Einfluß gewannen. Das Letztere wurde ihnen dadurch erleichtert, daß die in dieser Beziehung höchst liberale Verfassung von Illinois jedem weißen Manne, der sechs Monate im Staate gewohnt hatte, das volle Wahlrecht gestattete, unbekümmert darum, ob er bereits das Bürgerrecht der Ver. Staaten erlangt hatte oder nicht, und ohne von ihm, wie in einigen andern Staaten üblich, die Zahlung einer Wahlsteuer oder den Nachweis des Besitzes von Grundeigenthum zu verlangen. Erst die zweite, im J. 1848 angenommene Verfassung knüpfte auch das Wahlrecht in Illinois an die vorherige Erlangung des Bürgerrechts und erhöhte die Zeit des zur Ausübung desselben nöthigen Wohnsitzes im Staate auf ein Jahr.

Da mithin diese eingewanderten Deutschen bereits einen beträchtlichen Theil der Wählerschaft ausmachten, mußte man mit ihnen auch rechnen, und so erklärt es sich, daß wir im südlichen Illinois Deutsche schon früh als Friedensrichter und in anderen amtlichen Stellungen lokaler Natur finden.

Elfter Abschnitt.

Das Bedürfniß nach Verkehrsstraßen—Großartige Pläne für deren Herstellung. Neue Staatsbanken und weitere Geldnoth.

Mit dem Jahre 1835 beginnt ein Abschnitt in der Geschichte des Staates, der als der einer großartigen, wenn auch durch die Verhältnisse erklärlichen, Thorheit bezeichnet werden muß.

Die Verhältnisse, die ihr zu Grunde lagen, bestanden in

dem immer noch großen Mangel an fahrbaren Straßen, welcher sich nicht nur für den Handelsverkehr als eine empfindliche Störung erwies, indem er die Kaufmannswaaren vertheuerte und den Werth der landwirthschaftlichen Erzeugnisse verringerte, sondern auch der Einwanderung große Hindernisse bereitete, welche, obwohl sie reichlich floß, doch die Zuerstgekommenen nicht befriedigte, welche mit Ungeduld der Gelegenheit warteten, das von ihnen auf Speculation gekaufte Land mit gutem Gewinn an wirkliche Ansiedler abzugeben.

Daß die Erkenntniß dieses Mangels zu dem allgemeinen und durchaus gerechtfertigten Verlangen nach mehr und besseren Verkehrsstraßen führte, ist verständlich. Die Thorheit bestand nur, wie sich zeigen wird, in der überschwenglichen Weise, in der man demselben Rechnung zu tragen versuchte, indem man, mit einem Schlage sozusagen, mit den Mitteln einer dazu noch verhältnißmäßig armen Bevölkerung von wenig mehr als einer Viertel-Million genügende Verkehrsstraßen für eine solche von fünf Millionen schaffen wollte.

Einen Hauptantheil an dieser Thorheit hatte der im J. 1834 gewählte Gouverneur Joseph Duncan.

Joseph Duncan, geb. am 23. Februar 1794 in Paris in Kentucky, hatte sich bereits als junger Mann von 18 Jahren im Kriege von 1812 bei Fort Stephenson ausgezeichnet, und wurde dafür bald nachher zum Generalmajor der Territorial-Milizen von Illinois ernannt. Er ließ sich in Jackson County nieder, das ihn in den Staatsjenat sandte, und war von 1826 bis 1834 Vertreter des Staates in der Nationalgesetzgebung. Auch hatte er in dem ersten unblutigen Feldzug des Blackhawk-Krieges eine Brigade geführt. Obwohl deshalb ein bekannter und beliebter Mann, war seine Erwählung zum Gouverneur des stark demokratischen Staates Illi-

nois überraschend. Denn er hatte sich vom Abgott der Demokraten, Jackson, abgewandt, weil dieser die Congreß-Bewilligungen für die Verbesserung des Hafens von Chicago und des Großen Wabash-Flusses mit Veto belegt hatte, und war, wenigstens soweit öffentliche Verbesserungen in Betracht kamen, ganz zu den diese begünstigenden Anschauungen der Whigs übergegangen.

Den eigenen Ansichten ebensosehr, wie dem angeführten Verlangen Rechnung tragend, entwarf er in seiner Antrittsbotenschaft ein glänzendes Bild von der Zukunft von Illinois, die eintreten würde, sobald der Staat nach allen Richtungen hin von guten Landstraßen, und von Eisenbahnen und Kanälen durchzogen sein werde, und empfahl den sofortigen Bau von Landstraßen, so lange der Staat noch unbefiedelt sei, und sie sich deshalb zwischen den Hauptpunkten noch möglichst geradlinig herstellen ließen. Und er setzte auch in der regelmäßigen, wie in der ihr folgenden außerordentlichen, Sitzung der Legislatur die Annahme von Gesetzen durch, wodurch nicht nur die County-Commissäre angewiesen und ermächtigt wurden, innerhalb ihrer Counties Straßen anzulegen, sondern auch der Bau von 82 Staatsstraßen angeordnet wurde. Auch wurden eine Menge von Freibriefen für den Bau von Eisenbahnen ertheilt; doch außer, daß sie eine weitere Anleihe im Betrage von \$500,000 für den Illinois-Michigan-Canal garantierte, griff diese Legislatur noch nicht tief in den Säckel.

Desto mehr die nächste. Sie bewilligte \$10,250,000, davon je \$100,000 für die Verbesserung der Flußbetten des Großen Wabash, des Illinois und des Rock, je \$50,000 für die Verbesserung der Flußbetten des Kaskaskia und des Kleinen Wabash; \$250,000 für den Bau einer Poststraße von Vincennes nach St. Louis; \$3,500,000 für eine Centralbahn von Cairo nach La Salle am Illinois-Michigan-Canal,

\$1,600,000 für eine südliche Querbahn von Alton nach Mount Carmel und eine Bahn von Alton nach Shawneetown; \$1,850,000 für eine nördliche Querbahn von Quincy nach der Grenze von Indiana (die spätere Toledo, Wabash und Western); \$650,000 für eine Bahn von Hillsboro an der Centralbahn über Shelbyville und Charleston nach Terre Haute; \$700,000 für eine Bahn von Peoria über McComb nach Warsaw; \$600,000 für eine Bahn von Alton nach Hillsboro; \$150,000 für eine Bahn von Belleville über Lebanon bis an die südliche Querbahn; \$350,000 für eine Bahn von Bloomington nach Macinaw in Tazewell County, und eine Zweigbahn von dort nach Pekin, u. a. m. (im Ganzen für nahezu 13,000 Meilen Eisenbahnen), sowie ferner \$200,000 zur Vertheilung an diejenigen Counties, die von keiner dieser geplanten Verbesserungen berührt wurden.

Bedenkt man, daß Illinois im J. 1835 nach der in jenem Jahre vorgenommenen Volkszählung nicht mehr als 271,727 Einwohner hatte (1846: 476,183), daß der Werth des steuerfähigen Eigenthums nicht mehr als \$50,000,000 betrug und daß die Steuerkraft der Bewohner noch sehr gering war, so erscheint die Thorheit des Unternehmens in ihrer ganzen Größe. Denn es wurde dadurch sichtbar jeder Kopf der Bevölkerung mit über 37 Dollars belastet, und wären die Pläne zur Ausführung gekommen, wahrscheinlich mit dem Doppelten und Dreifachen dieser Summe. Denn wie gewöhnlich, waren die Voranschläge viel zu gering.

Indessen würde man Unrecht thun, die Legislatur allein dafür zu tadeln. Sie gab dem Volke von Illinois, was dieses stürmisch verlangt hatte. Ihrer Erwählung war eine gewaltige Agitation zu Gunsten dieser und anderer Verbesserungen vorausgegangen. Das Landspulationsfieber stand auf der Höhe. Vier Millionen Acres Regierungsland waren im J. 1836 in Privatbesitz, meist von Speculanten, über-

gegangen, die den Staat nach allen Richtungen mit Ortschaften (auf dem Papier) übersäeten, von denen jede einzige, den Anpreisungen zufolge, ein zweites Chicago werden mußte. Die Pläne dieser Ortschaften wurden, um Käufer anzulocken, nach Chicago und nach dem Osten gesandt und dort von Agenten ausgestellt, und ihre Zahl war so groß, daß der Volksmüß behauptete, Pläne für neue Ortschaften seien das Hauptprodukt von Illinois, und nach all den Städten und Ortschaften werde bald kein Land für die Landwirthschaft übrig bleiben. Die meisten dieser Ortschaften sind nie über das Papier hinausgekommen.

Es ist selbstverständlich, daß diese Speculanten Alles daransetzten, um die Verbesserungen zu erlangen. Vornehmlich auf ihr Betreiben fanden im ganzen Staate öffentliche Versammlungen statt, die sich sämmtlich zu Gunsten des Projects aussprachen. Und sie veranlaßten auch die Berufung eines allgemeinen Convents, zu gleicher Zeit mit der Legislatur, nach der Staatshauptstadt, der nach vielen überschwenglichen Reden sich mit Begeisterung für den Plan und die Nothwendigkeit seiner sofortigen Inangriffnahme aussprach, und im Wesentlichen für den Anfang diejenigen Verbesserungen vorschlug, für welche die obenangeführten Bewilligungen gemacht wurden. Wie wenig man von den voraussichtlichen Kosten der Unternehmungen wußte, erhellt daraus, daß die Bewilligungen für die Eisenbahnen auf Grund eines Voranschlages von \$8000 die Meile gemacht waren, während sich die wirklichen Kosten auf \$20,000 oder mehr stellten. — Dieser Convent hinterließ ein zahlreiches Comité (Lobby), um die Gesetzgeber zu bearbeiten.

Und auch Gouverneur Duncan hatte in seiner Botschaft am Beginn der Legislatur seine Empfehlungen von zwei Jahren vorher wiederholt, und noch einmal in glänzenden Farben ausgemalt, eine wie großartige und dauernde Ein-

nahme der Staat erzielen könne, wenn er erst ganz mit einem auf seine Kosten gebauten Netz von Canälen und Eisenbahnen durchzogen sei, und unsere prachtvollen Prairien von tausenden von Dampfwagen belebt sein würden, die lange, mit den Erzeugnissen unseres fruchtbaren Bodens befrachtete Züge hinter sich herzögen! — Kurz, das ganze Volk von Illinois war mit der Politik einverstanden und von derselben optimistischen Kurzsichtigkeit befallen, wie seine Vertreter.

Schon am 27. Februar war die Vorlage von beiden Häusern der Gesetzgebung praktisch ohne Widerstand angenommen, und obgleich der Revisionsrath dieselbe verwarf, auf den Grund hin, daß derartige Arbeiten bei freien Einrichtungen nur dann sicher und sparsam ausgeführt werden könnten, wenn sie, mit Hülfe oder auf Ermächtigung der Regierung, von Bürgern oder unabhängigen Corporationen vorgenommen würden, sowie, daß so gewaltige öffentliche Arbeiten eine ungehörige Beeinflussung auf die Gesetzgebung ausüben würden, wurde dieselbe doch mit der verfassungsmäßigen Mehrheit angenommen, und nur zwei Mitglieder von White County — E. D. Webb und John McCown — erhoben dagegen feierlichen Protest.

Einen nicht unbedeutenden Antheil an diesem Ergebniß hatte die derselben Legislatur vorliegende Verlegung der Staatshauptstadt nach einem mehr in der Mitte des Staates gelegenen Punkte. Vandalia war im J. 1819 nur vorläufig, auf 20 Jahre, dazu bestimmt worden, und wenn auch im J. 1834 Alton bei einer Abstimmung der Legislatur die meisten Stimmen als nächste Staatshauptstadt erhalten hatte, so war dies willens, sich des Vorzugs zu begeben, falls sein Ehrgeiz, die Handelsmetropole des Staates am Mississippi zu werden, und den Handel des oberen Mississippi-thales an sich zu ziehen, durch Zuwendung von Geld-Unterstützungen durch die Banken und durch Eisenbahnen, die

dort ihren Endpunkt haben sollten, die nöthige Förderung fände. Hauptbewerber war Springfield, der Countysitz von Sangamon County, welches 1819, wie wir durch den Reisebericht von Ferdinand Ernst wissen, noch fast unbesiedelt, in kurzer Zeit zum volkreichsten County des Staates emporgewachsen war. Seine Ansprüche ruhten hauptsächlich auf seiner centralen Lage und wurden von einigen der nordwestlichen und mittleren Counties unterstützt. Daß es den Preis davontrug, verdankte es aber hauptsächlich seiner intelligenten Vertretung. Diese, aus zwei Senatoren und sieben Abgeordneten bestehend, unter welcher letzteren sich auch Abraham Lincoln befand, und die, da keiner derselben unter sechs Fuß maß, mit dem Titel „Die langen Neun“ beehrt wurden, mußten die Agitation für die Inneren Verbesserungen zu Gunsten ihrer Sache auszubenten, indem sie als Gegenleistung für deren Stimmen für Springfield den Befürwortern der einzelnen Projekte nicht nur ihre eigene Unterstützung versprachen, sondern auch zwischen denselben eine gegenseitige Versicherungspartei zu Stande brachten. Zu den eifrigen Befürwortern Springfield's gehörte auch Franz Krenz.

Mit der Ausführung der Verbesserungen wurden zwei Commissionen betraut: die *Fonds- oder Finanz-Commission*, deren drei Mitglieder praktische und erfahrene Finanzmänner sein, und alle von der Legislatur ermächtigten Anleihen contrahiren und die dafür eingegangenen Gelder verwalten sollten, und die alle zwei Jahre von der Legislatur zu erwählende und aus sieben Mitgliedern (je einem von jedem Gerichtsbezirk) bestehende *Commission für öffentliche Arbeiten*, welcher die praktische Ausführung der geplanten Arbeiten — die Vermessung, die Lage, der Bau etc. — oblag. Letzterer wurde aufgetragen, die Northern Groß-Bahn von Jacksonville nach

Springfield sofort zu bauen; betreffs aller Straßen und Bahnen wurde angeordnet, daß die Arbeit zugleich an beiden Endpunkten, sowie an wichtigen Handelsplätzen und an schiffbaren Flüssen beginnen, und von dort nach beiden Seiten hin fortgeführt werden solle, — eine Bestimmung, die offenbar den Zweck hatte, die Eifersucht Derer zu beschwichtigen, die fürchteten, irgend ein Theil des Staates möchte aus den Verbesserungen früher einen Vortheil ziehen, als der ihre, die aber sicher in hohem Grade unpraktisch war.

Auch auf des Gouverneurs Duncan Anregung hin, der wohl einsah, daß ohne Concentrirung der Geldmittel des Staates sich diese Verbesserungen nicht würden durchführen lassen, war im J. 1835 von der Legislatur ein neuer Freibrief für eine Staatsbank mit einem Kapital von \$1,500,000, das auf \$2,500,000 erhöht werden durfte, erlassen, und der Charter der alten Bank von Illinois in Shawneetown, die zwölf Jahre vorher fallirt hatte, erneuert worden. Allerdings waren diese beiden letzten Maßregeln auf heftigen Widerstand gestoßen, und im Hause gingen sie nur mit einer Stimme Mehrheit durch, und die war nur dadurch erlangt worden, daß man ihren Besizer (den späteren Vice-Gouverneur John Dougherty) zum Staatsanwalt zu wählen versprach, was auch am Tage nachher geschah. Und im Senat mußte einer der bittersten Gegner von Banken dadurch beschwichtigt werden, daß ein Gesetz zur Auferlegung einer Landstraßensteuer im sogenannten Militärbezirk angenommen wurde.

[Der Militärbezirk — im westlichen Theil des Staates zwischen dem Illinois und dem Mississippi gelegen — hatte seine Bezeichnung davon, daß dort das Land, auf Grund von Landanweisungen an Soldaten, meist von Nicht-Ansässigen besetzt war. Diese Ländereien waren den wirklichen Ansiedlern ein besonderer Dorn im Auge, weil dieselben der

Verfassung zufolge nur zu den Staatssteuern, nicht aber zu den Countysteuern beitrugen, während ihr Werth sich durch jede lokale Verbesserung steigerte. Der Wunsch, sie zur Weisteuer zu den Kosten der Straßenbauten heranzuziehen, war deshalb verständlich. Uebrigens wurden dieselben ungesetzlicher Weise dadurch gebrandschägt, daß man den darauf befindlichen Holzbestand plünderte, ohne daß Staatsanwalt, Richter und Geschworene hätten gefunden werden können, die dagegen eingeschritten wären und es verdammt und gestraft hätten.]

Nach den Bestimmungen des Freibriefs sollten von dem Kapital der Bank 1000 Aktien oder \$100,000 dem Staat vorbehalten werden, die er erst nach und nach auf Grund von jeweiligen Bewilligungen der Legislatur einzuzahlen brauchte. Die Banken durften Gelder zur Aufbewahrung annehmen und mit Baargeld und Handelspapieren Geschäfte treiben, nicht aber mit Grundeigenthum oder Mobilien, außer wenn diese durch gerichtliches Urtheil in ihren Besitz übergegangen waren. Nur während der ersten fünf Jahre sollten sie berechtigt sein, bis zum Betrage von einer Million Dollars Geld auf Hypotheken auszuleihen — ein den Farmern hingeworfenes Stückchen Speck. Ehe \$600,000 einbezahlt waren, durften die Banken nicht eröffnet werden. Die Banknotenausgabe wurde auf das Zweieinhalbfache des eingezahlten Kapitals beschränkt, und wenn die Bank ihre Noten nicht in Zeit von zehn Tagen nach deren Präentirung mit Baargeld einlöste, sollte sie geschlossen werden.

Anfangs schien die Sache sehr gut gehen zu wollen. Das Aktien-Kapital wurde bedeutend überzeichnet, und die Aktien stiegen auf 13 Prozent über pari. Allerdings nicht ohne Nachhülfe. Der Freibrief sah vor, daß die Subscription im Staate zwanzig Tage früher als anderswo eröffnet werden sollte, und enthielt ferner eine Bestimmung, wonach bei den

Direktorenwahlen einzelne Personen nicht mehr als eine bestimmte Anzahl Aktien stimmen durften. Nun hatte aber gleich nach Erlaß des Freibriefs und wohl auf Grund vorheriger Abmachung sich ein Consortium gebildet, bestehend aus Thomas Mather in Kaskaskia, John Tillson in Hillsboro, Samuel Wiggins in Cincinnati, Richter L. W. Smith, Mitglied des Illinoiser Obergerichts, und aus der Firma Godfrey, Gilman & Co. in Alton, und hatte im Osten große Summen geborgt, um sie in der Bank anzulegen. Um nun im Stande zu sein, sich auch zu Direktoren zu wählen und bei der Veranlagung der Gelder mitzusprechen, ergriff das Consortium das Mittel, überall im Staate Agenten anzustellen, und sich von Allen, die dazu überredet werden konnten, eine Vollmacht geben zu lassen, für sie nicht nur Aktien einzufaufen, sondern dieselben auch nach Gutdünken zu verwalten. Auf diese Weise wurden tausende von Vollmachten von Leuten erlangt, die nie einen Cent eingezahlt hatten, und nie eine Aktie besaßen, in deren Namen aber das Consortium seine eigenen Aktien stimmte. Und so erwählte es ein mit ihm im Einverständniß stehendes Direktorium, und brachte zugleich eine künstliche Nachfrage nach Aktien zu Wege, die den Preis in die Höhe trieb.

Gleich von vornherein wagte sich die neue Bank an zu große Geschäfte und die Ausführung utopischer Ideen heran. Eine der letzteren war, den Handel des oberen Mississippi-thales, der bis dahin noch fast ausschließlich von St. Louis beherrscht wurde, nach Alton abzulenken, das eben damals (1834) zur Nachfolgerin von Vandalia als Staatshauptstadt bestimmt worden war. Zur Erreichung dieses Zweckes wurden mehrere Altoner Firmen mit im Verhältniß zum Kapital der Bank geradezu ungeheuerlichen Mitteln unterstützt. Die zum Consortium gehörige Firma Godfrey, Gilman & Co. allein erhielt \$800,000, um ihr die Controlle über die

Erträge der Bleigruben in Galena zu verschaffen, und Alton zum Bleimarkt des Landes zu machen. Zwei andere Altoner Firmen (Stone, Manning & Co. und Sloo & Co.) erhielten Darlehen bis zu \$200,000, um das Produkten-Geschäft nach Alton zu ziehen. Aber keiner dieser Zwecke wurde erreicht, und namentlich das erstgenannte Unternehmen endete mit völligem Fehlschlag. Der Versuch, das Erzeugniß der Galenaer Bleigruben zu monopolisiren, führte zu heftiger Concurrenz, welche den Preis des Bleies um 50 bis 75 Prozent in die Höhe trieb; ein Versuch, die sämtlichen Gruben nach Art des modernen „Trust“ durch Ankauf unter einen Hut zu bringen, auf den mehrere hunderttausend Dollars verwendet wurden, mißlang; ebenso der Versuch, durch Aufspeichern des Bleies eine Preissteigerung auf dem Weltmarkt hervorzurufen. Der angesammelte Vorrath mußte schließlich mit ungeheurem Verluste losgeschlagen werden. Man nimmt an, daß die Bank durch diese Altonaer Geschäfte \$1,000,000 verloren hat.

Aber dieser Stand der Dinge war nicht allgemein bekannt, und einige Jahre hindurch erfreute sich die Bank des allgemeinen Vertrauens. Auch Gouverneur Duncan muß daselbe getheilt haben, denn er empfahl der im December 1835 zu außerordentlicher Sitzung einberufenen Legislatur, für den Staat die Million Dollars zu unterschreiben, um welche das Bank-Kapital dem Freibrief zufolge erhöht werden durfte, und rechnete ihr vor, daß diese Aktien sehr bald ein Agio von 30 Prozent bringen würden. Die Legislatur war indessen so vorsichtig, nur die \$100,000 zu bewilligen, die von vornherein für den Staat reservirt worden waren; ertheilte der Bank aber weitere Vergünstigungen, indem sie die Frist für die Einlösung der Banknoten von zehn auf sechszig Tage erhöhte, und zu den früher bewilligten sechs die Errichtung dreier weiterer Filialen gestattete. Doch mußte die

Bank sich dafür verpflichten, die Abzahlung der Anleihe von \$100,000 zu übernehmen, durch welche der Bankerott der früheren Staatsbank gedeckt worden war.

Die nächste Legislatur (1837) ging aber weiter. Sie ordnete die Erhöhung des Kapitals der Staatsbank um \$2,000,000, und des der Bank von Illinois in Shawneetown um \$1,400,000 an, wovon der Staat selbst \$3,000,000 unterzeichnen sollte. Zugleich wurde angeordnet, daß alle durch Steuern eingehenden oder für die öffentlichen Verbesserungen geborgten Gelder in diesen Banken hinterlegt werden sollten.

Man rechnete damals eben mit voller Sicherheit darauf, daß die Bank-Dividenden nicht nur vollaus genügen würden, die Zinsen auf die für den Ankauf der Bankantheile auszugebenden Staatsschuldsscheine zu decken, sondern dem Staat noch eine bedeutende Einnahme darüber hinaus geben würden, und daß deshalb die auszugebenden Schuldsscheine, da ihre Verzinzung absolut sicher sei, ein Agio — man hoffte auf 10 Prozent — erzielen würden. Aber als die Schuldsscheine (Bonds) auf den Markt kamen, fanden sie nicht einmal zu Pari Abnehmer, und die Banken sahen sich gezwungen, um der sonstigen damit in Verbindung stehenden Vergünstigungen willen, \$2,665,000 der Bonds selbst zum Nennwerthe zu übernehmen. Der Bank in Shawneetown gelang es allerdings, ihren Antheil im Betrage von \$900,000 an Privatleute abzugeben. Der Rest blieb in den Gewölben der Staatsbank.

Nur wenige Monate nach dieser großen Kapitals-Vermehrung kam der allgemeine Finanzkrach von 1837.

[Der Krach oder die Krisis von 1837 folgte mehreren Jahren außerordentlicher wirtschaftlicher Blüthe. Die Nationalschuld war gänzlich abgetragen, und der Congreß hatte vierzig Millionen Dollars, die sich im Bundeschatz angesam-

melt hatten, unter die Staaten vertheilt. In Folge der dadurch vermehrten Umlaufsmittel hatte sich im ganzen Lande ein Speculationsfieber entwickelt; eine Menge neuer Banken wurden gegründet — ihre Zahl stieg bis auf nahezu 700 —; sie alle gaben in schwerer Menge Papiergeld aus, und Jedermann erhielt und nahm fast unbeschränkten Credit.

Dieses Treiben hätte sowie so keinen langen Bestand haben können, das Ende aber wurde durch das sogenannte „Specie-Circular“ des Präsidenten Jackson beschleunigt, wodurch die Landagenten angewiesen wurden, für das von der Regierung verkaufte Land nur Metallgeld und keine Banknoten anzunehmen. Selbstverständlich wurde dadurch das Vertrauen in die Sicherheit des Bankpapiergeldes erschüttert, und die Nachfrage nach Metallgeld erhöht, und dieser Nachfrage konnten die Banken nur kurze Zeit begegnen. Sie mußten die Zahlung von Metallgeld verweigern, und die Folge war allgemeiner Ruin. Im März und April 1837 betrugen die Fallissements nur in New York und New Orleans 150 Millionen Dollars.]

Auch die Illinoiser Banken konnten, obwohl sie noch solvent waren, dem Sturm um so weniger widerstehen, als die Ansprüche an ihren Vorrath von Metallgeld in Folge des massenhaften Ankaufs von Regierungsland (im J. 1836 waren, wie schon angeführt, in Illinois für \$5,000,000 Regierungsland verkauft worden) besonders stark gewesen waren. Wäre den Landagenten gestattet gewesen, ihre Einnahmen wieder in den Banken zu hinterlegen, so hätten diese möglicher Weise durchkommen können. Wie es war, hatten sie schon vor Ausbruch der Panik Schwierigkeit, Metallgeld zu schaffen, und ihr Papiergeld war in Folge dessen bereits unter den Nennwerth gefallen. Auch sie mußten im Monat Mai die Einlösung desselben verweigern, und hätten deshalb dem Gesetz gemäß im Juli ihre Thüren schließen und

zur Abwicklung schreiten müssen. Doch hatte der Staat, dessen sämtliche Finanzgeschäfte sie besorgten, der auf ihre Hülfe bei Ausführung der Inneren Verbesserungen rechnete, und der gewissermaßen ihr Geschäftstheilhaber war, die wichtigsten Gründe, dem vorzubeugen, und die im Juli zu außerordentlicher Sitzung einberufene Legislatur erließ am 10. Juli ein Gesetz, durch welches den Banken eine vorläufig unbestimmte Frist zur Einlösung ihres Papiergeldes gewährt wurde.

Es ist zu verwundern, daß bei einem solchen Stande der Dinge die Ausführung der Inneren Verbesserungen nicht sofort bis auf bessere Zeiten verschoben wurde. Aber, so befremdlich es angesichts der Finanzkrise erscheinen mag, es war den Fonds-Commissären im Juli 1837 gelungen, in New York Abnahme für 4800 Eintausend-Dollar-Bonds zu finden, sogar noch mit einem Agio von 2 bis 5 Prozent, — ein Beweis, daß damals der Credit von Illinois noch sehr gut war. Da der Erlös der Bonds natürlich zunächst in die Banken floß, gelang es diesen, sich vorläufig über Wasser zu halten, und da die Arbeiten überall in Angriff genommen wurden, kam Geld unter die Leute, so daß die schlechten Zeiten für den Augenblick in Illinois nicht so schwer empfunden wurden, als anderswo. — Im Ganzen wurden im J. 1838 für \$5,668,000 Bonds verkauft, und \$4,648,300 verausgabte.

Das muß auch als der Grund angesehen werden, weshalb auch noch bei der Gouverneurswahl von 1838 der demokratische Candidat Thomas Carlin nicht wagte, offen gegen das System aufzutreten. Ja, obwohl Gouverneur Duncan in seiner Abschiedsbotenschaft bekannte, daß dasselbe ein großer Fehler gewesen sei, und, wie sich bereits herausgestellt habe, den Staat in sehr schwere Ungelegenheiten bringen müsse, erklärte Carlin in seiner Antrittsbotenschaft, er sei im Prinzip

mit dem System völlig einverstanden. Zwar würde er empfohlen haben, es in weniger umfangreicher Weise vorzunehmen und die wichtigsten Arbeiten zuerst zu vollenden. Aber nachdem bereits zwei Millionen Dollars ausgegeben seien, könne keine Meinungsverschiedenheit darüber herrschen, daß die Arbeiten in der begonnenen Weise fortgesetzt und vollendet werden müßten.

Die Folge war, daß die Legislatur nicht nur die früheren Anordnungen oder einen Theil davon nicht widerrief, sondern noch neue Verbesserungen für nahezu eine Million anordnete, darunter die Fortführung der Schiffbarmachung des Illinois-Flusses bis Ottawa, die im Lichte neuerer Erfahrungen allein mehrere Millionen in Anspruch genommen haben würde. Und der Gouverneur wurde ermächtigt, weitere vier Millionen Dollars für den Illinois-Michigan-Canal zu borgen.

Diese letztere Anleihe hatte ein sehr bedauerliches Schicksal. Eine Million davon wurde in New York zu ungefähr 80 Prozent verkauft, eine halbe in London zwar zu 91 Prozent, aber die Makler fallirten, ehe sie das Geld dafür abgeliefert hatten, und der Staat erhielt nur etwa 8 Prozent.

Ende des Jahres 1839 war auch dem Blödesten erkennbar, daß auf dem betretenen Wege nicht fortgefahren werden könne, und zu den Besehrten gehörte auch Gouverneur Carlin. Er berief im December 1839 die Legislatur zu außerordentlicher Sitzung, und rechnete ihr vor, daß die Staatsschuld bereits \$14,000,000 betrage, und bald \$22,000,000 betragen würde, und daß deren Verzinsung allein mehr als sechsmal so viel in Anspruch nehmen würde, als die Staats-Einnahmen betrügen, die kaum \$200,000 ausmachten.

Die Legislatur befand sich in einer fatalen Lage. Sie bestand im Wesentlichen aus denselben Mitgliedern, die im J. 1835 die ursprüngliche Maßnahme erlassen, und auch noch

kaum ein Jahr vorher die Ausgabe von einer weiteren Million oder mehr angeordnet hatten. Hätte einfacher Wider-
ruf genügt, die ganze Sache aus der Welt zu schaffen, so
wäre es nicht so schlimm gewesen. Aber es blieben die be-
reits verausgabten Millionen, für die nichts wie angefangene
Arbeiten aufzuweisen waren. — Dennoch, man mußte in den
sauren Apfel beißen, und erließ im Februar die nöthigen Ge-
setze zur Einstellung der Arbeiten und Bezahlung der Con-
tractoren und der in Europa bestellten Eisenbahnschienen.
Nur die Arbeiten am Canal wurden nicht eingestellt.

Alles, was für die contrahirte Schuld aufgewiesen werden
konnte, war neben zahlreichen Vermessungen und angefangenen
Erdarbeiten, die sich in der Folge nicht als nutzbar er-
wiesen, eine acht Meilen lange Theilstrecke der nördlichen
Querbahn, die von Meredosia aus im J. 1838 nach Spring-
field zu gebaut war, und auf der am 8. November 1838 die
erste Lokomotive in Illinois fuhr. Der Staat mußte eine
weitere Million Dollars ausgeben, um sie bis Springfield
zu vollenden, und sie 1847 für \$100,000 in Staats-Bonds,
die den Erwerbern nur \$21,000 gekostet hatten, verkaufen,
da ihre Einnahmen nicht hinreichten, sie in Reparatur zu hal-
ten. — Erst zwölf Jahre später — 1850 — wurde die zweite
Eisenbahn in Illinois, die Chicago-Galena-Bahn, zwischen
Chicago und Elgin eröffnet.

Wittlerweise hatten die Banken sich zwar immer noch auf-
recht erhalten, aber da die Staatsschuldsscheine, aus denen ein
großer Theil ihrer Aktien bestand, seit 1841 keine Zinsen
zahlten und im Markt nur \$14 anstatt \$100 werth waren;
da sie ferner gezwungen waren, die Anweisungen des Staats-
Auditors zu 50 Cents anzunehmen, obwohl diese viel weni-
ger werth waren, weil die Staats-Einnahmen bei weitem
nicht hinreichten, die Staats-Ausgaben zu decken, und die Le-
gislatur nicht wagte, die Steuern zu erhöhen; da sie für die



„Die Vergangenheit ist die Mutter der Gegenwart.
Wir säen für unsere Nachkommen.“

Der Krieg der Flachköpfe und Regulatoren im südlichen Illinois. 1831—1850.

Hochinteressante und lehrreiche Begebenheiten aus der Jugendgeschichte unseres Staates sind in einem vor der Historischen Gesellschaft des Staates Illinois gehaltenen und in „Publication No. 11“ derselben veröffentlichten Vortrage durch den Staatssekretär, Hrn. James M. Rose, der Vergessenheit entrissen worden.

Der Schauplatz dieser Begebenheiten war die südöstliche Ecke unseres Staates, — genauer noch der Theil der heutigen Counties Hardin, Pope und Massac, der zwischen dem Ohio und einer von Cave in Rock nach der Mündung des Cache-Flusses gezogenen Linie liegt.

Dieser herrliche, hügelige Landstrich, in dessen prachtvollen Laubwäldern es von Wild, und in dessen Flüssen es von Fischen wimmelte, hatte schon früh Auswanderer aus Virginia, Nord- und Süd-Carolina, Georgia, Alabama, Kentucky und Tennessee herbeigezogen, — meist arme und bedürf-

nißlose Leute, die hier, wo das ganze Jahr hindurch das Vieh auf den saftigen Wiesen fette Weide, und die Schweine durch Eichen und Nüsse in den Wäldern reichliche Mast fanden, und wo ein einziger mit Mais bepflanzt Acre genug Brotkorn für eine Familie lieferte, ihre weitgehendsten Ansprüche an das Leben, die darin gipfelten, es mit so wenig Arbeit als möglich zu fristen, mehr als befriedigt sahen.

Der Mehrzahl nach waren die Bewohner brave und rechtschaffene Leute, aber es wäre ein Wunder gewesen, hätten sich darunter nicht Leute befunden, die den Boden der alten Staaten scheuen mußten.

Der Anfang dieser Begebenheiten fällt in das Jahr 1831, wo ein Mann, Namens Sturdevant, im oberen Theile des jetzigen Hardin County, das damals noch zu Pope County gehörte, ein Blockhaus baute, es mit einer Stockade umgab, und es mit einer Anzahl von Leuten bezog, die in seinem Solde

standen, und, wie er selbst, brave und rechtschaffene Leute zu sein schienen. Sturdevant selbst war ein Mann von guten Umgangsformen, und schien recht wohlhabend zu sein, — wenigstens zeichnete er sich durch große Wohlthätigkeit aus. Was er trieb, wußte Niemand; auch bekümmerte sich wohl Niemand darum, bis sich herausstellte, daß sein Haus eine Falschgeldwerkstätte war. Sturdevant stellte falsche Banknoten her, die von seinen Leuten in den benachbarten Staaten und den entlegeneren Gegenden von Illinois untergebracht wurden, und wofür er \$16 für \$100 erhielt. Man fand dieses aber erst aus, nachdem er, durch längeren Erfolg sicher gemacht, das falsche Geld auch in der näheren Umgebung in Umlauf bringen ließ. Mehrere seiner Spießgesellen wurden deswegen wiederholt verhaftet, aber es wollte nie gelingen, deren Verurtheilung herbeizuführen, denn jedesmal fand sich Jemand an der Jury, der für ihre Unschuld eintrat und eine Nichteinigung zu Stande brachte.

Nachdem dies eine Weile gewährt hatte, riß den Andern die Geduld. Es bildete sich ein Ausschuß angesehenen Männer, darunter von deutschen Nachkommen Major John Raum, der Vater von Gen. Green W. Raum, und zog mit großem Gefolge und wohlbewaffnet vor Sturdevant's Festung; man wurde aber, nachdem man das Thor der Stockade eingeschlagen hatte, von weiterem Vorgehen durch eine auf der Haustreppe aufgepflanzte Kanone abgeehrt.

In der folgenden Nacht gelang es Sturdevant und seiner Bande zu entkommen, und man hat von ihm nichts wieder gehört. Daß er mit den nachfolgenden Begebenheiten in ursächlichem Zusammenhang stand, läßt sich zwar vermuthen, ist aber nicht festgestellt worden.

Nicht lange nämlich nachher kamen in der Gegend häufig Pferdediebstähle vor, und niemals gelang es, die Diebe zu ergreifen. Die Pferde fanden sich gewöhnlich im Besitz

von Leuten vor, welche auf dem Wege nach Missouri oder Iowa waren, und die dieselben unterwegs gekauft haben wollten. Aber sie konnten weder den Namen des Verkäufers angeben, noch von dessen Persönlichkeit eine genügende Beschreibung machen. Zu gleicher Zeit begann wieder, namentlich an der von Golconda westlich führenden Heerstraße, von Neuem falsches Papier- und Silbergeld sein Erscheinen zu machen, und die Leute, die es verausgabten, behaupteten, es von durchziehenden Auswanderern für denselben verkaufte Lebensmittel eingenommen zu haben. Die Sache nahm aber einen solchen Umfang an, daß es klar wurde, einige dieser Leute müßten mit einer Fälscherbande in Verbindung stehen. Einen dahingehenden Verdacht auszusprechen war indessen gefährlich, denn wer es gethan hatte, büßte dafür damit, daß ihm Haus oder Scheune angestekt wurde, ja Morde und Mordanschläge waren die häufige Folge. Und wieder machte sich dieselbe Erscheinung wie früher geltend: Wenn Jemand auf die Anklage, sei es der Vertreibung falschen Geldes oder der Brandstiftung halber verhaftet wurde, immer gelang es ihm, selbst schon durch Hilfe dieses oder jenes Beamten, so doch sicher durch Freunde unter den Geschworenen freizukommen. Und so fuhr die Gegend jahrelang fort, durch Pferdediebstähle, Brandstiftungen und falsches Geld heimgesucht zu werden.

Daß ob ihrer Ohnmacht diesen Vorkommnissen gegenüber sich der Bevölkerung große Erregung und Erbitterung bemächtigte, ist verständlich. Doch bedurfte es eines neuen Anstoßes, um die verstopfte Gluth zur Flamme zu schüren.

In den dreißiger Jahren waren auch südliche Plantagenbesitzer nach jener Gegend gezogen, und manche von ihnen hatten ihre Sklaven mitgebracht, dieselben in Freiheit gesetzt, oft ihnen auch Farmen gekauft. Mehrfach wurden diese Neger, namentlich

auch deren Kinder geraubt und im Süden als Sklaven verkauft. In einem dieser Fälle vereinigten sich eine Anzahl Leute, swürten mit nicht geringem Aufwand von Zeit und Mitteln dem Verbleib der geraubten Negerkinder nach, und ermittelten, daß sie auf dem öffentlichen Sklavenmarkt in St. Louis von einem Manne Namens Vaughn, einem früheren geachteten Bewohner von Pope County, gekauft und von ihm wieder an einen Pflanzer im Süden verkauft worden waren. Allgemein war die Ueberzeugung, daß er nicht nur gewußt habe, daß diese Kinder gestohlen waren, sondern auch, daß er sowohl diesen Raub, wie mehrere andere gleicher Natur geplant und veranlaßt habe. Vor die Grand-Jury gebracht, weigerte er sich anfangs, eine Aussage zu machen, gab aber endlich zu, die Kinder seien ihm von vier Leuten aus Pope und zwei aus Massac County überliefert worden. (Deutsche oder deutsche Nachkommen waren nicht darunter.) Da sein Zugeständniß dem Bekenntniß gleichkam, daß er gewußt habe, daß die Kinder geraubt waren, wurde er mit den von ihm genannten Personen unter Anklage gestellt. Aber wenige Tage nachher starb er plötzlich, nach einem ihm von einem seiner Mitangeklagten gereichten Schluß Whiskey, am Schlagfluß. Und da die Anklage auf seiner Aussage beruhte, mußten seine Mitangeklagten freigelassen werden.

Kurze Zeit nach Vaughns Tode ließ sich ein Mann, Namens Sides (Zeit?) nordwestlich von Golconda nieder, gab seine Sklaven frei und bearbeitete mit ihnen auf gemeinschaftliche Rechnung die Farm. Wieder einige Zeit später kam aus Tennessee ein Hr. Dabbs mit Sklaven, die er nicht nur freigab, sondern sie auch mit Mitteln zum vorläufigen Unterhalt versah. Er selbst kehrte dann nach Tennessee zurück, um seine dortigen Liegenschaften zu Gelde zu machen, starb aber gleich darauf, und hatte, wie sich herausstellte, in seinem Testamente sein gan-

zes Vermögen seinen früheren Sklaven vermacht, und Hr. Sides zu seinem Vollstrecker ernannt. Das vorgefundene Paarvermögen, im Betrage von \$2000, wurde Hr. Sides in zwei Kisten, die jede in Halbdollarstücken \$1000 enthielten, nach Golconda geschickt. Da es aber dort keine Kauf gab, nahm er es nach Hause und verbarq es dort unter Baumwollsäcken auf dem Boden. Bald darauf, im Juli 1836, wurden Sides und seine Frau in ihrem Hause überfallen, niedergeschlagen, gefnebelt und bewußtlos liegen gelassen, und die Räuber stekten, nachdem sie sich des Geldes bemächtigt hatten, um ihre Schandthat zu verdecken, das Gebäude in Brand. Das Paar wäre elendiglich ungerkommen, hätte ein plötzlich ausbrechender Regen nicht das Feuer gelöscht, und ein zufällig vorbeifahrender Arzt durch den Rauch aufmerksam gemacht, die schon fast Erstickten von ihren Banden befreit und zum Leben gebracht.

Dies Verbrechen führte zur Bildung der Regulatoren. Deren Vorsatz war nicht etwa, die Bestrafung der Schuldigen selbst in die Hand zu nehmen und Volksjustiz zu üben, sondern darauf zu sehen, daß die Behörden und die Gerichte ihre Pflicht erfüllten. Hunderte traten dem Verbande bei, an dessen Spitze ein geheimer Rath stand, bestehend aus Dr. Wm. Sim, ein angesehenen Arzt und später mehrfach Mitglied der Gesetzgebung, Wesley Sloan, als Mitglied der Gesetzgebung Urheber des ersten Freischulgesetzes in Illinois und in der Folge achtzehn Jahre lang Circuitrichter, der Sheriff Wm. Finney, Major John Raum u. A. Dieser Rath ordnete die Verhaftung von acht oder neun Personen an, die nach dem Geständniß eines 19jährigen Burschen mit ihm an der Schandthat theilhaftig gewesen waren, und wies den Sheriff an, keine Bürgschaft von ihnen anzunehmen und sie soweit als möglich von einander getrennt zu halten. Er sorgte auch dafür,

daß das Gefängniß beständig bewacht wurde, sowie daß stets Bedeckung vorhanden war, wenn die Gefangenen zum Verhör geführt wurden, um ihre Befreiung durch ihre Verbiindeten zu verhindern. Auch nachdem den Angeklagten die Verlegung ihres Prozeßes nach Johnson County bewilligt war, verhinderten die Regulatoren ihre Ueberführung nach dem dortigen Gefängniß bis zur Zeit der Verhandlung. Ein Anschlag ihrer Freunde, die Flatheads genannt wurden, die Stadt in Brand zu stecken, um in der Verwirrung die Gefangenen zu befreien, wurde durch Spione, welche die Regulatoren im Lager der Flatheads unterhielten, verrathen, und führte dazu, daß verschiedene weitere Personen verhaftet wurden, und andere den dringlichen Rath erhielten, die Gegend zu verlassen. Einer der County-Commissäre, der einige vom Geheimrath angeordnete Maßregeln als zu scharf kritisiert hatte, wurde gezwungen, sein Amt niederzulegen.

In der Hoffnung, durch Herausgabe des Raubes eine Einstellung der Verfolgung zu erlangen, und in der weiteren, bei der Gelegenheit von seinen Freunden befreit zu werden, erbot sich der als solcher von dem geständigen Spießgesellen bezeichnete Anführer der Bande den Versteck des Geldes zu zeigen. Aber obwohl er dem Versprechen nachkam, und die Beamten nach dem Versteck in einem der benachbarten Siimpfe führte, erreichte er seinen Zweck nicht. Denn die Regulatoren waren in zu großer Stärke mit von der Partie gewesen, als daß ein Befreiungsversuch irgend welche Aussicht auf Erfolg hätte haben können, und er hatte nun selbst den schlagenden Beweis seiner Schuld geliefert. Als endlich der Prozeß in Johnson County zur Verhandlung angesetzt war, geleiteten einhundert berittene Regulatoren die Gefangenen nach Vienna, und blieben bis zur Beendigung der Verhandlungen, die zur Verurtheilung von sechs der Angeklagten zu Zuchthausstrafe führte.

Hatte in diesem Falle die Organisation der gesetziiebenden Bürger zur gerechten Bestrafung schwerer Verbrecher geführt und sich als nützlich erwiesen, so lassen spätere Vorkommnisse darauf schließen, daß die Regulatoren, die ihre Organisation beibehielten, die durch diesen Erfolg gewonnene Macht schwer mißbrauchten, daß sie einen gesellschaftlichen und politischen Ostracismus zu üben begannen, und Alle, die sich nicht vor ihnen beugten und sich nicht ihrer geheimen Organisation anschließen wollten, als Feinde guter Ordnung und minderwerthige Bürger zu behandeln sich anmaßten.

Da es kam so weit, daß wer immer in den noch so ungerechtfertigten Verdacht gerieth, einer der Flatheads zu sein oder es mit ihnen zu halten, gewärtigen mußte, nächstlicher Weise aus seinem Hause geholt und grausam durchgepeitscht und mißhandelt zu werden — ein, wie es scheint, nahezu tägliches Vorkommniß. Mit anderen Worten, die Regulatoren, in deren Organisation sich — die sichere Folge ihrer Machtstellung — viele unsaubere und selbstsüchtige Elemente eingeschlichen hatten, ließen sich zu Zwecken der Privatrache mißbrauchen, und Niemand fühlte sich mehr sicher.

Solche Zustände machten den Wunsch nach einer Aenderung begreiflich. Im Jahre 1843 beschloß, hauptsächlich auf Andrängen der Flatheads, die Legislatur die Bildung eines neuen County aus Theilen der Counties Johnson und Pope, das den Namen Massac erhielt. Beide Parteien rüsteten sich sofort, in diesem neuen County die Oberhand zu gewinnen. Die Regulatoren errichteten wieder ihre Compagnien mit Offizieren und einen geheimen Rath, und die Flatheads organisirten sich gleichfalls. Bei der ersten Wahl von County-Beamten war das Ergebniß getheilt: die Gegner der Regulatoren erwählten den Sheriff, den County-Clerk und den Vertreter in der Gesetzgebung, die Regulatoren die übrigen Beamten. Um die Macht aus-

schließlich zu gewinnen, wurden eben vor der Wahl von 1846 angeblich 150 Familien von den Regulatoren benachrichtigt, sie müßten entweder sofort das County verlassen, oder die Folgen tragen. Auch wurde von ihnen gegen den 1843 erwählten Sheriff Read, der sich um Wiedererwählung bewarb, die Anklage der Falschmünzerei erhoben. Er wurde trotzdem wiedererwählt, aber so groß war der von den Regulatoren verbreitete Schrecken, daß er sich vor ihren Drohungen gleich nach der Wahl nach der Staatshauptstadt flüchtete.

Als in Folge hiervon der Circuit-Richter Scates von Massac-County das gesetzwidrige Verfahren der Regulatoren gezeißelt und die Grand-Jury angewiesen hatte, eine Untersuchung einzuleiten und die Schuldigen vor Gericht zu stellen, und diese auch zahlreiche Anklagen erhoben hatte, sammelten sich sofort Regulatoren aus Pope- und aus Johnson County, und selbst aus Kentucky, in großer Zahl, und drohten den Richter zu lynchen, falls er sich unterstehe, noch einmal in Massac County zu Gericht zu sitzen, und befahlen den Mitgliedern der Grand-Jury und den vor denselben erschienenen Zeugen bei Strafe von Leben und Eigenthum das County sofort zu verlassen. Der Richter war feige genug sein Amt niederzulegen, und die wohlmeinenden Bürger unter den Gegnern der Regulatoren waren gleichfalls so feige, daß sie sich weigerten, dem Aufruf des mittlerweile zurückgekehrten Sheriffs zum Schutz des Gefängnisses Folge zu leisten. Aber sechzig bis siebenzig Leute, die, soweit damit Gesetzesübertreter bezeichnet werden sollten, den Titel „Flatheads“ mit Recht verdienten, stellten sich freiwillig—zum Schutz des Gesetzes! Auch sie aber mußten der überlegenen Zahl der Regulatoren weichen, und übergaben die Gefangenen unter Zusicherung freien Abzugs für sich selbst. Dieser Vertrag wurde aber von den Regulatoren gebrochen, — sie ertränkten eine ganze Anzahl ihrer Feinde

im Ohio. Der Sheriff und seine Freunde mußten das County verlassen. Gouverneur Ford, der um Hilfe angerufen wurde, und gerade damals mit den Mormonen-Wirren in Anspruch genommen war, und dessen Amtstermin nur noch wenige Wochen dauerte, weigerte sich mit bewaffneter Hand einzuschreiten, sandte aber einen Vertrauensmann nach Johnson County, mit der Vollmacht, die Milizen von Massac County und Umgebung zum Schutz des Sheriffs und der Gerichte einzuberufen, falls er es für nöthig erachte.

Dieser, ein Dr. W. J. Gibbs, ernannte die Friedensrichter von fünf der benachbarten Counties zu einer Commission, welche die ganze Angelegenheit untersuchen sollte. Die Regulatoren weigerten sich aber, vor denselben zu erscheinen und ihr Vorgehen zu rechtfertigen. Dr. Gibbs entschied darauf hin, daß es augenscheinlich keine Verbrecher in Massac County gebe, und daß die „Flatheads“ zum Schutz der öffentlichen Gewalt berechtigt seien, und rief die Milizen von Union und anderen Counties ein. Aber diese verweigerten einfach den Gehorsam, — sie wollten nicht gegen Spitzbuben kämpfen — kurz, er mußte unverrichteter Sache abziehen, und ließ die Regulatoren in unbeschränktem Besitz der Gewalt. Diese ergriffen sofort mehrere mißliebige Personen, stellten sie vor ein von ihnen ernanntes Comité, und verurtheilten sie, mit wenigen Ausnahmen, mit der Peitsche gezüchtigt, und getheert und gefedert zu werden. Verdächtigungen und Anklagen gegen bis dahin gänzlich unbescholtene Personen, namentlich auch wegen Verbreitens falschen Geldes, nahmen zu, und die Erbitterung stieg fortwährend.

Ein Beispiel genüge, um den Stand der Dinge zu kennzeichnen. Die Regulatoren versuchten einen alten Mann, Namens Mathis, zu bewegen, Schuldbeweise gegen mehrere mißliebige gewordene Leute in seiner Nachbarschaft zu liefern. Als er dies ver-

weigerte, versuchten sie ihn ohne gerichtlichen Befehl einzustechen. Er und seine kräftige Frau setzten sich zur Wehr, die letztere streckte mit ihren Fäusten drei der Schergen nieder, wurde aber in den Schenkel geschossen. Sie erwirkte Haftbefehle gegen ihre Angreifer und sie wurden auch eingesperrt, aber die Regulatoren rückten in großer Stärke vor das provisorische Haftlokal in Metropolis, und obwohl dem Sheriff eine starke Wache zur Verfügung stand, hielt er es doch für gerathen, um Blutvergießen zu vermeiden, die Gefangenen bedingungslos frei zu geben. Nachdem das geschehen war, ergriffen die Regulatoren mehrere der Männer, die sich dem Sheriff zur Verfügung gestellt hatten, und übergaben sie ihren Verbiindeten in Kentucky, um damit nach Belieben zu schalten. — Und am 23. Dezember 1846 hielten die Regulatoren in Golconda eine von je fünf Vertrauensmännern von Pope, Massac und Johnson County besetzte Sitzung ab, und erließen an den Sheriff, den Clerk des Countygerichts und viele andere Bürger von Massac County den Befehl, dasselbe in Zeit von dreißig Tagen zu verlassen. Der Sheriff und mehrere Andere begaben sich nach Springfield, um bei der Legislatur Klage zu erheben, und diese zum Einschreiten zu bewegen. Und nachdem diese von dem, vom neuen Gouverneur, French, eingesetzten Vertrauensmanne noch einen Bericht eingefordert hatte, und sie von einem in Franklin County abgehaltenen Bürger-Convent darauf aufmerksam gemacht worden war, daß, wenn der Staat seine Hülfe verweigere, das Volk gezwungen sei, zur Selbsthülfe zu schreiten, und daß viel Blutvergießen die Folge davon sein werde, schuf sie einen neuen Gerichtshof, — ein Districtsgericht für den Staat Illinois, das vom Gouverneur jeder Zeit einberufen werden konnte, und mit weitgehenden Vollmachten ausgerüstet war. Dies Gericht trat auch am 22. April 1847 in Franklin County zusammen,

ernannte eine Grand-Jury, einen Marshall und einen Districts-Analt, und erhob gegen mehrere der Regulatoren Anklagen. Aber es wurden sofort gegen seine Zuständigkeit legale Einwände erhoben, es vertagte sich in Folge dessen schon nach neun Tagen, und es fehlt jeder amtliche Ausweis, daß es je wieder zusammengetreten ist, und gegen eine einzige Person das Strafverfahren durchgeführt hat.

Die Folge des Fehlschlages auch dieser Maßnahme, von der man sich viel versprochen hatte, war die Fortdauer, und statt einer Verminderung, eine Vermehrung der Gewaltthaten. Die Zeitungen jener Tage sind voll von Berichten über große Mißhandlungen und Ausweisungen. So berichtet kurz vor der Augustwahl von 1849 das „Daily Journal“ in Springfield:

„In Massac County herrschen vollkommen anarchische Zustände. Vor zwei Wochen kam es zwischen Regulatoren und Flatheads zu einem Kampfe, in welchem die Letzteren zwei Todte, einen lebensgefährlich und zwei schwer Verwundete — Samuel Taylor und Robert Canada, und einen Leichtverwundeten, Daniel Enflor, Sohn eines früheren Abgeordneten — hatten. Auf Seiten der Regulatoren wurden zwei, einer davon lebensgefährlich, verwundet, und Sam. King getödtet. Beide Parteien waren bis an die Zähne bewaffnet. Allen Mittheilungen zufolge, wird es von Tag zu Tag schlimmer, und die eine oder andere Partei wird das County räumen müssen.“

Und am 8. August 1849 enthält dieselbe Zeitung wieder folgende Mittheilung: „Die Fehde zwischen den Regulatoren und Flatheads in Massac County ist frisch ausgebrochen. Das „Cairo Delta“ meldet, daß in Metropolis und Umgegend seit zwei Wochen große Aufregung herrscht. Dort brannte die Scheune eines Hrn. Tolson ab. Bei dieser Gelegenheit entspann sich zwischen den Parteien ein Streit, der den Tod von drei Personen und mehrfache Verwundun-

gen zur Folge hatte.“—Wie aus anderweitigen, dem Archiv der Historischen Gesellschaft des Staates Illinois von Hrn. Rose übergebenen Dokumenten hervorgeht, war die Veranlassung zu diesem Kampfe, an welchem etwa 60 Flatheads und 80 Regulatoren theilnahmen, der Versuch der Ersteren, sich zweier ihnen besonders mißliebiger Regulatoren, Namens Shelby und Vachus, zu bemächtigen.

Mit diesen Vorgängen scheint indessen der Gipfel der Frevelthaten erreicht worden zu sein. Zwar wollte der Gouverneur auch jetzt noch nicht die Verantwortung auf sich nehmen, Militär in's County zu senden, da dessen Anwesenheit dort längere Zeit nöthig gewesen sein würde. Aber er berief die Legislatur am 22. Oktober zu außerordentlicher Sitzung ein, und diese nahm ein Gesetz an, welches die Befugnisse der Circuit-Gerichte bedeutend erweiterte. Und sei es nun, daß das augenscheinlich aufrichtige Be-

streben des Gouverneurs und der Legislatur, Ordnung zu erzwingen, es veranlaßte, oder daß die Parteien des langen Fadens müde waren, oder daß, wie wahrscheinlich, beide Ursachen zusammenwirkten, — genug seit Ende des Jahres 1850 hat man von einer Wiederholung der Gewaltthaten in jener Gegend nichts mehr gehört. Und wenn auch die Erbitterung noch lange Jahre nachzitterte, so ist dieselbe im Laufe der Zeit gänzlich geschwunden.

Die hier geschilderten Vorgänge beweisen, wie schwer es ist, eine an und für sich lobenswerthe Bewegung in lobenswerthen Grenzen zu halten; wie leicht sich der Fanatismus ihrer bemächtigt, wie leicht unsaubere Elemente sich in sie eindringen und zu ihren niederträchtigen Zwecken ausbeuten, und wie so die Anfangs gute Bewegung zu ungleich größeren und verderblicheren Nebeln führen kann, als die es waren, die zu tilgen sie bezweckten.

Amana, die Gemeinschaft der Wahren Inspiration.

Nach „Davenport Democrat.“

Von der staatlichen historischen Gesellschaft von Iowa ist unter obigem Titel ein neues und sehr schätzenswerthes Buch von mehr als 400 Seiten und in schöner Ausstattung herausgegeben, welches Bertha M. S. Shambaugh in Iowa City zur Verfasserin hat und dem mit der Geschichtsforschung dieses Staates längst eng verknüpften Namen neue Ehren bringt. In der Verfasserin vermuthen wir die Gattin des verdienstvollen Professors Benj. F. Shambaugh.

Wie die christliche Glaubensgemeinde Amana selber ein fest und scharf abgegrenztes und sogar fremdartiges, jedoch durchaus achtenswerthes und geachtetes Gemeinwesen forschung dieses Staates längst eng ver-

sches Kleinstädterthum — in seiner amerikanischen Umgebung bildet, mit der es nur durch den Grund und Boden und durch geschäftliche Beziehungen wie durch lockere Fäden verbunden ist, so ist auch das vorliegende Schriftwerk ein vollkommen scharf abgeschlossenes und fast jeder Beziehung zu der sonstigen Geschichte und geschichtlichen Entwicklung des Staates bares Ganzes.

Die Verfasserin ist sichtlich mit liebevoller Hingabe in den Gegenstand ihrer Aufgabe eingedrungen. Sie beweist eine vielseitige und tiefe Bildung und beherrscht u. a. gründlich die deutsche Sprache, so daß sie die eigenartige, schwierige und mystische Ausdrucksweise der Bücher und alten handschriftlichen Aufzeichnungen, von denen viele

schon 200 Jahre alt sind, ihren englischlesenden Lesern leicht verständlich machen und ihnen ein klares Bild von dem Charakter der Amana-Gesellschaft zu geben vermochte. Die Inspirationisten haben ihre eigenen Chronisten gehabt, deren hervorragendste Christian Metz („Tagebücher“ und „Hist. Beschreibung der Wahren Inspirations-Gemeinde“), sowie Gottlieb Scheuner („Hist. Bericht von der Neuen Erweckung, Sammlung und Gründung der W. Insp. Gem.“). Außerdem giebt es Jahrbücher und Sammlungen religiöser und geschichtlicher Schriftstücke. In Zeitschriften ist schon viel über Amana geschrieben worden. Auch giebt es einige größere Schriften darüber für das allgemeine Publikum. Das unstreitig beste, umfassendste und gründlichste Werk ist aber das jetzt vorliegende.

Amana, eine aus mehreren kleinen Ortschaften in Iowa County bestehende Gemeinschaft (die „Kolonie“), ist in weiteren Kreisen vorzugsweise wegen ihres „Communismus“ und wegen ihrer Industriezeugnisse, besonders ihrer Webwaren, sowie wegen ihrer geschäftlichen Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit bekannt. In der That ist Amana die erfolgreichste communistische Gemeinschaft, die es in Amerika gegeben hat, und ihre Zukunft scheint auch noch für lange Zeit gesichert. Die wahrscheinliche Ursache ihres Erfolges und der Mißerfolge der anderen Kommunisten-Gründungen wird an verschiedenen Stellen des Buches recht überzeugend angedeutet. Aber bei Amana ist der Kommunismus nicht die Hauptsache, sondern nur eine Nebeneinrichtung, die sich von selber schon früh als notwendig aufdrängte und mit praktischer Klugheit eingeführt wurde, und zwar schon in Deutschland, weil für die Mitglieder, die im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts sich an die Zünfte nicht anschließen konnten, anderweitig für Arbeit und Beschäftigung gesorgt werden mußte.

Die Grundlage und das eigentliche Band ist die Religion, wie sie sich ihnen aus der Bibel sich ergibt.

Der Ursprung läßt sich bis in die ersten Jahre des 18. Jahrhunderts verfolgen. Die Gemeinschaft ist aus einer oder mehreren der zahlreichen mystischen und pietistischen Bewegungen hervorgegangen, die schon im 16. und 17. Jahrhundert in Thüringen und dem mittelfränkischen Deutschland sich als Proteste gegen den starren Dogmatismus und Formelkram richteten, mit dem die alte Lehre überladen war. Ihre treibenden Kräfte waren nicht immer Geistliche, sondern viel öfter waren es Leute aus dem ganz gewöhnlichen Volk, ehrsame Handwerker mit gesundem Menschenverstand und gläubigem, einfältigen Herzen und auch mit Neigungen zum Grübeln, die an dem Treiben der offiziellen Geistlichkeit Aergerniß nahmen. Die Gleichgesinnten fanden sich zusammen und hielten Besprechungen und Andachten auf Grund der „lauteren Lehre“. Als eine bestimmte religiöse Gemeinschaft treten die Inspirierten im Jahre 1814 auf. Als Begründer gelten namentlich Eberh. Ludw. Gruber und Joh. Friedr. Noß, ersterer ein aus der lutherischen Kirche ausgeschiedener Geistlicher und letzterer ein Pastorsohn. Sie machten bald Missionsreisen durch West-Deutschland, die Schweiz und Holland, und fanden Anhänger, die in ihren Ortschaften mit einander geheime Andachten hielten und Verfolgungen und Strafen der verbündeten Staats- und Kirchenbehörden geduldig trugen um ihres Glaubens willen. Wegen ihrer Ueberzeugungen, die mit Militärzwang und Kriegsdienst, gerichtlichem Eid u. s. w. nicht in Einklang zu bringen waren, gab es sehr häufige Konflikte mit der Regierung und ihren Organen.

Um den Verfolgungen und Anfeindungen zu entgehen, begaben sie sich in 1830 und folgenden Jahren nach Hessen, dessen toleranter Großherzog ihnen ein Asyl ge-

währt hatte. Sie pachteten dort gemeinsam frühere Klosterländereien und vernachlässigte Adelsgüter und gründeten in geringen Entfernungen mehrere Niederlassungen. Dort liegen auch die Anfänge ihres kommunistischen Betriebes. „Kommunismus war“, so schreibt Vertha Shambaugh, „in der That nur die natürliche Entwicklung der Lebensweise, welche diese Leute anzunehmen genöthigt waren. Unter gemeinsamen Dach lebten Reich und Arm, Gebildete und Ungebildete, Handwerker, Handelsleute, Mitglieder der gelehrten Berufe, Bauern und Arbeiter, biedere Seelen, die selbstlos und hochherzig ihr eigenes Wohl dem allgemeinen unterordneten und nach der Art religiöser Independenten aller Zeiten alle Härten zu dulden bereit waren, wenn sie ihrem Gott nur nach ihrer Weise dienen durften.“

Die Gemeinde hat fast immer das Glück gehabt, durch Männer von großen intellektuellen Fähigkeiten geleitet zu werden. Ihre Thätigsten saßen stets im großen Rathe. Besonders begnadete Personen, durch welche Gott seinen Willen kundgab und auf die Entschlüsse und das Thun der Gemeinschaft wirkte, galten als Propheten und heißen „Werkzeuge“. Eines der hervorragendsten dieser Werkzeuge war Christian Mee, ein Zimmermann, der die Wundergabe der Inspiration in hohem Maße besaß und zu einer Zeit antrat, als eine „Wiedererweckung“ vor dem drohenden Verfall besonders noth that.

Auch in der neuen heissigen Heimath hatten die Inspirationisten sich nicht lange der Ruhe zu erfreuen. Anfeindungen seitens der strenggläubigen Lutheraner und andres verleiteten ihnen den Aufenthalt. Da

rieth das Werkzeug Mee, auf Grund einer dunklen Prophezeiung (vielleicht auch durch Cabet's „Mafia“ angeregt) zur Auswanderung nach Amerika. Im Herbst 1812 wurden Mee und einige andere Vertrauensmänner nach Amerika gesandt, um das nöthige Land auszuwählen. Nach mehreren Unannehmlichkeiten mit Landagenten wählten sie einen Platz im westlichen New York, nahe bei Buffalo, aus. Und bald trafen Züge von Inspirationisten-Familien dort ein. Die Siedlung wurde „Ebenezer“ genannt. Und es entwickelte sich da eine große gewerbliche Thätigkeit. Das gelobte Land schien gefunden zu sein. Aber die Nachbarschaft wurde bald dicht besiedelt und der Verkehr mit Andersgläubigen wurde unbequem. Im 1855 wurde abermals eine Delegation abgeandt, um im fernen Westen ein neues Heim auszufinden. Sie ging nach Kansas und anderen Gegenden, und wählte endlich einen Platz in Iowa, am schönen Iowa River in Iowa County, den sie Amana nannten (nach Hohelied Salomos 4,8 — „Gehe herein, tritt her von der Höhe Amana“). Es wurden mehrere Siedlungen auf dem billig gekauften Lande angelegt, West-, Süd-, Ost-, Mittel-, Ober-Amana und als die Eisenbahnstation Somestead angelegt war und Andersgläubige in die Gemeinde drangen, wurde diesen ihr ganzer Besitz abgekauft und Somestead zu einem Theil der „Colony“ gemacht, welche im Ganzen 1800 Personen umfaßt.

Das Shambaugh'sche Buch giebt ein sehr interessantes Bild von den geistlichen oder religiösen Verhältnissen, der gewerblichen Thätigkeit und dem häuslichen und sozialen Leben. Es ist ein sehr werthvoller Beitrag zu den Publikationen der Historischen Gesellschaft von Iowa.

† **Ferdinand Moras.** In Philadelphia ist 87 Jahre alt der Künstler und Dichter Ferdinand Moras gestorben, der dort von 1854 bis 1890 eine hochangesehene lithographische Anstalt betrieben hat.

Er war ein hochbegabter Mann und ist dem geistigen Leben unter den Deutschen Philadelphia's stets eine fördernde Kraft gewesen. Eine eingehende Würdigung seiner Thätigkeit wird folgen.

Deutsch-Amerikanische Forschungen.

**Wachsthum und Benutzung der Deutsch-Amerikanischen Sammlung
der New York Public Library während 1906—1907.**

Ihre Bedeutung für historische und literarische Studien.

Große Bibliotheken kann man mit gutem Rechte literarische Kistkammern und Werkstätten für Gelehrte und Schriftsteller nennen. Je reichhaltiger und leichter zugänglich nun das Material zur Verfügung steht, um so bereitwilliger und zahlreicher werden sich berufene Leute die Gelegenheiten zu Nuße machen. Aus Erfahrung wissen Bibliothekare, daß selbst namhafte Historiker und andere Spezialisten unter Umständen nur in den Bahnen des geringsten Widerstandes vordringen. Hieraus erklärt sich die ungenügende Berücksichtigung, welche das deutsche Element hier zu Lande bisher in der amerikanischen Geschichte und Literatur gefunden hat. Der Vorwurf des böswilligen Uebergehens ist unberechtigt.

Säßen die Deutsch-Amerikaner und ihre Nachkommen von jeher dafür gesorgt, daß das Quellenmaterial dauernd und möglichst vollständig in den größeren Bibliotheken und historischen Gesellschaften untergebracht wird, so wäre das Feld längst von amerikanischen Historikern besser bearbeitet worden.

George Bancroft's Bibliothek und Handschriftensammlung.

Als die "Lenox Library" im Jahre 1893 die Privatbibliothek des berühmten Historikers und Staatsmannes George Bancroft kaufte, fand ich unter den circa 19,250 Bänden und Pamphleten die meisten der Werke Friedrich Kapp's, Jahrgänge des „Deutschen Pionier“, verschiedene Bücher über die deutschen Söldenstruppen in der amerikanischen Revolution und anderes mehr über das Deutsch-Amerikanerthum.

Die 486 Bände von Handschriften, die Bancroft im Laufe vieler Jahre für die Bearbeitung seiner Geschichte der Vereinigten Staaten zusammen brachte, enthalten u. A. nebst Abschriften aus den öffentlichen und privaten Archiven Deutschlands und Englands über die amerikanische Revolution, 46 Bände mit Briefen, Dokumenten und Berichten von Offizieren der hessischen, anspacher und der braunschweiger Truppen unter General Riedesel, Briefe von Friedrich dem Großen; inbegriffen sind auch ungefähr 25 Tagebücher, Regimentsgeschichten und Beschreibungen der Feldzüge in Amerika, darunter die von Viel, Dinklage, Doehla, Doppel, Ewald, Lotheisen, Malsburg, Papet, Reuber, Rueffer von Meljungen, Schueler, Wiederhold, Tagebuch des hessischen Jäger-Batallions, des Waldeck-Regiments u. s. w. Bancroft war amerikanischer Gesandter in Berlin von 1867—1874, wo ihm die Beschaffung der Originale und Abschriften durch seine einflußreiche Stellung und seinen intimen Verkehr mit Gelehrten, gesellschaftlichen und politischen Größen, sehr erleichtert wurde. In dem kürzlich erschienenen zweibändigen Werke "The Life and Letters of George Bancroft," von M. A. De Wolfe Howe, herausgegeben von Scribner's Sons, New York, 1908, ist diesem Zeitabschnitt, einem der ereignißvollsten in der neueren Geschichte Deutschlands, ein Kapitel von 112 Seiten gewidmet.

Viele dieser Handschriften wurden in der deutsch-amerikanischen Ausstellung gezeigt, welche von März bis Mai 1902 im "Lenox Library Building" veranstaltet wurde. Eine eingehende Besprechung dieser Doku-

mente behalte ich mir für später vor. Von allgemeinem Interesse dürfte es aber sein, daß die heutigen amerikanischen Historiker, wie auch das gebildete amerikanische Laienpublikum, den dunkeln Fleck in der Geschichte der Deutschen in Amerika, nämlich den Kampf der deutschen Hilfstruppen im Dienste Englands gegen die junge amerikanische Republik, nur als eine Zeitererscheinung beurtheilen und ihn nicht der jetzigen Generation der Deutsch-Amerikaner entgelten lassen. Man behandelt dieses Thema, ebenso die Sache der amerikanischen Loyalisten (der Ansiedler und Siergeborenen, die beim Ausbruch und während der Revolution treu zur Krone Englands hielten), ganz vorurtheilsfrei.

Archivforschungen in England.

Obwohl hier nur die Rede von deutsch-amerikanischer Forschung sein soll, möchte ich doch eine bedeutende Leistung unserer Bibliothek zur Förderung der Geschichte der Loyalisten erwähnen, da mit der Zeit ein ähnliches Unternehmen auf deutschem Gebiete möglich ist. Vor ungefähr zehn Jahren traf unsere Verwaltung ein Abkommen mit der "Public Records Office" in London, um die unveröffentlichten Dokumente über die Loyalisten auf unsere Kopien kopieren zu lassen. Diese Arbeit wurde von Experten unternommen, deren Abschriften circa 75 Folioebände füllten, die jetzt in der Handschriften-Abtheilung im "Lenox Library Building" aufbewahrt werden. Den Historikern ist hiermit eine unschätzbare Fundgrube in New York geboten. Viele der vornehmsten und begütertsten Familien waren auf der Seite der Loyalisten, weshalb sie überall, wo die amerikanischen Patrioten die Oberhand hatten, vertrieben wurden und ihres Besitzthums durch Konfiskation verlustig gingen. Tausende der Loyalisten flohen nach Canada und Nova Scotia, wo ihnen die englische

Regierung Land und Geldmittel als Entschädigung überwies. Ueber diese Transaktionen geben die 75 Bände von Dokumenten in unserer Bibliothek genauen Aufschluß. Es befanden sich auch Deutsche unter den Loyalisten. Im Interesse der gestrengen Geschichtswissenschaft kann und darf die Thatsache nicht vertuscht werden, ganz besonders nicht von Denjenigen, die "fair play" von den Amerikanern verlangen. Mir ist es durch die viele selbstaufgebürdete Arbeit für die deutsch-amerikanische Sammlung unmöglich, in absehbarer Zeit die 75 Bände durchzusehen, um das deutsche Element herauszufächeln. Hier ist Gelegenheit für einen anderen Forscher, welcher die Arbeit ohne Störung durchführen kann.

Geplante Archivforschungen in Deutschland.

Unter den Förderern der Geschichte des deutschen Elementes in Amerika und der Geschichte der Wechselbeziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten hat sich schon längst das Bedürfnis fühlbar gemacht, das noch unveröffentlichte Material in deutschen Archiven, öffentlichen und anderen Bibliotheken, endgültig festzustellen und wenn möglich kopieren zu lassen. Herr Dr. Joseph G. Rosengarten in Philadelphia, Ehrenpräsident der „Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft“, hielt nun einen Vortrag, betitelt "German Archives as sources of German-American History," vor der Jahresversammlung der "Pennsylvania-German Society" (nicht zu verwechseln mit der „Deutschen Gesellschaft von Pennsylvanien“ in Philadelphia), im Oktober 1907, wobei er die Nothwendigkeit der Archivforschungen ausführlich erörterte. Der anregende Vortrag ist in "German American Annals," Doppelheft Nov./Dez. 1907, Seite 357—369, veröffentlicht worden. In einem Briefe kürzlichen Datums theilte mir Herr Dr. Rosen-

garten mit, daß inzwischen das Interesse des amerikanischen Gesandten in Berlin für die Sache gewonnen worden sei. Ein amerikanischer Gelehrter, dessen Namen vorläufig noch nicht bekannt gegeben werden soll, ist als Leiter der Archivforschungen in Aussicht genommen. Man hofft, daß sich die "Carnegie Institution of Washington" bereit erklärt, die Kosten zu tragen. (Vorgehendes ist mit Erlaubnis des Herrn Rosengarten aus seinem Briefe hier angeführt.)

Ob und wie weit sich die "New York Public Library" daran beteiligen wird, kann ich zur Zeit nicht darlegen. In Anbetracht der schon im Besitz der Bibliothek befindlichen Handschriften über die deutschen Hilfstruppen in der amerikanischen Revolution und der großen deutsch-amerikanischen Sammlung von gedruckten Büchern und Pamphleten, ist die Möglichkeit der Mitwirkung nicht ausgeschlossen.

Z u s a m m e n f a s s u n g , 1906—1907.

(Propaganda, Schenkungen, Ankäufe, Benutzung.)

Ein Unternehmen, an dessen Ausbau sich seit Oktober 1903 circa 500 der verschiedensten Personen, Institute, Organisationen und Vereine in über 160 Städten der Ver. Staaten, Canada und Europa beteiligt haben, muß doch wohl von allgemeinem Interesse sein. In den Jahren 1906/07 wurden 1357 Briefe, Postkarten und andere Postfachen ausgesandt. Offizielle Empfangsbestätigungen für Geschenke sind nicht mit eingerechnet. Diesen formellen amtlichen Dokumenten würde ich sehr gern in jedem Falle eine persönliche Würdigung des Gesandten beifügen, für literarische Erzeugnisse auch eine wohlwollende Besprechung für die Presse schreiben, wozu ich von mancher Seite ersucht wurde. Die wenigsten der geschätzten Geber haben aber eine Abnung von den Anforderungen an

meine Zeit. Während der Bibliotheksstunden habe ich noch anderen Pflichten nachzukommen, die absolut nichts mit der deutsch-amerikanischen Sammlung zu thun haben.

Die folgenden Abschnitte bezwecken, weitere Kreise für die Sammlung zu gewinnen und Anregungen zu geben. Am 6. Oktober 1907, zur Zeit der Konvention des Deutsch-Amerikanischen Nationalbundes in New York, veröffentlichte die „New Yorker Staats-Zeitung“ einen Artikel, worin ich den Werdegang der deutsch-amerikanischen Sammlung in knappen Zügen darlegte und die Bitte um offizielle Unterstützung des Nationalbundes ausdrückte. Letztere wurde durch die einstimmige Annahme folgender Beschlüsse, auf Empfehlung des „Aussschusses für historische Forschung“, gewährt:

„Beschlissen, daß das Publikum und die Presse ersucht werden, die deutsch-amerikanische Sammlung der "New York Public Library" nach bestem Können zu unterstützen und einschlägiges Material an die unten angegebene Adresse zu senden.“

„Beschlissen, daß die Staats-, Lokal- und sonstigen Verbände ersucht werden, die Schriften und Druckfachen in ihren Wirkungskreisen zu erlangen und dieselben, wenn möglich als Sammelendung, an die "New York Public Library, c. o. Richard E. Helbig, 5th Ave. and 70th Street, New York," zu schicken.

Diese Beschlüsse, als auch der Artikel in der „N. Y. Staats-Zeitung“, sind dem Protokoll der Konvention, Seite 86—87 und 117—120, einverleibt worden. Dabei darf es nicht beruhen. Jeder intelligente Deutsch-Amerikaner sollte Hand anlegen, auch ohne direkte persönliche Aufforderung. Um neuen Interessenten volle Klarheit über den Endzweck der Sammlung zu geben, kann ich nicht umhin hier zu wiederholen, was früher in der Presse darüber veröffentlicht wurde.

Die Sammlung umfaßt handschriftliches Material, Bücher, Pamphlete, kleine Druckfachen, Zeitschriften, Zeitungen u. s. w.

über Geschichte, Biographie und Genealogie des deutschen Elementes in Amerika, literarische und wissenschaftliche Arbeiten von Deutsch-Amerikanern (in englischer sowohl als in deutscher Sprache), deutsche Werke über die Ver. Staaten und alles über die verschiedenen Wechselbeziehungen zwischen Deutschland und diesem Lande.

Aus dem Vorgehenden ist ein festes Programm ersichtlich. Dessen Durchführung ist für mich in der Vergangenheit eine mühevollen und oft nicht dankbare Aufgabe gewesen. Der weitere Verfolg des Programms bedeutet eine Vermehrung der Arbeit, wofür ich auch fernerhin aus Liebe zur Sache gern meine ganze freie Zeit opfern werde. Die Enthusiasten und Optimisten werden nun einmal nicht alle. Zuweilen möchten auch solche entmutigt werden, wenn man nach und nach dahinter kommt, daß viele der „Hurrah Außer“ im deutsch-amerikanischen Lager nur etwas thun oder thun wollen, wenn ihre persönliche Eitelkeit dadurch befriedigt wird oder finanzielle Vortheile heraus zu schlagen sind.

Die deutsch-amerikanische Sammlung ist auf breiter, sicherer Basis aufgebaut, wie es eben nur in einer großen öffentlichen Bibliothek möglich ist. Apologetische Auseinandersetzungen sollten eigentlich unnöthig sein. Meine Bestrebungen sind vom Direktor der Bibliothek gutgeheißen und in seinen offiziellen Jahresberichten 1906 und 1907, veröffentlicht im Bulletin of the New York Public Library, Oktober 1906, Seite 507, und Februar 1908, Seite 97, bekannt gemacht worden. Daß die Sammlung einer Präferenz-Bibliothek angehört, ist die beste Gewähr für seine Sicherheit und Permanenz. Von ganz besonderem Vortheil für die Benutzer ist es aber, daß alle Bestandtheile während der Bibliotheksstunden, die im neuen Gebäude mindestens bis auf 10 Uhr Abends ausgedehnt werden, Jedermann ohne vorherige Anmeldung zur Verfügung stehen.

Die Presse als Förderer der Sammlung.

Jede gemeinnützige Bestrebung bedarf zu seinem gedeihlichen Fortschritt das Wohlwollen der Presse. Ich habe mich redlich bemüht, daselbe für unsere Sammlung zu erwerben und erachte es als eine Dankespflicht, etwas über die bereitwillige Mithilfe zu berichten. Zeitungen sind u. a., vielleicht darf ich sagen in erster Linie, Geschäftsunternehmen. Die unentgeltliche Veröffentlichung von Propaganda-Artikeln, Aufrufen zur Einsendung von Material und aufklärenden Bekanntmachungen im Interesse der deutsch-amerikanischen Sammlung, können deshalb gar nicht hoch genug eingeschätzt werden.

Von der weittragendsten Bedeutung ist die Unterstützung der „New Yorker Staats-Zeitung“ gewesen, deren Spalten ich am meisten in Anspruch genommen habe. Unter den anderen New Yorker Zeitungen sind zu nennen, vor Allen das „New Yorker Echo“, ferner „Deutsch-Amerikanische Apotheker-Zeitung“, „Deutsche Vorkämpfer“, „Evening Post“, „Morgen-Journal“, „New Yorker Herald“, „New Yorker Revue“, die alle zu verschiedenen Malen Bekanntmachungen veröffentlichten.

Die auswärtigen Zeitungen sandten leider nicht in allen Fällen Belege ein, so kann ich nur diejenigen angeben, von denen Nummern vorliegen. Eine Zuschrift an die St. Louiser „Amerika“ von dem unermüdlichen Freunde der Sammlung, Herrn Pastor John Rothensteiner, machte die Kunde durch verschiedene westliche Blätter, als „Illinois Staats-Zeitung“ in Chicago, „Columbia“ in Milwaukee, „Luxemburger Gazette“ in Dubuque, Iowa.

Als mein Artikel „Deutsch-Amerikanisches in der New York Public Library“ am 11. März 1906 in der „N. Y. Staats-Zeitung“ erschien, kaufte ich eine große Anzahl, um welche davon an Zeitungen in anderen Städten mit der Bitte zu schicken, den Ar-

titel im Ganzen oder Auszug abzu drucken, oder redaktionell auf die Sammlung aufmerksam zu machen. Diesem Gesuch entsprachen, in zeitlicher Reihenfolge: „Illinois Staats-Zeitung“, „Buffalo Demokrat“, „Deutscher Correspondent“, Baltimore; „Tägliche Demokrat“, Davenport, Iowa; „Buffalo Volksfreund“; „Velletristisches Journal“, N. Y.; „Milwaukee Sonntagspost“; „Daytoner Volks-Zeitung“; „Portsmouth Correspondent“; „Sonntagsbote“, Milwaukee; „Akron Germania“; „Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter“, Chicago; „Monatshefte für deutsche Sprache und Pädagogik“, Milwaukee; „Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins“, Berlin; „The Nation“, N. Y.; „Library Journal“, N. Y.; „The Pennsylvania-German“, East Greenville, Pa.; „Iowa Journal of History and Politics“, Iowa City; „American Historical Review“; „Catholic Fortnightly Review“, Tschuy, Ill.

Um das Interesse für deutsch-amerikanische Forschungen im Staate New York anzuregen, schrieb ich für das Souvenir-Programm der am 22. und 23. Juni 1907 in Troy abgehaltenen Jahresversammlung des Deutsch-Amerikanischen Staats-Verbandes New York einen „Aufruf an alle Freunde und Förderer der deutsch-amerikanischen Geschichte und Literatur“, dem eine Liste von Schriften über das Deutschthum im Staate New York beigelegt ist, einschließlich solcher über die Einwanderung der „Pfälzer“ am Hudson und im Mohawktal, über General Herkimer und die Schlacht von Oriskany. Beides erschien auch vollständig in der „N. Y. Staats-Zeitung“ und der „Buffalo Freie Presse“, zum Theil in der „Utica Deutsche Zeitung“, „Buffalo Demokrat“, „Rochester Abendpost“, „Troy Record.“ Die auf der Konvention angenommenen Beschlüsse zur Förderung unserer Sammlung wurden in den drei Ausgaben der „N. Y. Staats-Zei-

tung“ (Morgen-, Abend- und Sonntagsblatt), „Morgen-Journal“, „New Yorker Echo“, „Troy Freie Presse“, „Buffalo Demokrat“ und sogar in Berlin in der „Vossischen Zeitung“ veröffentlicht.

Als der „Nationale Deutsch-Amerikanische Lehrerbund“ vom 30. Juni bis 3. Juli 1907 in Cincinnati seine 35. Jahresversammlung abhielt, richtete ich ein Schreiben dorthin, um die Mithilfe der Lehrer für die Beschaffung von Publikationen auf dem Gebiete der deutsch-amerikanischen Schulbestrebungen zu erbitten. Ein Verzeichniß der schon in der Bibliothek vorhandenen einschlägigen Zeitschriften, Bücher und Pamphlete, nebst einer Liste von desiderata war dem Schreiben beigelegt. Letzteres ist dem Lehrertags-Protokoll auf Beschluß der Versammlung einverleibt und in „Monatshefte für deutsche Sprache und Pädagogik“, Doppelheft Sept./Okt. 1907, Seite 200—203, veröffentlicht worden. Die „N. Y. Staats-Zeitung“ brachte den größeren Theil des Briefes bereits am 3. Juli im Anschluß an den telegraphischen Bericht über den Lehrertag.

An das Deutschthum von Ohio richtete ich einen Appell zur Unterstützung unserer Sammlung durch ein längeres Schreiben an die Konvention des Staats-Verbandes in Toledo, am 3. und 4. August 1907. Ich sandte maschinengeschriebene Kopien des Schreibens an 32 deutsche Zeitungen in Ohio mit der Bitte um Veröffentlichung. Meines Wissens haben sich leider nur die folgenden dazu verstanden: „Akron Germania“; „Unsere Zeit“, Chillicothe; „Cincinnati Freie Presse“; „Daytoner Volks-Zeitung“; „Der Deutsch-Amerikaner“, Hamilton (offizielles Organ des Staats-Verbandes); „Lorain Post“; „Portsmouth Correspondent“; „Youngstown Rundschau“. — Die „N. Y. Staats-Zeitung“ veröffentlichte das Schreiben am 4. August.

Zeitungen und Zeitschriften als Quellenmaterial.

Der englische Historiker Thomas Babington Macaulay sprach sich dahin aus, „daß die wahre Geschichte eines Landes in den Zeitungen zu finden sei“. Deren Nachbarmachung kann aber nur durch die Sammelarbeit der Bibliotheken bewerkstelligt werden. In amerikanischen Bibliotheksfreien hat man sich in dieser Sache auf Arbeitsteilung geeinigt. Es soll jedem Staat und jeder Lokalität überlassen werden, die Jahrgänge der innerhalb ihrer Grenzen erscheinenden Zeitungen in den betreffenden Bibliotheken unterzubringen. Dadurch werden nirgends zu hohe Anforderungen an die Raumverhältnisse gestellt. Großen Bibliotheken, wie der „New York Public Library“, „Library of Congress“ in Washington, „Boston Public Library“ u. s. w., muthet man keine Schranken zu. Solche müssen auch da durch verschiedenerlei Umstände von selbst gesetzt werden.

Es ist seit Langem mein Bestreben gewesen, die Herausgeber von deutsch-amerikanischen Zeitungen zu bewegen, die Adresse unserer Bibliothek auf ihre Freilisten zu setzen. Unsere Verwaltung hat bei ihren Anschaffungen sämtliche Wissenschaften im Auge, doch bringt es die Rücksicht auf die Grenzen der verfügbaren Gelder mit sich, daß nicht auf jedem Gebiet Schritt gehalten werden kann. Bezahlung für die Jahrespreise aller Zeitungen ist ganz ausgeschlossen. Das Einbinden der Jahrgänge verschlingt allein jährlich eine große Summe. Die Herausgeber und Redakteure sollten die Unterstützung unserer Sammlung durch freie Uebersendung ihrer Blätter als eine patriotische Sache auffassen. Unter den mehr als 6000 Zeitschriften, die im Zeitschriftensaale des „Astor Library Building“ zur Verfügung stehen, befinden sich über 1000 in deutscher Sprache. Für die meisten muß das Abonnement bezahlt

werden, einige erhalten wir durch Austausch mit unserem monatlichen „Bulletin“, die übrigen werden unentgeltlich gesandt. Aber alle bedeuten durch die damit verbundene Arbeit und das Einbinden laufende Ausgaben für die Bibliothek. Soll ich noch die vielen Tausende von Büchern in deutscher Sprache erwähnen, darunter circa 5000 in der Musikabtheilung? Für die Beamten ist es etwas Alltägliches. Ist sich aber die große Masse der Deutsch-Amerikaner bewußt, wie unendlich viel unsere Bibliothek durch diese Bildungsmittel ohne viel Klim-Bim und Aufsehen für die Vermittlung deutscher Kultur und deutscher Wissenschaft in Amerika leistet? Ein besseres Verständniß dafür kann erst nach dem Einzug in das neue Gebäude vor Augen geführt werden.

Liste gratis einlaufender Zeitungen und Zeit- schriften.

Arkansas.

Little Rock: „Arkansas Staats-Zeitung“.

Illinois.

Chicago: Neues Leben, sozialistisches Wochenblatt; Der Pfaffenspiegel; (seit Juli 1906); Vorboten, Wochenblatt der Chicagoer Arbeiter-Zeitung.

Indiana.

Indianapolis: Deutsch-Amerikanische Buchdrucker-Zeitung.

Massachusetts.

Boston: Der Herold der Christian Science.

Lawrence: Anzeiger und Post (seit 16. Mai 1908).

Michigan.

Grand Rapids: Germania; Sonntagsbote (beide seit Sept. 1907).

Minnesota.

St. Paul: Volkszeitung (seit Oktober 1907).

Missouri.

St. Louis: Arbeiter-Zeitung; Brauer-Zeitung; Herold des Glaubens; Pastoral-Matt.

Sedalia: Sedalia Journal.

New Jersey.

Newark: Altenheim-Vote (seit Juli 1905).

New York.

Buffalo: Buffalo Volksfreund.

New York: Amerikanische Schweizer-Zeitung; Badische Landes-Zeitung; Bahn Frei; Belletristisches Journal; Deutsch-Amerikanische Apotheker-Zeitung; Heffen-Darinstädter Zeitung und Heffische Blätter; Morgen-Journal; New Yorker Echo; N. Y. Handels-Zeitung; N. Y. Herold; N. Y. Staats-Zeitung (Morgen-, Abend- und Sonntagsblatt); N. Y. Volkszeitung; Technologist.

Syracuse: Syracuse Union (seit 14. Mai 1908).

Troy: Troy Freie Presse (seit Juli 1907).

Utica: Utica Deutsche Zeitung (seit Sept. 1907).

Ohio.

Akron: Akron Germania (seit April 1906).

Canton: Ohio Volks-Zeitung (seit August 1907).

Gillicoth: Unsere Zeit (seit November 1906).

Cleveland: Deutsch-Amerikanische Krieger-Zeitung (seit 21. Mai 1908).

Columbus: Expres und Westbote; Ohio Sonntagsgaist; Westbote.

Hamilton: Der Deutsch-Amerikaner, offizielles Organ des Deutsch-Am. Staats-Verbandes von Ohio (seit Juli 1907).

Lorain Post (seit Aug. 1907).

Portsmouth Correspondent (seit Oktober 1905).

Youngstown Rundschau (seit September 1907).

Pennsylvania.

Hazleton Volks-Journal (seit November 1907).

Johnstown Freie Presse (seit Oktober 1907).

Pittsburg: Alleghenier - Pittsburger Sonntagsbote (seit Januar 1908); Volksblatt und Freiheits-Freund (seit 9. Mai 1908).

Reading: Allgemeine Sängers- und Musik-Zeitung (seit Mai 1907).

Rhode Island.

Providencer Anzeiger (seit Aug. 1904).

Texas.

Brenham: Texas Volksbote (seit Oktober 1907).

Fredericksburger Wochenblatt (seit 13. Mai 1908).

San Antonio: Deutsch-Texanische Monatshefte (seit März 1902).

Wisconsin.

Milwaukee: Amerikanische Turnzeitung; Die Deutsche Hausfrau (seit Oktober 1907); Der Freidenker.

West Bend: Beobachter (seit Dezember 1907).

(Die Liste ist im Mai 1908 abgeschlossen.)

Schenkungen.

In den Jahren 1906—1907 wurden schenkungsweise 3864 Bände und Pamphlete von 297 Gebern aus 87 Städten in 24 Staaten der Union erhalten. Eine kleine Anzahl davon sind allerdings nicht Deutsch-Amerikana, gingen aber zusammen mit derartigen Schenkungen von deutschen Gebern ein. Seit ich im Oktober 1903 an-

fung, Geschenke zu erbitten, um das Wachsthum der Sammlung zu beschleunigen, wurden der Bibliothek bis Ende Dezember 1907 circa 5200 Bände und Pamphlete überwiesen. Eine 11 Folioseiten umfassende Liste der sämtlichen Geber, nach Staaten und Städten geordnet, ist zusammen gestellt worden. Doch kann dieselbe wegen Raumangel selbstverständlich hier nicht veröffentlicht werden. Kurze Erwähnungen der hervorragendsten Gönner müssen genügen.

Herr Pastor John Rothensteiner in St. Louis setzte seine hochherzigen Schenkungen fort, während 1906/07 sandte er 261 Bände und Pamphlete, darunter viele Jahrgänge des „Pastoral-Blatt“, welches seitdem von 1866 bis dato vervollständigt wurde, ferner 24 Jahrgänge des in Cincinnati herausgegebenen „Sendbote“, wovon jetzt nur noch Jahrgang 1 bis 3 (1871 bis 1876) fehlen, dann viele Berichte und Souvenir-Programme des „Deutschen Römisch-Katholischen Central-Vereins“, Berichte u. a. des „Albertus-Vereins“ im „St. Francis Seminary“, den 1882 von W. Herder veröffentlichten „Schematismus“ (verfaßt von P. Bonenkamp, P. Jeßing und J. W. Müller); J. M. Enzberger's „Schematismus der katholischen Geistlichkeit deutscher Zunge in den Ver. Staaten“, 1892.

Herr Herman Ridder, Präsident der „N. Y. Staats-Zeitung“, machte eine überaus reichend großartige Schenkung, nämlich 1727 Bände und 44 Pamphlete. Der größte Theil besteht aus Jahrgängen der „Staats-Zeitung“ (Abend-, Sonntags- und Wochenblatt inbegriffen), wodurch unsere Serie von 1863 bis dato vervollständigt ist. Dieselbe ist von hohem Werthe für die deutsch-amerikanische Forschung.

Herr Heinrich Wegner, New York, der schon früher 200 Schriften und Dokumente, zum größten Theil über das deutsch-amerikanische Turnwesen, schenkte, fügte in der

Zeit 1906/07 weitere 48 Bände und Pamphlete hinzu.

Herr Prof. Karl Knorr, North Tarrytown, N. Y., hat der Bibliothek 748 Briefe und Postkarten, eine Auslese seiner weitverzweigten literarischen Korrespondenz, überlassen. Diesem Beispiel sollten alle deutsch-amerikanischen Literaten folgen, wenn sie ihr Testament machen. Unter den 116 Bänden und Pamphleten, die Herr Prof. Knorr außerdem während 1906/07 schenkte, ist ein großer Prozentsatz von Deutsch-Amerikana.

Die werthvolle Serie des „Belletristischen Journal“, von welchem der jetzige Herausgeber, Herr Dr. S. E. Schneider, im Juli 1906, vierzig Jahrgänge der Bibliothek als Geschenk verehrte, ist seitdem durch anderweitige Schenkungen und einige Ankäufe von Jahrgang 1—10, 42—48, 50—51, 53 bis dato, weiter aufgebaut worden. Rudolph Verow gründete die Wochenchrift im Jahre 1852 als „New Yorker Criminal-Zeitung“. Spätere Mitarbeiter und Redakteure waren Friedrich Verow, Aldo Brachvogel, Alfred Philippi, Prof. Dr. Julius Goebel, Henry J. Urban u. A. Die früheren Jahrgänge enthalten Beiträge von deutschen Literaten diesseits und jenseits des Ozeans. Ehe die Konkurrenz der großen Sonntagsblätter einsetzte, hatte das „Belletristische Journal“ zu einer Zeit über 40,000 Abonnenten, viele davon auch in den westlichen Staaten. Sein Werth für die Quellenforschung ist ein bedeutender.

Auf Veranlassung von Herrn Dr. Friedrich Grosse schenkte die N. Y. Ortsgruppe des „Alldeutschen Verbandes“ der Bibliothek im Juli 1906 die meisten der Schriften des Verbandes, welche die Serien „Der Kampf um das Deutschthum“, Heft 1—19; die „Flugschriften des Alldeutschen Verbandes“, Heft 1—25; die wöchentlichen „Alldeutschen Blätter“, und das „Handbuch des Alldeutschen Verbandes“ umfaßten. Sehr erwünscht sind noch die Jahrgänge

1—3 (1891—1893) der „Alldeutschen Blätter“.

Der „Schwäbische Schillerverein“ in Marbach sandte im September 1906 seine „Nechenschaftsberichte“, Nr. 2—11 (1898 bis 1907). Die Veranlassung gab die von mir im Jahre 1905 für unsere Bibliothek unternommene Sammlung von Festschriften, Programmen und Zeitungsberichten der Schillerfeiern in den Vereinigten Staaten.

Herr Maurice Reinhold von Stern, in Linz, Oberösterreich, der von 1880—1885 in den Ver. Staaten, und zwar meist in New York, lebte, beehrte die Bibliothek im September 1906 mit 10 seiner Werke, Dichtungen, Dramen und Novellen enthaltend.

Herr Dr. Louis Weyland, New York, bereicherte die Sammlung im September und Dezember 1906 durch 31 Bände und Pamphlete, hauptsächlich über Gesangsvereine.

Herr Hermann Alexander, Herausgeber des „New Yorker Echo“, hat die Anschaffung der Jahrgänge 1—7 seiner Wochenschrift ermöglicht, Jahrgang 5 bis dato schenkungsweise, ebenso 12 Bände und Pamphlete im September 1906.

Herr Alexander Schlesinger, New York, machte in der Zeit von November 1906 bis März 1907 umfassende Schenkungen von 26 Bänden, 263 Pamphleten, 90 kleinen Drucksachen, 46 Zeitschriften, 26 Zeitungen und 24 Photographien.

Herr Wilhelm Thiese, New York, überwies der Bibliothek im November 1906 als Geschenk 96 Bände und Pamphlete. Es befinden sich darunter Hefte von Jahrgang 1—12 der 1883 in New York gegründeten „Masonia, Organ für die Interessen der Freimaurerei in den Ver. Staaten“. Da die vorhandenen Jahrgänge leider mangelhaft sind, ist zu wünschen, daß uns von den deutschen Freimaurern New Yorks eine vollständige Serie der „Masonia“ beschafft wird. Von hohem Werth für unsere Sammlung sind des Weiteren in Herrn Thiese's

Schenkungen 67 Schriften des „Vereinigten Alten Ordens der Druiden“ und 12 Jahrgänge des „Erz-Druide“. (Ergänzende Schenkungen machte der Supreme-Sekretär des Ordens, Herr Henry Freudenthal, was an anderer Stelle näher erwähnt ist.)

Mrs. Woerishoffer, die Tochter Oswald Ottendorfer's und seiner unvergeßlichen Gattin Anna Ottendorfer, offerirte der Bibliothek im November 1906 als Geschenk 194 Bände, viele davon in vornehmen Einband. Von Deutsch-Amerikana ist nur ein kleiner Prozentsatz darunter, doch ist es am Platze, die Schenkung hier anzuführen, da sie aus einer unserer hervorragendsten deutsch-amerikanischen Familien kommt. Bemerkenswerth ist das circa 16 Pfund schwere Prachtwerk „Prince Henry of Prussia in America, historical review of His Royal Highness' American travels,“ New York, 1903, herausgegeben von Heinrich Charles.

Von Herrn E. W. Redefe, New York, wurden der Sammlung im Dezember 1906, 6 Bände, 75 Pamphlete und 54 kleine Drucksachen, zum größten Theil Vereins-Schriften, überwiesen.

Herr Karl M. M. Scholz, Baltimore, der schon 1903 und 1905 eine größere Anzahl von Publikationen schenkte, sandte weitere 21 Pamphlete im August 1907. Auch erhielten wir auf seine Veranlassung von der „German Publ. Co.“ ein Exemplar des Prachtwerkes „Das neue Baltimore, mit besonderer Berücksichtigung der Deutsch-Amerikaner im Geschäftsleben, 1905“.

Herr Prof. C. D. Schoenrich, Baltimore, ist ebenfalls ein eifriger Förderer unserer Sammlung, was er im Februar 1907 durch Uebersendung von 18 Bänden und 60 Pamphleten, nebst kleinen Drucksachen, bewies. Außerdem bewog er den früheren Bürgermeister von Baltimore, Hon. Mcaeus Cooper, sein Exemplar des 1887 vom „Deutschen Literarischen Bureau“ herausgegebenen Werkes „Baltimore, seine Vergangenheit

heit und Gegenwart, mit besonderer Berücksichtigung des deutschen Elementes“, unserer Bibliothek zu schenken. Das Buch ist selten geworden, da viele Kopien während des großen Feuers in Baltimore im Februar 1904 vernichtet wurden. Meine früheren Versuche, das Buch für die Bibliothek aufzutreiben, waren resultatlos geblieben.

Die Herausgeber der „Daytoner Volks-Zeitung“ in Dayton, Ohio, sandten im Juni 1906 eine Kiste mit den gebundenen Jahrgängen 1—7, 9—12 (1894—1906) ihrer Sonntagsbeilage „Gedenk-Blätter“ als Geschenk. Im Mai 1907 folgte ein Paket mit 2 Bänden und 40 Pamphleten. Dieselben wurden fast alle in deren Druckerei hergestellt und bestehen hauptsächlich aus Schriften der deutschen Vereine in Dayton.

Herr Prof. Dr. Otto Keller von der „Washington University“ in St. Louis, bekundete sein warmes Interesse für unsere Sammlung in einem Briefe im März 1907. Anfang Juni übermittelte er eine Schenkung von 2 Bänden und 22 Pamphleten, nebst verschiedenen Zeitschriften.

Von Herrn Pastor Dr. Pedro Algen in St. Louis erhielten wir während 1906—07 als Geschenk 9 Bände und 3 Pamphlete, darunter 5 seiner eigenen Gedichtsammlungen, des Weiteren Jahrgang 1—6 des „Protestantischen Familien-Blatt“, welches sein Vorgänger, Pastor F. G. Eberhard, von 1873—1886 herausgab. Wer ist in der Lage unserer Sammlung die Jahrgänge 7—13 (1880—86) zu überlassen?

Herr Henry Freudenthal in Albany, N. Y., Supreme-Sekretär des „Vereinigten Alten Ordens der Druiden“, stellte uns im Juni und Dezember 1907 circa 140 Bände und Pamphlete der Verhandlungen, Statuten und anderer Druckfachen des Ordens von 1849—1906, ebenso 4 Jahrgänge des „Erz-Druide“ zur Verfügung. Mit der früheren Schenkung des Herrn Thiese sind wir nunmehr im Besitz von über 200 Schriften des „B. N. O. D.“ und der Jahr-

gänge 1—2, 4—6, 14—25 des „Erz-Druide“. Von Jahrgang 24 fehlen jedoch Heft 4 und 8. Wer kann diese und die Jahrgänge 3, 7—13 liefern? Die Monatschrift erschien von 1866—90, zuerst in Quincy, Ill., dann in Albany, N. Y.

Von Herrn Georg F. Lehmann, Redakteur der „Buffalo Freie Presse“, traf im Juli 1907 eine Sendung mit 31 Schriften deutscher Vereine und Institute von Buffalo ein.

Der Deutsch-Amerikanische Nationalbund überwies der Sammlung Anfang Oktober 1907 durch seinen Sekretär, Herrn Adolph Timm in Philadelphia, 1 Band, 39 Pamphlete, 125 Circulars und kleine Druckfachen, wovon die meisten vom Nationalbund herausgegeben sind. Nun ist die Reihe an den Staats- und Lokalverbänden, ein Gleiches zu thun. Interessenten, besonders Sekretäre von Vereinen und Verbänden, könnten die Schriften und Druckfachen auf eigene Faust zusammen bringen und an unsere Adresse schicken. Die Sache ist so einfach, daß umständliche Debatten und Beschlusfassungen der Plenarsitzungen unnötig erscheinen.

Herr C. F. Such in Philadelphia, Vorfürer des Archiv-Comites der „Deutschen Gesellschaft von Pennsylvania“, bereicherte die Sammlung bis Ende 1907 um 4 Bände und 32 Pamphlete. Außerdem verdanken wir ihm die Uebersendung der bisher erschienenen Hefte der „Mittheilungen des Deutschen Pionier-Vereins von Philadelphia“.

Der Vorstand des „Allgemeinen Deutschen Sprachvereins“ in Berlin sandte im Oktober 1907, auf Veranlassung von Herrn Dr. Georg Rodemann, Vorfürer des Zweigvereins New York, die Jahrgänge 1—21 (1886—1906) seiner „Zeitschrift“ und die „Wissenschaftlichen Beihefte“, Nr. 1—29, (seit 1891 erschienen).

Herr F. S. Rohmann, Lehrer an der deutschen Schule in Comfort, Texas, opferte

aus seiner Privatbibliothek den uns fehlenden Jahrgang 1 (1888/89) der von Konrad Riez in New York herausgegebenen Monatschrift „Deutsch-Amerikanische Dichtung“, (die leider wegen Mangel an Unterstützung mit Jahrgang 2 einging). Herr Rohmann schenkte ferner die 1870 von E. Steiger in New York herausgegebene Gedichtsammlung „Heimathgrüße aus Amerika“, (3. Auflage); die Jahrgänge 1—8 der von 1884—91 in Milwaukee herausgegebenen „Lehrerpost, Offizielles Organ des Deutsch-Amerikanischen Lehrerbundes“, soweit die Hefte in seinem Besitz waren. Unserer Serie fehlen jetzt noch Jahrg. 1, Heft 1; Jahrg. 2, Heft 7—9; Jahrg. 3, Heft 5—7; Jahrg. 4, Heft 1—3, 9; Jahrg. 5, Heft 10, 14, 15, 17, 18; Jahrg. 6, Heft 5, 6, 8, 18, 20, 21. Wer kann diese Lücken für Geld oder gute Worte ausfüllen?

Von der „Freidenker Publishing Co.“ in Milwaukee gingen uns gerade vor Schluß des Jahres 1907, am 30. Dezember, als Geschenk die Jahrgänge 1—18 (1885—1902) der „Amerikanischen Turnzeitung“ und die Jahrgänge 14—27 (1885—1898) des „Freidenker“ zu. Die späteren Jahrgänge bis dato hatten wir bereits vorher von den Herausgebern als laufende Nummern erhalten. Jetzt suchen wir noch die Jahrgänge 1—13 des „Freidenker“. Die Spalten der laufenden Nummern, als auch die der „Turnzeitung“, sind uns in lebenswürdiger Weise von den Herausgebern zur Aufnahme von Aufrufen um Einsendung der unserer Sammlung fehlenden Publikationen der Freidenker, des Turnwesens, der deutsch-amerikanischen Schulbestrebungen u. s. w., offerirt worden.

Das Carl Schurz Album, zwei umfangreiche, in schwarzes Maroquin-Beder gebundene Klebebände mit Auschnitten von amerikanischen, deutschen und englischen Zeitungen, welche Nekrologe und Charakterisken über Schurz veröffentlichten, kam ebenfalls kurz vor Schluß des Jahres 1907

in den Besitz der Bibliothek. Das Album wurde im Auftrag und auf Kosten des „German Carl Schurz Memorial Committee“ von Otto Spengler zusammen gestellt, um der „New York Public Library“ einverleibt zu werden, nachdem es circa 5 Monate in der Niederfranz-Halle ausgestellt war. Die Verschiedenheit der Charakterisken erhöht den Werth des Albums als Quellenmaterial für den künftigen Biographen Schurz'.

F. M. Sorge's Bibliothek.

Im Anschluß an die Besprechung über die Schenkungen für die deutsch-amerikanische Sammlung muß hier eines bekannten Deutsch-Amerikaners gedacht werden, nämlich F. M. Sorge's, der von 1899 bis zu seinem im Oktober 1906 erfolgten Tode und durch testamentarische Bestimmung der „New York Public Library“ über 700 Bände, 1425 Pamphlete, circa 1000 Nummern von Zeitungen und 239 an ihn gerichtete Manuscript-Briefe von Karl Marx, Friedrich Engels, Johann Philip Becker, Joseph Dietgen u. A., in den Jahren 1867 bis 1895 über die Arbeiter-, politischen und sozialistischen Bewegungen dieser Periode in Europa und Amerika schenkte. Die Mehrzahl der geschenkten Bücher behandelt dasselbe Gebiet. Die verschiedenen Sendungen gingen nach der „Astor Library“, so daß es sich meiner Kontrolle entzog, den Prozentsatz von Deutsch-Amerikana in der Gesamt-Schenkung festzustellen. Hier möchte ich auf die Jahrgänge des von Karl Heinzen 1854 in Louisville, Ky., gegründeten „Pionier“ aufmerksam machen. Heinzen gab denselben bald darauf in Cincinnati, dann in New York und von 1859 bis zu seinem Tode 1880 in Boston heraus. F. M. Sorge's Schenkung umfaßt die Jahrgänge 5—19 (1858—1872), doch hat die Serie folgende Lücken: In Jahrg. 6 (1859), Nr. 30 und 52; Jahrg. 9 (1862), Nr. 2; Jahr-

gang 19 (1872), Nr. 33, 45—52. Die Bibliothek ist bereit, die fehlenden Nummern und die Jahrgänge 1—4, 20—27, käuflich zu erwerben. Schenkungen sind natürlich noch erwünscht.

Duplikate.

Mit den Jahren haben sich einige Hundert Duplikate angesammelt, die im Austausch mit anderen Bibliotheken verwendet werden. Dabei sollen in Betracht kommen: das Archiv der „Deutschen Gesellschaft von Pennsylvanien“ in Philadelphia; die 1886 gegründete „Society for the History of the Germans in Maryland“ in Baltimore; die 1901 gegründete „Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft von Illinois“ in Chicago; die „Library of Congress“ in Washington u. a.

Ankäufe.

Da uns immer noch kein Spezialfond zur Verfügung steht, konnten meine 267 Empfehlungen für Neuanschaffungen in den Jahren 1906—07 nicht alle berücksichtigt werden. Die Anzahl der käuflich erworbenen Werke, ungefähr 175 Titel, ist trotzdem erfreulich. Nur die wichtigsten können hier angeführt werden:

„Amerikanische Schulzeitung, Organ des Deutsch-Amerikanischen Lehrerbundes“, seit Juni 1875 fortgesetzt unter dem Titel „Erziehungs-Blätter für Schule und Haus“, Jahrgang 1—12, 15—29, Heft 1—9 (soweit erschienen). Es fehlen aber Heft 1 von Jahrg. 3 (Sept. 1872), Heft 8 je von Jahrg. 6 (Mai 1876), Jahrg. 7 (Mai 1877), Jahrg. 9 (Mai 1879). Diese Hefte, als auch die Jahrgänge 13—14, werden zur Vervollständigung unserer Serie dringend gewünscht. Die Monatschrift wurde von W. N. Sailmann in Louisville, Ky., 1870 gegründet und nach einigen Jahren nach Milwaukee verlegt, wo sie mit dem Juni-Heft 1899 einging. Unter den späteren Redakteuren sind zu nennen Carl

S. Dörflinger, Dr. L. N. Nlemm, Dr. S. S. Fick, Dr. W. P. E. Großmann u. A.

„Atlantis“, eine Monatschrift für Wissenschaft, Politik und Poesie“, herausgegeben von Christian Essellen, neue Folge, Band 2—6 (Jan. 1855 bis Dez. 1857); Band 8, Heft 1, 2 und 6 (Jan., Feb. und Juni 1858); Band 9, Heft 1—4 (Juli bis Okt. 1858). Essellen gab die „Atlantis“ von 1853—59 heraus und zwar in folgenden Städten: Detroit, Milwaukee, Chicago, Cleveland, wieder in Detroit, dann in Buffalo, zuletzt in New York, wo er im Mai 1859 in ärmlichen Verhältnissen im Hospital auf Ward's Island starb. Mangel an Unterstützung seines literarischen Unternehmens, vor Allem die Nichtzahlung von vielen seiner Abonnenten richteten den ideal strebenden Mann schließlich zu Grunde. — Trotz eifriger Umschau und Korrespondenz ist es mir noch nicht gelungen, die uns fehlenden Bände und Hefte aufzutreiben. Wer kann aushelfen?

„Vorwärts! Eine Zeitschrift für wissenschaftliche und religiöse Bildung“, herausgegeben von Robert Clemen, Jahrgang 1—2, Columbus, Ohio, 1847/49.

„Wächter am Ohio“, Portsmouth, D., herausgegeben von J. M. Broome, Jahrgang 1, Nr. 3—31, 33—39, 42—46, 48—52, (5. Okt. 1860 bis 29. Aug. 1861), ist nur soweit erschienen. Broome trat dann als 1. Leutnant einer deutschen Compagnie, die sich der Brigade unter dem Befehl von General August Willich anschloß, in den Kriegsdienst der Ver. Staaten.

Von den käuflich erworbenen Büchern sind besonders hervorzuheben:

Benjamin Franklin's „Memorial of the case of the German emigrants settled in the British colonies of Pensilvania and the back of parts of Maryland, Virginia etc.“, London, 1754.

„Nachrichten von den vereinigten deutschen evangelisch-lutherischen Gemeinden in

Nord-Amerika, absonderlich in Pennsylvania (allgemein als „Galle'sche Nachrichten“ bekannt), Galle, 1787, in 2 Bänden; ebenso die Neuauflage, hrsg. von W. J. Mann, B. M. Schmuder und W. Hermann, mit kritischen Erläuterungen und einem Register, Allentown, Pa., 1886 und Philadelphia, 1895. Eine englische Uebersetzung von Dr. J. Oswald wurde in Philadelphia 1880—81 in 2 Bänden veröffentlicht, wovon wir leider nur den 2. Band besitzen. Die 1882 in Reading, Pa., erschienene Uebersetzung von Rev. C. W. Schaeffer fehlt unserer Bibliothek desgleichen. Die „Galle'schen Nachrichten“ bilden eine reiche Fundgrube für die Geschichte der Deutsch-Amerikaner im 18. Jahrhundert, besonders aber der Lutheraner.

Gottlieb H. Mühlenberg's „Eine Rede gehalten den 6. Juni 1787, bey der Einweihung von der Deutschen Hohen Schule oder Franklin Collegium in Lancaster, Pa.“ (Jetzt unter dem Namen „Franklin und Marshall College“ bekannt.)

Moritz von Fürstentwärtner's „Der Deutsche in Nord-Amerika“, Stuttgart, 1818.

Emil Klauprecht's „Deutsche Chronik in der Geschichte des Ohio-Thales und seiner Hauptstadt Cincinnati . . .“, Cincinnati, 1864.

L. Stierlin's „Der Staat Kentucky und die Stadt Louisville, mit besonderer Berücksichtigung des deutschen Elementes“, Louisville, 1873.

„Pennsylvania-German Society,” Bd. 1 (1891, den ich lange Zeit vergeblich, weil sehr selten, suchte), dann die späteren Bände 15 und 16.

Rev. F. V. Veß' „Eine populäre Geschichte der Stadt Peoria, Ill.“, 1906.

Adolf Halbijaner's „Aus Hermann's früheren Tagen, historische Skizzen“ über die deutsche Stadt Hermann, Mo., (ein

Heftband mit 84 Artikeln aus dem „Germaner Wochenblatt“, 1901—03).

William G. Vef's „The German Settlement Society of Philadelphia and its colony, Hermann, Missouri,” Philadelphia, 1907. (Americana-Germanica, new series, No. 5.)

Die während 1906—07 veröffentlichten Werke allgemeinen Charakters über die Ver. Staaten wurden beinahe alle gekauft.

Das Abonnement auf folgende Zeitschriften wurde fortgesetzt:

„German American Annals,” Philadelphia, Pa., (seit 1897); „The Pennsylvania-German,” East Greenville, Pa., (seit 1900); „Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter“, Chicago, Ill., (seit 1901); „Die Glocke“, Chicago, Ill. (seit 1906).

Benutzung der deutsch-amerikanischen Sammlung.

„Klappern gehört zum Handwerk“, wird man auch scherzend dem Bibliothekar sagen, der die Bücherkäufe seines Institutes anpreist. — Die über das ganze Land verstreute große Gemeinde der Freunde und Gönner unserer Sammlung hat ein gutes Recht, über die Benutzung seitens der Schriftsteller und Historiker, als auch des großen Publikums, unterrichtet zu werden. Darüber ist leider keine besondere Statistik geführt worden. Das am meisten benutzte Buch ist L. F. Chambers' „The early Germans of New Jersey, their history, churches and genealogies,” 1895. Die zweitgrößte Nachfrage ist nach den Publikationen der „Pennsylvania-German Society,” dann nach der Monatschrift „The Pennsylvania-German.”

Tausende werden sich an den epochmachenden Artikel Herbert N. Casson's „The Germans in America” in „Munsey's Magazine,” März 1906, erinnern, da er in der Uebersetzung in vielen deutschen Zeitungen abgedruckt wurde. Der Aufsatz ist

zum größten Theil an der Hand unserer deutsch-amerikanischen Sammlung geschrieben worden und habe ich in meinem Enthusiasmus dem Verfasser viele Stunden meiner freien Zeit geopfert.

Mehrere Bände der von Prof. M. D. Learned redigierten Monographien-Serie "Americana - Germanica, new series," wurden unter theilweiser Benützung unserer Bibliothek abgefaßt, vornehmlich E. J. Davis' "Translations of German poetry in American magazines 1741—1810"; E. C. Parry's "Schiller in America, a contribution to the literature of the poet's centenary, 1905"; "Philipp Waldeck's diary of the American Revolution," herausgegeben von Prof. Learned selbst.

Von der "Yale University" in New Haven, Conn., kamen auf Anregung des seitdem, am 24. Februar 1908, verstorbenen Professors der Geschichte, Edward Gaylord Bourne, die Herren Gilbert G. Benjamin und Luther Anderson, um ihre Dissertationen für den Grad "Doctor of Philosophy" auszuarbeiten. Herr Anderson behandelte die Geschichte der Salzburger Lutheraner im Staate Georgia während des 18. Jahrhunderts, wofür ihm unsere Bände von Samuel Ursperger's „Ausführliche Nachrichten von den Salzburgerischen Emigranten . . .“, Halle, 1735—1752, und sein „Amerikanisches Ackerwerk Gottes, oder zuverlässige Nachrichten, den Zustand der amerikanisch englischen Pflanzstadt Ebenezer in Georgien betreffend. . .“, Augsburg, 1754—1757, vorzüglich zu statten kamen.

Herr Benjamin wählte die Geschichte der Deutschen in Texas. Diese Abhandlung wird in erweiterter Form demnächst in "German American Annals" veröffentlicht werden.

Herr Rudolf Cronau, New York, machte fleißigen Gebrauch der Bibliothek für die Bearbeitung seines Werkes „Das deutsche

Element in den Vereinigten Staaten“, wofür ihm kürzlich der \$2000-Preis der Konrad Seipp-Stiftung zuerkannt wurde.

Einem der Hauptverwalter der Seipp-Stiftung, Herrn General-Konsul Dr. Walther Weber in Chicago, wurde bereits im Dezember 1905 brieflich Auskunft über die in Frage kommenden Illustrationen für die Preiswerke ertheilt. Im November 1907 sprach Herr Dr. Weber persönlich in derselben Angelegenheit im "Lenox Library Building" vor.

Selbst bis nach Paris ist die Kunde von unserer deutsch-amerikanischen Sammlung gedrungen. Der dortige Professor Camille Pitollet, ständiger Mitarbeiter der "Revue Germanique" (erscheint seit 1905), ist mit einer Biographie Gottfried Kinkel's beschäftigt. Kinkel's Rettung durch Karl Schurz aus dem Gefängniß in Spandau, sein Aufenthalt in Amerika u. a. sind neuerdings durch die Veröffentlichung von Schurz' Lebenserinnerungen wieder bekannter geworden. Prof. Pitollet schrieb mir, daß er für sein Werk Abschriften aus der in New York von 1843—47 erschienenen „Deutschen Schnellpost“ und dem um 1852 hrsg. „New Yorker Republikaner“ bedarf. Leider konnte ich diese Zeitungen noch nicht für unsere Bibliothek beschaffen, oder deren Vorhandensein anderswo ausfindig machen. Die Wissenschaft ist international, deshalb sollte man dem Pariser Gelehrten helfen. Verschiedene Abschriften aus alten Jahrgängen der „N. Y. Staats-Zeitung“ habe ich ihm bereits geliefert. Wer besitzt die „Deutsche Schnellpost“ und den „New Yorker Republikaner“ und gestattet mir Einsicht darin, um Prof. Pitollet in seiner verdienstlichen Kinkel-Biographie förderlich zu sein?

Herr Prof. Dr. Otto Sellen von der "Washington University" in St. Louis, ist mit der Redaktion einer neuen kritischen Ausgabe von Karl Postel's (Charles Sealsfield) Werken betraut worden. (Jede eini-

germaßen literarisch-gebildete Person kennt dieselben). Für diesen Zweck benutzte er in unserer Bibliothek in ausgiebiger Weise alte New Yorker Zeitungen, für welche Postel seiner Zeit Beiträge lieferte. Herr Prof. Selter hat einjährigen Urlaub genommen, um weiteren Forschungen in Europa nachzugehen. Nach dort habe ich ihm auch brieflich Mithilfe geleistet.

Herr Dr. Albert S. W. Kern, Jamaica, N. Y., macht eifrige Forschungen in der Bibliothek für die Bearbeitung eines Werkes, worüber später mehr verlauten wird.

Vielversprechend sind auch die gründlichen Studien und Vorarbeiten des Herrn Otto Zohr, (aus der Bodensee-Gegend des Schwabenlandes). Sein Plan umfaßt die Herausgabe von Monographien über folgende Themata: 1. Die Deutschen in New-Amsterdam und der Kolonie New York im 17. Jahrhundert; 2. die Einwanderung der Pfälzer; 3. John Conrad Weiser; 4. Geschichte der Württemberger in den Ver. Staaten; 5. Schwäbisch-Amerikanische Biographien.

Zur Aufklärung.

Bei den meisten deutschen Unternehmungen ist es Brauch, ein „Ehren-Komitee“ zu ernennen. Diese Formalität ist bei dem Aufbau der deutsch-amerikanischen Sammlung unterblieben. Zu erster Linie gebührt der Dank für die Förderung der Arbeit dem Direktor der „New York Public Library.“ Herrn Dr. John E. Billings, und meinem direkten Vorgesetzten in der „Lenox Library“, Herrn Oberbibliothekar Wilberforce Games, welche mir gestatteten, im Namen der Bibliothek Propaganda für die Sammlung zu machen. Durch diese Agitation sind manche Redakteure von auswärtigen Zeitungen zu dem Schluß gekommen, daß ich der Vorsteher einer deutschen Abtheilung der Bibliothek sei. Um diese Auffassung richtig zu stellen hiermit zur Erklärung,

daß es offiziell noch keine solche besondere Abtheilung giebt. Meine Stellung ist: „Assistant Librarian“ (Hilfsbibliothekar) an der „Lenox Library.“ Letztere wird mit der „Astor Library“ im neuen Gebäude an 5. Ave., zwischen 40. und 42. Straße, untergebracht werden.

Die zahlreichen Geber und Gönner der Sammlung, vor Allem die Zeitungs-herausgeber und Redakteure, welche meine Bestrebungen unterstützten, sind als ein *thätig*es „Ehren-Komitee“ zu betrachten. Ohne diese große Mithilfe hätte sich das Wachsthum der Sammlung auf die Ankäufe beschränken müssen.

Schlußbemerkungen.

Es wäre noch manches über die Pläne für den weiteren Ausbau unserer deutsch-amerikanischen Sammlung zu berichten. Mein Bericht für 1904—05 enthält ein Verzeichniß deutsch-amerikanischer Schriftsteller, von denen belletristische Werke in der Bibliothek vorhanden sind. Die neue revidierte Liste muß wegen seiner Länge dieses Mal auf kurze Zeit verschoben werden.

Ein Hinweis auf die mehr als 200 deutschen Werke mit Beschreibungen von Land und Leuten der Ver. Staaten und Winke für Forscher zur Nutzbarmachung dieser Literatur muß ebenfalls jetzt wegen Raum- und Zeitmangel zurückgelegt werden.

Dasselbe gilt von den Berichten und anderen Drucksachen der großen nationalen Verbände und Unterstützungs-Vereine. Gerade in diesen Kreisen trifft man aber auf so viel Gleichgültigkeit, daß einem die auf die Korrespondenz verwendete Zeit leid thun möchte. Es läßt sich natürlich kein Druck oder Zwang ausüben. Diese Vereinigungen erklären in ihren Statuten fast ohne Ausnahme, daß sie für deutsche Sprache, deutsches Wesen und für alle Interessen der Deutsch-Amerikaner eintreten. Bei nicht wenigen ist es aber nur leeres Gerede, wie

ich bei meinen uneigennütigen Bestrebungen, deren Druckfachen für die deutsch-amerikanische Forschung zu sammeln, erfahren habe. Im Laufe des Jahres werde ich nochmals überall anklopfen und über den Erfolg berichten. Da aber auch die fruchtlose Arbeit Zeitopfer kostet, werde ich nicht zö-

gern, auch die gleichgültigen Verbände und Vereine in der Presse zu erwähnen. Vielleicht finden sich dann Leute, welche die zuständigen Beamten aufrütteln.

Richard E. Selbig,

Lenox Library Building,
5. Ave. und 70. Str., New York.

Geschichte der Deutschen Quincy's.

Von Heinrich Vornmann.

XXX.

Unter den ersten Deutschen, die nach Quincy kamen, bildeten die Wadenser die Vorhut. Es war im Jahre 1833, als zwei- und zwanzig Familien aus Herboldsheim, Waden, die alte Heimath verließen, Quincy war das Ziel ihrer Reise. Dieselben waren dazu veranlaßt worden durch Anton Delabar, welcher sich im genannten Jahre hier niedergelassen hatte. Nachdem die Leute, von denen viele dem Ackerbau nachgingen, hier angesiedelt waren, machte sich bald die Nothwendigkeit eines Schmiedes und Wagenmachers geltend, da keiner in dem Orte war. Und so schrieben sie denn an Johannes Paul Eppler in Herboldsheim, er solle herüberkommen. Derselbe war am 29. Juni 1803 in genanntem Orte geboren, und hatte in seiner Heimath die Wagenmacherei gelernt, beides die Schmiede- und Holzarbeit. Wie es damals bei allen Handwerksgejellen der Brauch war, nachdem sie ihre Lehrzeit überstanden hatten, so wanderte auch Eppler in die Fremde, um die Welt kennen zu lernen und sich in seinem Handwerk zu vervollkommen. Auf seiner Wanderschaft kam er nach Wien, wo er sechs Jahre lang seinem Gewerbe oblag, worauf er nach Herboldsheim zurückkehrte und eine eigene Werkstatte eröffnete. Nebenbei war er auch Dirigent der Musikkapelle und des Streichorchesters der Ortschaft.

Im Jahre 1834 trat Johannes Paul Eppler in Herboldsheim mit Anna Marie Raes in die Ehe. Durch den Briefwechsel zwischen den in Quincy angesiedelten und den in der alten Heimath gebliebenen Bekannten und Verwandten wurde er schließlich veranlaßt, seine Fähigkeiten in Herboldsheim zu verkaufen und mit Frau und Kind, einem Sohne, ebenfalls die Reise nach der neuen Welt anzutreten, und zwar im Jahre 1837. Es nahm 14 Tage, um von Herboldsheim nach Bremen zu gelangen; die Reise über den Ocean dauerte 72 Tage. In New York landend, zogen sie nach Buffalo weiter. Schwere Erkrankung und der Tod des Sohnes hielt sie mehrere Wochen in Buffalo fest. Die Reise nach dem Westen war eine beschwerliche; sie ging über Land mit einem von Ochsen gezogenen Wagen, über Cincinnati und Vandalia nach Chicago und von da mit Pferden nach Quincy, wo sie im Frühjahr 1838 anlangten. Da sie auf ihrer Reise von Buffalo nach Westen viel unter dem Mangel von gutem Trinkwasser zu leiden hatten, so schaute sich Eppler bei seiner Ankunft in Quincy nach einem Platze um, wo Trinkwasser zu haben war. Nahe der City Spring kaufte er einen Bauplatz und errichtete eigenhändig eine kleine Blockhütte als Wohnhaus, und in ähnlicher Weise eine Schmiede; das Wohnhaus maß 16 Fuß,

die Schmiede 14 Fuß im Geviert. Etwa sechs Monate später brannte in einer Winternacht die Werkstatt nieder, wurde jedoch im folgenden Frühjahr wieder aufgebaut, größer und besser als zuvor. Das Unternehmen war erfolgreich, da Epple zu jener Zeit der einzige deutsche Schmied und Wagenmacher in Quincy war. Später kaufte er ein Grundstück an der Südseite der Hampshire, zwischen 3. und 4. Straße, wo er eine neue Werkstatt errichtete. Timothy Rogers, ein Wagenmacher, war der Konkurrent im Geschäft, und die beiden reisten zuweilen nach New York, um Kutschen zu kaufen, und nach Indiana, wo sie Hickory-Holz kauften. Die erste Kutsche, welche in allen ihren Theilen in Quincy gebaut wurde, ward von Epple hergestellt, und zwar für D. S. Browning, den späteren Senator und Generalanwalt in Lincoln's Cabinet.

Johannes Paul Epple war der erste Marktmeister in Quincy, und verwaltete das Amt von 1844 bis 1862. Seinen Bemühungen war es zu verdanken, daß das erste Markthaus an 3. und Hampshire Straße errichtet wurde, wo jetzt das städtische Rathhaus steht. Es waren fünf Fleischerstände darin, und in jedem war ein Deutscher.

Schon zu jener Zeit gab es viele Deutsche in Quincy, aber es fehlte an einer Halle, die sich als Ort zur Veranstaltung von Vergnügungen geeignet hätte. Um diesem Bedürfniß gerecht zu werden, ließ Epple einen zweistöckigen Backsteinbau an der Hampshire, zwischen 3. und 4. Str., errichten. Das Gebäude hatte eine Breite von etwa 60 Fuß, bei einer Tiefe von 125 Fuß. Im unteren Stockwerk war ein Restaurant und eine Bierwirtschaft, im oberen Stockwerk ein Theaterraum, mit Bühne und Gallerie. Für jene Zeiten war es ein recht ansehnliches Lokal und das erste große Theater in der Stadt; viele Schauspiele wurden dort aufgeführt, deutsche und englische, und viele Zusammenkünfte und Gesellschaften fanden

dort statt, besonders von den Deutschen Quincy's.

Etwa um das Jahr 1870 zog sich Johannes Paul Epple vom aktiven Leben zurück, vermietete das Gebäude und verkaufte sein Geschäft. Dann kaufte er eine Heimstätte an 25. Straße, zwischen Maine und Broadway, wo er bis zu seinem am 14. Oktober 1877 erfolgten Tode wohnte. Die Frau schied am 18. April 1881 aus dem Leben. Die Kinder des Ehepaares waren: Alexander, starb zu Buffalo, N. Y.; Caroline, spätere Frau J. S. Brockscheidt, starb am 8. April 1876; Catharine, spätere Frau Amandus Hendrich, lebt noch; Marie, spätere Frau Michael Arnold, lebt noch; Elisabeth, spätere Frau Caspar Arnold, starb im Jahre 1903 nahe Belleville, Ill., und Johann S. Epple, lebt in St. Louis.

Von den alten Pionieren, die vor 50 und 60 oder auch mehr Jahren aus der alten Heimath nach dieser Gegend kamen, leben nur noch wenige, und diejenigen, die noch unter uns weilen, leben in der Stille ganz unbeachtet, bis der Tod eintritt. Dann wird das Interesse des Geschichtsforschers rege, und er beginnt sich zu erkundigen. So war es auch, als Ende Juni ds. Jrs. zu Golden in diesem County die alte Pionierin, Frau *J ä f f e B u ß - F l e s s n e r* aus dem Leben schied, die 60 Jahre im County gewohnt, und deren erster Gatte ihr vor nahezu 50 Jahren im Tode vorausgegangen war: *J o h a n n G e r d e s B u ß* wurde geboren am 17. Januar 1812 zu Ludwigsdorf, Ostfriesland. Am 2. Februar 1810 ließ er sich mit *J ä f f e E l e r s* trauen, die am 9. Juni 1822 zu Westerende bei Aurich, Ostfriesland, geboren war. Das Paar wohnte bis zum 12. März 1848 zu Ludwigsdorf, an welchem Tage sie die alte Heimath verließen, um am 9. Mai in New Orleans zu landen. Ihr Ziel war Texas; schließlich aber wandten sie sich nach St. Louis, um einen Bekannten in Waterloo, Illinois, zu erreichen. In St. Louis aber

rieth man ihnen ab, weil die Gegend um Waterloo zu niedrig sei; besser wäre es, wenn sie nach Quincy reisten, wo schon viele Deutsche seien, und so kamen sie am 18. Mai nach Quincy. Durch den alten Pionier Johann Gerhard Rurf wurden sie dann veranlaßt, sich auf der Prairie im nordöstlichen Theile von Adams County niederzulassen, damals eine wilde Gegend, heute aber durch die kräftigen Arme der ostfriesischen Alten in blühende Gefilde umgewandelt. Besteht doch die deutsche Einwohnerchaft bei Golden zu 95 Prozent aus Ostfriesen. Am 4. Februar 1859 starb Johann Gerdes Buß. Seine Wittve heirathete in 1875 einen Jugendfreund, Heinrich M. Flesner, der in 1897 starb. Von den 10 Kindern des Ehepaares Buß leben noch 5, Weert und Gilert Buß in Golden, Heinrich und Johann Buß in De Witt, Nebraska, und Frau Janne Müller bei Hull, Illinois; ferner 46 Enkel und 59 Urenkel.

Gerhard Müller, geboren am 13. Mai 1801 zu Norden, Ostfriesland, erlernte in der alten Heimath das Schuhmacherhandwerk und trat dort mit Thoma Voelmeyer in die Ehe; die Frau war am 17. April 1820 ebenfalls zu Norden geboren. Im Jahre 1849 wanderte die Familie nach den Ver. Staaten aus, im Herbst in New Orleans landend, wo sie den Winter über blieben. Im Frühjahr 1850 traten sie die Reise nach Norden an, über St. Louis nach Quincy, wo sie am 15. April ankamen. Gerhard Müller widmete sich hier viele Jahre seinem Handwerk und schied am 10. Juli 1876 aus dem Leben. Die Frau betrieb viele Jahre ein Fuhrwaaren-Geschäft und starb am 3. September 1891.

Der am 4. Januar 1848 zu Norden geborene Bernard H. Miller, der älteste Sohn des vorgenannten Ehepaares, kam im Jahre 1849 mit seinen Eltern in dieses Land, besuchte die Schulen dieser

Stadt, und begab sich im Jahre 1864 nach St. Louis, wo er in das College of Pharmacy eintrat und sich auf den Apotheker-Beruf vorbereitete. Im Herbst des Jahres 1866 trat er in die Dienste der Firma Sommer & Mez, Apotheker in dieser Stadt; im Jahre 1868 ging er eine geschäftliche Verbindung mit Georg Terdenge ein, und später wurde er Mitglied der Firma Sommer, Miller & Terdenge; jetzt steht er an der Spitze der Miller & Arthur Drug Co.

Gerhard Miller, der zweite Sohn des Ehepaares Gerhard Müller, welcher Reisender für eine Großhandlung in Farben, Oel und Firniß war, kam vor 25 Jahren in St. Louis um's Leben, indem er unter die Trümmer eines einstürzenden Gebäudes gerieth. Die in Norden geborene älteste Tochter Antje ist die Frau des Maschinisten Leslie Williamson in dieser Stadt; eine andere Tochter, Etta, ist mit Jesse Laird verheirathet und betreibt ein Kosthaus in dieser Stadt.

Der im Jahre 1799 im Fürstenthum Waldeck geborene Louis Pittmann kam im Jahre 1851 mit seiner Familie über New Orleans nach Quincy, von wo er nach kurzem Aufenthalt nach Liberty Township zog und dem Ackerbau oblag. Später zog er nach Keene Township, wo er am 26. März 1884 starb. Der am 12. April 1842 in Waldeck geborene Sohn Louis lebt jetzt in Loraine im Ruhestande.

Heinrich Jhrig, geboren am 24. Dezember 1828 im Großherzogthum Hessen, kam im Jahre 1852 nach diesem County, wo er bis zu seinem am 24. März 1893 erfolgten Tode sich der Landwirthschaft widmete. Seine Frau Elisabeth, geb. Dingeldein, hatte am 27. Mai 1830 zu Groß-Bieberau, Großherzogthum Hessen, das Licht der Welt erblickt, und starb im Jahre 1903. Ein Sohn, Georg Jhrig, betreibt in Melrose Township Ackerbau; ein

anderer Sohn, Heinrich Thrig, ist in Houston Township; eine Tochter, Marie, ist die Frau von Wm. Boyer in Burton Township.

Johann C. Winter, geboren am 19. November 1836 zu Vickenbach, Großherzogthum Hessen, kam im Jahre 1852 nach den Ver. Staaten, am 1. Juni in New York landend. Im Jahre 1853 zog er nach St. Louis, wo er Dienst auf einem Dampfboot nahm. Im Laufe der Jahre diente er auf verschiedenen Dampfbooten, die auf dem Mississippi und dessen Nebenflüssen fuhrten, zuerst als Clerk, dann als Steuermann und endlich als Kapitän, bis im Frühjahr 1861 der Rebellionskrieg ausbrach. Sein Boot wurde im April 1861 zu Memphis angehalten, und die Offiziere und Mannschaft zur Treue gegen die konföderirte Flagge verpflichtet. Kapitän Winter schloß zur Zeit in seiner Kabine und wurde übersehen, bis das Vigilanzkomite zurückkehrte und ihm befahl, aufzustehen und den Treueid zu leisten. Der wackere Kapitän erklärte, er kenne keine andere Flagge als das Sternenhaupt, und trieb, mit dem Revolver in der Hand, das Komite vom Boote. Das Komite holte nun Verstärkungen und kam mit einer ganzen Compagnie von Bewaffneten, um ihn, todt oder lebend, vom Boote zu holen. Da gerade ein anderer Dampfer flufsaufwärts fuhr, so ließ sich Kapitän Winter von dem Kapitän jenes Bootes überreden, an Bord zu kommen, und wurde er dann 15 Meilen flufsaufwärts an der anderen Seite des Flusses an's Land gesetzt. Ein Regier diente ihm als Führer, bis er Birds Point, gegenüber von Cairo, Ill., erreichte. Von dort begab er sich nach St. Louis, wo er Anhänger der Union in der Turnhalle versammelt fand, und sofort in Co. A, 1. Missouri Infanterie-Regiment, Col. Frank P. Blair, eintrat. Kapitän Winter betheiligte sich an der Einnahme von Camp Jackson und nahm an den Kämpfen bei Booneville und Duck Springs theil, sowie an der Schlacht bei Wilson's

Creek, wo sein Regiment 130 Tode und 410 Verwundete hatte; er selbst erhielt 9 Kugeln in den Körper. Nach St. Louis zurückkehrend, wurde das Regiment als 1. Missouri Leichtes Artillerie-Regiment reorganisiert. Kapitän Winter ging nun zur Flotte über, half bei der Organisirung der Mississippi-Flotte, wurde Befehlshaber des Propeller „Laurel“, nahm an der Schlacht von Fort Henry theil und brachte das Kanonenboot „Essex“ in Sicherheit, nachdem dasselbe durch das Geschützfeuer der Rebellen untauglich geworden. Später betheiligte er sich an der Belagerung von Fort Pillow und Island No. 10. Sein Propeller wurde in Brand geschossen und infolge dessen dienstuntauglich. Nach der Reparatur des Propellers nahm er an dem Treffen auf dem Flusse bei Memphis theil, wo 3 Kanonenboote der Rebellen gefapert und 4 andere dienstuntauglich gemacht wurden. Kapitän Winter nahm auch an den Expeditionen nach Helena, Ark., und auf dem White River theil. Ferner betheiligte er sich an Kapitän Welke's Expedition auf dem Yazoo River im Jahre 1862, und blieb dort bis zur Einnahme von Vicksburg. Später diente er auf dem Kanonenboot „Tyler“, welches den Mississippi und dessen Nebenflüsse abpatronisirte, um die an den Ufern sich sammelnden Buschflepper zu vertreiben und den Verkehr auf den Flüssen freizuhalten. Im Jahre 1865 ausgemustert, diente er dann wieder auf Dampfbooten auf dem Mississippi. Am 22. Februar 1866 trat Kapitän Winter in Quincy mit Fräul. Vilette Thomas in die Ehe, einer Tochter des alten Pioniers Philip Thomas. Viele Jahre war Winter hier geschäftlich thätig, bis er im Jahre 1900 aus dem Leben schied; die Frau war ihm im Jahre 1894 im Tode vorausgegangen. Noch lebende Söhne sind: Wilhelm und Albert, in Quincy, und Harold in Billings, Montana; Töchter sind: Fräul. Jeanette und Fräul. Edith Winter in Quincy.

Der am 15. Juni 1836 zu Groß-Lafferde, Hannover, geborene **Carl Burgdorff** kam im Jahre 1854 nach Quincy, wo er sich der Gärtnerei widmete. Im Jahre 1860 trat Carl Burgdorff mit Friederike Frese in die Ehe. Die Frau war aus Döringhausen, Großherzogthum Hessen, gebürtig und im Jahre 1855 nach Quincy gekommen. Carl Burgdorff betrieb hier viele Jahre die Gärtnerei, hat sich aber nun vom aktiven Leben zurückgezogen. Die Frau starb im Jahre 1902. Ein Sohn, Friedrich, betreibt nun die Gärtnerei seines Vaters; außerdem leben noch sechs Töchter.

Gustav Stöckle, geboren am 2. August 1834 zu Herboldsheim, Baden, erlernte in der alten Heimath die Schuhmacherei. Seine Eltern waren Caspar Stöckle, die Mutter Margarethe Verblinger. Im Jahre 1855 wanderte Gustav Stöckle nach den Ver. Staaten aus und ließ sich in Quincy nieder, wo er seinem Handwerk nachging und viele Jahre einen Schuhladen betrieb. Hier trat er mit Therese Knamm in die Ehe; die Frau war zu Oberkirch, Baden, geboren. Am 7. Juni 1908 starb Gustav Stöckle. Die Frau lebt noch hier, sowie eine Schwester, Frau Caroline Sohn, sowie die Wittin von Ferdinand Sohn.

Der am 10. März 1836 zu Süidholz, bei Wafum, Amt Wehla, Oldenburg, geborene **Heinrich Drding** erlernte in der alten Heimath das Stuhlmachen. Im Juni 1856 verließ er die alte Heimath und kam nach Quincy. Hier trat er am 25. Oktober 1859 mit Marie C. Glas in die Ehe; die Frau war am 29. November 1841 in Quincy geboren. Sieben Jahre lang ging er hier seinem Handwerk nach; dann betrieb er 14 Jahre lang ein Kaufmannsgeschäft, und diente während der Zeit als Vertreter der 5. Ward im Stadtrathe. Später diente er als Deputy-Sheriff, und wurde im Jahre 1878 zum Sheriffs-Amte gewählt. Dann wurde er Polizeichef der Stadt Quincy. Söhne des noch lebenden

Paars sind: Heinrich Drding Jr., Zeller in der Nider Nationalbank; Johann Drding, Sekretär der J. S. Dufer Bros. Co., Großhändler in Liquören in dieser Stadt; Carl Drding, als Apotheker in Chicago thätig; und August Drding in dieser Stadt. Töchter sind: Marie, Frau von John Tojsick, St. Louis; Caroline, Frau von Oyle Beers, Chicago; und Antoinette, die unter dem Namen Schwester Aquina im Orden von Notre Dame zu New Orleans dient.

Georg Ertel, geboren am 10. April 1830 zu Neuburg am Rhein, Bayern, erlernte in der alten Heimath die Möbelschreinerei. Der Vater starb frühzeitig und Georg kam im Jahre 1854 mit seiner verwitweten Mutter, einem älteren Bruder und einer jüngeren Schwester nach diesem Lande, wo er in einer Möbelfabrik zu Elmira, New York, Beschäftigung erhielt. Im Jahre 1855 zog er nach Williamsport, Pennsylvanien, wo er bis zum Mai 1856 seinem Handwerk nachging. Dann kam er nach dem Westen und ließ sich in Quincy nieder. Hier arbeitete er drei Jahre als Möbelschreiner, worauf er nach der Ortschaft Liberty in diesem County übersiedelte und einen kleinen Möbelladen eröffnete. Dort war es, wo er zuerst der Herstellung von Heupressen seine Aufmerksamkeit widmete und dieselben vervollkommnete. Da Liberty keine Eisenbahnverbindung hatte, so kehrte Ertel im Jahre 1868 nach Quincy zurück und verlegte sich ausschließlich auf die Fabrikation von Heupressen. Das Geschäft war erfolgreich und bald wurden die Ertel-Heupressen im ganzen Lande, und auch in Canada, Mexiko und anderen Ländern verkauft. Zu Anfang des Jahres 1893 erhielt Georg Ertel das Patentrecht auf eine Prütmaschine und verlegte sich auf die Herstellung derselben, wodurch seinem Fabrikunternehmen ein wichtiger Zweig hinzugefügt wurde. Im Dezember 1893 wurde das Geschäft unter dem Namen George Ertel Company inkorporirt.

Während seines Aufenthalts in Williamsport, Pennsylvanien, trat Georg Ertel mit Eva Elisabeth Gardner in die Ehe. Die Frau war am 10. September 1838 zu Neuburg am Rhein geboren, und mit ihren Eltern Johann und Barbara (Reinhart)

Gardner nach Pennsylvanien gekommen. Am 16. Februar 1902 starb Georg Ertel; die Frau lebt noch. Ein Sohn, Carl, geboren am 18. September 1864, ist nun der Leiter der großen Fabrik, in welcher viele Arbeiter beschäftigt werden.

Hundertjähriges Gemeinde-Jubiläum.

Zum hundertjährigen Jubiläum der evangelisch-lutherischen St. Johannes-Gemeinde in Erie in Pennsylvanien, das vom 16. bis 21. August feierlich begangen wurde, hat deren Pastor, Hr. Gustav M. Benze, eine werthvolle Festschrift verfaßt und erscheinen lassen, welche die Geschichte der Gemeinde bis in deren erste Anfänge verfolgt. Die ersten Mitglieder waren Pennsylvanisch-Deutsche, die aus der Gegend östlich vom Gebirge kamen, und unter denen die Namen Brown, Kreider, Lang, Ebersole, Riblet, Stough, Wagener und Zimmermann zu finden sind. Und ihre Zahl muß erheblich gewesen sein, denn am 18. und 19. August 1808 wurden dem Kirchenbuch zufolge 21, und in der Zeit von vier Monaten des Jahres 1814 197 Kinder getauft. Aus dieser deutsch-pennsylvanischen

Gemeinde, die ihre Gottesdienste in Privat- oder Schulhäusern abhielt und von Reisepredigern gelegentlich bedient wurde, erwuchs dann durch die deutsche Einwanderung eine deutsche Gemeinde, die bis zum Jahre 1835 stark genug geworden war, um an einen seßhaften Pastoren und einen Kirchenbau denken zu können. Indessen währte es noch sieben Jahre, ehe — am 8. August 1842 — das erste, sehr bescheidene Gotteshaus eingeweiht werden konnte. Heute nennt die Gemeinde, die, wie die Festschrift besagt, „immer noch deutsch ist, obwohl das Englische im Abendgottesdienst und immermehr in den Amtshandlungen gebraucht wird“, die schönste und größte Kirche in Erie ihr eigen, und kann auf mehrere blühende Tochter- und Enkelgemeinden in Stadt und Umgegend blicken.

— Die Stadt New-Salem in Nord-Dakota hat am 23. April d. J. das fünfundzwanzigjährige Fest ihrer Gründung begangen. New-Salem ist eine von Deutschen, speziell auf Veranlassung deutscher evangelischer Pastoren Chicago's gegründete und so viel wir wissen ausschließlich von Deutschen bewohnte Stadt. Nach der Zählung von 1900 war die Einwohnerzahl 229, heute ist dieselbe wahrscheinlich mehr als doppelt so groß. Eine eingehende Geschichte dieser Gründung hat der jetzige Bürgermeister des Ortes, Hr. W. G. Mann, in mehreren Fortsetzungen im „Nord-Dakota Herald“ veröffentlicht.

— In Columbus in Ohio ist der Herausgeber und Redakteur des „Express und Westbote“ und Präsident des deutschen Pressvereins von Ohio, Hr. Leo Hirsch, im Alter von 74 Jahren, gestorben. Geboren 1834 zu Bernkastel an der Mosel, von Beruf Buchdrucker, war er 1866 nach England gegangen und 1870 nach Amerika gekommen. Im Jahre 1876 ließ er sich in Columbus nieder, wo er 1878 den „Sonntagsgast“ und 1890 die „Express“ gründete, die seit 1903 mit dem „Westbote“, der ältesten deutschen Zeitung in Ohio, vereinigt sind.

Goldenes Fest des Concordia-Gesangvereins in Peoria.

Am 21. April d. J. konnte der Concordia - Gesangverein in Peoria auf ein fünfzigjähriges Bestehen zurückblicken. Sein Ursprung liegt aber noch weiter zurück, und fällt in das Jahr 1851, in welchem am 1. März der Peoria Liederfranz gegründet wurde. Dieser, oder ein Theil davon, vereinigte sich 1856 mit dem 1854 gegründeten Sängerbund, und diese Verbindung, die zuerst als „Sängerbund“ auftrat, nahm im J. 1858 auf Vorschlag von Dr. Joseph Studer, den Namen Concordia - Gesangverein an. Der erste Präsident des Vereins war Hr. Johann Schwab, einer der angesehensten Deut-

schen des Peoria von damals. Er hatte 1851 den Liederfranz, und 1852 die erste deutsche Musikkapelle und die erste deutsche Feuerwehr-Compagnie gegründet. Dem glänzenden Jubelfeste, für welches der Dirigent, Hr. Theo. R. Reese, die von Dr. Hermann Goldberger gedichtete Jubelhymne für gemischten Chor in Musik gesetzt hatte, und bei der der Herausgeber des „Peoria Demokrat“, Hr. B. Cremer, die Festrede hielt, konnten von den ersten Mitgliedern noch Dr. Studer und Frau, G. Mönninghof, Simon Trefzger, Ferdinand Welte, Christian Gentes und der trotz seiner Jahre noch sehr aktive Fridolin Wiebinger bewohnen.

Neue deutsche Kolonisation im Süden.

Immer noch breitet sich das Deuthum aus, trotz der geringen deutschen Einwanderung, — sogar im Süden. In der südöstlichen Ecke des Staates Alabama, in dem der tief in's Land sich erstreckenden Perdido-Riv. entlang gelegenen County Baldwin, nicht weit vom großen Hafen Pensacola, ist seit zwei Jahren eine von Chicago aus angebahnte deutsche Kolonie im Entstehen begriffen, die vielversprechend ist. Denn es haben sich dort in der kurzen Zeit bereits über 300 deutsche Familien angesiedelt, deren Häupter durchweg erfahrene Landwirthe sind. Es bestehen bereits lutherische, evangelische, mennonitische, methodistische und katholische Gemeinden, von denen die erste auch schon eine Kirche hat. Drei Schulhäuser sind von der Kolonisationsgesellschaft errichtet und zwei weitere im Bau begriffen. In der bereits eröffneten Schule wird der Unterricht in der deutschen Sprache erteilt. Es ist bereits nöthig geworden, dem ersten zur Aufnahme der Landsucher errichteten Hotel ein zweites größeres fol-

gen zu lassen. Auch eine deutsche Zeitung soll dort demnächst ihr Erscheinen machen. Der Hauptort der Kolonie ist Elberta.

Der Staat Alabama hat im letzten Viertel des 18. und im ersten des 19. Jahrhunderts einen starken befruchtenden Zuwachs seiner Bevölkerung durch deutsche Nachkommen aus Nord- und Süd-Carolina erhalten. In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde im nördlichen Alabama die deutsche Kolonie Gullman gegründet, welche guten Fortgang gehabt hat. Dieser neue Zuwachs deutscher landwirthschaftlicher Bevölkerung wird für den Staat von unermesslichem Nutzen sein. Denn sie wird sehr bald den deutschen Handwerker und Geschäftsmann nach sich ziehen, und die Segnungen deutscher Kultur in eine trotz ihrer Schönheit und Fruchtbarkeit bis dahin fast brach liegende Gegend des Landes verpflanzen. Baldwin County hatte im Jahre 1900 bei einem Umfang von 1591 Qm. nur 13,194 Bewohner, also noch nicht 9 auf die Quadratmeile. Es ist also noch Raum für Viele.

Sudermann-Dramen.

Der von Prof. Karl Knorx zu Anfang dieses Jahres unter den Auspizien der germanistischen Gesellschaft von Amerika gehaltene Vortrag über „Sudermann's Dramen“ ist in Buchform erschienen und dürfte in allen Kreisen, in welchen man sich mit deutscher Literatur beschäftigt, wohlverdiente Beachtung finden, und wohl auch allenthalben mit Beifall aufgenommen werden, mit welchem er seiner Zeit im Columbia College aufgenommen wurde.

Prof. Knorx läßt Sudermann zwar volle Gerechtigkeit widerfahren als dramatischem Dichter und scharfsinnigem Beobachter, und unterschätzt in keiner Weise den Werth seiner Dramen, nichtsdestoweniger geht er streng mit ihm in's Gericht und verurtheilt schonungslos seine Tendenz, nur das „Ewig Verwerfliche des Vorder- und Hinterhauses“ zu dramatisiren. Er betrachtet ihn als einen „Verlästerer der

deutschen Frauenwelt“, bei dessen Schilderungen der Frauen man nicht lernen kann, was sich ziemt, und die nur geeignet sind, das deutsche Familienleben der Mißachtung preiszugeben.

Und wer wollte behaupten, daß Prof. Knorx in seiner Kritik zu weit ginge, oder daß sie nicht vollständig berechtigt wäre? Noch ist die ideale Richtung in der modernen deutschen Dichtung nicht aus dem Feld geschlagen, und es dürfte zu ihren Gunsten ein Umschwung in absehbarer Zeit sogar sehr im Bereiche der Möglichkeit liegen: Grund genug, den Vortrag von Prof. Knorx als einen werthvollen Beitrag zur Lösung der Frage zu begrüßen und ihm die weiteste Verbreitung zu wünschen. Die Schrift ist in der R. Mühlmann'schen Verlagsbuchhandlung in Halle a. S. erschienen und kann in New York durch die Internat. News Comp. bezogen werden.

Ueber die deutsche Auswanderung

im letzten Jahre macht der vom Grafen Pfeil verfaßte Jahresbericht de: mit dem Ausw. Amt verbundenen Berliner „Zentralauskunftsstelle“ die interessante Mittheilung, daß von 4173 Fragestellern sich 2558 im Alter von 20—30 Jahren und 902 in der Altersklasse von 30—40 Jahren befanden. Dem Verufe nach standen die Kaufleute mit 1595 und die Landwirthe mit 1423 voran. Dann folgten die Handwerker mit 1235, die Ingenieure, Techniker und Architekten mit 380, die Arbeiter mit 157, die Lehrer mit 63, die Aerzte mit 32. Auf „verschiedene Berufszweige“ (Offiziere, Beamte, Studenten u. s. w.) entfielen 769 Personen. Was die

den Auswanderungslustigen zur Verfügung stehenden Mittel anlangt, so schwanken diese zwischen Beträgen von weniger als 1000 und 500,000 Mark. Weniger als 1000 M. besaßen 185, 1000 bis 3000 M. 343, 3000 bis 5000 M. 198, 5000 bis 10,000 M. 218, 10,000 bis 20,000 M. 243, 20,000 bis 50,000 M. 211, von 50,000 bis 100,000 M. 45, von 100,000 bis 500,000 M. 13 Personen. Diese Statistik läßt darauf schließen, wie wirtschaftlich leistungsfähig im Durchschnitt das Menschenmaterial ist, das dem deutschen Wanderungstribe nach dem Auslande folgt.

(Der deutsche Vorkämpfer.)

Inneren Verbesserungen und den Bau des Kapitols in Springfield stark in Anspruch genommen waren, und endlich, da es nahezu unmöglich war, die Rückzahlung der an Private gemachten Darlehen zu erlangen, konnte der unvermeidliche Zusammenbruch nicht ausbleiben. Im Februar 1842 schloß die Staatsbank, im Juni darauf die Bank von Illinois in Shawneetown die Thüren, mit zusammen nahezu \$5,000,000 ausstehendem Papiergeld, das dadurch werthlos wurde.

Erst im Januar 1843 indessen wies die Legislatur die Banken an, sofort zur Abwicklung ihrer Geschäfte zu schreiten. Sie wurden gehalten, das vorhandene Metallgeld pro Rata unter die Banknoten-Inhaber und Depositen zu vertheilen, und für den Rest Bescheinigungen auszustellen, die registrirt werden mußten, und womit Guthaben der Bank befriedigt und auf dem Wege der Exekution in den Besitz der Banken übergegangene Ländereien eingelöst werden konnten; die Schuldner der Bank erhielten die Erlaubniß, ihre Schulden in fünf Raten zu 10 Prozent Zinsen abzuführen. — Die Banken mußten für \$3,000,000 Staatsschuldsscheine, Auditors-Anweisungen und sonstige Guthaben an den Staat gegen einen gleichen Betrag in Bank-Aktien ausliefern. — Später wurde auf Antrag der Staats-Bank von Missouri und anderer Gläubiger die Bank of Illinois in Concurs geworfen; es währte bis in die siebziger Jahre, ehe ihre Geschäfte völlig abgewickelt waren.

Es ist selbstverständlich, daß der Bankerott der Banken, die völlige Entwerthung des papierenen Umlaufgeldes, und der gänzliche Mangel an Metallgeld schlimme Zeiten herbeiführte. Es währte Jahre, ehe durch den Absatz von Produkten nach auswärts, und durch die Einwanderung sich wieder einigermaßen ausreichende Umsatzmittel angesammelt hatten, und mittlerweile mußte man sich mit Austausch behelfen. Der Farmer brachte seine Produkte zum Kaufmann nach der

Stadt, und erhielt dafür nicht Geld, sondern Waare, welche der Kaufmann seinerseits für die nach dem Osten gesandten Produkte eingetauscht hatte; der Arbeiter wurde mit Anweisungen auf den Kaufmann oder den Bäcker oder Fleischer bezahlt — ein Zustand, der begreiflicher Weise auf jede Thätigkeit lähmend wirkte.

Nicht viel hätte gefehlt, so hätte der Staat dem Fehler, den er mit der Inangriffnahme der Inneren Verbesserungen und seiner Partnerschaft mit den Banken begangen, einen neuen und verhängnißvolleren folgen lassen — die Weigerung nämlich, seine Schulden zu bezahlen. Daß eine große Zahl von Leuten dafür war, ist sicher. Gouverneur Carlin empfahl sie in seiner Abschiedsbotschaft, und sein 1842 gewählter demokratischer Nachfolger Ford behauptet, wahrscheinlich mit Recht, in seiner Geschichte von Illinois, es hätte nur eines Anstoßes seinerseits bedurft, um sie herbeizuführen. Im demokratischen Staats-Convent von 1841, welcher den sehr tüchtigen Bellevisser Advokaten Adam W. Snyder, deutsch-birginischer Abstammung, als Gouverneurs-Candidaten aufstellte, der aber noch vor der Wahl starb, weshalb Thomas Ford, gebürtig aus Uniontown in Pennsylvanien, die Nomination erhielt, wurde ein von Herrn Isaac Arnold von Chicago eingebrachter Beschluß gegen eine Verleugnung der Staatsschuld niedergestimmt, und mehrere Counties drohten mit Steuerverweigerung. Indessen gelang es dem Gouverneur und seinen Anhängern in der Legislatur, sowohl ein hastiges Vorgehen gegen die Banken, und die Verschleuderung der Bestände derselben durch eine sofortige erzwungene Abwicklung zu verhindern, wie auch durch geeignete Maßnahmen (Verkauf der Staatsländereien etc.) die Staatsschulden um etwa drei Millionen Dollars zu vermindern, und durch Auferlegung einer Staatssteuer von 1½ Mille zum ausschließlichen Zwecke der Verginsung der

Staatsschuld diese sicher zu stellen. Mitte der vierziger Jahre war, trotz mehrfacher hindernder Einflüsse — darunter zwei Missernten und furchtbare Ueberschwemmungen am Wabash wie Mississippi — der Credit des Staates wieder völlig hergestellt.

Zwölfter Abschnitt.

Aufregende Ereignisse: Die Ermordung Lovejoy's. — Beanstandung des Stimmrechts der Eingewanderten.

Ein Ereigniß fällt noch in die dreißiger Jahre, das, obwohl schwerlich Deutsche irgend welchen Antheil daran hatten, doch eine so allgemeine Erregung hervorrief und von so nachhaltigem Einfluß auf die öffentliche Meinung war, daß es auch in dieser besonderen Geschichte des Deutschthums nicht übergangen werden kann: — die Ermordung Elijah P. Lovejoy's.

Lovejoy, gebürtig aus Maine, auf den besten damaligen Lehranstalten zum Lehrer und Presbyterianer-Prediger vorgebildet, ein Mann von entschiedenen Ansichten und zäher Widerstandskraft, religiös befangen, eine Kampfnatur, hatte im Jahre 1833 in St. Louis die Herausgabe einer religiösen Zeitung, „The St. Louis Observer“, begonnen. Er rief bald den Unwillen der damals überwiegend katholischen Bevölkerung St. L.'s dadurch hervor, daß er die Grundsteinlegung zur dortigen Kathedrale an einem Sonntag als eine Sabbathschändung, und die Betheiligung des in St. Louis liegenden Bundes-Militärs an dem damit verbundenen Umzuge als eine Herabwürdigung der Zwecke der Armee bezeich-

nete. Als nicht lange nachher, während er zu einer presbyterianischen Synodal-Versammlung gereist war, sein Blatt aus seiner Feder einen geharnischten Artikel gegen die Sklaverei brachte, erhob sich in dem stark sklavereifreundlichen St. Louis ein solcher Sturm der Entrüstung, daß der Böbel nur mit schwerer Mühe davon abzuhalten war, die Druckerei zu zerstören. Nach seiner Rückkehr wurde ihm eine von angesehenen Bürgern und dem Prediger seiner eigenen Gemeinde unterzeichnete Zuschrift zugestellt, worin die Sklaverei als eine von der Bibel geheiligte Einrichtung hingestellt und er ersucht wurde, sich weiterer öffentlicher Erörterung dieses Gegenstandes zu enthalten. Er druckte die Zuschrift ab, zugleich aber eine Erklärung, worin er auf seinem Rechte bestand, seiner ehrlichen Ueberzeugung Ausdruck zu geben. Obgleich diese Antwort in sehr gemäßigtem Tone gehalten war, riefen ihm schon damals Freunde, mit seiner Zeitung nach Alton überzusiedeln. Es bedurfte aber eines neuen Anlasses, um ihn, mehrere Jahre später, zur Befolgung dieses Rathes, der sein Schicksal wurde, zu bewegen.

Im April 1835 hatte ein toller Neger einen der ihn wegen eines geringen Vergehens verhaftenden Polizisten erstochen und einen andern schwer verwundet. Er wurde jedoch überwältigt und eingesperrt, aber gleich nachher von einem mehr als tausend Menschen bestehenden Haufen, unter dem, nach Angabe der englischen Zeitungen, die besten Bürger, aus dem Gefängniß gerissen und auf einem Scheiterhaufen von grünem Holze bei lebendigem Leibe verbrannt. Die Qualen des Unglücklichen hatten volle 35 Minuten gedauert. Der Vorfall führte damals zu einem scharfen Protest von Dr. Wilhelm Weber im „Anzeiger des Westens“, der sein Blatt, wie sein eigenes Leben in große Gefahr brachte. Als die Sache, erst nach langer Frist, den Groß-Geschworenen unterbreitet wurde, vertheidigte der Richter zwar die That nicht,

erklärte aber, es sei unthunlich, bei einem Volksgericht Einzelne herauszugreifen; und er beschuldigte auch noch den „Observer“, durch seine Artikel den Neger zur Ermordung des Polizisten aufgereizt zu haben. Lovejoy ließ sich leider hinreißen, dem Richter, der Katholik war, vorzuwerfen, die Beschuldigung gegen den „Observer“ sei von Glaubenshaß diktiert, und nur ein in jesuitischer Schule erzogener Mensch könne gegenüber einer solchen Frevelthat eine solche Stellung einnehmen. Aber sei es, daß er selbst einsah, diese Gegenbeschuldigung werde einen neuen Sturm gegen ihn hervorrufen, oder daß seine Freunde ihn dazu drängten, — genug, er sandte noch vor dem Erscheinen des Artikels seine Druckerei nach Alton. Da es ein Sonntag war, als er damit dort ankam, bestimmte er, die Sachen sollten bis zum nächsten Morgen auf der Werkst bleiben. Aber in der Nacht kam ein ohne Zweifel von St. Louis aus angestifteter Pöbelhaufe und zerstückte sie und warf sie in den Fluß. Freunde brachten genügende Mittel auf, um eine neue Einrichtung zu beschaffen, und Anfang September 1836 konnte die erste Nummer des „Alton Observer“ die Presse verlassen. Derselbe hielt sich anfangs mehr an ethische und religiöse Gegenstände, verfolgte indessen nach wie vor die Freiheit der Presse und das Recht eines jeden Bürgers, seiner Ansicht über alle die Öffentlichkeit berührenden Angelegenheiten, auch über die Sklaverei, Ausdruck zu geben. So lange L. bei der Theorie blieb, legte man ihm nichts in den Weg; als er aber am 29. Juni 1837 sich zu Gunsten der Abschaffung der Sklaverei im Distrikt Columbia und für Bildung einer Anti-Sklaverei-Partei in Illinois ausgesprochen, und in der folgenden Nummer in einem sehr scharfen Artikel den Widerspruch hervorgehoben hatte, welcher zwischen der üblichen Feier des 4. Juli als des Festes der Erlösung von der britischen Tyrannei und der Tyrannei bestehe, die von den freien Ameri-

tanern über die Sklaven ausgeübt werde, hielten die Anhänger der Sklaverei eine Volksversammlung ab, und ernannten ein Comite, um Lovejoy in Kenntniß zu setzen, er müsse aufhören, die Sklaverei-Frage in seinem Blatte zu besprechen. Lovejoy antwortete darauf mit dem Anerbieten, seinen Gegnern den „Observer“ zur Widerlegung seiner Behauptungen zur Verfügung zu stellen. Die Folge war, daß einige Wochen später die Druckerei überfallen und total zerstört wurde. Eine dritte Presse und Einrichtung wurden bestellt, aber wie die erste vom Pöbel bei der Landung empfangen und in den Fluß geworfen. Als die vierte ankam, war man vorsichtiger; unter starker Bedeckung wurde sie vom Dampfer abgeholt, und sofort nach einem aus Steinen aufgeführten Speicher gebracht, und dort bewacht. In der Nacht darauf wurde der Speicher von einer Pöbelrotte gestürmt, und der erste Angriff zwar abgeschlagen, aber bei einem verstärkten Ansturm, bei dem man sich anshielte, mit Hülfe von Leitern das Dach zu erklettern und von obenher in den Speicher einzudringen, wurde Lovejoy, der aus dem Gebäude herausgetreten war, um das zu verhindern, von fünf Schüssen niedergestreckt. Dadurch entmuthigt, übergaben die übrigen Vertheidiger die Presse, die wie ihre Vorgänger zerstört und in den Fluß geworfen wurde. Die von der Sklavenhalter-Partei geübte Vergewaltigung der Preß- und Redefreiheit, die in dieser Gewaltthat zu eindringlichem Ausdruck gelangt war, trug viel dazu bei, den Abtheu vor der Sklaverei in Illinois zu verstärken. Dem Opfer, dessen Leiche am nächsten Tage ohne jegliche Feierlichkeit verscharrt und erst später anständig beerdigt wurde, — sein Grab schmückt ein einfacher Leichenstein — verhalf der tragische Tod zum verdienten Ruhme eines Märtyrers.

Eben vor Schluß des Jahrzehnts gab es noch eine weitere Aufregung, welche in besonderem Maße die von Europa Ein-

gewanderten (Aliens) anging, — die deutschen natürlich eingeschlossen. Ihr Recht, sich an den Wahlen zu betheiligen, wurde in Frage gestellt. In der letzten Zeit hatten die Demokraten in Illinois starke Fortschritte gemacht; in der Gouverneurswahl von 1838 war der Demokrat Thomas Carlin mit nahezu 6000 Stimmen Mehrheit über den Whig Cyrus Edwards, einen Bruder des früheren Gouverneurs Minian Edwards, gewählt worden. Da nach der Verfassung ein jeder weiße männliche Bewohner von 21 Jahren bei jeder Wahl mitstimmen konnte, falls er die derselben vorhergehenden 6 Monate im Staate gewohnt hatte, und da die Eingewanderten, deren Zahl bereits auf 10,000 geschätzt wurde, zu neun Zehnteln zur demokratischen Partei hielten, so konnte, nach der Rechnung der Whigs, ihre Herrschaft wiederhergestellt werden, ließe sich das Votum der Eingewanderten aus der Welt schaffen.

Die Handhabe dazu hoffte man in dem Anspruch zu finden, daß ein Jeder, der in irgend einem der Bundesstaaten das Wahlrecht ausüben wolle, auch Bürger der Ver. Staaten sein müsse. Das waren aber sehr viele der in den letzten Jahren Eingewanderten begreiflicher Weise noch nicht. In Galena, in welchem und um das herum in den Bleigruben das eingewanderte Element besonders stark war, fanden sich zwei Whigs bereit, die Sache zum gerichtlichen Austrag zu bringen. Der Eine, der bei der Wahl im August 1838 Wahlrichter gewesen war, ließ sich von dem Andern auf \$100 zum Nutzen des County verklagen, weil er einen Mann, der, wie er wußte, kein Bürger der Ver. Staaten war, zum Stimmen zugelassen hatte. Der Richter, vor dem die Klage angestrengt wurde, entschied ohne weiteres, ein „Alien“ besitze kein Stimmrecht.

Begreiflicher Weise rief diese Entscheidung nicht nur unter den Eingewanderten, sondern aus dem oben angeführten

Grunde in noch höherem Grade unter den demokratischen Politikern große Aufregung hervor. Und diese thaten sofort Schritte, eine Entscheidung des Obergerichts zu erlangen. Allerdings war diesem in einer solchen Sache nicht recht zu trauen; denn von seinen fünf Mitgliedern waren vier Whigs, und es hatte kurz vorher in einer die Machtvollkommenheit des demokratischen Gouverneurs in Bezug auf die Besetzung von Staatsämtern in Frage ziehenden Angelegenheit gegen diesen entschieden, — ein Umstand, der die Aufregung noch steigerte. Und nun hörte zwar das Gericht die beiderseitigen Plaidoyers — einer der demokratischen Advokaten war Stephen A. Douglas — im December-Termin von 1839 an, verschob aber die Entscheidung bis zum Juni-Termin 1840 — also mitten in die Präsidentschafts-Campagne hinein. Ziel sie, wie sich befürchten ließ, gegen das Stimmrecht der Eingewanderten aus, so war der Staat für die Demokraten verloren.

Da kam diesen der einzige Demokrat im Obergericht, Smith mit Namen, zu Hülfe. Er hatte in den Akten einen Schreibfehler entdeckt, — statt „im August 1838“, wie es von der betreffenden Wahl hätte heißen sollen, stand in den Akten „August 1839“ — und von diesem Fehler setzte er die Advokaten der Demokraten in Kenntniß. Das gab diesen die willkommenen Gelegenheit, einen Aufschub behufs Richtigstellung der Akten zu beantragen, und er wurde bewilligt. Die Gefahr war bis nach der Präsidentenwahl vertagt.

Als dann im December 1840 die Entscheidung wirklich erfolgte, fand sich, daß die Befürchtungen grundlos gewesen waren. Denn von den fünf Mitgliedern des Obergerichts entschieden vier — vom fünften fehlt eine Aeußerung —, daß die Klage ungerechtfertigt gewesen sei, und die untere Instanz kein Recht gehabt habe, dem verflagten Wahlrichter

eine Strafe aufzuerlegen. Nur, daß sie zu dieser Entscheidung auf verschiedenem Wege gelangten. Die des Beisitzers Lockwood, der sich der Oberrichter Wilson und der Beisitzer Browne anschlossen, fußte ausschließlich auf dem Staatswahlgesetz von 1829, und die nachstehende darin enthaltene Vorschrift:

„Falls ein Wahlrichter wissentlich einer Person das Stimmen gestattet, die die gesetzlichen Eigenschaften dafür nicht besitzt, soll er an das County \$100 verwirken und zahlen; und wer zum Stimmen erscheint, soll, falls seine Berechtigung dazu angezweifelt wird, beschwören, daß er im County wohnt und darin während der der Wahl zunächst vorhergehenden 6 Monate gewohnt hat, 21 Jahre alt ist, und nicht schon in der gegenwärtigen Wahl gestimmt hat. Richter Lockwood entschied darauf hin: „Da der Wähler, dessen abgegebene Stimme der Klage zu Grunde lag, bekannter- und zugegebenermaßen alle die im Gesetz angeführten Eigenschaften besessen habe, so wäre es seitens des Wahlrichters ein Ueberschreiten seiner Autorität gewesen, hätte er dessen Stimme beanstandet und ihm den Eid abverlangt; und deshalb habe sich die untere Instanz im Irrthum befunden, als sie dem Wahlrichter eine Strafe auferlegte, und der Fall sei an sie zurückzuberweisen.“

Die Mehrheit der Richter hatte also die eigentliche Frage, die durch die Klage zum Austrag gebracht werden sollte, die nämlich, ob ein Wähler ein Bürger der Ver. Staaten sein müsse, gar nicht berührt. Der Beisitzer Smith aber wies in seiner, sehr eingehenden und umfangreichen Entscheidung, die in Illinois Reports 3 zu finden ist, an der Hand der über diese Frage geführten Congreß-Debatten und der in allen aus dem Nordwest-Gebiet herausgeschnittenen Staaten befolgten und bei ihrer Aufnahme in den Bund vom Congreß gebilligten Praxis nach, daß das Wahlrecht nicht an die vor-

herige Erlangung des amerikanischen Bürgerrechts geknüpft sei, und daß ein jeder Staat das Recht habe, die von einem Wähler zu verlangenden Eigenschaften nach eigenem Gutachten und Bedürfniß zu bestimmen; daß die Verfassung von 1818 ausdrücklich jedem weißen *W e w o h n e r* (inhabitant) von 21 Jahren das Stimmrecht gewährt habe, und daß „Wewohner“ und „Bürger“ (citizen) nicht gleichbedeutende Worte seien.

Obgleich also das Obergericht in seiner Mehrheit der constitutionellen Frage nicht näher getreten war, genügte diese Entscheidung, um weiteren Angriffen auf das Stimmrecht der Eingewanderten vorzubeugen. In der Verfassung von 1848 aber wurde in der auf das Stimmrecht bezüglichen Vorschrift das Wort „inhabitant“ durch das Wort „citizen“ ersetzt.

Dreizehnter Abschnitt.

Der Illinois-Michigan-Kanal.

Vom Illinois-Michigan-Kanal ist in Verbindung mit der bisherigen Finanzgeschichte des Staates schon mehrfach die Rede gewesen. Aber auch in der sonstigen Geschichte des Staates spielt er eine große Rolle. Zur Entwicklung des nördlichen Theiles des Staates trug er Bedeutendes bei; er brachte Arbeiter, die später Ansiedler wurden; seinem geplanten Laufe entlang finden sich erste Ansiedler in größerer Zahl als in den übrigen Theilen des nordöstlichen Illinois. Er gab Chicago den zweiten Aufstoß zu seiner zukünftigen Größe — das Fort Dearborn als ersten angesehen. Die Orte Peru, La Salle, Ottawa, Joliet, Rockport, Lemont verdanken ihm

ihr Entstehen, Peoria einen bedeutenden Aufschwung. Er war einer der Gründe, weshalb, wie in Abschnitt 5 darge-
than, der Theil, der nördlich von dem durch die Südspitze
des Michigan-Sees gehenden Breitengrad liegt, bei Illinois
verblieb, statt an Wisconsin gegeben zu werden; weil näm-
lich es gefährlich erschien, den Bau und die Verwaltung zwi-
schen zwei Staaten zu theilen. Er ist der Vorläufer des heu-
tigen Sanitäts-Kanals, und der erste Schritt zur Verwirk-
lichung der schon von Joliet verfolgten, niemals aufgege-
benen und zur Zeit im Vordergrund des nationalen Inter-
esses stehenden Idee, durch die Binnenseen und den Chica-
go-, den Illinois- und den Mississippi-Fluß zwischen dem
atlantischen Ocean und dem Golf von Mexico eine ununter-
brochene Wasserstraße herzustellen. Und endlich hat er sich
auch für die anfängliche deutsche Einwanderung von gar
großem Nutzen erwiesen. Denn er gab nicht nur Vielen den
ersten Unterstand und ermöglichte ihnen, bei hinreichender
Sparsamkeit genug zu erübrigen, um Land zu kaufen oder
ein Geschäft zu eröffnen; auch Manche von denen, welche
Mittel genug mitgebracht hatten, um sich gleich ankaufen zu
können, arbeiteten, wenn immer ihre Mithülfe auf der Farm
entbehrlich war, am Kanal, und erwarben dadurch für sich
und ihre Familien den Unterhalt, bis die Frucht ihrer Feld-
arbeit dazu hinreichte. Gar mancher der Begründer der
schwerreichen und hochangesehenen deutschen Bauern-Fami-
lien in Cook-, Du Page-, Will- und La Salle-County hat
sich und die Seinen am Kanal über die ersten schlimmen
Jahre hinweggeholfen.

Aus allen diesen Gründen darf der Kanal ein besonderes
Kapitel beanspruchen.

Schon im Jahre 1673 drängte sich Joliet, als er, auf dem
Rückwege von der ersten Entdeckung des Mississippi durch
Marquette und ihn, den Illinois- und den Desplaines-Fluß.

hinaufgerudert war, und über die Chicagoer Portage den Michigan-See erreicht hatte, der Nutzen und die Möglichkeit der Herstellung einer ununterbrochenen Wasserstraße vom Niagara bis zum Golf von Mexico auf. Nach Canada zurückgekehrt, suchte er die dortigen Behörden für den Plan zu gewinnen, und die Hilfe der Jesuiten, denen eine solche Straße bei ihren Missionsfahrten große Dienste geleistet haben würde. Aber so sehr auch die maßgebenden Behörden Canada's und ihre Verather von der Nützlichkeit des Unternehmens überzeugt und so eifrig sie bemüht waren, die Pariser Regierung zu bewegen, die Mittel zur Herstellung der Verbindung zwischen dem Chicago- und dem Desplaines-Fluß herzugeben, wozu nach damaliger Ansicht ein Graben von einer halben Meile Länge hingereicht haben würde, so war diese entweder zu kurzfristig, oder von andern Dingen zu sehr in Anspruch genommen, um darauf einzugehen. Auch während der kurzen Zeit der britischen Occupation von Illinois geschah nichts, — von amerikanischem Standpunkt aus betrachtet „glücklicherweise“, denn andernfalls wäre dem General Clarke und seinen muthigen Hinterwäldlern die Eroberung von Kaskaskia und Vincennes nicht so leicht geworden.

Und nach dem Uebergang des Gebiets in amerikanischen Besitz währte es noch dreißig Jahre, ehe im Jahre 1813 das New Yorker Congressmitglied Peter B. Porter die Regierung aufforderte, der Angelegenheit näher zu treten, was zur Folge hatte, daß Präsident Madison sie in seiner nächsten Botschaft an den Congress (1814) zur Sprache brachte, und daß während seiner Regierung (1816) in St. Louis mit den Pottawatomie-Indianern ein Vertrag abgeschlossen wurde, durch den diese einen dreißig Meilen breiten Streifen Land zwischen der Mündung des Chicago-Flusses und der Mündung des Fox-Flusses in den Illinois-Fluß an die Ver.

Staaten abtraten, und sich verpflichteten, sich jeder feindlichen Rundgebung innerhalb dieses Streifens und jeder Belästigung des Verkehrs auf den darin eingeschlossenen Wasserwegen zu enthalten. War auch das nächste Augenmerk dieses Vertrages die Gewinnung einer gegen Indianer-Überfälle gesicherten, möglichst bequemen Heerstraße, behufs Erleichterung der Verbindung zwischen den Militär-Posten im Westen und deren Versorgung mit Lebensmitteln, Waffen und Munition, so läßt sich doch mit einiger Sicherheit annehmen, daß die eventuelle Verbesserung oder Vervollständigung dieser Heerstraße durch Herstellung einer schiffbaren Verbindung zwischen dem Chicago- und dem Des-plaines-Fluß schon damals in's Auge gefaßt war.

Es folgt eine Reihe vorbereitender Schritte. Im Herbst 1816 erhält zunächst der Major S. H. Long vom Bundes-Genie-Corps den Auftrag, sich über den Zustand des Illinois-Flusses zu unterrichten, und befährt denselben von der Mündung bis zur Spitze des Sees bei Peoria. Im Jahre 1818 empfiehlt Gouverneur Bond der Legislatur von Illinois, eine vorläufige Vermessung der Wasserstraße anzuordnen. Im Jahre 1822 bewilligt der Congreß für diesen Zweck \$10,000 und schenkt 90 Fuß zu jeder Seite des zu erbauenden Kanals. Am 14. Februar 1823 ernennt die Legislatur fünf Commissäre, um die Lage des Kanals zu bestimmen, einen Kostenanschlag zu machen, und die Gouverneure von Indiana und Ohio auf die Wichtigkeit der Herstellung einer Wasserstraße zwischen dem Michigan- und Erie-See vermittelst der Flüsse Wabash und Maumee aufmerksam zu machen. Im Juni 1823 erfolgt eine neue Recognoszirung durch Major Long, in Folge deren er dem Unternehmen sehr das Wort redet, und im Herbst desselben Jahres unternimmt der Chef des Genie-Corps, Oberst Justus Post, eine neue Besichtigungsfahrt. Ein Jahr später erfolgen durch den

Genie-Oberst René Paul die ersten wirklichen Vermessungen. Fünf verschiedene Strecken werden abgesteckt und für jede die Kosten der Kanalanlage berechnet, wobei der Anlageplan des Erie-Kanals als Grundlage dient. Diese Kostenanschläge bewegten sich zwischen \$639,946 und \$716,119.

Im Jahre 1825 beschloß die Legislatur, daß der Bau des Kanals einer Aktien-Gesellschaft übertragen werden solle, und ordnet die Bildung einer Illinois und Michigan Canal Co. mit einem Kapital von \$1,000,000 an. Dieselbe war ermächtigt, einen Kanal zu bauen, der breit und tief genug sei, daß Böte von 13½ Fuß Breite und 3 Fuß Tiefgang darauf verkehren können, und sollen für die Benutzung ½ Cent für die Tonne und Meile berechnen dürfen. Zu Direktoren und Beamten dieser Gesellschaft ernannte die Legislatur die früheren Gouverneure Edward Coles und Shadrach Bond, den Gouverneur Joseph Duncan, sowie Erasmus Brown, Justus Post, Wm. Hamilton, John Warnock u. A. Da aber diese Herren sich außer Stande erwiesen, das Aktienkapital aufzubringen und Männer zu finden, welche die Arbeit wirklich in die Hand nehmen wollten, wurde diese Maßregel im nächsten Jahre widerrufen. Man wandte sich wieder an den Bund um Hülfe, und der Congreß bewilligte auch auf besonderes Bemühen des Illinoiser Abgeordneten Daniel B. Cook (derselbe, nach welchem das County Cook benannt ist) am 2. März 1827 dem Staate Illinois für Kanalzwecke Ländereien zum Betrage der Hälfte von 5 abwechselnden Sectionen auf jeder Seite der einzuschlagenden Route. Dies Geschenk umfaßte 284,000 Acres, wovon 113,000 fruchtbares Prairieland waren.

Ein weiteres Jahr verging — wahrscheinlich nothwendiger Weise, um die zur Uebernahme des Geschenks erforderlichen Formalitäten zu erfüllen —, ehe die Legislatur ein Gesetz angenommen hatte, das den Verkauf eines Theils die-

ser Ländereien anordnete. Damit zugleich erfolgte die Ernennung einer Kanalbehörde (Board of Canal Commissioners), der die sofortige Inangriffnahme der Arbeiten befohlen wurde. Daraufhin wird etwas Land verkauft und erfolgt eine neue Vermessung durch den Ingenieur Bucklin. Im Januar 1829 wird der Gouverneur ermächtigt, drei Commissäre auf zwei Jahre zu ernennen, denen zu ihren sonstigen Vollmachten auch noch die eingeräumt wird, entlang der Kanalstrecke Towns auszulegen. Der Gouverneur ernennt Dr. Fayne von Springfield, Edmund Roberts von Kaskaskia und Chas. Dunn, dessen Heimath nicht angegeben ist. Sie legen zunächst den Ort Ottawa am Einfluß des Fox in den Illinois, und im Herbst, durch den Ingenieur Thompson, Chicago aus. Von weiterer Arbeit dieser Herren findet sich kein Nachweis.

Im Jahre 1830—31 stellt eine neue, durch den Chef-Ingenieur des topographischen Bureau der Ver. Staaten vorgenommene, Vermessung fest, daß auf der projektirten Strecke die durchschnittliche Erhöhung zwischen dem Michigan-See und dem Desplaines-Fluß 10 Fuß, die höchste nur 14 Fuß beträgt; daß 34 Meilen vom See der Desplaines-Fluß gleiche Höhe mit dem Michigan-See hat, und daß er dann bis zur Mündung des Kankakee in den Illinois um 2 Fuß per Meile fällt, während der Fall des Illinois-Flusses von La Salle bis zu seiner Mündung in den Mississippi nur anderthalb Zoll die Meile beträgt. Angestellten Berechnungen zufolge werde eine mäßige Zufuhr von Wasser aus dem Michigan-See genügen, um den Illinois-Fluß auf dieser Strecke ebenso schiffbar zu machen, wie den Mississippi. Es wird deshalb vorgeschlagen, durch einen Einschnitt von genügender Tiefe und 30 Meilen Länge, das Wasser des Michigan-Sees bis zum erwähnten gleichen Niveau punkt des Desplaines-Flusses zu bringen. Aber als man diesem Plane

näher ging, fand sich, daß der dazu nöthige Einschnitt auf einem großen Theil der Strecke durch Felsen ging, und die dadurch in Aussicht gestellten bedeutend höheren Kosten legten der Begeisterung für den Kanal einen schweren Dämpfer auf.

Im Februar 1831 wurde deshalb eine neue Commission ernannt, die den Auftrag erhielt, zu ermitteln, ob nicht der Kanal vom Calumet-Fluß aus gespeist und so der Felsrücken umgangen werden könne; oder ob nicht eine Eisenbahn dieselben Dienste leisten werde, wie ein Kanal. Der Bericht dieser Commission muß nicht günstig gelautet haben, denn im Jahre 1833, nachdem sich herausgestellt hatte, daß die Kosten des Kanals vier Millionen übersteigen würden, entschloß sich die Legislatur, da der Staat weder Geld noch Credit hatte, das ganze Projekt fallen zu lassen, und widerrief die Gesetze von 1829 und 1831. Es hatte ganz den Anschein, als ob das Unternehmen mit allen daran geknüpften Hoffnungen endgültig begraben sei.

Aber es setzte dann das Fieber der Inneren Verbesserungen ein, und was immer schlimmes es sonst im Gefolge hatte, — es rettete den Kanal. Am 10. Februar 1835 wurde der Gouverneur von der Legislatur ermächtigt, \$500,000 für den Bau des Kanals zu borgen und neue Commissäre zu ernennen. Zugleich wurde das Projekt erweitert. Nach den neuen Bestimmungen sollte dem Kanal eine Breite von 30 Fuß am Boden und von 45 Fuß an der Oberfläche, und eine für Fahrzeuge von 4 Fuß Tiefgang genügende Tiefe gegeben werden. Um sofort Geld zu beschaffen, sollten auf die vom Bunde geschenkten Ländereien Hypotheken-Bonds ausgegeben werden.

Da letztere aber, der obwaltenden niedrigen Landpreise halber, nur schwer unterzubringen waren, verfügt die Legislatur im Jahre 1836 die Uebnahme der Kanal-Bonds

durch den Staat, ernennt selbst neue Kanal-Commissäre (Gordon S. Hubbard, Wm. F. Thornton und Wm. B. Archer), und in der Person von William Gooding einen Chef-Ingenieur. Diese Maßregel rief bei der Bürgerschaft Chicago's so große Genugthuung hervor, daß sie in öffentlicher Versammlung beschloß, zu Ehren eines jeden Mitgliedes der Legislatur, das dafür gestimmt hatte, zwölf Kanonenstücke abzufeuern, und die damals in Chicago erscheinenden wöchentlichen Zeitungen („Chicago American“ und „Chicago Democrat“) zu ersuchen, die Liste dieser weißen Schafe, und auch die der schwarzen, abzudrucken.

Mittlerweile war das Projekt weiter gewachsen. Der Kanal sollte jetzt schon eine Tiefe von 6 Fuß erhalten — bei 60 Fuß oberer und 36 Fuß unterer Breite. Neue Vermessungen und Kostenanschläge wurden nöthig; letztere erreichten die Höhe von \$8,654,000. Zur Erleichterung der Arbeiten wurde der projektirten Linie entlang mit einem Kostenaufwande von \$40,000, die durch Verkauf von Kanalland erzielt wurden, von Bridgeport bis Lockport eine Straße gebaut, — die Archer Road, — wie behauptet wird, zum besonderen Nutzen und Vortheil des Commissärs Archer, der in Lockport bedeutenden Grundbesitz hatte.

Und am 4. Juli 1836 — 163 Jahre, nachdem Joliet den Gedanken gefaßt und geäußert hatte, und nachdem fast ein Vierteljahrhundert über Vorbereitungen vergangen war, — wurde wirklich für den Kanal — bei Bridgeport, wohin die Chicagoer in zwei mächtigen Prozessionen zu Land und Wasser gepilgert waren — unter dem Donner der Kanonen von Fort Dearborn der erste Spatenstich gethan.

Im Jahre 1837 bewilligte die Legislatur für den Kanalbau weitere durch Bonds aufzubringende vier Millionen Dollars. Das traurige Schicksal dieser Anleihe ist auf Seite 127 erzählt worden. Da Geld daraus vorläufig nicht floß,

so half man sich durch Zahlungsanweisungen (Scrip), die in größeren und kleineren Beträgen (\$1, \$2, \$3, \$5, \$10, \$50 und \$100), ausgestellt und womit Bau-Unternehmer und Arbeiter bezahlt wurden. Da sie für Steuern in Zahlung genommen wurden, und bei der Chicagoer Filiale der Staatsbank in Geld umgesetzt werden konnten, ersetzten sie das mangelnde Baargeld und waren mehrere Jahre hindurch so ziemlich das einzige Umlaufsmittel im nördlichen Illinois. Auch sind sie bis auf \$315, die wahrscheinlich verloren gegangen sind, sämtlich eingelöst worden.

Leider machte die Zahlungseinstellung der Staatsbank, die sich nicht länger hinauschieben ließ, diesem Auskunftsmittel, durch welches die Arbeit sehr gefördert worden war, ein Ende, und im März 1843 wurde diese aus Mangel an Mitteln gänzlich eingestellt, nachdem dafür bis dahin im Ganzen \$5,139,491.03 verausgabt waren. Um neue Gelder zu beschaffen, wurde der Gouverneur am 21. Februar 1843 ermächtigt, \$1,000,000 zu 6 Prozent Zinsen auf 6 Jahre zu borgen, und zur Sicherstellung der Darleiher an drei von ihnen zu ernennende Trustees die Kanalländereien und die zukünftigen Einkünfte des Kanals zu verpfänden. Zugleich wurden die Kanal-Commissäre angewiesen, anstatt des geplanten tiefen Einschnitts durch den Felsrücken der Ersparniß halber einen flachen zu machen. Nach unendlichen Verhandlungen mit östlichen und europäischen Kapitalisten kam die Anleihe schließlich zu stande, und sie genügte auch, um das Werk zu vollenden; nur daß der flache Einschnitt (in Folge dessen der Summit-Level 8 Fuß über dem Spiegel des Michigan-Sees zu liegen kam) noch eine besondere Anlage nöthig machte. Denn es mußten am Chicagoer Ende, in Bridgeport, Pumpen aufgestellt werden, um durch Einpumpen von Wasser aus dem Chicago-Fluß auf dieser Strecke im Kanal den nöthigen Wasserstand zu erhalten. Aber nach

unendlichen finanziellen und anderen Schwierigkeiten — Durchlässigkeit der Kanalwände, Stripes, Seuchen u. a. mehr, — schlug endlich doch die Stunde der Vollendung. Am 10. April 1848 traf das erste Boot von Lockport in Chicago ein, und am 16. April fand unter großen Feierlichkeiten die förmliche Eröffnung des Kanals statt. Acht Tage später passirte bereits eine nach Buffalo bestimmte Ladung Zucker von New Orleans den Kanal und Chicago, und langte an seinem Bestimmungsorte zwei Wochen vor der Wiedereröffnung des Erie-Kanals an.

Hatte die Anlage des Kanals große Sorgen und viel unnöthige Kosten bereitet, so erfüllte er, wenigstens anfangs und bis die Eisenbahnen seine Nützlichkeit zu beeinträchtigen begannen, in vollem Maße die auf ihn gesetzten Hoffnungen. Nicht nur Chicago und die andern ihm entlang liegenden Orte zogen aus ihm Nutzen; den größten Vortheil brachte er den Farmern. Denn er erleichterte und verbilligte die Verbringung der landwirthschaftlichen Erzeugnisse auf den Markt, und machte der übermäßigen Theuerung aller Verbrauchsgegenstände ein Ende. Wie sehr er den Handel förderte, erhellt aus der Thatfache, daß, neben sonstigen Waaren, in dem ersten Jahrzehnt nach seiner Eröffnung 5½ Millionen Bushel Weizen, 26 Millionen Bushel Mais, 27 Millionen Pfund Schweinefleisch, 563 Millionen Fuß Bauholz und 50,000 Tonnen Kohlen den Kanal passirten.

Vierzehnter Abschnitt.

Die vierziger Jahre. — Der Mormonen- und der mexikanische Krieg.

In die vierziger Jahre fallen zwei folgenschwere Begebenheiten, welche in dieser Geschichte nicht übergangen werden dürfen, — der sogenannte Mormonen- und der mexikanische Krieg. Folgenschwere, denn der erste der beiden war freilich nur eine Illinoiser Angelegenheit, gab aber den Anstoß zur Besiedlung von Utah, weit draußen in der amerikanischen Wüste; der andere, an dem das ganze Land theilhaftig war, brachte den Ver. Staaten einen ungeheuren Gebietszuwachs. Und beide zogen die Deutschen in Illinois, so wenig oder so viele ihrer waren, in Mittheilenschaft.

Mit dem Mormonen-Krieg hatte es folgende Verwandniß: Im Jahre 1839 hatte Joseph Smith, der Gründer der Sekte, nachdem er aus Ohio und Missouri vertrieben war, aus letzterem Staate hauptsächlich wegen seines offenen Auftretens gegen die Sklaverei —, den wunderbar schön gelegenen kleinen Ort Commerce am östlichen Ufer des Mississippi im Illinoiser County Hancock zu seinem Wohnsitz und zur dauernden Niederlassung der „Heiligen der letzten Tage“ ausersehen, und seit 1839 begannen seine Anhänger dorthin zu strömen. Man kam ihnen sehr entgegen, denn der junge Staat brauchte Einwohner, und außerdem hoffte jede der politischen Parteien ihre Stimmen durch Begünstigung für sich zu gewinnen. Nur so läßt es sich erklären, daß die Legislatur dem in Nauvoo umgetauften Orte einen Freibrief verlieh, der dieses Gemeinwesen mit ganz ungewöhnlichen Vorrechten ausstattete. So erhielten: der Stadtrath das Recht, irgend eine Verordnung zu erlassen, so lange dieselbe

nicht der Staats- und der Bundesverfassung widerspreche; das städtische Gericht die Vollmacht, die hohe Gerichtsbarkeit auszuüben und selbst Habeas-Källe zu entscheiden, und die Corporation, Grundeigenthumsgeschäfte zu betreiben, und ohne weiteres irgend ein an die Stadt angrenzendes Stück Land, sobald es in Baustellen ausgelegt, sich einzuverleiben. Auch wurde Nauvoo eine eigene Miliz zugestanden, die von der Miliz-Organisation des Staates unabhängig sein und nur unter dem direkten Befehle des Gouverneurs stehen sollte.

Nauvoo blühte schnell auf, und hatte 1840 schon 3000 Einwohner. Es nahm auf aufsteigendem Grunde etwa 6 Quadratmeilen ein, und wird von Reisenden jener Zeit als hübsch angelegt und reinlich geschildert. Auf dem höchsten Hügel erhob sich der aus geschliffenem Kalkstein erbaute Tempel.

Es konnte nicht fehlen, daß das schnelle Emporblühen der Sekte den Andersgläubigen ein Dorn im Auge war, und das rasche Anwachsen der Niederlassung den Neid und die Mißgunst der benachbarten Orte erregte. Erst im Stillen, bald lauter begann man gegen die Mormonen zu hegen. Man schob Diebstähle und Räubereien, die in der Umgegend passierten, ihnen in die Schuhe, und schrieb ihren Wohlstand dieser Quelle zu. Nun mag eine solche Beschuldigung in Einzelfällen Berechtigung gehabt haben, da unausbleiblicherweise auch unsaubere Elemente sich in die Gemeinschaft eingedrängt hatten; aber überwiegendem Zeugniß zufolge scheint die Mehrzahl der Mormonen aus wenn auch fanatischen, doch braven und ehrlichen Leuten bestanden zu haben. Und wenn von Seiten der Mormonen derartige Verbrechen verübt wurden, so wurden sie von der andern Seite sicher reichlich vergolten. Was die Bitterkeit noch verstärkte, war, daß das Gericht in Nauvoo angeklagte Mormonen stets in

Schutz nahm; aber dafür fanden sie in den staatlichen Gerichten von Hancock County ebensovienig Gerechtigkeit, wenn sie die Kläger waren.

Auch forderten die Mormonen das Uebelwollen einer der politischen Parteien heraus. Anfangs hatten sie sich mit beiden gut zu stellen gewußt, und dadurch die oben berichteten weitgehenden Vortheile erlangt. Seit aber im Jahre 1841 der Versuch gemacht worden war, auf Grund von ihm dort angeblich begangener Verbrechen die Auslieferung von Joseph Smith an Missouri zu erlangen, und diese von Stephen A. Douglas, der damals gerade dem Kreisgericht in Hancock County präsidirte, verweigert worden war, wendeten sie sich mit ihrer ganzen Stärke der demokratischen Partei zu, welche ihrerseits, um das Bündniß zu befestigen, einen Dr. John C. Bennett, der Alderman und Befehlshaber der Miliz von Nauvoo war, zum Master-in-Chancery und General-Adjutanten des Staates ernannte. Die Folge war, daß die ganze Whigpresse wüthend über das unheilige Bündniß herfiel und den Mormonen alle nur erdenklichen Schlichkeiten nachsagte.

Dieser Dr. Bennett wurde übrigens sehr bald darauf aus der Mormonen-Kirche ausgestoßen und rächte sich dadurch, daß er die Behörden von Missouri zu bewegen mußte, von Neuem die Auslieferung von Smith und einem anderen Haupt der Mormonen zu verlangen. Dies geschah im Juni 1843. Smith, der, als der Auslieferungsbefehl eintraf, gerade auf einer Missionsreise den Rock-Fluß hinauf begriffen war, wurde in Lee County verhaftet, aber auf dem Wege nach Missouri von einigen bewaffneten Mormonen befreit und im Triumph nach Nauvoo zurückgeführt, wo er auf ein Habeas-Corpus-Verfahren hin förmlich freigelassen wurde. Der Missourier Marschall wandte sich dann an den Gouverneur Ford um Hülfe, der aber, da der alte auf gesetzlichem

Wege erledigt sei, einen neuen Auslieferungsbefehl verlangte, ehe er einschreiten könne.

Ihre bisherigen Erfolge stiegen den Leuten in Nauvoo zu Kopf. Im Winter 1843—1844 erließen sie ein Gesetz, wonach Niemand in Nauvoo auf einen von außerhalb kommenden Haftbefehl verhaftet werden durfte, außer mit schriftlicher Guttheißung des Bürgermeisters, und der Beamte, der es wagen sollte, ohne eine solche Zustimmung in Nauvoo eine Verhaftung vorzunehmen, mit lebenslänglicher Gefängnißstrafe bedroht wurde; ja selbst der Gouverneur sollte nicht das Recht haben, ihn ohne Zustimmung des Bürgermeisters zu begnadigen. Die Tendenz, einen unabhängigen Staat zu bilden, trat immer deutlicher hervor.

Auf die Austreibung der Andersgläubigen, die sie in Commerce vorgefunden hatten, aus ihrer Mitte, waren sie von Anfang bedacht gewesen. Wenn sie dieselben nicht dadurch zum Fortziehen bewegen konnten, daß sie ihnen für ihr Eigenthum einen rechtlichen Preis boten, so wandten sie ein eigenthümliches Mittel an, das der Merkwürdigkeit halber und weil es an das deutsche Kinderspiel „Schab' ab“ oder „Schab' Rübchen“ erinnert, mitgetheilt werden mag. Dem ein solches Angebot Verweigernden wurden drei Männer um das Haus postirt, die, sobald er sich am Fenster oder in der Thüre blicken ließ, ihre Augen starr auf ihn zu richten und an einem mitgebrachten Stabe fortwährend zu schnitzeln hatten. Ging er aus, so folgten sie ihm unter gleicher Beschäftigung auf Schritt und Tritt. Wie behauptet wird, sollen nur wenige diese Quälerei länger als einen Tag ausgehalten, und nur ein besonders Hartnäckiger erst am dritten Tage sich ergeben haben. Natürlich war das ein weiterer Tropfen in den Kelch der Erbitterung.

Wie lange unter solchen Umständen die Mormonen-Herrschaft in Illinois noch bestanden haben würde, ist schwer zu

jagen. Uneinigkeit im eigenen Lager führte schließlich das Verderben herbei, und die Hauptschuld daran trug der Prophet Smith selbst. Ihm hatte sein Erfolg völlig den Kopf verdreht. Das zeigte sich nicht nur darin, daß er im Jahre 1844 als Präsidentschafts-Candidat auftrat und angeblich 2000 bis 3000 Missionäre ausandte, um für ihn zu wirken, sondern auch in den von ihm innerhalb der Kirche ergriffenen Neuerungen. Es war um diese Zeit, daß er die Polygamie, die bis dahin nicht in der Lehre enthalten war, als eines der Sakramente der Kirche einführte, um sich der Frau eines seiner achtbarsten Jünger zu bemächtigen, und sich einer Reihe anderer, tyrannischer, auf seine eigene Bereicherung gerichteter Handlungen schuldig machte. Das schuf ihm viele Gegner, und als diese zur Vertretung ihrer Ansichten eine Zeitung ins Leben riefen, wurde auf Befehl des Stadtraths, nach einem gegen die *P r e s s e*, auf welcher die Zeitung gedruckt worden war, angestrebten Verfahren diese schuldig gesprochen und zur Vernichtung verurtheilt; die Herausgeber wurden aus der Kirche ausgestoßen. Das Urtheil gegen die Presse wurde natürlich vollzogen. Die Ausgestoßenen zogen nach Carthage, dem Countyssitz von Hancock County, und erlangten Haftbefehle gegen Smith, die Mitglieder des Stadtraths und sonst an der Zerstörung der Presse theilgenommene Personen. Da aber die ersten daraufhin Verhafteten in Nauvoo selbstverständlich freigesprochen wurden, wurde der Gouverneur durch eine Abordnung ersucht, die Vollstreckung der Gesetze in Nauvoo mit Waffengewalt zu erzwingen.

Der beschloß, den Stand der Dinge an Ort und Stelle persönlich zu untersuchen. Er begab sich zu diesem Zwecke nach Carthage, und forderte den Bürgermeister (Smith) und den Stadtrath von Nauvoo auf, dort vor ihm zu erscheinen, und sich gegen die erhobenen Anklagen zu verantworten.

Die sandten ein Comite, und in der Verhandlung stellte sich zur Genüge heraus, daß das Verfahren gegen die Zeitung und deren Herausgeber dem gemeinen Recht wie den Staatsgesetzen durchaus zuwider lief. Als Entschuldigung konnte das Comite aber anführen, daß angesehenen Advokaten, sowohl der demokratischen wie der Whig-Partei, sie in dem Glauben bestärkt hatten, daß sie mit ihrer Auslegung der Gesetze im Rechte seien.

Diese Sache würde vielleicht mit einem Verweis und der Zahlung einer Entschädigung an die Herausgeber der Zeitung beglichen worden sein, hätten die Feinde der Mormonen nicht die Gelegenheit benützt, dem Gouverneur alle die andern alten Anklagen gegen dieselben und noch viele neue vorzulegen. Unter anderm sollten die Mormonen Fälschmünzerei treiben, und eine bewaffnete Mordbande, die Daniten, unterhalten; Smith wurde angeklagt, die Verraubung und die Ermordung Andersgläubiger als ein Gott wohlgefalliges Werk, und den Meineid, wenn die Kirche dadurch gefördert werden könne, für Recht erklärt zu haben. Auch sollte er den Auftrag gegeben haben, eine gegnerische Zeitung in Warsaw zu zerstören, und mit den Indianern im Westen ein Bündniß gegen die Weißen geschlossen haben.

Hauptsächlich wohl um die Volkswuth zu beschwichtigen, erließ der Gouverneur einen Haftbefehl gegen die gesammte Stadtregerung von Nauvoo, versprach derselben aber seinen Schutz, falls sie sich der Vorladung gutwillig fügen würde. Denn da der Gouverneur die Milizen von Schuyler und MacDonough County nach Carthage entboten hatte, um nöthigenfalls seinen Anordnungen Nachdruck zu verleihen, hatte Smith, der den Ernst der Lage erschaute, alle waffenfähigen Mormonen mit Waffen versehen, und über Nauvoo den Kriegszustand verhängt. Wider Erwarten des Gouver-

neurs und jedenfalls gegen den Wunsch vieler ihrer Gegner erklärten sich, als der Gerichtsbote mit der Vorladung in Nauvoo erschien, die Angeklagten bereit, derselben am nächsten Morgen Folge zu leisten. Als sie indeß dann nicht pünktlich zur festgesetzten Stunde erschienen, wartete der Contrabler keinen Augenblick, sondern eilte nach Carthage zurück, und meldete, er habe den Befehl nicht ausführen können, was von den Negern mit Genugthuung begrüßt wurde. Denn nun, so hofften sie, werde der Gouverneur nicht länger zögern, sondern der Miliz den Befehl geben, in Nauvoo einzudringen, und damit ihnen die ersehnte Gelegenheit, die Stadt zu plündern. Der Gouverneur durchschaute indeß den Plan, und gab den Mormonen noch eine Gelegenheit, sich zu stellen, indem er von ihnen die Auslieferung der Waffen (3 Kanonen und ein Duzend Musketen) verlangte, welche der Staat ihnen für ihre Miliz geschenkt hatte, auf den Grund hin, dieselben seien zu ungesetzlichen Zwecken (Zerstörung der Presse und Behinderung des civilgerichtlichen Prozesses) verwendet worden. Daraufhin begaben sich Joseph Smith, sein Bruder Hyrum, die Mitglieder des Stadtraths und einige Andere nach Carthage, leisteten vor einem Friedensrichter für ihr Erscheinen zur verlangten Zeit Bürgschaft und wurden entlassen. Aber gleich nachher wurden Joseph und Hyrum Smith auf neuerlangten Gerichtsbeehl hin verhaftet und in's Gefängniß geworfen.

Das war am 24. Juni. Drei Tage darauf begab sich der Gouverneur, nach dem er die Milizen bis auf drei Compagnien entlassen hatte, unter Bedeckung von einer derselben nach Nauvoo, um den Mormonen eine Strafpredigt zu halten, und sie zu ermahnen, in Zukunft sich den Staatsgesetzen zu fügen, und sich aller Ungesetzlichkeiten zu enthalten, um zu verhüten, daß sie und ihre Stadt dem Unwillen des Volks zum Opfer fielen. Das versprachen die Nauvoorer auch und

bethenerten, die gegen sie erhobenen Anschuldigungen seien sämtlich gänzlich aus der Luft gegriffen. Während seiner Abwesenheit stürmte der Pöbel das Gefängniß in Carthage und ermordete die beiden Smith, ohne daß die zur ihrer Sicherheit zurückgelassene Miliz-Compagnie eine Hand zu ihrer Beschützung gerührt hätte.

Obgleich dieser Gewaltthat nicht, wie man befürchtet hatte, gewalthätige Schritte seitens der Mormonen folgten, so diente sie begreiflicher Weise nicht dazu, diese zur Unterwürfigkeit oder zur Aufgabe ihrer Ziele zu veranlassen. Und ebensowenig war dadurch die Rachsucht der Gegner beiriedigt, die sich mit nichts anderem zufrieden geben wollte, als mit ihrer Vertreibung. Schon wenige Wochen nachher, im August 1844, zur Zeit der Legislatur- und Congresswahlen, wurden Vorbereitungen getroffen, Nauvoo zu erstürmen, indem die Whig-Politiker, weil sie die Stimmen der Mormonen nicht erlangen konnten, die Miliz-Compagnien von Hancock County und aller benachbarten Counties in Illinois, Iowa und Missouri einluden, sich an einem bestimmten Tage in der Nähe von Nauvoo zu einer großen Volksjagd einzufinden, mit dem allgemeinen Verständniß, daß die Mormonen die Wölfe sein sollten. Gouverneur Ford, der davon Kunde erhielt, eilte mit 500 Mann, die er schnell gesammelt hatte, nach Hancock County, und es gelang ihm, eine Gewaltthat für diesmal zu verhindern, und zugleich durch das Versprechen, daß sie zur Bürgschaft zugelassen werden sollten, die Uebergabe zweier der Mörder der beiden Smith zu erlangen. — Deren Prozeß kam ein Jahr später in Carthage zur Verhandlung, und endete, obwohl ihre Schuld klar erwiesen war, unter Bedrohung des Gerichts durch einen 1000 Mann starken Pöbelhaufen, mit ihrer Freisprechung. Ebenso auch im folgenden Termin der Prozeß gegen die Mormonen wegen der Zerstörung der Zeitungspresse.

Neue Veranlassung zur Erbitterung folgte. Der Sheriff von Hancock County, General Deming, der im Rufe stand, ein Freund der Mormonen zu sein, hatte in der Nothwehr einen Gegner der Mormonen getödtet; in Lima im benachbarten Adams County hatte man entdeckt, daß unter den dortigen Mormonen ein Complot bestand, sich jeder Gerichts-Execution zu entziehen, indem sie alles Eigenthum in die Hände von fünf Personen legten, von denen für die Gelegenheit diejenige vorgeschoben wurde, der in der Sache nicht beizukommen war. Das führte seitens der Gegner der Mormonen zur Abhaltung einer Volksversammlung, um über Mittel zur Vertreibung der Mormonen aus dem westlichen Theile des Staates zu berathen, und es wurde beschloffen, einige von ihnen sollten auf das Haus, in welchem die Versammlung stattfand, schießen, aber so, daß Niemand zu Schaden käme, und dann solle behauptet werden, die Mormonen hätten die Versammlung überfallen. Der Plan wurde auch ganz so ausgeführt, und noch in derselben Nacht gingen 125 Mormonen-Häuser in Flammen auf, und deren Insassen konnten nur durch eilige Flucht das nackte Leben retten.

Ihre Ankunft in Nauvoo, wohin sie sich naturgemäß wandten, erregte dort große Entrüstung und Bestürzung, denn man mußte auch dort einen Angriff erwarten. Der Sheriff von Hancock County, der selbst ein Mormone war, Radinsoz mit Namen, eilte nach Nauvoo und bewaffnete 200 der dortigen Einwohner, organisirte eine Wache in Carthage, und machte sich dann auf, um die Brandstifter zu fangen. Während er auf dem Wege war, brachen die Mormonen, deren Häuser niedergebrannt worden waren, aus Nauvoo hervor, und plünderten die ganze Umgegend. Dem wurde indeffen bald durch General Gardin ein Ende gemacht, der mit 350 Mann Truppen anlangte, und die

Ordnung wiederherstellte. Ihm gelang es auch, die Mormonen davon zu überzeugen, daß sie sich auf die Dauer gegen die ihnen feindliche Volksmehrheit nicht würden halten können, und daß es für sie das Beste sein würde, den Staat zu verlassen. Er schloß mit ihnen eine Art von Vertrag, wonach ihre Mehrzahl den Staat im folgenden Frühjahr verlassen, und dafür jede weitere Verfolgung wegen vergangener Vergehen eingestellt werden sollte. Auch wurde bestimmt, daß bis auf Weiteres Militär zur Aufrechterhaltung der Ordnung im County bleiben sollte. Er ließ den Major Warren im Commando, dem es auch gelang, weitere feindliche Zusammenstöße zu verhüten, — hauptsächlich wohl, weil die Mormonen wirklich mit großem Eifer an die Vorbereitungen zur Auswanderung gingen. Dieselben wurden durch die Drohung beschleunigt, es werde Bundesmilitär requirirt werden, um, sobald der Mississippi offen sei, die Aeltesten der Mormonen auf Grund der immer noch gegen sie schwebenden Anklagen wegen Geldfälschung zu verhaften. Die Arbeit wurde deshalb mit fieberhafter Eile betrieben; fast jedes Haus und selbst der Tempel waren in Werkstätten umgewandelt, und in kurzer Zeit waren 25,000 Wagen hergestellt.

Am 15. Februar 1846 begann der Auszug. Zweitausend Familien mit den Aeltesten an der Spitze wanderten über das Eis des Mississippi und begannen den großen Marsch nach dem fernen Westen. Bis Mitte Mai waren ihnen weitere 1400 Familien gefolgt, und von den 17,000 Bewohnern, die es vorher gehabt hatte, blieben nur noch etwa 1000 in Nauvoo zurück, denen es noch nicht gelungen war, ihre Liegenschaften zu verkaufen. Aber auch diese sah man noch als eine Bedrohung an, denn ihr Votum war noch stark genug, die Countywahlen zu entscheiden, und neue Gewaltthatigkeiten waren die Folge. Einige Mormonen, welche

ausgeschickt waren, um auf der Stadt Nauvoo gehörigen Feldern die Weizenernte einzuheimsen, wurden überfallen und brutal mißhandelt. Sie ließen die Verüber verhaften, aber die Gegenpartei ebenso den Constabler und das Pöffe der Mormonen, die die Verhaftung vorgenommen hatten. Aus Furcht, es warte ihrer ein gleiches Schicksal, wie es die beiden Smith betroffen, weigerten sich die Mormonen dem Haftbefehle Folge zu leisten, und es sammelten sich nun mehrere Hundert ihrer Gegner, um den Befehl zu vollstrecken. Doch wurde einem blutigen Zusammenstoß für diesmal noch vorgebeugt, indem ein nach Nauvoo gesandtes Comité berichtete, die Mormonen hätten mit ihren Vorbereitungen zum Fortzuge vollauf zu thun, und hätten versprochen, sich an der bevorstehenden Wahl nicht zu betheiligen. Daraufhin ließ man sie vorerst in Ruhe. Als dann aber die Wahl kam, und alle Mormonen dabei nicht nur stimmten, sondern alle für die Demokraten stimmten, — aus Dankbarkeit, wie sie sagten, weil der demokratische Präsident ihren vorausgezogenen Glaubensgenossen gestattet habe, auf Indianer-Länderreien am Missouri eine Zeitlang zu verweilen, — brach die Wuth gegen sie von Neuem los. Die Haftbefehle gegen sie wurden erneuert; sie wieder weigerten sich dieselben anzuerkennen; wieder sammelte sich ein großer Haufe ihrer Gegner zu deren Vollstreckung, und wieder rüsteten sich die Mormonen zur Vertheidigung. — Auf Andrängen der Nicht-Mormonen in Nauvoo, der Leute, welche angezogen durch die niedrigen Preise das Eigenthum der fortgezogenen Mormonen erworben und von den drohenden Feindseligkeiten viel zu befürchten hatten, sandte der Gouverneur in der Person eines Major Parker einen Vertrauensmann nach Hancock County, von dem er glaubte, er werde als Whig, welcher Partei die Gegner der Mormonen meist angehörten, der richtige Mann für deren Verubigung sein. Aber als dieser

ankam, weigerte sich der Constabler der Anti-Mormonen, seine Autorität anzuerkennen, und erklärte, an der Ausführung der Haftbefehle liege ihm nichts, dadurch offen bekundend, daß ihm und seiner Partei dieselben nur zum Vorwand dienten, um die gänzliche Vertreibung der Mormonen herbeizuführen. Da Major Parker nichts ausrichtete, der bewaffnete Haufe sich stetig vermehrte, und bereits auf 800 angeschwollen war, und die Mormonen und Nicht-Mormonen in Nauvoo sich zu nachdrücklichem Widerstande rüsteten, schickte der Gouverneur einen neuen Vertrauensmann, Majon Brayman, einen Bürger Springfields, der versuchte, den drohenden blutigen Kampf auf nachstehender Grundlage zu verhüten: Die Mormonen sollten sich verpflichten, den Staat in Zeit von zwei Monaten zu verlassen, und bis dahin ihre Waffen einem Vertrauensmanne zu übergeben, der sie ihnen zur Zeit ihres Fortzugs zurückzuerstatten habe. Die Mormonen unterzeichneten dieses Abkommen, ihre Gegner aber verwarfen es. In Folge davon legten die Befehlshaber der letzteren ihr Commando nieder, und an ihrer Stelle wurde ein erbitterter Gegner der Mormonen, Namens Brodman, zum Anführer erwählt, der sofort gegen Nauvoo aufbrach. Sein Commando zählte 800 Mann, sämmtlich mit Musketen bewaffnet, und führte drei Kanonen mit sich. Die Mormonen, zusammen mit den neuen nicht-mormonischen Bewohnern von Nauvoo, die sich ihnen zur Vertheidigung des eigenen Besizes angeschlossen hatten, zählten anfänglich 250 Mann, und ihre ganzen Waffen bestanden aus 16 Musketen und fünf Kanonen, weld' letztere von ihnen selbst eilig aus der Röhre eines Dampfers hergestellt worden waren.

Zwar war Brayman nach Springfield geeilt, um vom Gouverneur Hülfe zu erbitten, und dieser beauftragte dem Befehlshaber der Milizen von Adams County, Major Wm.

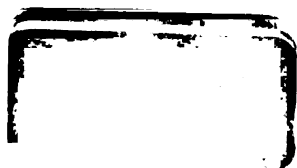
L. Flood, genügend Freiwillige anzuwerben, um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Es stellte sich aber sehr bald heraus, daß einerlei wie viel Leute der Staat dazu anwerbe, eine viel größere Anzahl den Aufständischen zu Hülfe eilen werde, und er führte den Auftrag deshalb nicht aus. Ein von ihm unternommener nochmaliger Versöhnungsversuch schlug gleichfalls fehl.

Brockman scheint kein großer Stratege gewesen zu sein. Die Mormonen, denen er, soweit bewaffnete Mannschaft in Frage kam, an Stärke dreifach überlegen war, hatten bei seinem Anmarsch etwa eine Meile vom Tempel eine Schanze aufgeworfen und ihre Kanonen dahinter postirt, und Brockman, der dieselbe leicht hätte umgehen können, legte sich mit seinen Leuten gerade davor, wenn auch in der sicheren Entfernung von einer halben Meile, und begann mit seinen Kanonen die Schanze zu beschießen, ohne damit nennenswerthen Schaden anzurichten. Das währte mehrere Tage, bis ihm die Munition ausgegangen war. Nachdem solche nach Verlauf zweier weiterer Tage von Quincy angelangt war, wurde das Schießen noch mehrere Tage fortgesetzt, und es sollen im Ganzen auf beiden Seiten 800 Kanonenkugeln verschossen sein, mit dem Ergebnis von 1 Todten und 9 Verwundeten auf Seiten der Mormonen, und 3 Todten und 4 Verwundeten auf der ihrer Gegner. Ein Comite aus Quincy bewog endlich die Mormonen zur Kapitulation. Sie sollten dem Comite ihre Waffen ausliefern und, mit Ausnahme einiger Vertrauensmänner, die den Verkauf ihres Eigenthums in die Hand nehmen und bleiben durften, die Stadt verlassen. Die Nicht-Mormonen sollten in ihrem Besiz nicht gestört werden. Aber statt die Ausführung der Vereinbarung einem unparteiischen Manne anzuvertrauen, übergab man sie Brockman, der nichts Eiligeres zu thun hatte, als nicht nur die Mormonen, sondern auch die ansässigen Nicht-Mor-

89072934904



b89072934904a



89072934904



B89072934904A